

UNIVERSITY OF ARIZONA LIBRARY




3 9001 04673 8491









Digitized by the Internet Archive  
in 2023 with funding from  
Kahle/Austin Foundation



**ZEITSCHRIFT**  
FÜR  
**DEUTSCHES ALTERTUM**  
UND  
**DEUTSCHE LITTERATUR**

HERAUSGEGEBEN  
VON  
**EDWARD SCHRÖDER**

SIEBENUNDSECHZIGSTER BAND  
DER NEUEN FOLGE FÜNFUNDFÜNFZIGSTER BAND

---

BERLIN  
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG  
1930





# INHALT.

	Seite
<b>C. v. Kraus</b> , Das sog. demonstrative <i>ein</i> im mittelhochdeutschen	1
<b>E. S.</b> , Blattfüllsel: zur Upsalaer Sündenklage . . . . .	22
<b>H. Sparnaay</b> , Die einstellung des Armen Heinrich in das werk Hartmanns von Aue . . . . .	23
<b>H.-F. Rosenfeld</b> , Handschriftliche funde	
1. Ein liebesbrief . . . . .	41
2. Zu Hadamar von Laber . . . . .	44
3. Zum Väterbuch . . . . .	46
<b>E. S.</b> , Leutold von Roeteln . . . . .	47
<b>E. S.</b> , Der Maget Krone . . . . .	48
<b>R. Löwe</b> , Die inschrift des goldrings von Pietroassa . . . . .	49
<b>R. Meißner</b> , Heilig . . . . .	54
<b>H. Patzig</b> , Die abfassung von Einars Vellekla . . . . .	55
<b>R. Meißner</b> , Der hoftag zu Nürnberg (Walther 84, 14) . . . . .	66
<b>J. Kirchner</b> , Ein fragment aus dem Schwanritter Konrads von Würzburg . . . . .	70
<b>E. Schröder</b> , Zur deutschen litteratur des 12. jahrhunderts	
1. Die aussetzung des Moses . . . . .	73
2. Zur jüngern Judith . . . . .	75
3. Zur quellenfrage des Grafen Rudolf . . . . .	78
<b>H. Niewöhner</b> , Zu Freidank 48, 19 . . . . .	80
<b>G. Neckel</b> , Die Alpengermanen . . . . .	81
<b>E. S.</b> , Lückenbüßer: Vorauer Moses D. 69, 4 . . . . .	86
<b>H. Patzig</b> , Sigvats ostfahrt . . . . .	87
<b>E. S.</b> , Bogenfüllsel: zum Arnsteiner Marienleich . . . . .	96
<b>F. Skutella</b> , Beiträge zum Eckhart-text . . . . .	97
<b>E. S.</b> , Graf Konrad von Kirchberg . . . . .	108
<b>H.-F. Rosenfeld</b> , Zu Winsbeke, Winsbekin und Winsbeken- parodie . . . . .	109
<b>P. Wieselgren</b> , Die Höfuðlausn als Aðalsteinsdrápa . . . . .	122
<b>E. S.</b> , Zu den liedern Heinrichs von Veldeke . . . . .	127
<b>E. S.</b> , Textkritisches zu Neifen . . . . .	128
<b>G. Schütte</b> , Ethnische prunknamen . . . . .	129
<b>J. Lunzer</b> , <i>Vome Roten zuo dem Rine</i> . . . . .	140
<b>H. Jacobsohn</b> , Nachtrag zu 'Altgermanisches' Zs. 66, 217 ff . . . . .	145
<b>G. Neckel</b> , Erwiderung . . . . .	150
<b>E. Schröder</b> , Heinrich Cluzenere . . . . .	152
<b>E. S.</b> , Regina Austri . . . . .	154
<b>K. Langosch</b> , Die 'Heilige Seelenlust' des Angelus Silesius und die mittellateinische hymnik . . . . .	155
<b>A. Leltzmann</b> , Die sprache Konrads von Fufsesbrunnen . . . . .	169
<b>E. Schröder</b> , Die heimat des Konrad von Fufsesbrunnen . . . . .	174
<b>Cl. Biener</b> , Die fassungen des Teuerdank . . . . .	177
<b>E. S.</b> , MFr. 113, 17 (Bernger von Horheim) . . . . .	196
<b>R. Meißner</b> , Barditus . . . . .	197
<b>P. Gothein</b> , Zu den Gotica Veronensia Zs. 66, 209 . . . . .	207
<b>E. S.</b> , Zum text des mitteldeutschen Karl und Elegast . . . . .	208

<b>E. Schröder</b> , Rudolf von Ems und sein litteraturkreis . . . .	Seite 209
(inhaltsübersicht s. 251)	
<b>E. S.</b> , Kleinigkeiten zu Minnesangs Frühling . . . . .	252
<b>T. E. Karsten</b> , Der Gotenname und die germanische lautver- schiebung . . . . .	253
<b>H. Menhardt</b> , Frühmittelhochdeutsche bruchstücke aus Klagenfurt I Gereimte paraphrase des Psalters — II Johannes Baptista	257
<b>L. Wolff</b> , Zur bedeutungsgeschichte des wortes 'reim' . . . .	263
<b>E. S.</b> , Bogenfüßsel: Engelhard von Adelnburg — Albrecht von Johansdorf . . . . .	272
<b>A. Leitzmann</b> , Bemerkungen zu Konrad von Heimesfurt 1. Zur Himmelfahrt Mariae — 2. Zur Urstende . . . .	273
<b>A. Leitzmann</b> , Zu Mai und Beafior . . . . .	283
<b>A. Leitzmann</b> , Zum Gregorius peccator . . . . .	285
<b>E. S.</b> , Ulinger . . . . .	288

---



## DAS SOG. DEMONSTRATIVE *EIN* IM MITTELHOCHDEUTSCHEN.

Behaghel hat, wie vor ihm schon L. Tobler, im ersten band seiner Deutschen Syntax § 88 die von Braune, Rudolf Hildebrand und anderen gelehrten<sup>1</sup> vertretene ansicht, dass *ein* im mittelhochdeutschen vielfach die bedeutung eines demonstrativums habe, mit recht abgelehnt und hat an ihre stelle andere erklärungen des unser neuhochdeutsches sprachgefühl oft befremdenden gebrauches gesetzt, teils den ausführungen Toblers folgend, teils eigene deutungen entwickelnd. gleichwol scheint mir das thema noch weiterer behandlung wert, da sich keineswegs alle fälle den bisherigen erklärungen fügen und da mir auch ein teil dieser erklärungen selbst einer ergänzung oder berichtigung bedürftig erscheint.

Ich ordne die verschiedenen arten des gebrauches der übersichtlichkeit halber in gruppen, ohne zu verkennen, dass man bei manchen beispielen über die zuweisung schwanken kann. die beispiele selbst stammen mit verschwindenden ausnahmen aus der von mir in der anm. verzeichneten litteratur, wo sie leicht zu finden sind, so dass ich mir aus raumgründen wol sparen darf jedesmal anzugeben, von wem sie beigebracht worden sind.

I. Die beispiele dieser gruppe haben das gemeinsame, dass der redende ohne jeden nebengedanken nur die absicht hat, ein einzelwesen oder einen einzelgegenstand aus seiner gattung herauszuheben; dieser absicht dient der unbestimmte artikel. hieher gehören folgende untergruppen:

<sup>1</sup> die litteratur, die Behaghel aao. verzeichnet, ist folgende: Braune PBBeitr. 11, 518 ff. 12, 393 ff; Kauffmann das. 14, 164; Hildebrand das. 588 ff; Tobler das. 15, 380 ff; ABeets Een als pron. demonstr., Tijdschrift voor nedrl. taal- en letterk. 6, 94 ff; Radtke Artikel bei Wolfram s. 47; Hoffmann-Krayer Zs. f. d. wortforschg 2, 72; hinzufügen kann man Lachmann z. Nib. s. 253 sowie zu den str. 327. 1416. 1490f. 1696. 1710; ders. z. Iw. 2136; Diemer z. Gen. K 1, 29. 10, 32. 13, 17; Hildebrand Vom deutschen sprachunterr., Leipz. 1887, s. 230 f; Bugge PBBeitr. 12, 371 (über ae. *án*); Braune das. 13, 586 f; Meier z. Jol. 219.

1. Die verwendung von *ein* bei dem prädicativ gebrauchten substantiv, die im neuhochdeutschen ja vielfach erhalten ist, so dass ein beispiel wie *Michael ist ein hehrer engel* genügen mag<sup>1</sup>.

2. *ein* vor vocativ (Gramm. IV 411; Behaghel I 73f): *Got der sprach dô einem sinem holden zuo Michahel, ein engil hêr, uernim wie mîn holde Luzifer usw.* (Gen. K I, 28f); *genâde, ein kûneginne!* (Walth. 118, 29). das *ein* bezeichnet in diesen beispielen, dass der den man anredet, ein einzelwesen der gattung *engil* ist bzw. einem solchen der gattung *kûneginne* gleichgesetzt wird<sup>2</sup>. der gebrauch des *ein* entspricht also ganz dem unter 1, und zu erklären wäre höchstens, warum das nhd. davon abgewichen ist<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> hierher gehören auch die vielberufenen Lutherbeispiele *Ich bin ein guter hirt* Joa. 10, 12 (vgl. 15, 1) sowie *Simon von Kyrene . . . der ein vater war Alexandri und Ruffi* Mrc. 15, 21. wie man hier eine demonstrative bedeutung des *ein* herauslesen wollte, ist mir unverständlich. Tobler sieht in dem *ein* mit recht das unbestimmte pron., weist auch darauf hin, dass schon der prediger Griebabers (I 7) *ein guoter hirt* übersetzt, aber seine erklärung, dass 'keine wirkliche identität, sondern nur eine bildliche ähnlichkeit ausgesprochen werden sollte', ist unklar und gezwungen. vielmehr werden einzelpersonen der kategorie 'guter hirt' und 'vater' zugewiesen. wenn wir im nhd. sagen: 'der der vater Alexanders war', so sagen wir das in hinhlick auf Alexander, der nur einen vater hatte; Luther hingegen denkt an die kategorie vater (zum unterschied von der kategorie sohn, enkel usw.), von der Simon ein einzelnes individuum ist. der gebrauch ist also in nichts verschieden von dem des *ein* in wendungen wie *zeinem manne, zeiner vrouwen nemen* (beispiele bei Grimm Gr. IV 410; Behaghel I 84f), wo wir jetzt gleichfalls an das bestimmte individuum denken, während die ältere sprache an die kategorie denkt.

<sup>2</sup> daher ist ein beispiel wie Parz. 810, 27 *ein kreftic got Jupiter, waz woltestu mîn* durchaus verständlich, da aus einer anzahl von göttern ein einzelner herausgegriffen wird. unverständlich aber wäre der unbestimmte artikel in dem von Behaghel daneben angeführten beispiel aus der Lit. 173: *owi einvaldige trinitas, ein gewaldiger got*, da ja hier nicht mehrere götter vorhanden sind: hier ist *ein* das zahlwort, parallel zu *einvaldic* und im gegensatz zu *trinitas*. wo nur *ein* individuum vorhanden ist, muss der bestimmte artikel stehn: *ich wil dich warnen Hagene, daz Aldriânes kint* Nib. (hier und stets, wo nicht das gegenteil bemerkt, nach Sievers) 1539, 2; ebenso beim superlativ: *nu zeige uns überz wazzer, daz aller wîseste wîp* das. 1543, 4.

<sup>3</sup> Behaghel (s. 74f) erklärt das *ein* beim vocativ aus wendungen in denen das substantiv als prädicat erscheint: *o mîn herre Jesu Kriste*,



3. *ein* vor eigennamen (Gramm. IV 405<sup>1</sup>; Behaghel I 416):  
*war ich in künsten wise alsô Plâtô was, ein Aristoteles und  
 ein meister Ipocras* Raumsland HMS III 55<sup>a</sup>; *dir wære och  
 eines Keien nôt* Parz. 297, 19 usw. vollständig überzeugend  
 erklären Beets und Behaghel solche fälle damit, dass die eigen-  
 namen appellativischer bedeutung nahekommen. ebenso ein-  
 leuchtend leitet Behaghel aus beispielen dieser art die möglich-  
 keit ab, *ein* dem namen mit abschätziger oder anerkennender  
 bedeutung hinzuzufügen, auch wenn dieser eine bestimmte ein-  
 zelne persönlichkei bezeichnet: *dar umbe wil si aber ein Engel-  
 mar vertriben* Neidh. (Haupt-Wiefsner) s. 124, 10 R; *siu sollen  
 och began ... vnd sollent gedenken aines Walters und ainer  
 Adilheit vnd ainer Trivtelind* schwäb. urk. (1315)<sup>2</sup>.

4. Hieher stell ich nun auch das *ein* der minnesinger:  
*Ein wîp mac wol erlauben mir, daz ich ir neme mit triuwen*  
*war* Wolfram lied 5, 16; *ich bin holt einer frouwen: ich weiz*  
*vîl wol umbe waz* Regensb. 13, 1; *ich muoz einer frouwen rûmen*  
*diu lant* Kürnb. 9, 31; *mich enwîl ein wîp niht an gesehen: die*  
*brâhte ich in die werdekeit* Walth. 73, 1 usw. wenn man hier  
 mit Braune übersetzen wollte 'eine gewisse frau', so hätte man  
 den sinn verfehlt: richtiger, wenn auch ebenso unpoetisch wäre  
 'eine ungewisse frau', am besten aber trifft den sinn das 'sie'  
 unserer modernen lyriker. so wenig wie diese ihre geliebte dem  
 leser näher bezeichnen, einfach weil es das fremde publicum

*ein fürste unmeziger rîlichkeit* stamme aus einem satze wie o ...  
*Kriste, du bist ein fürste.* nach meiner auffassung sind beide ge-  
 brauchsweisen im mhd. ganz identisch, im nhd. dagegen ist *ein* beim  
 prädicat geblieben, beim vocativ dagegen ungebräuchlich geworden.  
 bei dieser auffassung begreift sich nicht nur die von Behaghel betonte  
 tatsache, dass beide verwendungen zeitlich ungefähr die gleiche be-  
 grenzung haben, ebenso gut wie bei seiner herleitung aus analogie,  
 sondern es lassen sich sämtliche beispiele ungezwungen erklären,  
 während Behaghel genötigt ist, weitere analogieen anzunehmen: 'na-  
 türlich ist nicht jedes einzelne beispiel so zu erklären: nachdem ein-  
 mal der typus geschaffen, entstehn nachbildungen'.

<sup>1</sup> die beiden hier gebrachten beispiele beruhen übrigens auf  
 falschen lesarten.

<sup>2</sup> von Tobler, nicht so einleuchtend wie von Behaghel, als me-  
 chanische nachbildung von canzleiformeln wie 'eine hohe obrigkeit  
 udgl. erklärt.

nichts angeht, so wenig haben es die minnesinger getan<sup>1</sup>. sobald es aber auf die nähere bezeichnung ankommt, tritt auch bei ihnen der bestimmte artikel ein. so fährt der Regensburger in der oben citierten strophe fort: *wurde ich danne lebende, sô wurbe ich aber umb daz wip*<sup>2</sup>.

II. Die beispiele die zu dieser gruppe gehören, haben das gemeinsame, dass eine doppelheit der gedanken (a und b) vorliegt, die auch sprachlich einen doppelten ausdruck (a: durch *ein* und b: durch *der*) findet, indem der unbestimmte und der bestimmte artikel nebeneinander gebraucht werden. hieher gehören folgende untergruppen:

1. *ein der* mit folgendem superlativ (Gramm. IV 417; Behaghel I 147): *ein der hertiste strit, der vordes oder sît ergie* Greg. 1983. es sind hier zwei gedanken auszudrücken: dass es ein kampf war und dass es der härteste kampf war, der je vor sich gieng: *ein* bezieht sich also auf das substantiv, *der* auf den superlativ. im nhd. verzichteten wir darauf, das erstere sprachlich zum ausdruck zu bringen und setzen also nur das durch den superlativ geforderte *der*<sup>3</sup>. wenn hier etwas der erklärung bedürftig erscheint, so ist es wiederum nicht der mittel-

<sup>1</sup> schief Tobler: 'der grund, warum sie (die minnesinger) dieselbe doch mit *ein* anführen, ligt wol darin, dass das ganze verhältnis in dem betreffenden fall oder unter gewissen umständen aus rücksicht auf die dame selbst weniger vertraut erscheinen soll als es war, oder dass die dame sich dem ritter wirklich einigermaßen entfremdet hatte'.

<sup>2</sup> aufer wenn die identität aus dem zusammenhange ohnehin deutlich hervorgeht: *wol getröste mich ein wip ... daz nident mer-kære: des ist mîn herze wunt: ez n heile mir ein frouwe mit ir minne, ez enwirdet niemer mē gesunt* Regensb. 16, 15. soll man hier wirklich übersetzen 'jene bestimmte dame' und das beispiel als beweis betrachten, 'wie nahe der übergang von 'ein gewisser' zu 'jener' ist'??

<sup>3</sup> nicht ganz klar Tobler, der erklärt, es seien 'eigentlich zwei satzformen vermischt oder auf einander gehäuft, und zwar so, dass die eine durch die andere sozusagen zurückgenommen oder berichtigt wird. die aussage konnte entweder mit bloßem *ein* [??] oder mit bloßem *der* gebildet werden; wenn statt dessen beide pronomina gesetzt werden, so wird sie allerdings nachdrücklich verstärkt'. Behaghel (s. 148) betrachtet das nebeneinander als ergebnis einer mischung: *ein der liebe* = *ein der liebsten* + *der liebste*. aber schon Tobler hatte richtig bemerkt: '*ein der beste* bedeutet keineswegs 'einer der besten', sondern geradezu 'der beste' (was doch von ersterem sehr verschieden ist)'.



hochdeutsche gebrauch, sondern der moderne, der mit dem älteren noch ganz übereinstimmt, wenn der superlativ appositionell statt attributiv gebraucht wird wie Flore 3554: *ich enweiz wer ein maget were, diu schönste die ich ie gesach.* in seltenen fällen muss das substantiv aus dem sinn ergänzt werden: Kudr. (Sievers) 7, 1 heisst es: *Sîn muoter riet dem rîchen daz er im nâem ein wîp*; 8, 3 wird fortgefahren: *er hiez im werben eine die pesten* (sc. *maget*) *von den rîchen: diu saz in Norwæge*<sup>1</sup>; ebenso Lanz. 3051, wo *helde* aus dem *helt* (zwei verse vorher) zu ergänzen ist.

2. Sonstige beispiele des nebeneinander von *ein* und *der*: *saligkeit uuesen ein daz kuot, umbe daz alliu ding ketan uuerdent* Notk. I 246, 15; oder *sô bin ich ein der man, der sich in nennet âne schame* Lanz. 2492; ebenso Wigal. 97, 25 (3690 Kapteyn). weitere beispiele Gramm. IV 453; Lachmann Kl. schr. I 253 f; Behaghel I 147 f. Behaghel erklärt sie richtig aus einer Mischung: *ein man der* und *der man der* fließen zusammen, auch im nhd. können wir sagen 'ich bin ein pechvogel (oder 'der pechvogel'), dem alles schief geht'. — hieher gehört das beispiel Nib. 132, 2: *er truoc in sîne sinne ein minnedîche meit, und ouch in ein diu frouwe, die er noch nie gesach, diu im in heimliche vil dicke gûetlichen sprach.* hier werden zwei gedanken ausgedrückt: 'er liebte das mädchen und auch ihn die dame' (daher *diu frouwe*) sowie 'ihn liebte eine dame die er noch nie erblickt hatte' (daher *ein frouwe*). man kann im nhd. ganz dasselbe zum ausdruck bringen mit den worten: 'ihn liebte die dame, eine dame die er noch nie erblickt hatte'<sup>2</sup>. — in gewissem sinne kann man hiemit die bekannten fälle wie *ein mîn friunt, ein sîn mîc, ein mîn niuwer man* (Gen. K. 10, 32) vergleichen, an die schon Lachmann (Kl. schr. I 254) erinnert

<sup>1</sup> Behaghel lässt es offen, ob man hier nicht *die pesten* als apposition zu *eine* fassen könne.

<sup>2</sup> Lachmanns deutung aao., der das *ein* im sinne von *eine*, also = 'ihn allein' fasst, scheint mir gezwungen und passt nicht für die anderen stellen; ebensowenig für ein negatives gegenstück wie *dehein der gast* Iw. 375. Tobler deutet schief: 'die aussage konnte entweder mit bloßem *ein* oder mit bloßem *der* gebildet werden; wenn statt dessen beide pronomina gesetzt werden, so wird sie allerdings nachdrücklich verstärkt'. Behaghel (s. 148) stellt das beispiel zu den in der vorhergehenden untergruppe besprochenen.

hat, indem auch hier zweierlei mit zweierlei mitteln bezeichnet wird: 'ein freund' und 'mein freund'<sup>1</sup>.

III. Eine reiche gruppe, in deren beispielen zwar gleichfalls eine doppelheit der gedanken (a und b) vorliegt, die aber sprachlich nur einen einfachen ausdruck (a: durch *ein*, oder aber b: durch *der*) findet, wobei das mittelhochdeutsche häufig b fallen lässt und nur a ausdrückt, während das neuhochdeutsche die umgekehrte auswahl trifft. das ist der grund warum die mhd. *ein* in solchen fällen für unser sprachgefühl vielfach äußerst befremdlich wirken. ich ordne die zugehörigen beispiele wider nach ihrer engeren zusammengehörigkeit in untergruppen:

1. Fälle in denen ein für uns auffallendes *ein* neben dem als apposition gebrauchten substantiv steht. Exod. (Kossmann) 2004 (Diemer 146, 14): *si giengen zuo Pharaône, zeinem chunige vil hère*. wenn der dichter als apposition blofs das substantiv *chunige* gesetzt hätte, so hätte er unbedingt wie im nhd. den bestimmten artikel wählen müssen, da ja von Pharaon bereits die rede war. aber das hinzutretende adjectiv *hère* ist es ja worauf es ihm ankommt. die dadurch gegebene charakteristik des königs ist ein novum, daher gelangt die verbindung zu dem unbestimmten *ein*. wollte man die concurrenz von beiden im nhd. zum ausdruck bringen, so müste man sagen: 'sie giengen zum könig Pharaon, der ein übermütiger könig war'; ebenso Eracl. (Graef) 4488 *under din het Cosdrôas, ein heiden vil vermezzen, Jerusalem besezzzen*. wenn Otte hier *ein* sagt, legt er auf *vermezzen* das gewicht, wenn wir heute 'der' sagen, denken wir in erster linie an den heiden, von dem schon die rede war. ebenso sind zu beurteilen die beispiele: Kehr. (Schröder) 11302 *Heradius, ain helt vil guot*; Nib. 333, 2 *gistu mir din swester, sô wil ich ez tuon, die schænen Kriemhilde, ein küneginne hêr*; 391, 4 '*da: tuon ich*', sprach Gunther, *ein ritter küene unde balt*; 1051, 3 *dô klagte herzenliche Uote, ein edel wîp, und allez ir gesinde den sînen wællichen lîp*; 1476, 1 *Dô kom der küene Volkêr, ein edel spileman*. hier gibt uns der dichter selbst den beweis für die richtigkeit obiger deutung, denn er fährt in der nächsten strophe fort: *Wer der Volkêr ware, daz wil ich iuch wîzzzen lân. er was ein edel herre: ... durch daz er*

<sup>1</sup> Tobler fasst in einer wendung wie *ein mîn wange* das *ein* irrthümlich als zahlwort.

*videlen konde, was er der spileman genant.* die stelle zeigt also beides nebeneinander: den unbestimmten artikel bei *edel herre* und den bestimmten bei *spileman*; 955, 1 *Dô fuort er Palmungen, ein ziere wâfen breit*; 2350, 1 *Ouch vorht er Balmungen, ein wâfen starc genuoc*<sup>1</sup>; ein mittelniederländisches beispiel bei Beets s. 99.

2. Vergleichen lässt sich das spätere *ein* vor bezeichnungen von ämtern und behörden (Gramm. IV 424; Behaghel I 137): *an stat eis burgermeisters und eis ratz zuo Basel* Basl. urkb. VI 6 (1409); nhd. frühere anschrift in acten 'An ein hohes bayerisches ministerium der finanzen'. an sich ist wider sowol der gebrauch des unbestimmten wie des bestimmten artikels leicht verständlich. wer den gedanken ausdrücken will, dass es viele bürgermeister, räte, ministerien gibt, wählt den unbestimmten artikel, der aus der masse eine einzelne amtperson oder behörde absondert, wenn man dagegen von vornherein an den Basler bürgermeister und rat oder an das bayerische finanzministerium denkt, so ist hiefür der bestimmte artikel der gegebene ausdruck<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Man sieht, Braunes wiedergabe 'jenes bekannte' (PBBeitr. 11, 526) verfehlt den sinn. und Behaghels auffassung, der die fälle aus der nahen verwantschaft der apposition mit dem prädicat herleiten will (s. 100), erklärt nicht alles was an den beispielen der erklärung bedarf; denn auch bei prädicativer verwendung, also in einem satze wie 'er trug Balmung, der eine schmucke breite waffe war' wäre der unbestimmte artikel für uns befremdlich, wenn von Balmung schon zuvor die rede war. in obigen beispielen bedarf eben nicht nur das auftreten des unbestimmten artikels einer erklärung, sondern auch das fehlen des bestimmten.

<sup>2</sup> Tobler erklärt solche fälle mit den worten: 'es soll die hochgestellte person oder behörde aus ehrfurcht oder höflichkeit dem sprechenden etwas ferner gerückt werden als durch den bestimmten artikel geschähe. es kann aber auch der vorliegende concrete fall als erscheinung eines allgemeinen begriffswesens gedacht sein: die obrigkeit, die eine hohe genannt zu werden verdient; ein reich wie das deutsche usw.'. aber die erstere erklärung trifft nicht zu auf fälle wie Afra 129 *Dyokletian ain kayser vnd Maximian durchzüchtend ser die cristenhait* oder Basl. urkb. II 52 (1272) *wir Chuonrat, der Münch, ein ritter* oder Friedb. urkb. 70 *wir Henrich von Pfaffwang, ein burggrafe* (beispiele Behaghels s. 100. 125), die man von den obigen beispielen doch nicht trennen kann. näher kommt Toblers zweite erklärung dem richtigen. — Behaghel zieht wider die analogie

3. *ein* vor folgendem relativsatz (Behaghel (I 136): *Alexander begunde dō streichen ein ross daz nie nîchîn man begunde* (1. *chunde*) *weichen* Vor. Alex. 315 (Kinzel). wenn man beides zum ausdruck bringen wollte: dass das ross der schon erwähnte Bucephalus war, sowie dass es zuvor niemand hatte bändigen können, so wäre für ersteres der bestimmte artikel nötig, für letzteres der unbestimmte, und man würde das im mhd. zum ausdruck bringen, indem man *ein daz ross* setzen würde, wie wir im nhd. sagen müsten 'er begann das ross zu streicheln, ein ross das bisher niemand hatte zähmen können'. da sich aber aus dem ganzen zusammenhang wie ganz besonders aus dem folgenden relativsatz die identität dieses rosses mit dem zuvor geschilderten Bucephalus ohnehin ganz unzweideutig ergibt, so verzichtet das mittelhochdeutsche auf die identification durch *daz* und begnügt sich mit dem unbestimmten artikel allein. genau so wie ja auch wir noch sagen könnten: 'und hiemit streichelte Alexander ein ross das zuvor niemand hatte zähmen können'. der fall ist in nichts verschieden von einem beispiel wie ich es seinerzeit in der Neuen freien presse in einem artikel gelesen habe, der von der verleihung des Schwarzen adlerordens an den maler Adolf Menzel berichtete. da war zunächst über diesen orden, seine statuten und den kreis der bis dahin damit ausgezeichneten persönlichkeiten ausführlich gehandelt, sodann wurde mitgeteilt, dass der kaiser dem künstler den orden unter anerkennenden äusserungen persönlich überreicht habe, und hierauf

zur erklärung heran: der gebrauch in der apposition bei den eben citierten beispielen stamme aus der verwendung im prädicat (s. 135); der gebrauch bei den oben im text gebrachten beispielen dagegen habe seinen ausgangspunkt vom auftreten solcher amtsbezeichnungen in der apposition genommen, sowie von prädicativen wendungen wie *ze einem rate, zu einem schultheizen kiesen*. damit wird aber gleichartiges aus verschiedenen quellen auf recht verwickelte und auch etwas formale weise hergeleitet. — Beets s. 96 ff führt mnl. beispiele an wie: *Wi Jan ... maken cont ... dat wi enen edelen man ende onsen lieven neve, haren Florense, den grave van Hollant, ghegheven hebben ses dusent pont* (1281) und meint, der demonstrative gebrauch des *enen* sei damit bewiesen, dass in anderen urkunden *den st. enen* erscheint. aber der verschiedene gebrauch beruht auf verschiedener einstellung des urkundenden: bei *enen* wird an das individuum als angehörigen einer kategorie gedacht, bei *den* nur an den einzelnen in der urkunde genannten.



mit dem satze geschlossen: 'und mit diesen worten überreichte der monarch dem künstler einen orden, den bis dahin nie ein maler erhalten hatte'. auch hier könnte man mit gröfserer, aber im zusammenhang überflüssiger deutlichkeit sagen: 'er überreichte den orden, einen orden den bis dahin usw.'. hieher stell ich folgende weitere mhd. beispiele: Nib. 708, 3 AB\*: *unze daz si kômen zeiner bürge wît, diu was geheizen Santen*: 'bis sie zu einer burg kamen, der burg die Santen hiefs; 1566, 2 *dô sâhens ime scheffe riechen daz bluot von einer starken wunden, die er dem vergen sluoc*; wie diese wunde geschlagen wurde, war str. 1562 erzählt worden. wir können also wider übersetzen: 'von einer wunde, der wunde die usw.'; 1969, 2 *jâ frumte er der Hiunen vil manegen helt tôt mit einem scharpfen swerte, daz gab im Rüedegêr*: 'mit einem schwerte, dem schwerte das usw.'; aHeinr. 1060 *er hete brâht eine maget, die er im gewinnen hiez*: 'eine jungfrau, die jungfrau die'; Iw. 6450 *ich wâne wol, si was sîn wîp, ein vrouwe diu dâ vor im saz*; Parz. 442, 28 *daz ungeverte im undervienc eine slâ die er het erkorn: sus wart aber der grâl verlorn*: 'das gestrüpp entzog ihm eine spur, die spur die er wahrgenommen hatte'; 455, 25 *er erkande ein stat, swie læge der snê dâ liehte bluomen stuonden è. daz was vor eins gebirges want, aldû sîn manlîchin hant froun Jeschûten hulde erwarp*: 'obwohl schnee lag, wo einst blumen gestanden hatten, erkannte er vor einer bergwand eine stelle wider, die stelle wo er usw.'<sup>1</sup>; 500, 24 *wer was ein maget, diu den grâl truoc? ir mantel lêch man mir an*: 'wer war eine jungfrau, die jungfrau die den gral trug'? zunächst ist sie ja für Parzival eine unbekante, daher eine jungfrau; erst hierauf bezeichnet er sie, um sie für die andern, die ihm seine frage beantworten sollen, zu charakterisieren, als die jungfrau die den gral trug, und deren mantel man ihm geliehen hatte; 553, 11 *er kôs ein burc, diers âbends sach*: zunächst gewahrt er eine burg, dann erst folgt die mitteilung, dass es die war die er schon am abend gesehen hatte. derselben art sind die fälle Parz. 605, 15. 649, 5; Flore 3554; Berthold I 95, 32; Renner 37<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Singer f. Heinzel s. 428 lehnt Bartsch übersetzung durch 'eine gewisse stelle' ab, gibt *ein stat* durch 'die stelle, jene stelle' wider und ersetzt Lachmanns punct v. 26 durch ein colon.

<sup>2</sup> Behaghel s. 136 erklärt diese fälle aus einer mischung. die

Man kann das gemeinsame all dieser beispiele auch so erklären: bei der setzung des *ein* wird der reine vorgang ohne jede rücksicht auf den leser oder hörer geschildert: Nib. 708, 3 'die helden kommen zu einer burg'; durch den folgenden relativsatz wird dem leser oder hörer erst mitgeteilt, dass die betreffende burg die burg Santen war; oder Nib. 1566, 2 'die Nibelungen sahen das blut aus einer starken wunde dampfen'; für sie ist es 'eine' wunde, da sie ja die vorangegangene tötung des fährmannes nicht mit angesehen hatten. nun erst wird für den leser, der von dieser tötung schon weiß, hinzugesetzt: '(eine wunde) die er dem *vergen* geschlagen hatte'. unten unter 6. werden sich analoge beispiele finden, in denen wie bei den vorliegenden der reine vorgang erzählt wird, wobei der dichter es aber unterlässt, auf den leser überhaupt rücksicht zu nehmen, beispiele also die des erklärenden relativsatzes entbehren.

4. Konnte in den beispielen unter 3. der bestimmte artikel fehlen, weil das betreffende substantiv auch ohne ihn durch den folgenden relativsatz bereits genügend bestimmt war, so ist er in anderen fällen entbehrlich, weil sich die identität des substantivbegriffes mit einem schon vorher erwähnten ohnehin mit genügender deutlichkeit aus dem zusammenhange ergibt. ich stelle ein nhd. beispiel voran. wir können in einer erzählung ohne weiteres sagen: 'so ritten sie denn den ganzen tag: abends rasteten sie'. freilich könnte man statt 'abends' auch 'am abend' setzen. aber der bestimmte artikel ist nicht nötig, weil jeder aus dem zusammenhang entnimmt, dass es der abend des betreffenden tages war. ebenso sind folgende ältere beispiele zu beurteilen: Nib. 507, 1 *An einem morgen fruoe huoben si sich*

fügung Iw. 6450 sei entstanden aus den beiden sätzen: 'vor ihm saß eine frau, die war sein weib' und 'die frau, die vor ihm saß, war sein weib'; oder Parz. 500, 24 'eine jungfrau lieh mir ihren mantel; die trug den gral' und 'wer war die jungfrau, die den gral trug'. mir scheint diese annahme entbehrlich. einfacher ist wol die oben gegebene erklärungs: der bestimmte artikel braucht nicht gesetzt zu werden, da der unmittelbar folgende relativsatz die nähere bestimmung ohnehin enthält. aus demselben grunde kann ja bekanntlich der bestimmte artikel vor dem relativsatz fehlen, so dass das substantiv überhaupt ohne jeden artikel erscheint: *si sähen kampff der vor in was* usw., s. Paul Mhd. gr. § 223, 7; Kraus Zs. f. d. ö. gymn. 1894, 142; Zimmert PBeitr. 26, 366; Behaghel I 122 f.

*dan.* dass es der auf das abendliche gelage folgende morgen war, ergibt sich daraus dass Siegfried drei strophen vorher beim gelage gesagt hatte: *ir sult von hinnen mit mir über fluot.* auch wir könnten hier einfach übersetzen: 'früh morgens machten sie sich auf': dem unbestimmten nhd. 'morgens' entspricht das ebenso unbestimmte mhd. *an einem morgen*<sup>1</sup>. ebenso wird Nib. 804, 1 *An einem äbende, dâ der künec saz* gesagt, wo wir auch, ohne missverständlich zu sein, einfach 'abends' übersetzen können, da zwei strophen vorher erzählt war: *der wirt dô ze tische mit sinen gessen saz*<sup>2</sup>. Gen. K (Diemer 13, 15) fragt der teufel den Adam: *sage mir durch dine guote, durch waz dirz got uerbute?* der dichter fährt fort: *Swie sin uragete ein ubil hunt, idoch was ez im wol chunt; ich wæne ers uragete umbe daz daz er si uerleite baz.* die Wiener Genesis hat *der ubele hunt*; aber diese identification mit dem teufel ist nicht nötig, da sie sich aus dem zusammenhang ohnehin deutlich ergibt. ebenso beurteil ich Parz. 135, 6: Orilus zu Jeschute: *ich hân dicke prîs bezalt und manegen ritter ab gevallt. des enmocht ich nu geniezen niht: ein hôhez laster mir des giht.* auch im nhd. können wir sagen: 'jetzt habe ich einen schweren schimpf erlitten, der mir zeigt, dass alle meine taten umsonst waren'; 'diesen schweren schimpf' ist

<sup>1</sup> Behaghel s. 136 a. 1 nimmt hier ein wirkliches vergessen des dichters an.

<sup>2</sup> Wie sehr die behandlung des mhd. *ein* darunter gelitten hat, dass man vom nhd. sprachgebrauch ausgieng statt den mhd. aus sich heraus zu erfassen, zeigen hier die zwei von Hildebrand (vgl. auch Büscher PBBeitr. 49, 477) und Kaufmann angeführten beispiele, wo *ein* im sinne von 'der' gebraucht sein soll: Walth. 19, 5 *Eins tages als unser herre wart geborn*; En. 6040 *do begienc er eine hôtide, der koninc Evander ... et was ein dach, dat Hercules ein wonderlich dier dâ ersloech, dat hen leides dede genoech.* wollte man hier im mhd. *des tages* bzw. *der dach* setzen, so würde das den tag selbst bedeuten, an dem Christus geboren wurde oder Herkules seine tat vollbracht hatte. die schiefeit ligt hier also auf seiten des heutigen sprachgebrauches. das meint wol auch Tobler wenn er sagt, dass man bei der Waltherstelle zur übersetzung mit dem bestimmten artikel 'weder genötigt noch eigentlich berechtigt' sei, sondern die gewöhnliche bedeutung des unbestimmten *ein* festhalten könne. — ebensowenig kann man natürlich die mhd. und mnl. beispiele von *ein* vor monatsnamen (in einem meien, in enen meye Beets s. 100) für demonstrativen gebrauch heranziehen.

überflüssig. hieher stell ich auch die von ESchröder (bei Braune 12, 393 a. 1) beigebrachten beispiele von *ein* in volksliedern; ebenso das beispiel aus dem Wartburgkrieg (17, 1): *ein fürstin und ir frowen sint uns beiden al ze nâhe bî*; denn die beim kampf anwesenden können ja ohnehin nicht im zweifel sein, wer unter *ein fürstin* zu verstehn ist.

5. Wider in anderen fällen verzichtet der dichter darauf, durch den bestimmten artikel ausdrücklich zu betonen, dass von der betreffenden person oder sache schon vorher die rede war, weil auf die tatsache dass sie schon erwähnt waren, in dem vorliegenden zusammenhang gar nichts ankommt. hieher stell ich einen fall wie Wigal. 36, 10 (Kapteyn 1233): *von rehte muosez* (das kind) *salic sin. ez zôch ein rîchin kûnegin unze zuo zwelf jâren*: 'war es doch eine mächtige königin die es aufzog'. nur darauf kommt es Wirnt an, den hohen rang der ziehmutter zu betonen: dass es dieselbe war von der er schon früher erzählt hatte, ist hier belanglos<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Behaghel s. 136 leitet diesen fall wie einige andere aus wendungen her wo das betreffende substantiv im prädicat stand, da ja das prädicat, wie er s. 135 ganz richtig bemerkt, im mhd. in großem umfang den unbestimmten artikel neben sich hat. die erklärung hiefür ist von ihm s. 91 gegeben: bei sachbezeichnungen 'steht der unbestimmte artikel, wenn es sich um einen einzelnen vertreter einer art handelt', wofür er als beispiele u.a. anführt Melker Marld. 7, 5 *dô was din wambe ein chrippe deme lambe*; Walth. 43, 29 *daz diu statekeit der gûete an wibe* (so Jellinek PBBeitr. 43, 2) *gar ein krône sî*. dieselbe erklärung ist aber auch auf personenbezeichnungen auszu dehnen: Walth. 46, 32 *Aller werdekeit ein fûegerinne, daz sît ir zewâre, frouwe Mâze* (von Behaghel s. 136 versehentlich als vocativ gefasst); Berth. I 145, 36 *du woltest lîhte ein ritter oder ein herre sîn*; Tauler 15, 23 *die minne ist ein muoter der lutern demüetigkeit; die natur ist ein mutter aller dinge*, vgl. Luthers *ein vater* oben s. 2 a. 1. unklar sind die deutungen Toblers: 'die prädicate *fûegerinne, krône, mutter* werden in jenem zusammenhange durch das dabei stehnde *all, gar* allerdings so bestimmt, dass man hier bei *ein* sogar an die grundbedeutung, die des zahlworts, denken dürfte, wenn dieses ohne artikel im sinn von einzig stehn dürfte. aber auch jener begriff der totalität oder ausschließlichkeit lässt sich nicht mit einem unbestimmten *ein* vereinigen, wenn in den substantiven nicht die benennung als solche, sondern die denselben zugrunde liegende adjectivische eigenschaft ins auge gefasst wird, z.b. stätigkeit ist eine die weiblichen tugenden krönende zugabe; natur eine schöpferische macht'. wie compliciert!



6. Eine weitere gruppe wird von beispielen gebildet, in denen, für uns höchst befremdlich, darauf verzichtet wird, durch den bestimmten artikel daran zu erinnern, dass von der betreffenden person oder sache schon vorher die rede war, indem der dichter für die erzählung einen anderen standpunct wählt als wir (und mit uns schon viele mittelhochdeutsche dichter) einzunehmen gewohnt sind. die beispiele dieser untergruppe gehören also weder in die syntax noch in die bedeutungslehre<sup>1</sup>,

und wie leicht schon durch den hinweis zu widerlegen, dass wir ja jetzt ebensogut sagen könnten: 'stätigkeit ist eine krönung aller weiblichen vorzüge!' es gibt vielmehr eine krone des deutschen kaisers, eine krone des englischen königs usw., und so gibt es auch eine krone der weiblichen vorzüge. Behaghels erklärung, dass durch *ein* der einzelne vertreter einer art bezeichnet wird, ist also unanfechtbar. sie ist nur, wie bemerkt, auch auf die personenbezeichnungen auszu dehnen und braucht auch keineswegs auf das *ein* bei substantiven in prädicativer stellung beschränkt zu werden, man vgl. fälle wie Parz. 160, 17 *nu muoz ich alze fruo begrabn ein slöz ob dem prise. sin herze an zühten wise, obem slöze ein hantveste, riet im benamen daz beste.* das ist ganz derselbe fall wie bei prädicativer verwendung Parz. 3, 5 *scham ist ein slöz ob allen siten.* man beachte auch, wie in dem ersteren beispiel auf *ein slöz* unmittelbar folgt *obem slöze*, da das wort nunmehr schon genannt und daher näher bestimmt ist. hieher stellt sich auch Nib. 206, 2, wo C schreibt *durch daz her an ein ende*, während AB *anz ende bieten*; vgl. MF 32, 3 *an ein ende ich des wol kæme*; Walth. 44, 18. 73, 13. 74, 11 *dest ein ende*; ebenso die bekannten wendungen *zeiner vrouwen, zeinem manne nemen* usw.; ferner Ava 591 *si sprächen daz iz Christ were, ein friunt der sundære*; Walth. 19, 2 *im sleich ein höchgeborniu frouwe nâch, rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen*; Parz. 128, 26 *sus fuor die lones bernden vart ein wurzel der güete*; Wolfd. VI 22, 9; Walth. 6, 29 *nu sende uns, vater unde sun, den rehten geist her abe, daz er mit siner süezen fiuhte ein dürrez herze erlabe* (unrichtig gedeutet von Hildebrand PBBeitr. 14, 588: wir können doch auch sagen: 'der heilige geist labt ein vertrocknetes herz'); *wir Heinrich von Pfaffwang, ein burgrafe* Friedb. urkb. 70. die erwähnte erklärung Behaghels, der viele dieser fälle aus der analogie des prädicativen gebrauches herleitet (s. 100. 101. 135. 136), scheint mir also entbehrlich. alles fließt aus einer quelle, die von ihm für eine einzelne kategorie richtig erkannt wurde.

<sup>1</sup> noch auch in die litteraturgeschichte, in die sie Tobler doch schließlicb wider (wie schon Lachmann zu Nib. s. 253) verweist, wenn er sie auf den teilvortrag einzelner lieder zurückführt, von wo sie in das grofse epos und endlich in einzelne kunstepen übergegangen seien. — ein methodisch überaus lehrreiches beispiel, dass dort wo man ge-

sondern sie gehören in die poetik. der moderne leser erwartet nämlich, dass der dichter auf ihn beständig rücksicht nimmt; zu dieser rücksichtnahme gehört auch, dass etwas das bereits erzählt war, nicht wie ein novum, also im vorliegenden falle mit dem unbestimmten artikel bezeichnet wird, sondern dass man ihn an das frühere vorkommen durch den bestimmten artikel erinnert. es gibt aber auch eine andere technik: der dichter kann sich in die handlung oder in die redenden personen so sehr hineinleben, dass er jede rücksicht auf den leser beiseite lässt und so erzählt oder reden lässt wie die handlung vor sich gieng, oder wie die personen sahen, hörten oder sprachen. er schildert dann eben nichts weiter als den pragmatischen vorgang. die beispiele hiefür sind im einzelnen recht verschieden, aber gemeinsam ist ihnen allen der veränderte standpunct, von dem aus der dichter erzählt, schildert oder reden lässt. so Nib.

änderte bedeutung angenommen hatte, in wirklichkeit nur eine geänderte anschauungsweise vorliegt, hat bekanntlich Sievers (bes. PBBeitr. 12, 188 ff) gegeben, als er zeigte, dass jedes einzelne ortsadverb im altenglischen seine bedeutung (antwort auf die frage wo? oder woher? oder wohin?) im wesentlichen getreu bewahrt hatte, während ganze kategorieen von verben (des sehens, hörens usw.), die wir jetzt als ruheverba gebrauchen, einstens als richtungsverba gebraucht wurden. — So ligt, um ein anderes beispiel zu geben, auch nur ein wechsel der anschauung, nicht der bedeutung vor, wenn wir heute vielfach *in* verwenden, wo die ältere sprache *an* wählt. für die beiden bedeutungen bleibt aufrecht was Grimm Gr. IV 774 gesagt hat: 'da wo es der bloßen fläche, wand, seite gilt, wird *an*, wo dem innern, der mitte, *in* vorgezogen'. aber man kann bei vielen gegenständen mehr an ihre fläche oder mehr an ihr inneres denken. in älterer zeit sah man vielfach mehr die fläche (daher *an ein buoch schriben, an einem brieve lesen, an einem bette ligen, an ein gras sitzen, an der hant tragen, an den arm nemen*), wo wir an das innere denken. wo aber nur eine anschauung möglich ist, da dauert die strenge scheidung der bedeutungen ungeändert fort. auch in alter zeit kann man nur sagen: *blöz an beinen und an armen* Iw. 4930\* und anderseits: *in sin reine siten stechen* Walth. 37, 20, so wie man auch ein glas immer an die wand geworfen hat und einen nagel immer in die wand geschlagen. — ein wechsel des standpunctes ligt auch vor wenn der einen auftrag ausrichtende bote bei Walther 12, 9 das präteritum gebraucht: *er hiez in kloren ... er hiez in sagen* (vgl. Iw. 6049 usw.), während wir das präsens 'er lässt euch sagen' vorziehen. beim präteritum denkt man an den zeitpunct da der auftrag erteilt wurde, beim präsens an den da er ausgerichtet wird.

215,1 *Dô het der herre Liudegêr ûf eime schilde erkant gemâlet eine krône vor Sîvrides hant. wol wesser daz ez wære der kreftige man.* eben zuvor hatte der dichter vom standpunct der hörer erzählt, dass Siegfried und Liudeger von Sachsen im kampf aneinander geraten waren und dass Siegfried den Sachsen, den er offenbar erkennt, zu besiegen gedenkt. mit obigen versen schildert er nun den vorgang wie er sich in der seele Liudegers abspielt: zuerst nimmt er einen schild wahr, dann eine krone darauf, und nun erst weiß er, dass es Siegfried ist den er vor sich hat. die erzählung bekommt dadurch mehr leben, indem der hörer ganz vergessen wird: nicht zufällig, denn das erkennen Siegfrieds wird folgeschwer, indem es Liudeger veranlasst, sich und die seinen für überwunden zu erklären; Nib. 482,1 *Dannen gie dô Sîfrit zer porten ûf den sant in sîner tarnkappen, dô er ein* (AB, daz C) *schiffel vant.* für die handlung ist es ganz gleichgültig, ob es das schiff ist von dem vorher (473, 2) die rede war, oder nicht, aber von großer wichtigkeit ist dass der held ein schiff fudet, mit dem er von dannen fahren kann, um 1000 tapfere Nibelunge ins land der Brünhilde zu holen. auch hier steht das *ein* an besonderer stelle: in der ersten strophe einer neuen aventure; Nib. 510, 1 *Dô sach man Sîfride vor in eim scheffe stân in hêrlîcher wæte, und ander manegen man:* eine ganz objective schilderung vom standpunct derer die es sahen; sie sehen eben nichts als dass Siegfried vorn in einem schiffe steht: dass es dasselbe ist in dem er durch die tarnkappe unsichtbar davongefahren ist, wie sollen sie das wissen? aber wider ist es ein im zusammenhange wichtiger augenblick; Nib. 1772,1 *Dô sach der videlære, ein küene spileman, die edelen kûneginne ab einer stiegen gân nider ab eim hûse.* vorher (1761, 1) hatte der dichter für seine hörer erzählt: *Si* (Volker und Hagen) *gesâzen vor dem hûse gegen einem sal, der was Kriemhilde, ûf eine banc zetal . . . si ersach ouch durch ein venster daz Etzelen wîp.* der hörer weiß also später, dass es dieser raum ist von dem sie herunterschreitet. aber Volker, der das nicht weiß, sieht nichts weiter als dass die königin von einer stiege eines hauses herabsteigt<sup>1</sup>. auch hier erzählt der dichter vom standpunct seines helden in einem bedeutungsschweren augen-

<sup>1</sup> Bahaghel (s. 136 a. 1) will hier ein vergessen der früheren nennung zugestehn.

blick, denn das herabkommen der Kriemhilde bildet ja den auf-tact zu der scene, wie Hagen *niht gen ir uf stuont*<sup>1</sup>. man sieht, dieses 'heldenepische' *ein*, wie man es wol bezeichnen darf, hat etwas emphatisches, das es dadurch erhält dass der dichter sich mit schrankenloser hingabe in den augenblicklichen vorgang versenkt, so dass er darüber alle ableitenden nebengedanken, wie rücksicht auf den hörer oder leser, beiseite lässt. in ähnlicher weise wirken auch manche *ein* der vorhergehenden gruppen, wenn auch aus anderen gründen, emphatisch.

Hiemit dürften die wesentlichen arten des uns mehr oder weniger befremdenden gebrauches von *ein* besprochen sein. nunmehr lassen sich auch allerhand beispiele ausscheiden, die man im übereifrigen bestreben, möglichst viele parallelen zu dem sog. demonstrativen *ein* zusammenzubringen, angeführt hat. so das von Diemer in seinem glossar zur Genesis aus Hartmanns Glauben 1870 angezogene beispiel: *er sprach 'eyn du vil bese wilt'*, wo ESchröder (bei vdLeyen) den druckfehler bereits richtig gebessert hat: l. *eya*. ferner die meisten fälle die Kauffmann angeführt hat: En. 4720 *dat halp hem, dat he genas ende dannen quam gesont, want der jene te foete stont*; die hss. bieten *w. jenne B, w. jener M, wanne wenn er h, wande einer E*: wie kann man bei dieser überlieferung in dem *einer* der hs. E etwas anderes sehen als eine misverständliche deutung eines *ener* der vorlage? — Lanz. 6649 *er dienet einer vrouwen clär mit stater triuwe manic jār. mit rede er ir niht vergaz, unz die liute marcten daz, und zēch in einer 'ez ist diu', der ander sprach 'nein siu: ich wāne erz alz durch jene (Lachmann, eine WP) tuot, diu ist sō hübsch*

<sup>1</sup> auch in andern fällen kann die rücksicht auf den leser beiseite gelassen werden, ohne dass man dem *ein* deshalb jemals demonstrative bedeutung zuerkannt hätte: man müste ihm vielmehr hier auch noch 'possessive' zusprechen: Nib. 1562, 1 *Mit grimmigem muote greif Hagene zehant vil balde z e i n e r scheiden dā er e i n wāfen vant*. nach der sachlage ist es nicht eine beliebige scheide und waffe, es können nur die seinigten sein, aber der dichter begnügt sich, den vorgang wie er sich vor seinem geistigen auge abspielt, zu schildern: der gebrauch der possessiva *siner, sin* passt in die emphatisch-sinnliche schilderung nicht hinein, so wenig wie man auf einer photographischen momentaufnahme mehr einfangen könnte als dass der held aus einer scheide ein schwert zieht. — ebenso Nib. 2297, 1 *Alsō der küene Wolfhart der wunden empfand, den schilt den liez er vallen, höher an der hant huob er e i n starkez (AB, daz starke C) wāfen: daz was scharpf*



und *sô quot*. *sus wart er maniges bezigen*: dem *diu* kann hier nur ein *jene* entsprechen; das *eine* (wider aus *ene*) ist den schreibern wohl wegen des *einer*, das zwei verse vorher steht, in die feder geflossen<sup>1</sup>. — Lanz. 2363 *dô reit über ein* (*jene W, eine P*) *breide* (*heide W*) *gegen einer wegeseide Walwein*. das *ein* in P ist ganz correct, es ist der normale unbestimmte artikel, da von der *breide* ja vorher gar nicht die rede war. — Lanz. 2970 *den schilt er* (*Erec*) *ze halse nam und ein gezimieret sper*. *Diepalt brâhte ouch einz* (*eines W, yenis P*) *dâ her*: *daz enpfie der herre küene. der schaft was ouch grüene, dem andern wâfen gelich*. widerum ein ganz normaler unbestimmter artikel: *Erec nahm ein sper*, und *Diepalt brachte auch einz* (sc. *sper*). — Eilh. Tristr. 2996 *sie slûg unde roufte sich ... daz jener* (*M, ainer H*) *von der warte sie zu wunder an gesach*: es war aber vorher von keinem *wartman* die rede! — Pilatus 190 *des quam er an den rât daz er ûf dem walde ze legere unde behalde jagehûs worhte ... einis tagis er ûz reit ... an der âbentstunde ... bleib der kuninc Tÿrûs dî naht in einem jagehûs*. das erste *jagehûs*

*genuoc*; ebenso 2296, 1. — überhaupt nicht hieher gehört das beispiel Nib. 1553, 1 *Vil hôte an dem swerte einen bouc er im dô bôt*, wo Braune (PBBeitr. 11, 525) übersetzen will: 'jenen, schon genannten'. Hagen hatte eben zuvor (1550, 2) dem fährmann zugerufen: *nu hol mich ... sô gib ich dir ze miete einen bouc von golde rôt*. da er doch wol wie Hildebrand mehrere *bouga* besaß, so ist *ein* hier ganz am platze, wie wir ja auch sagen können: 'er versprach ihm einen und gab ihm einen'. — schließlic gibt es fälle wo man umgekehrt dem bestimmten artikel die bedeutung 'ein' zusprechen müste, wenn man vom neuhochdeutschen sprachgefühl aus urteilen wollte: Nib. 1952, 1 *Lûte rief dô Dancwart zuo dem* (ABI, *eime C*) *degene*: 'ir sitzt al ze lange, bruoder Hagene'. in wûrcklichkeit ist das *dem* vom standpuncte Dankwarts aus gebraucht, der ja weiß, dass es Hagen ist zu dem er spricht; C und der moderne gebrauch nehmen mit ihrem unbestimmten artikel auf den leser oder hörer rücksicht. ähnlich WTit. 87, 4 *ich weiz den fürsten solte er daz lern, man lêrte ein beren ê den salter* (Gramm. IV 410; Behaghel 137 a.; dazu noch Reinb. Georg 2653; vgl. auch Reimar MF 172, 13). Wolfram hat einen bestimmten einzelnen im auge, daher gebraucht er den bestimmten artikel; vom standpunct des hörers, der ihn nicht kennt, wäre der unbestimmte zu wählen.

<sup>1</sup> die beiden stellen mit *jener* werden auch der alten bedeutung dieses wortes gerecht, die Braune PBBeitr. 11, 525 sehr treffend als rein local ('der dort') gekennzeichnet hat.

ist hier natürlich plural, daher hat das zweite ganz natürlich den unbestimmten artikel neben sich. — auch Eracl. 1105 ist *jener* nur eine überflüssige vermutung Haupts, und das *einer* der beiden hss. untadelig, s. schon Graef s. 21. — Eracl. 346 *ein heiden hiez Cosdrôas*. hier ist das *ein* in der tat auffällig, aber nicht auffälliger als alles was diesem vers vorhergeht und folgt, denn all das war schon v. 79 ff gesagt. es ligt also überhaupt eine ungeschickte doppelerzählung vor. — auch Braunes beispiel Walth. 57, 23 *Minne diu hât einen site* darf man nicht widergeben mit 'Minne hat eine gewisse, eine bekannte sitte', sondern *einen* ist hier zahlwort. — Gen. K 10, 25 *unz daz eruullet wære der chôr, den der tieuîl ein wârer tôr uerlôs durch sîn ubirmuot*. hier ist einfach zu übersetzen: 'als ein wahrer tor', mit dem bekannten nhd. 'als', das in der älteren sprache fehlt, s. die beispiele bei Lachmann Kl. schr. I 175; zu MSD XI s. 75; zu Bit. 2985; Anz. XIX 56; Zs. 38, 142 a. 1. 48, 532. — Wartbkr. 6, 7 *ist danne der künec ze kurz, ze lanc, daz er dem rîche und al der werlt niht schaffet fröiden vil, ein Dürenghe herre nimt imz sunder danc und setzet swen er wil. unmitelbar vorher hatte es geheissen: Siben fürsten sint des wert, daz in ein ræmisch künec ist ze welenne benant: die enkiesent niht wan des der edel gert, Herman von Düringen lant*. dies steht in gegensatz zu dem was folgt, also: 'sieben fürsten üben das wahlrecht aus wie Hermann von Thüringen will; ist der gewählte könig aber schlecht, so nimmt ihm einer, der Thüringer herscher, die krone wider weg'. — Rol. 308, 17 *Des gerte di edele herzoginne, eines rîchen chuniges barn*. von dem *rîchen chunige* ist vorher nicht die rede gewesen, eine rückverweisung kann der unbestimmte artikel daher gar nicht beinhalten. vielmehr ist die ganze nachrede für den kreis von personen gedichtet, der einer näheren bezeichnung des königs nicht bedurfte, so wenig wie die auftraggeberin selbst. dass uns heute eine solche ebenso willkommen wäre wie die nennung des namens der herzogin selbst, die ja doch auch unterbleibt, ist kein grund dem *ein* hier eine sonderbedeutung zuzuschreiben<sup>1</sup>. — Walth. 53, 31 *ein ander weiz die sînen wol, die lobe er âne mînen zorn*. wenn Hilde-

<sup>1</sup> auch Lintzel Zs. f. d. phil. 54, 170 f verlangt wider wissbegierig vom dichter was man billigerweise nur von einem historiker fordern dürfte.

brand paraphrasiert: 'die andern aufser mir, also eigentlich alle', so ist das unrichtig; wenn er hinzufügt: 'aber Walther hat dabei gewis einige bestimmte im sinne gehabt', so ist das, wenn man dafür 'einen bestimmten' einsetzt, richtig, denn dieser eine ist Reimar gewesen<sup>1</sup>, aber solch verhüllende bezeichnung des rivalen ist rein stilistisch zu beurteilen, wie wenn wir heute mit einem 'man hat behauptet' auf einen bestimmten fachgenossen zielen. — Walth. 10, 4 *ich weiz bi mir wol daz ein ander ouch dar umbe trachtet*. wenn es hiesse: 'dass auch andere sich darum bemühen', so fänden wir das nicht weiter auffällig. der singular erklärt sich so, dass Walther als eine person sich eine andere person (st. mehrerer) beigesellt. auch das tun wir in gewissenwendungen ebenso, als wenn wir etwa sagen 'ich habe darüber diese meinung, ein anderer mag darüber anders denken', wobei unter dem singular ganz gut mehrere personen gedacht sein können; ebenso Walth. 103, 29<sup>2</sup>. im sinne ligt eben: 'ein anderer (als ich nämlich)'. — die stelle Walth. 75, 4 endlich (*lihte wirt mir einiu: so ist mir sorgen buoz*) würde eine eingehende behandlung des ganzen liedes erfordern, die hier zu weit führen würde. jedenfalls ist Braunes widergabe 'jene schon mehrerwähnte, jene eine bekannte, von der vorhin die rede war', nach dem was sich ergeben hat, unhaltbar, und die erklärung Behaghels (I 136), der analogie nach dem prädicativen gebrauch annimmt, nicht recht verständlich.

Die deutungen die im vorhergehenden für das mittelhochdeutsche *ein* gegeben wurden, lassen sich auch auf die beispiele anwenden, die von Cosijn und Bugge für einen analogen vermeintlich demonstrativen gebrauch des altenglischen *án* angeführt worden sind<sup>3</sup>. Beow. 2410 heisst es: *Hé ofer willan gíong tó paes-pe hé eord-sele á nne wisse, hláw under hrúsan holmwylme néh, ýð-ǵewinne. Sé wæs innan full wrætta ond wíra. Weard unhióre, gearo ǵúd-frecu gold-mádmás heöld, eald under eordan*. hier ist die erdhöhle durch die angabe ihrer lage wie ihrer in

<sup>1</sup> s. meine Lieder Reimars III 10.

<sup>2</sup> Tobler: 'Walther 10, 4 ist weder ein ganz beliebiger anderer, noch ein ganz bestimmter gemeint; die unbestimmtheit des ausdrucks ist durch subjective nebengedanken eingeschränkt'.

<sup>3</sup> Cosijn bei Braune PBBeitr. 12, 393 a. 1; Bugge das. 371; vgl. noch von Grienberger das. 36, 79.



dem anschließenden relativsatz genannten schätze ohnehin genügend als dieselbe gekennzeichnet, deren lage und schätze schon zuvor (ab v. 2209) ausführlich geschildert waren. der dichter steht so stark unter dem eindruck des vorgangs, dass er nur das tatsächliche erzählt, ohne etwas für den hörer überflüssiges auch nur zu berühren. das beispiel gesellt sich also zu den oben unter III 3 (vgl. auch III 5) besprochenen. auch teilt es mit ihnen das emphatische moment, denn der hier erzählte gang des mannes zur höhle des drachen führt ja zu Beowulfs letzter tat und zu seinem ende. — das. 2774 *þá ic on hláwe gefrægn hord reáfan, eald enta geweorc ánne mannan, him on bearm hládon þunan ond discas sylfes dôme*. dass der *man* kein anderer als Wiglaf war, ist nach v. 2753 ff unzweifelhaft, brauchte also nicht besonders hervorgehoben zu werden. dem erzählenden kommt es nur darauf an, dass die schätze, die durch dreihundert winter vom drachen bewacht geruht hatten, nun von eines menschen hand davongetragen wurden. — ähnlich steht es mit Gen. 876: *for hwón wást þu weán ond wríht sceome, gesylst sorge ond þín sylf þecest lic mid leáfum, sazast lifceare heán hyzegeómor, þæt þé sie hragles þearf, nymþe du áppel ánne byrðdest of dām wudubeáme, þé ic þé wordum forbeád?* der vorherrschende gedanke ist hier: 'alles um einen apfel!' demgegenüber wird die angabe, dass es der schon besprochene apfel ist, als überflüssig und belanglos beiseite gelassen. beide beispiele wären also zu den oben unter III 5 behandelten zu stellen. — Beow. 99: *Swá þá drihtzuman dreámm lifdon eadiglice, oð-þæt án ongan fyrene fremman feónd on helle. Wæs se grimma gést ðrendel hāten, mære mearc-stapa, sé-þe mōras heóld, fen ond fæsten*. der hörer weiß von dem unhold seit v. 86 ff, aber für die Dänen tritt er hier zuerst ins blickfeld, wer also von ihrem standpunct aus erzählt, wie hier der dichter, für den ist er *án*; erst mit der namensnennung im übernächsten vers wird wider auf den hörer bedacht genommen. die stelle ist also ganz analog zu beurteilen wie 2209: *hē zeheóld tela fiftig wintra. Wæs þá fród cýning, eald édel-weard, oð-þæt án ongan deorcum nihtum draca ricsian, sé-þe on heaðo-hlāwe hord beweotode, stán-beorh steápne*. der einzige unterschied ist dass hier sowol die Geaten wie der hörer zum erstenmal von dem drachen vernehmen, weshalb uns das *án* nicht auffällt,

während dort nur die Dänen von Grendel noch nichts wissen, wol aber der hörer. auch an jener stelle ligt in dem *án* des dichters, das nur dem vorgang gerecht wird, unbekümmert um nebenrücksichten auf den hörer, etwas emphatisches: bilden die verse doch den ausgangspunct für Beowulfs erste heldentat. das beispiel stellt sich daher zu denen der gruppe III 6<sup>1</sup>.

Zusammenfassend darf man also wol sagen: *ein* hat im mittelhochdeutschen in allen gruppen die function, ein einzelnes wesen oder eine einzelne sache aus der betreffenden gattung herauszuheben. dies kann geschehen ohne dass eine gleichsetzung des *ein* mit dem bestimmten artikel in unserer schriftsprache überhaupt in frage kommt (gruppe I). die hiehergehörenden fälle zeigen *ein*: 1. vor dem prädicativ gebrauchten substantiv; 2. vor dem vocativ; 3. vor eigennamen und 4. dort wo die betreffende person absichtlich nicht näher bestimmt wird (*ein wîp*

<sup>1</sup> Einige beispiele in denen nach Braunes meinung *sum* so gebraucht wird wie das von ihm behandelte mittelhochdeutsche *ein* (PBBeitr. 11, 394), sind dagegen wohl anders zu beurteilen. Beow. 247 *Náfre ic máran geseah eorla ofer eorðan, þonne is éower sum secz on searwum*. aber woher soll der strandwart schon wissen dass es Beowulf ist? warum soll man 'dieser da von euch' übersetzen (Heyne im glossar und ihm folgend Braune)? für den strandwart ist es doch zunächst einfach 'einer von ihnen'. — das. 314 *gûð-beorna sum wicz gewende, word æfter cwæð: 'Mæl is mé tó fêran*. Heyne gibt dies wider mit 'der besagte kriegsmann (der ihnen den weg nach Hroðgars sitz gezeigt hatte)'. natürlich ist das die meinung des dichters, aber es steht nicht ausdrücklich da. *gûð-beorna sum* ist weder 'ein kriegsmann' noch 'der kriegsmann', sondern es ist einfach identisch mit bloßem *gûðbeorn* (genau wie *zumena sum* soviel ist wie *zuma*, *mere-hræzla sum* soviel wie *mere-hræzl*, s. diese und mehr beispiele in Heynes glossar). wenn dieses *gûð-beorn* dastünde, hätte man darin nie etwas auffälliges gefunden. nur weil wir den artikellosen gebrauch in solchen fällen nicht mehr kennen, kommen wir in die zwangslage, wegen der sonstigen bedeutung von *sum* zum unbestimmten artikel zu greifen und ihm wegen des zusammenhanges die bedeutung des bestimmten beizulegen. *sum* hingegen ist allerdings 'adjectivisch-singularisch' (Sievers PBBeitr. 29, 570), aber es sagt, anders als unser unbestimmter und bestimmter artikel, nichts darüber aus, ob der begriff zu dem es gesetzt ist, ein novum ist oder nicht, so wenig wie etwa *gûð-beorn* aussagt, ob 'ein kriegsmann' gemeint ist oder 'der kriegsmann': das ergibt erst der zusammenhang.

udgl. der minnesinger). — Es können aber auch zwei gedanken oder vorstellungen ( $a + b$ ) in einem satz oder satzteil neben einander stehn, von denen  $a$  die setzung des unbestimmten artikels erfordert,  $b$  die des bestimmten, wobei die ältere sprache abweichend von unserer heutigen beide artikel setzt (gruppe II): dies geschieht: 1. vor folgendem superlativ und 2. in sonstigen fällen. — schliesslich kann bei der concurrenz der beiden artikel die ältere sprache zum unbestimmten artikel greifen, während die heutige dem bestimmten den vorzug gibt (gruppe III). dieses *ein* erscheint: 1. neben appositionell gebrauchten substantiven; 2. vor bezeichnungen von ämtern und behörden; 3. vor folgendem relativsatz; 4. dort wo der zusammenhang den bestimmten artikel entbehrlich macht, weil das frühere vorkommen des betreffenden begriffs auch ohne ihn genügend in erinnerung ist, oder weil 5. dieses frühere vorkommen an der betreffenden stelle nebensächlich erscheint; 6. findet sich dieses *ein* dort wo der dichter den vorgang an sich ohne jede rücksichtnahme auf sein publicum darstellt. — wie in den beispielen dieser letzten untergruppe hat die bevorzugung des unbestimmten artikels auch sonst vielfach etwas emphatisches, wie sich auch in den resten zeigt die noch jetzt in unserer sprache fortleben.

Die bedeutung des unbestimmten artikels ist also von den älteren zeiten bis in die gegenwart hinein unverändert geblieben: was sich vielfach geändert hat, ist nur die einseitige auswahl die der sprechende oder schreibende unter den beiden artikeln trifft, wenn ein doppelseitiger gedanke oder eine doppelseitige vorstellung vorliegt.

München.

Carl von Kraus.

Als BLATTFÜLLESEL biet ich zwei vorschläge zur Upsalaer Sündenklage (Germ. 31, 99 ff, dann Waag Kl. ged.<sup>2</sup> 167 ff): v. 12 ist schon wegen der nachfolgenden genetive zu lesen *Ich sundich mennische mich bekennen* st. *ich*, wobei ich gleich im reim auf den inf. *genennen* das rheinfränk. (*ich*) *bekennen* eingesetzt habe: ohne zwang, aber doch der v. 43. 54 so belegten form entsprechend. — v. 19/20 *nide* : *giredede* wäre in dieser freien reintechnik nicht gerade ausgeschlossen, aber die änderung *mith nide*, *mith hazze unde mith gide* ligt doch allzu nahe. — v. 56 *den hân ich ungelônnet* u. v. 61 *ich hân minen zehenden ungegeben* würde JGrimm froh begrüßt haben, dem solche belege Gr. II 781 offenbar mangelten.

E. S.

## DIE EINSTELLUNG DES ARMEN HEINRICH IN DAS WERK HARTMANNS VON AUE.

In seiner besprechung von Zwierzinas 'Beobachtungen zum reimegebrauch Hartmanns und Wolframs'<sup>1</sup> hob Ehrismann<sup>2</sup> hervor, dass Z. die priorität des Erec und des Gregor vor arm. Heinr. und Iwein bewiesen, über das chronologische verhältnis der beiden letztgenannten werke jedoch keine gewisheit gebracht habe. dieses urteil lässt sich auch auf die 'Mittelhochdeutschen Studien'<sup>3</sup> ausdehnen und bezeichnet überhaupt den standpunkt, auf dem die Hartmannforschung seit einem vierteljahrhundert steht. wenn die reihenfolge der Hartmannschen werke in der vorliegenden abhandlung aufs neue geprüft werden soll, so bildet dieses ergebnis Zwierzinas die grundlage dazu. ich nehme also als feststehend an, dass von den vier hauptwerken Hartmanns von Aue der Erec das älteste, der Gregor das zweite ist. zu untersuchen aber bleibt, ob der aH. vor oder nach dem Iw. anzusetzen ist.

Man hat vielfach die enge zusammengehörigkeit von Gr. und aH. als selbstverständlich hingestellt und wegen des 'verwanten' inhalts angenommen, der dichter habe diese beiden werke kurz nacheinander verfasst. die selbstverständlichkeit jedoch hat durch die nachweise Zwierzinas, dass der Gr. sprachlich dem Er. bedeutend näher steht als der aH., einen argen stoß erlitten, und seitdem die kritik meine hinweise auf die stoffliche verwantschaft des Gr. mit mehreren romanen des Artuskreises durchweg acceptiert hat, dürfte das argument des verwanten inhalts viel von seiner wirksamkeit eingebüßt haben. die ritterlichen episoden des Gr. weisen, verglichen mit den übrigen, legendenhaften teilen, bemerkenswerte sprachliche unterschiede auf, allein diese beobachtung, die sich auch für andere denkmäler, z.b. für die Kindheit Jesu anstellen lässt, darf uns nicht etwa über die forderung hinwegtäuschen, dass die chronologie des aH. genau so wie die der andern werke nur mit sachlichen mitteln geprüft werden soll. der abweichende charakter des aH. freilich und ganz besonders auch der geringe umfang und die schlechte überlieferung machen die frage nach seinem chronologischen verhältnis zum Iweinroman zu einer der heikelsten der mhd. philologie.

Zwierzinas erörterungen bestätigen mit einem überraschenden reichtum des materials das höhere alter des Er. und des Gr. das verhältnis des aH. zum Iw. wird nur gelegentlich berührt. ich stelle im folgenden zunächst zusammen, welche der von Zw. behandelten erscheinungen seine ansicht, dass der Iw. jünger sei

<sup>1</sup> Abhandlungen zur germ. phil., festgabe für Heinzel, Halle 1898, s. 437—511. <sup>2</sup> Anz. xxvi 42. <sup>3</sup> Zs. 44, 1—117. 249—316.

345—406; 45, 19—100. 253—313. 317—419. <sup>4</sup> auch ASchirokauer Studien zur mhd. reimgrammatik (sa. aus PBBeitr. 47), Halle 1923, führt keine neuen gründe an. <sup>5</sup> Verschmelzung legendarischer und weltlicher motive in d. poesie d. ma.s. Groningen 1922 s. 31 ff.



als der aH., stützen, und komme sodann auf diejenigen, welche seiner anordnung wenn nicht gerade widersprechen, so doch dieselbe keineswegs bestätigen. bemerkt sei noch, dass in dieser gruppierung kein vorwurf gegen Zw. beschlossen ligt. sie entspricht vielmehr, wie noch zu zeigen sein wird, dem schon von vielen seiten bestätigten sachverhalt, mit dem jede untersuchung, auch die vorliegende, sich abzufinden hat.

Zwierzinas argumente sind z.tl syntactischer natur. Zs. 45, 253 (und schon Zs. 40, 237 ff) wird festgestellt, dass H. das dem subst. nachgestellte attrib. *mîn, dîn* usw. im reime in den spätwerken seltener gebraucht. der Iw. gibt nur 2 beispiele, von denen eins in der anredeform, der aH. jedoch 4, wovon 3 anrede. das nachgestellte als episches epitheton verwendete *guot* findet sich im aH. und im Iw. je einmal (das Iweinbeisp. in der anrede), was in anbetracht der verszahl für die gröfsere reinheit des Iw. spricht (Er. 17, Gr. 3). — Zs. 45, 261 führt Zw. einige fälle an, wo der Iw. ausdrücke aus der traditionellen epik in absichtlicher verwendung gebraucht (z.b. 7740 *der degen mære*). man hat diese als beweis für die gröfsere reife des Iw. gelten zu lassen. — Zs. 45, 269 bringt Zw. sein m.e. stärkstes argument. bekanntlich heifst es aH. 1: *Ein ritter sô gelêret was*, Iw. 21 jedoch: *ein ritter, der gelêret was*. im Iw. haben wir also die natürliche wortfolge, aH. aber endstellung des verbs im hauptsatz. Zw. weist nun nach — und entscheidet damit den um diese stellen oft entbraunten streit — dass endstellung des verbs im hauptsatz bei H. immer seltener wird. also bekundet Iw. 21 eine gröfsere reife der Hartmannschen verskunst als aH. 1. Zs. 45, 275 endlich wird gezeigt, dass die präpositionalbestimmungen an der spitze, die H. gleichfalls immer seltener gebraucht (z.b. Er. 342 *zuo ir vater er sprach*) im aH. 4 mal vorkommen, wogegen Iw. nur 5 beispiele aufweist, was also auch für Iw. sprechen würde.

Den syntaktischen gründen treten nun die sprachlichen an die seite. ich stelle auch hier wider aus Zw.s schriften nur das zusammen, was für die priorität des aH. spräche. Beob. 445: aH. belegt *künne* 3 mal im reim (und einmal im innern), Iw. hat kein beispiel (nur ein *künneschaft*). — Beob. 462: der banale vergleich mit *spiegelglas*, der sich noch aH. einmal findet<sup>1</sup>, fehlt im Iw. — Beob. 476: für den comp. *merre* sind die zahlen Er. 4, Gr. 3, aH. 2, Iw. 1. — Beob. 480. 482: Iw. kennt kein *tweln* und *queln* im reim (aH. in A 351/2 *getwelte: gequelte*, wofür in Gierachs text *entwelte: quelte*<sup>2</sup>). — Beob. 485: Iw. hat kein *gespreitet*, aH. einmal. — Beob. 497: Iw. kennt kein *hâte, hâten* im reim, während aH. noch 3 belege hat. — Beob. 499 anm. 3 betont, dass *berâten* Iw. fehlt (aH. 2 mal). — Beob. 508 anm. 2

<sup>1</sup> Behaghel Einl. zur Encide CCIV verweist hier für H. auf En. 12622.

<sup>2</sup> die 1. aufl. hat *entwelte: gequelte*. Haupt, Wackernagel-Stadler und Paul haben die lesart aus A.

endlich, dass das subst. *sage* im Iw. nicht vorkommt, ebenso wenig übrigens wie im Gr. der aH. hat es 3 mal.

Hinzu kommt schliesslich die behandlung des rührenden reimes (Zs. 44, 94, besonders aber Zs. 45, 286 ff, wozu namentlich auch vKraus Zs. 56, 1 ff zu vergleichen ist). für H. bedeutet es — im gegensatz zu andern dichtern, wie etwa Gottfr. — einen fortschritt, wenn er den rührenden reim immer seltener anwendet. aH. und Iw. setzen die absteigende linie Er.-Gr. fort, im aH. finden sich 7 beispiele, im Iw. 21, d.h. also resp. 4,67 ‰ und 2,63 ‰ auf je 1000 verse. der fortschritt springt noch deutlicher ins auge, wenn man bedenkt dass H. den typus *gleich : -lich* und die reime mit gleich anlautender deutscher und fremder silbe, also etwa *Iónas : genas* (Gr. 931/2), nicht meidet, weil er diese offenbar nicht als rührend empfand<sup>1</sup>, dass alle andern typen jedoch bei ihm seltener werden. ausserdem fällt ins gewicht, dass H. allmählich gewisse rührende reime als bewusstes kunstmittel anzuwenden lernt, namentlich indem er die reimwörter später immer häufiger durch den satzaccent statt durch den wortaccent scheidet (vKraus).

Dies also die gründe für das höhere alter des aH., die Zw. in seinen verschiedenen arbeiten vorbringt. ich stelle jetzt die bedenken zusammen, die sich gegen Zw.s anordnung aus seinen eigenen schriften ergeben. fangen wir auch hier mit der syntax an. Zs. 44, 35 ff erblickt Zw. eine bestimmte entwicklung der höfischen reimtechnik in der fortschreitenden bevorzugung der pronomina im reim<sup>2</sup>. er weist nach, dass diese im Iw. viel häufiger reimen als im Er. die wörter *er* und *sî* jedoch fallen aus dieser entwicklung heraus. im Gr. fehlen sie beide, aH. hat ein *sî*, kein *er*<sup>3</sup>. dies widerspricht also der anordnung Er.-Gr.-aH.-Iw. allein deutlicher exemplificiert sich das hierin enthaltene bedenken, wenn man auch für die andern pronomina die zahlen des Gr. und des aH. vergleicht. ich komme sodann zu folgendem verzeichnis:

	Er.	Gr.	aH.	Iw.
<i>ich</i> . . . .	16	4	6	31
<i>mich, dich, sich</i>	42	6	19	69
<i>wir</i> . . . .	—	—	2	1
<i>dû</i> . . . .	—	2	2	2
<i>dir, mir</i> . .	17	15	16	28
<i>ir</i> . . . .	10	2	5	17

<sup>1</sup> so Zw. Zs. 45, 288. vKraus meint, der dichter habe die reime der letzteren gruppe wegen des verschiedenen accentus erträglicher gefunden (Zs. 55, 3).

<sup>2</sup> er dehnt das auch auf die partikeln aus, vgl. auch Beob. 440.

<sup>3</sup> Zw. erklärt dies damit dass im Gr. — wie im Tristan — *er* und *sî* den pron. *ez* und *es* zugesellt werden, die wegen des zu schwachen tones (nach Lachmann) im 13. jh. nie im reim erscheinen.

	Er.	Gr.	aH.	Iw.
<i>in</i> . . . .	17	14	11	52
<i>er</i> . . . .	17	—	—	12
<i>sî</i> . . . .	11	—	1	9

Die zahlen bestätigen also Zw.s anordnung nicht. die meisten fälle würden vielmehr für eine reihenfolge Er.-Gr.-Iw.-aH. sprechen. Zs. 45, 279 bespricht Zw. das die directe rede begleitende *sprach* in der endstellung. früher wies er als eines der wichtigsten merkmale der fortschreitenden kunst H.s das bestreben nach, überall die natürliche wortfolge zu wahren. im Er. ist das verhältnis der *sprach* mit natürlicher wortfolge zu denen mit verletzung derselben 6 : 29, Gr. 9 : 18, Iw. 17 : 9. bis soweit tatsächlich eine glänzende bestätigung. für den aH. aber find ich die zahlen 1 : 4! nach diesem ergebnis müste der aH. vor dem Gr. angesetzt werden, was selbstverständlich ausgeschlossen ist. keinerlei schlüsse gestatten die Zs. 45, 274 u. 275 besprochenen erscheinungen, dass H. es nämlich auf der höhe seiner kunst meidet das starktonige präp.- oder pron. adv. vor statt hinter das verbum zu stellen und dass er sich immer seltener gestattet, die präp.verbindung (nomen + präp.) zwischen subj. und verb zu rücken. wenn solche verse im Er. noch ziemlich häufig sind, so liefert der Iw. für diese constructionen nur je 2 belege. im aH. jedoch kommt diese wortfolge überhaupt nicht vor. hier lässt sich also blofs sagen, dass der geringe umfang des aH. die möglichkeit einer schlussfolgerung ausschließt.

Wir kommen jetzt wider zu Zw.s sprachlichem material. Zs. 45, 40 und Beob. 503 nennt er als grund für die späte auffassung des Iw., dass *dagen* dort von v. 1000 ab fehle. zu bedenken ist jedoch, dass sich vor 1000 im ganzen 3 *dagen*, 5 *verdagen* und 1 *gedagen* finden, wogegen der aH. blofs 1 *gedagen* aufweist, der Gr. 3 *verdagen* und 2 *gedagen*. es würde durchaus der methode Zw.s entsprechen, dieses eine *gedagen* des aH. als 'rückfall' zu betrachten und aus diesem grunde somit den aH. nach dem Iw. anzusetzen. wenn ich ihm trotzdem beistimme, dass das vorkommen von *dagen* den Iw. als das jüngere werk kennzeichne, so geschieht das aus andern gründen, vgl. unten. — Zs. 45, 43 und Beob. 484 hebt Zw. hervor, dass *gesat* in den reimen des Iw. nur einmal vorkomme und zwar 7819, in der schlusspartie, wo der dichter sich allerhand nachlässigkeiten zuschulden kommen lasse. Zw. hält das eine *gesat* des Iw. daher für einen rückfall, weil das wort offenbar im Iw. gemieden werde. auch hier ist jedoch zu bedenken, dass das wort, obgleich noch Gr. es mehrmals belegt, im aH. ganz fehlt. — ähnliches gilt für *gewin*. Zw. zeigt Beob. 460 anm., dass dieses wort eine bedeutungsentwicklung durchmacht und im Iw. nur noch in der bedeutung 'gewinn an geld und gut' vorkommt. im aH. fehlt es gänzlich. die möglichkeit ist nicht ohne weiteres

auszuschließen, dass der dichter es als zweideutiges wort gemieden habe. — Beob. 465 kommt Zw. auf *began*, *begunde* zu sprechen. beide werden im reim allmählich seltener, weil H. bekanntlich doppelformen nicht liebt. im Iw. finden sich 4 *began* neben 1 *begunde*, aH. 2 *began*, kein *begunde*. der aH. schwankt also nicht! — Beob. 481 betrachtet Zw. das in den reimen des Iw. einmal belegte *zalt* als eine 'nachlässigkeit'. auch *weln* findet sich Iw. einmal im reim. beide wörter fehlen sonst nach dem Er. — schliesslich ist oben zu *hâte(n)* der entsprechende conj. *hâte(n)* zu vergleichen (Beob. 499). dieser fehlt in den reimen des aH., kommt aber Iw. 2 mal vor.

Soweit also was sich aus Zw.s material für die stellung des aH. ergibt. ohne den wert der beigebrachten gründe schmälern zu wollen, glaub ich doch mit Ehrismann, dass seine beweisführung in bezug auf den aH. eine nachprüfung wol verträgt.

Es gilt zunächst sorgfältig zu erwägen, welche methode die geringsten möglichkeiten eines scheiterns an den eigentümlichen schwierigkeiten — geringem umfang, schlechter überlieferung, charakter des werkes — bietet. die chronologie aus dem inhalt, d.h. aus bestimmten angaben des dichters selbst herzuleiten, ist ausgeschlossen. auch eine vergleichung mit den quellen, die uns etwa den fortschritt des dichters klarlegen könnte, kann nicht unternommen werden. eine rhythmisch-metrische untersuchung kommt ebensowenig in frage. bekanntlich hat Saran es mit einer solchen versucht<sup>1</sup>, allein besonders die von Zwierzina<sup>2</sup> dagegen geltend gemachten gründe scheinen mir ausschlaggebend. die ausgaben zunächst sind für eine solche untersuchung nicht brauchbar. sie rühren nicht von einem herausgeber her und sogar wo wir nebeneinander einen Gregortext und einen armen Heinrich von einer hand haben (Paul), da wurden die texte, wie schon wiederholt bemerkt worden ist, nicht in gleicher weise behandelt. was metrisch zulässig ist, wie apokopiert werden soll, darüber besteht keine übereinstimmung. 'hunderte verse', sagt Zw., 'können in verschiedener weise gelesen werden'<sup>3</sup>. zweifel-fälle kommen fast jede 10 verse einmal vor<sup>4</sup>. wer nun gar seine beweisführung auf die handschriften selbst gründen wollte, stünde vor ungeheuren schwierigkeiten. diese stammen aus ganz verschiedenen zeiten und genden. ausserdem sind der Er. und namentlich der aH. so schlecht überliefert, dass eine solche sich

<sup>1</sup> Hartmann von Aue als lyriker (diss. Halle 1889) und besonders PBBeitr. 23, 1—108 und 24, 1—71.

<sup>2</sup> Zs. 45, 375 ff. vgl. weiter Vogt Zs. f. d. ph. 24, 237 ff.

<sup>3</sup> vgl. auch Gierach Zs. 55, 548.

<sup>4</sup> Auf der unsicherheit der metrischen verhältnisse beruht auch die unmöglichkeit, gewisse sprachliche erscheinungen zu erklären, wie etwa den wechsel zwischen flectiertem und unflectiertem *al* (die hss. schwanken öfters. in Pauls Gregortext finden sich 4 *al*, 69 *alle* usw., die reimstellung mitgezählt, aber ohne *aller* vor superl. und ohne adv.



auf den herausgeschälten text gründende metrik gewis zunächst nur subjective geltung hätte. zu alledem tritt noch der umstand, dass die rhythmische gliederung eines legendenhaften stoffes und die eines Artusromans schlechterdings keine vergleihung gestatten, wo es sich doch immer nur um geringe fortschritte des dichters während der kurzen zwischenzeit handeln kann.

Der verschiedene charakter der beiden in frage stehenden werke ist auch einer der gründe welche den erfolg einer vergleichenden syntaktischen untersuchung von vornherein fraglich erscheinen lassen. eine prüfung der syntaktischen möglichkeiten müste auf mancherlei eigentümlichkeiten verzichten, von denen nicht eindeutig feststeht, dass die häufigkeit ihres vorkommens nicht durch den charakter des stoffes bedingt ist. außer an verschiedene arten der satzbindung wäre hier etwa an gebrauch der oratio directa, des fragesatzes, an wortfiguren, bestimmte epische formeln, ausgeführte bilder und vergleiche zu denken. der gebrauch der modi ist nicht in allen hss. derselbe. bestimmte mittel der satzverknüpfung werden von den schreibern durch andere ersetzt. überhaupt fehlt uns eine zusammenfassende syntax der sprache Hartmanns und eine grundlegende untersuchung des mhd. legendenstils. kurz gesagt: bei dem jetzigen stand der forschung wäre eine vergleichende stiluntersuchung nicht in der lage zu entscheiden, welche erscheinungen sie zu berücksichtigen, vor welchen sie halt zu machen hätte, während gerade die der sprachlichen untersuchung gegenüber mehrfach erhobene forderung der vollständigkeit auch in bezug auf die syntaktischen verhältnisse durchaus aufrecht zu erhalten ist.

Auch die untersuchung der reimqualität führt zu keinem ergebnis. die wenigen unreinen reime des Iw. gestatten keinerlei schlussfolgerung, unterliegen vielmehr auch anderer erklärung. in bezug auf die rührenden reime bedeutet der Iw. allerdings einen fortschritt, allein auch dieser ist keineswegs entscheidend, vgl. oben. die procentsätze für die klingenden reimpaare sind nach Noltes tabelle<sup>1</sup>: I.B. 26,64; Er. 33,11; Gr. 36,09; aH. 32,86; Iw. 27,50. bei der beurteilung dieser verhältnisse ist zu bedenken, dass eigentlich nur im Iw. eine regelmässige verteilung stattfindet<sup>2</sup>. das anwachsen der klingenden verschlüsse macht sich in der 2. hälfte des Er. bemerkbar, während die

für den aH. desselben herausgebers sind die zahlen resp. 2 und 36, für Lachmanns Iwein jedoch 26 und 172), die behandlung der verba mit und ohne *ge-* (vgl. S. v. Monsterberg-Münchenau Der infinitiv in den epen H.s v. Aue, heft V der Germ. abh., hrsg. v. Weinhold u. Vogt; vgl. auch ders., Zs. f. d. ph. 18, 301 ff), die häufigkeit des adv. *noch*, der wechsel zwischen *gegen* und *engegen* (vgl. Gierach Zs. 55, 538).

<sup>1</sup> Zs. 51, 113 ff. tabelle Hartmann s. 120. vgl. auch Kochendörffer Zs. 35, 291 ff.

<sup>2</sup> an eine verwendung des klingenden reimes als schmuck, wie diese etwa bei Gottfr. beobachtet werden kann, wäre für H. nicht wol zu denken.

letzten 600 verse des aH. ganz auf der stufe des Iw. stehn. doch lässt sich auf Noltes zahlen eine chronologie nicht bauen, nur ist bemerkenswert, dass sie stimmen zu Sarans ergebnis in bezug auf die beschwerten hebungen, dass nämlich Gr. und aH. einen regelmässigeren wechsel von senkung und hebung zeigen als Er. und Iw.

Es bleibt uns somit keine andere methode als die einer prüfung des wortbestandes, sowol im versinnern als im reim. eine sich blofs auf die reimwörter erstreckende untersuchung kann niemals zu sichern resultaten führen, indem sie blofs einen teil des materials berücksichtigt und noch dazu nur solche wörter, die der dichter unter einem gewissen zwang wählte. gerade bei einem dichter der sichtlich fortwährend mit der form ringt, können die reimwörter unter keinen umständen als vertreter des sprachschatzes hingestellt werden. schon Steinmeyer<sup>1</sup> betonte, dass manche dichter gewisse wörter entweder nur im reim oder nur im innern verwenden. Gierach<sup>2</sup> hat viele beispiele gegeben, wo H. für den reim ein anderes wort wählt als im innern, und wo das nicht im reim gebundene gewis seiner eigenen sprache zukam. ganz anders ligt natürlich die frage für die reimformen. sie überliefern uns das zuverlässige material für die formen die dem dichter — im reime! — gemäfs waren.

Eine prüfung des wortbestandes hat das gesamte sprachliche material zu berücksichtigen. sie hat nicht eine auswahl zu treffen und nur das vorkommen bestimmter wörter zu untersuchen, deren häufigkeit man aus irgend welchem grunde für beweiskräftig hält<sup>3</sup>. welche wörter allmählich häufiger werden, welche untergehen, darüber belehrt uns erst die untersuchung. auch ist immer blofs H.s sprachgebrauch zu berücksichtigen. wir finden für diese arbeit nun eine feste basis in einer tatsache die seit jahrzehnten feststeht. zahlreiche untersuchungen von Lachmann, Haupt, Jänicke, Steinmeyer, Vos, Zwierzina, vKraus, um nur die wichtigsten zu nennen, haben es ausser allen zweifel gesetzt, dass H.s sprachschatz in fortwährender entwicklung begriffen ist, dass der dichter, aus was für einem grunde immer, gewisse wörter immer seltener, andere immer häufiger gebraucht, oder dass wörter die er früher gebrauchte, plötzlich aus seiner sprache verschwinden, andere dagegen auf einmal auftauchen. ist dies der eine feste punct, so haben wir einen andern in Zwierzinas beweisführung, dass der Gr. den zweiten platz — und Er. den ersten — unter seinen werken einnimmt. es kommt also bei unserer untersuchung darauf an zu prüfen, welches werk, der aH. oder der Iw., dem Gr. sprachlich näher steht.

<sup>1</sup> Über einige epitheta der mhd. poesie (Erlanger prorektoratsrede 1889) u.a. s. 15. <sup>3</sup> Zs. 45, 517 ff. <sup>4</sup> an dieser klippe ist B. J. Vos gescheitert. The diction and rime-technic of H. v. A. diss. New-York u. Leipzig 1896.

Zu diesem zwecke hab ich mir — immer die lesarten mit berücksichtigend — ein verzeichnis aller derjenigen wörter angefertigt, die im aH. und im Iw. in relativ verschiedener häufigkeit vorkommen. weil der aH. rund 1500 verse zählt und der Iw. 8000, ist der zu erwartende multiplicationsfactor 5,33. kommt ein wort somit im aH. 5 mal vor und im Iw. 20 mal, so stimmt das nicht und wird das wort in die liste eingetragen. ein wort, das im aH. einmal belegt ist, ist im Iw. 5 bis 6 mal zu erwarten. wörter die im Iw. weniger als 6 mal belegt sind, können, wenn sie im aH. nicht vorkommen, niemals etwas für die chronologie beweisen. daher kann z.b. aus den 2 *bejac*, den 2 *clär*, den 3 *mære* (adj.), den 4 *wizze Krist* des Iw. nichts gefolgert werden; die 2 *sicher* aber sind, obgleich das wort aH. gleichfalls fehlt, zu berücksichtigen, weil daneben im Iw. 5 *sichern* und 8 *sicherheit* stehn und im aH. die ganze sippe fehlt. umgekehrt verdienen u.a. das 1 *gemeit*, die 2 *genæme*, das 1 *twahen*, das 1 *untrôst*, das 1 *untræsten* des aH. — wörter die sämtlich im Iw. fehlen — sorgfältige erwägung. nachdem diese liste fertiggestellt war, hab ich für jedes wort die belegstellen des Gr. eingetragen und war jetzt also in den stand gesetzt, für alle wörter die möglicherweise beweiskräftig sein könnten, das vorkommen in den drei werken, sowol im reim als im innern, zu vergleichen.

Es gibt nun allerhand möglichkeiten. ein wort kann in zwei von den drei werken gleich oft belegt sein, oder wir können beobachten, dass es seltener oder häufiger wird. wenn es gestattet ist, den mathematischen ausdruck für die möglichen verhältnisse zu wählen, so möchte ich die anzahl der belegstellen für ein wort im Iwein = Iw. nennen, die im armen Heinrich = aH., die im Gregor = Gr.

Folgende fälle sprechen nun für den Iw. als jüngstes werk:  
 1. Gr. > aH. > Iw., 2. Gr. = aH. > Iw., 3. Iw. > aH. > Gr.,  
 4. Gr. = aH. < Iw. folgende für den armen Heinrich: 1. Gr. > Iw. > aH., 2. Gr. = Iw. > aH., 3. aH. > Iw. > Gr., 4. Gr. = Iw. < aH. 1 und 2 bezeichnen in beiden gruppen eine abnahme, 3 und 4 eine zunahme. es gibt aber noch zwei andere möglichkeiten<sup>1</sup>: 1. aH. > Gr. > Iw., 2. Iw. > Gr. > aH. diese fälle bedeuten dass der Gr. sozusagen in der mitte steht, d.h. also dass ein wort im Iw. häufiger ist als im Gr. und im Gr. häufiger als im aH., oder umgekehrt im Iw. seltener als im Gr. und im Gr. wider seltener als im aH. diese fälle stimmen bedenklich. sie würden, wenn sie oft vorkommen sollten, die möglichkeit, mit dieser methode zu einem resultat zu gelangen, recht fraglich erscheinen lassen. ich kann wol jetzt gleich sagen,

<sup>1</sup> weil die wörter, die im aH. und im Iw. relativ gleich häufig vorkommen, nicht mit berücksichtigt wurden, sind folgende fälle von vornherein ausgeschlossen: 1. Gr. = aH. = Iw., 2. Gr. > aH. = Iw., 3. Gr. < aH. = Iw.

dass sie verhältnismäßig selten eintreten und mit dem zweifellos wirksamen element des zufalls befriedigend erklärt werden können. in diesem umstand ist also zugleich eine bestätigung für die richtigkeit der angewandten methode zu erblicken.

Dass die zahlen für den Er. nicht bei jedem worte mit berücksichtigt, sondern nur gelegentlich gegeben werden, erfordert eine nähere erklärung. mit zahlreichen beispielen lässt sich leicht feststellen, dass die sprache dieses werkes noch auf einer ganz andern stufe steht als die der spätern dichtungen. auch dass der Gr. älter ist als aH. und Iw., ist an der hand des gesammelten materials unschwer zu beweisen. schwierigkeiten erheben sich aber wenn man für den gesamten wortschatz die zahlen aller vier werke vergleicht. offenbar nämlich — und dies scheint mir sehr wichtig — verfügt der dichter im Er. noch nicht über die genau abwägende kunsttechnik die er später entwickeln sollte. H. hat nicht von anfang an gewisse wörter allmählich gemieden, andere immer deutlicher bevorzugt usw. die einsicht dass bestimmte formen zu meiden seien usw., ist ihm erst nach und nach gekommen, für eine früh, für die andere spät. als er den Er. (und das Büchl.) dichtete, gab er sich von dem was er schrieb offenbar noch wenig rechenschaft. daher stimmt manches nicht wenn wir die zahlen für alle vier werke nebeneinander stellen. die für Gr.-aH.-Iw. zumeist schön verlaufenden linien erfahren durch die verhältnisse im Er. oft einen schroffen widerspruch. die linien lassen sich manchmal nicht rückwärts verlängern, sie biegen plötzlich ab oder verlaufen in anderer richtung. ein paar beispiele mögen genügen dies zu beleuchten. die wörter *de(i)swâr* und *ze wâre* finden sich im Gr. resp. 11 und 8 mal, aH. 1 und 6, Iw. 9 und 51. man möchte also annehmen, dass der dichter allmählich *de(i)swâr* seltener, *ze wâre* aber häufiger verwendet, und man erwartet für den Er. eine hohe zahl für *de(i)swâr* und eine niedrige für *ze wâre*. man findet aber 1 *de(i)swâr* und 14 *ze wâre*! — *(ge)zemen* erscheint Gr. 8, aH. 3, Iw. 14 mal. das stimmt also ungefähr. der Er. aber belegt das wort 55 mal, statt wie zu erwarten, etwa 20 mal. — *jâ* = fürwahr bietet Gr. 28, aH. 9, Iw. 14 mal, procentsätze resp. 7; 6; 1,75. die häufigkeit nimmt also ab. Er. aber hat 33 belege, tritt mit 3,3 % also zwischen aH. und Iw.! — die zahlen für *sâlic*: Gr. 11, aH. 3, Iw. 11 (procentsätze 2,75; 2; 1,38) lassen eine hohe ziffer für Er. erwarten. das wort findet sich dort jedoch nur 4 mal (proc. 0,4). — schliesslich *wonen*: dieses wort erscheint Er. 2 mal, Gr. 6 mal, aH. 2 mal, Iw. 7 mal, proc. somit Er. 0,2, Gr. 1,50, aH. 1,33, Iw. 0,88. hoffentlich wird niemand daraus den schluss ziehen, dass der Er. das jüngste werk sei. freilich kann jeder der nur einige formen herausgreift, damit alles beweisen was er wünscht. wo aber das höhere alter des Er. aufser aller frage steht und das allmähliche werden des



Hartmannschen sprachschatzes nicht blofs eine arbeitshypothese, sondern eine feststehende tatsache ist, da erblick ich — wie schon bemerkt — die erklärung für die auffälligen verhältnisse des Er. in der jugend des dichters, in dem umstand also dass er sich die hoch entwickelte formtechnik der spätwerke damals noch nicht erworben hatte. manche der unter 'Gregor in der mitte' und der unter 'der aH. das jüngste werk' aufzuführenden erscheinungen erklären sich auf diese weise. auch H. wurde eben nicht als vollendeter formkünstler geboren<sup>1</sup>.

Das gewonnene material ist mit der grösten umsicht und besonnenheit zu verwerten. es gibt zahlreiche gründe die es verbieten können, ein wort in die betrachtung einzubeziehen, weil sein vorkommen im texte durch umstände erklärt wird die für andere werke nicht gelten. zunächst ist da an den inhalt zu denken. kein mensch wird aus der häufigkeit von wörtern wie *brunne*, *erlahen*, *hof*, *kapelle*, *lewe* usw. im Iw. oder *gemahel*, *geriute*, *sêle*, *siech* u.ä. im aH. etwas folgern wollen. aber auch zahlreiche andere dürfen nicht berücksichtigt werden. *borc*, *borgen* und *entlihen* kommen im Iw. nur vor in jener ausführung wo H. den zweikampf mit einem würfelspiel und einem kaufmännischen geschäft vergleicht. auch aH. fehlen sie. *binden* verwendet der aH. nur in dem abschnitt wo das mädchen gebunden wird. der gebrauch des wortes hängt also aufs engste mit dem inhalt zusammen, und es soll, obgleich auch der Iw. es hat, von vornherein ausgeschieden werden. *bluome* kennt nur der aH., aber ausschliesslich in bildlicher verwendung. und in bezug auf die bildersprache stehn der Iw. und der aH. nicht auf einer stufe. überhaupt ist zu bedenken, wie schon Steinmeyer an dem beispiel von Veldekes Eneide und dem Servatius desselben dichters zeigte, dass etwaige beobachtungen zum sprachgebrauch eines romans nicht ohne weiteres auf eine legende desselben verfassers auszudehnen sind. im folgenden werden dutzende von wörtern aufzuzählen sein, deren vorkommen aus inhaltlichen gründen als nicht beweiskräftig angesehen werden muss. wir werden überhaupt unsere besten argumente nicht unter den inhaltsreichen wörtern mit scharf abgegrenzter bedeutung finden, sondern unter den blassen, von jedermann gebrauchten, ohne die der dichter nicht auskommen konnte. daneben unter den veraltenden und den plötzlich neu auftauchenden. manchmal ist die überlieferung schuld, dass aus dem fehlen oder der häufigkeit keinerlei schlüsse gezogen werden können. die partikel *et*

<sup>1</sup> auch in der reimtechnik stand er nicht auf einmal als meister da. die linie der rührenden reime — Er. 109, Gr. 21, aH. 8, Iw. 22 — ist durchaus eine absteigende, auch innerhalb der einzelnen werke (vgl. Vos s. 61). im Gr. aber bietet die 1. hälfte 7 beispiele, die 2. jedoch steht mit 14 fast wider auf der stufe des Er., während die 8 rührenden reime in den 1500 versen des aH. dieses werk unter die 1. hälfte des Gr. hinabdrücken.

findet sich in Lachmanns Iweintext 11mal, im aH. fehlt sie, aber wir wissen nicht, wie oft die schreiber sie ausgemerzt haben<sup>1</sup>. *magenkraft*, das nur aH. belegt ist, ist überhaupt ein seltenes wort, dessen fehlen im Iw. und Gr. daher gewis nicht beweiskräftig ist. Iw. hat übrigens 1 *meinlich*. für *verre* sind die zahlen: Gr. 18, aH. 8, Iw. 30. das ist für Gr. und aH. zuviel, aber der grund ligt in der häufigkeit des reimes *herre : verre*, der sich im Gr. 12mal, aH. 5mal findet und im Iw. überhaupt nicht. solche beispiele gibt es die menge. der eigentliche grund ist im gegebenen falle natürlich der häufige gebrauch von *herre*, welcher mit dem inhalt zusammenhängt.

Schließlich ist noch ein anderer umstand hervorzuheben, eine erscheinung die für Hartmanns wortgebrauch von geradezu einschneidender bedeutung ist. wenn der dichter, sagen wir im Iw., ein wort 10 mal gebraucht, so sind in sehr zahlreichen fällen diese 10 belege keineswegs regelmäsig über das ganze werk verteilt, sondern es finden sich z.b. 7 beispiele in etwa 100 verse zusammengedrängt, darauf kommt das wort in tausenden von versen kein einziges mal vor, bis es plötzlich wider einige male kurz nacheinander erscheint. dies betrifft keineswegs blofs wörter, deren vorkommen in einem bestimmten abschnitt sich ohne weiteres aus dem inhalt versteht, wie etwa das oben erwähnte *borgen*, sondern ebensogut zahlreiche andere, wo sich kein aufseher anlass nachweisen lässt. ich greife aus dutzenden von beispielen vorläufig einige heraus. das subst. *maht* kommt im Iw. 7mal vor, nl. 902. 5622. 7350. 7381. 7410. 7445. 7929, es fehlt also in einem abschnitt von 4700 versen. dass aH. überhaupt keinen und Gr. nur einen beleg bietet, kann uns daher nichts lehren. — die präp. *ob* findet sich im aH. 2mal, nl. 847 und 849. — das adj. *breit* belegt der Iw. 6mal, nl. 401. 437. 443. 459. 575. 6437. — *vålant* kommt bei H. 5mal vor, nl. Büchl. 1683 und Er. 5556. 5648. 9197. 9270. — der Iw. verwendet *rûch* im ganzen 6mal, davon 4mal in den ersten 1000 versen, dann 3557 und schließlich 6536 in dem berühmten *mit rûhen ruhshüeten*. — (*ge*)*turren* ist aH. auffallend oft belegt, nl. 6mal (Gr. 2, Iw. 7), aber die zahlen sind 439. 1129. 1130. 1322. 1323. 1328. — das subst. *trôst* kommt im Iw. 15mal vor, aber es fehlt bis 3419, im Gr. gibt es 9 belege (+ 1 *trôstgeist*), aber hier fehlt es zwischen 219 und 2505; im aH. kommt es nach 237 nicht mehr vor. — das adv. *under* findet sich im Iw. vór 5156 nur ein einziges mal, im ganzen gedicht jedoch 7mal, im Gr. fehlt es zwischen 710—3125. da kann es uns nicht wundern, dass es aH. überhaupt fehlt. — *gemeit*, auf sachen bezogen, findet sich im Er. 3mal, nämlich 7668. 7698. 7731 (Jänicke s. 9). von den

<sup>1</sup> vgl. Lachmann zu Iw. 2131. Paul PBBeitr. 1, 304 will das wort überall unterdrücken.

14 belegen für *verlân* die der Iw. bietet, finden sich 7 zwischen 7182—7718 und nochmal 3 zwischen 3670—3712.

Die erscheinung ist nicht blofs auf die wortwahl beschränkt, sie gilt auch für die syntaktischen und stilistischen verhältnisse. weil diese in der vorliegenden untersuchung nur gelegentlich herangezogen werden, möge ein beispiel genügen. die formel *durch got* find ich im Er.: 533. 545. 956. 3355. 3380. 3422. 3531. 3807. 4359. 4769. 4804. 4830. 5339. 5343. 5438. 5475. 6219. 6289. 7499. 7513. 7930. 7939. 8986. 10130; im Gr.: 533. 539. 573. 836. 1318. 1405. 1516. 1542. 2070. 2207. 2269. 2781. 3085. 3689. 3880; im aH. blofs 1482; im Iw.: 1489. 1987. 2084. 2120. 2211. 2261. 2349. 2521. 2591. 2611. 4436. 5461. 6794. 6920. 7325. 7671. 8126; im Büchl.: 407. 487. 1020. 1687.

Es handelt sich hier selbstverständlich nicht um eine erscheinung die ausschliesslich H. eigentümlich ist. Behaghel hat in der Einl. zu Eneide (CXXIII ff) mehrere beispiele für die widerholung eines und desselben wortes innerhalb des allerkleinsten raumes bei Veldeke gegeben<sup>1</sup>, für den Rother macht de Vries (Einl. CIX ff) auf ähnliches aufmerksam, während Singer (einl. zum Willeh. Ulr.s vdtürlin XLVII ff) zahlreiche oft wiederholte phrasen bei U. vdt. anführt. ich habe nun weiter, um nachzuprüfen, ob und inwieweit H.s arbeitsweise sich in bezug auf diese auffällige verteilung bestimmter wörter und wortgruppen über seine werke von andern dichtern unterscheidet, abschnitte aus mehreren denkmälern untersucht und glaube, dass wir es trotzdem mit einer bestimmten eigenheit des H.schen wortgebrauchs zu tun haben. zwar lassen sich immer wol einige beispiele nachweisen, aber nicht entfernt in derselben häufigkeit wie bei H. nur der Partonopier dürfte eine ähnliche reiche ausbeute versprechen. doch wäre zur feststellung des allgemeinen tatbestandes natürlich eine untersuchung der vollständigen werke nötig. für Konrad hab ich nur noch den Schwanritter z.tl geprüft, und dieser bestätigte meine vermutung nicht. verhältnismässig häufig ist die widerholung, wider nach stichproben zu urteilen, in der Kindheit Jesu und im Eraculus, was für die erstere begreiflich ist, während der dichter des letzteren doch sicher den Er., wahrscheinlich auch den Iw. kannte. mehrere beispiele gibt auch Flore, während ich in folgenden werken verhältnismässig wenig fand: Parzival, Tristan, oberd. Servatius, Wilh. v. Wenden, Mantel, Daniel, M. v. Craon. wer jedoch hier ein entscheidendes urteil sprechen wollte, müste sich der mühseligen arbeit unterziehen, mehrere denkmäler vollständig durchzuzählen und die belege für jedes wort zusammenzustellen. ich

<sup>1</sup> vgl. auch Behaghel Zur technik der mhd. dichtung PBBeitr. 30, 431—564. hier wird jedoch nur über die widerholung ganzer ausagen gehandelt.

spreche hier nur eine Vermutung aus. für H. aber steht die Erscheinung für zahlreiche Wörter fest. es handelt sich hier bei ihm nicht etwa um das Stilmittel der Wiederholung, obgleich er auch dies in wirksamer Weise verwendet<sup>1</sup>, sondern bloß um die ungleichmäßige Verteilung. H.s verfeinerter Formkunst ist es nicht zuzutrauen, dass diese ihr entgangen wäre. wir können nur annehmen, dass der Dichter sich nicht daran stiefs, wenn er mal ein Wort gebraucht hatte, so lag dieses ihm oft lange im Gedächtnis, er griff zunächst immer wider darauf zurück, so oft sich ihm die Gelegenheit bot<sup>2</sup>. H. hat sich seine Verse mit peinlichster Sorgfalt zusammengebaut. das ist der Gesamteindruck zu dem die Beobachtung seiner Wortwahl, seines Stiles, seiner Formkunst immer wider drängt. selbstverständlich aber können die Wörter die er bald mehrere Male hintereinander, bald in großen Teilen des jeweiligen Gedichtes gar nicht verwendet, niemals eine Entwicklung des H.schen Sprachschatzes nach irgend welcher Richtung hin demonstrieren. sie sind deshalb von unserer Betrachtung sorgfältig auszuschneiden und gemahnen auch sonst zur größten Vorsicht. denn wie oft kann namentlich in einem so kurzen Gedicht wie dem aH. die Häufigkeit eines Wortes durch eine vorübergehende Vorliebe des Dichters bedingt sein! überhaupt ist dem Element des Zufalls bei der Beurteilung der Ergebnisse weitester Spielraum zu lassen. dies ist auch mit der Grund weshalb von den unten aufzuführenden Wörtern kaum einem einzigen, allein für sich betrachtet, durchschlagende Beweiskraft beizulegen ist. wenn aber die überwiegende Mehrzahl in eine bestimmte Richtung weist, so denk ich, kann das nicht Zufall sein. die Tatsache dass H.s Sprachschatz eine bestimmte Entwicklung durchmacht, steht ja — es sei nochmals wiederholt — schon seit Lachmann fest. um das Gebiet des Zufalls nach Möglichkeit einzuschränken, gründ ich meine Beobachtungen aber auf das vollständige sprachliche Material. Hilfsmittel waren mir die bekannten Wörterbücher und Reimverzeichnisse, sowie eigene Sammlungen.

Wenn ich jetzt dazu übergeh das Material vorzulegen, so möge zunächst eine Zusammenstellung derjenigen Wörter Platz finden, die als nicht beweiskräftig ausgeschieden werden müssen<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> vgl. P. Bloch Variation und Wortwiederholung als Stilmittel bei H. v. A. diss. Zürich 1906.

<sup>2</sup> auch Emma Bürck ist die Erscheinung aufgefallen. sie gibt Sprachgebrauch u. Reim in H.s Werken (München 1922) s. 7/8 mehrere Beispiele, scheint aber die weitgreifende Bedeutung dieser 'assoziationen' doch nicht klar erkannt zu haben. namentlich ist es nicht richtig, dass es sich, wie sie meint, 'immer nur um einigermaßen charakteristische Wörter handeln kann'.

<sup>3</sup> Wörter wie *künec*, *arzât* usw., die selbstverständlich nichts beweisen können, bleiben, ebenso wie die bereits in anderm Zusammenhang genannten, unerwähnt.



raumnot zwingt mich leider auf eine besprechung der einzelnen fälle zu verzichten. man glaube mir aber, dass ich für jedes wort alle belege geprüft habe. zunächst zähl ich die wörter auf die wegen unregelmäßiger verteilung nicht in betracht kommen dürfen. es sind im Iw. die folgenden: *ab(e)* (präp. adv.), *alze*, *ân(e)* (adv.), *are*, *baz*, *bestân*, *bewîsen*, *bîten* (er-, ge-), *beiten*, *bi-derbe*, (ge)denken, *edel*, *erlâsen*, *gâhes*, *gedienen* (ver-), *gunnen*, *gewin*, *hangen*, *jener*, *kumber* und zss., *kâme*, *ledec*, *lop*, *liebe* (subst.), *lihte* (adv.), *leider*, (ge)niëren, *niuwān*, *ob* (conj.), *pfant*, *pris*, *rede*, *rûmen*, *ruowe*, *sagen* (subst.), *schale* und zss., *sicher(n)*, *sorge(n)*, *spâte*, *steln sich*, *stunde*, *toben*, *triuwe*, *troum(en)*, *tûsent*, *ûbel* (adj.), *ûz*, *vart*, *verlân*, *vertriben*, *verzagen*, *vollediche(n)*, *vreuwen*, *vûeren*, *wârheit*, *widersagen*, *wîs*, *wonen*, *wundert mich*, *zesamene*, *zil*, *zorn*, *zuht*, *zunge*. — im aH.: *ab(e)* (präp.), *aller*, *ân(e)* (präp.), *bedenken*, *beginnen*, *engestlich(e)*, *ergân*, *erlâsen*, *geliche* (adj. u. adv.), *gunnen*, *lop*, *michel* (adj.), *schelten*, *stunt*, *gesweigen*, *unmügelich*, *vremde* (adj.), *wîsheit*, *zuht*, *zunge*. — schliesslich folgende aus dem Gr. (diese werden also ausgeschieden, weil sie z.b. in gröfsern abschnitten von 1500 und mehr versen nicht vorkommen und daher ihr fehlen im aH. nicht auffällig sein kann, oder etwa weil die belege so unregelmäßig verteilt sind, dass sie über den gebrauch im Gr. kein urteil gestatten und sozusagen die basis erschüttern, auf der unsere vergleihung ruht): *bîten* (er-, ge-), *beiten*, *ergân*, *gesinde*, *ledec*, *manen*, *ode(r)*, *ruochen*, *schal*, *schelten*, *schouwen*, *swîgen* usw., *triuwe*, *ûz*, *verbern*, *vûeren*, *vûr*, *wîse*, *zorn*.

Zweitens führ ich die wörter an, deren vorkommen so eng mit dem inhalt des werkes zusammenhängt, dass sie, auch wenn der dichter sich ihnen gegenüber genau so verhielt, doch unmöglich in dem andern werk in gleicher häufigkeit erwartet werden können. hierher gehören folgende wörter aus dem Iw.: *brechen* (ge-, zer-), *gâch* und *gâhen*, *gast*, *geligen*, *geloben*, *hande-lunge*, *hârmin*, *houbet*, *kraft*, *loufen*, *man* = *ehemann*, *manheit*, *mare* (subst.), *meisterschaft*, *nennen*, *ouwê (-i)*, *schande*, *scheiden*, *schrunde*, *senden*, *sige*, *snîden*, *stic*, *stich*, *stechen*, *stein*, *stimme*, *strâze*, *suochen*, *triben*, *überwinden*, *vart*, *vaz*, *verbrennen*, *verligen*, *vreude*, *vreuwen*, *ruoz*, *wern* (ge-, er-), *wîsen*, — aus dem aH.: *bitter*, *bûman*, *dingen*, *gegen*, *erbarmen*, *genesen*, *genislich*, *genist*, *hase*, *loch*, *mist*, *nebel*, (cr)niern, *rede*, *rîche*, *riuwe*, *schawne*, *scriben*, *schrunde*, *sêle*, *senfte(n)*, *sanfte*, *stap*, *sterben*, *sûeze*, *suft*, *swimmen*, *tôt* (subst.), *triuwe*, *getrûwen*, *umbevâhen*, *vaz*, *verzagen*, *reste*, *vreude*, *vreuwen*, *vrî*, *vrô*, *wê*, *werlt*, *zergân*, *ziehen* und zss. — schliesslich einige wo der Gr. keine vergleihung gestattet: *stat*, *state*, *stein*, *weizgot*.

Zu diesen beiden gruppen tritt nun noch eine reihe von wörtern, deren vorkommen aus andern gründen nicht beweiskräftig sein kann. gelegentlich schwanken die hss., nl. zwischen *deste* und *diu*, *dicke* und *ofte*, *harte* und *rîl* (vgl. auch Vos s. 30), *iedoch* und *doch*, *kein* und *dehein*, *sus* und *alsus*, *wenden* und

*bewenden*, *weder* ist einige male nicht sicher überliefert, geringe unterschiede in der häufigkeit gestatten keine schlussfolgerung, wenn formen desselben stammes (ausgenommen *un-*) diese nicht bestätigen. aus diesem grunde scheiden *versmahen*, *vorhte*, *vürhten*, *war nemen* und *war tuon*, *welch* und *swelch*, *zage* und *zageheit*, *zeigen* und *erzeigen*, die zss. mit *vol-* und mit *wider-* aus. *eine* (adj.) = allein kann nicht beweiskräftig sein, weil einige belege auch als zahlwort aufzufassen sind. vgl. Iw.-wörterb. s. 52. *leit* und *leide* sind nicht immer auseinander zu halten. *meinen* und *sich versehen* scheiden aus, weil die bedeutung wechselt. *ouch* gestattet keinerlei vergleichung, weil es offenbar dazu benutzt wird, die senkung zu füllen, vgl. Gierach Zs. 55, 549. im aH. hat A 56 *ouch*, B nur 12. für *schrîen* stehn Gr. mit 1 und Iw. mit 2 belegen auf derselben stufe, aH. aber steht dem Er. näher (resp. 1 und 10).

*erbeiten* = abhärten, nur aH. 297, ist überhaupt ein seltenes wort. desgleichen *herren*, das blofs aH. 273 belegt ist. auch dass *volleist* im Iw. fehlt (Gr. und aH. je einmal belegt), ist nicht auffällig. *holn* belegt gleichfalls nur aH. (378 u. 475), aber beide male: *tiefen süft holn von herzen*. der gebrauch von *ie*, *iemer* o.ä. ist durch die syntaktische gliederung des satzes und durch die verbalform bedingt, vgl. Lachmann zu Iw. 770 u. 771 und Vos s. 21. auch die frage nach dem gebrauch der conj. *ob* und *sît* gehört in das gebiet der syntax. *missewende* findet sich Gr. 2, aH. 1, Iw. 1 mal, aber Gr. und aH. immer in der formel *âne*, die im Er. 5 mal erscheint und im Iw. fehlt. das vorkommen von *sprechen* ist durch den gebrauch der oratio dir. bedingt. was die mit *s(ó)* zusammengesetzten bildungen betrifft, so ist *swâ* im aH. auffällig selten (1 mal gegen 20 mal im Iw.), was damit zusammenhängt, dass *wâ* im aH. überhaupt fehlt. ähnliches gilt für *sweder*, vgl. unten. *sver*, *swaz*, *swes*, *swem(e)*, *swen* erscheinen zusammen aH. zu oft (21 mal gegen 95 mal im Iw.), weil der aH. für *swaz* häufungen aufweist. dasselbe ist für *swie* zu bemerken. über *swenne* vgl. R. Kynast Die temporalen adverbialsätze bei H. v. A. (diss. Breslau 1880) s. 38 ff.

*arbeit* (Gr. 10, aH. 12, Iw. 50) ist im Gr. selten, weil dort *swære* wegen der bequemen reime auf *sündære* und *vischære* sehr häufig ist. auch ist die verteilung im aH. nicht regelmäfsig, z.b. 1102. 1119. 1131. die häufigkeit des reimes *nôt* : *tôt* erklärt die hohe zahl für *nôt* im aH. (subst. Gr. 23; aH. 22; 1076 u. 1306 als adj. betrachtet; Iw. 63), so dass letzten endes der inhalt (*tôt*) der eigentliche grund ist. *sâ* (Gr. 5, aH. 1, Iw. 16) hängt aufs engste mit dem vorkommen des reimes *sâ* : *dâ* zusammen (resp. 5, —, 15 mal), dessen gebrauch eine frage des stiles ist. auch *sache(n)* erklärt sich durch den rein. es erscheint resp. 10, 2, 4 mal gebunden mit (*un*)*gemache(n)*, das sonst im reim nur resp. 1, —, 1 mal begegnet. die formen von *tragen*

sind aH. selten wegen der geringen reimmöglichkeit für *-uoc* und *-agen* (aH. resp. 1 und 5, Iw. resp. 39 und 73). ähnliches gilt für die formen von *tugen*. sie erscheinen resp. 8, 6 und 23 mal. hiervon *tohte-töhte* im reim resp. 6, 6 und 13 mal. die einzige reimmöglichkeit ist überall *mohte-möhte*. der Gr. aber schwankt noch zwischen *mohte-mahte* und *möhte-mühte*, weshalb die *o*-formen und daher auch *tohte-töhte* seltener sind. die formen von *würken* sind Gr. häufig wegen des 6 mal vorkommenden reimes *vorht(e) : worht(e)*, welcher im aH. fehlt und sich im Iw. nur 2 mal findet. schliesslich ist noch *vâhen* aus ähnlichen gründen im aH. selten. reimmöglichkeit gibt es für *-ie(nc)* aH. 4, Iw. 46; für *-angen* aH. —, Iw. 23. bemerkenswert ist dass die zahlen für *enphân*, dessen formen anders behandelt werden (vgl. Zwierzina Zs. 45, 47), ungefähr stimmen: Gr. 19, aH. 5, Iw. 30. *wünne* ist aH. häufiger, weil im Iw. das reimwort *künne* fehlt. *zît(en)* begegnet im Iw. sehr oft wegen der häufigen reime auf *strît(en)*.

Unter der bezeichnung 'Gregor in der mitte' mögen die wörter aufgeführt werden, die die aufstellung einer aufsteigenden oder einer abfallenden linie Gr.—aH.—Iw. oder Gr.—Iw.—aH. zu verbieten scheinen, vgl. oben. ihre anzahl ist nicht gross. sie zeigen uns, dass der dichter sich zu der höhe seiner spätern technik erst allmählich durchringen musste, und mögen auch auf zufall beruhen. namentlich bei dieser gruppe ist der geringe umfang des all. von bedeutung. wenn ein wort in jedem der drei werke einmal belegt ist, so soll das unter 'Gr. in der mitte' eingereiht werden, allein, obgleich das verhältnis der procentsätze (Gr. 0,25, aH. 0,67, Iw. 0,13) dasselbe ist wie für 10 belege in jedem werk, so ist das doch eine andere sache. die bedeutung der nur selten vorkommenden wörter scheint daher für unsere untersuchung gering. je 1 mal sind belegt *bejehen* und *âzer*, je 2 mal *alter* (subst. Gr. und Iw. ausserdem je 1 *alters eine*, wo die bedeutung jedoch weiter abligt), 1 mal im Gr. und im Iw., 2 mal im aH. *alt* = früher, 1 mal im Gr. und im aH., nicht im Iw. *bediuten*, *gebe*, *spehen*, *eigen*, *strenge*, *nich nimt wunder*, 1 mal im Gr., 2 mal im aH. und nicht im Iw. *schiuken* und *erhâeren*, 2 mal im Gr., 1 mal im aH. und nicht im Iw. *erheben*. die häufiger vorkommenden sind folgende: *aber* (die drei bedeutungen zusammen), *(be)darf*, *berâten*, *bewarn*, *erwenden*, *gân*, *gereit(e)*, *hinnen*, *misse + verbum*, *sam*, *schinen*, *selten*, *seltsane*, *sitzen (ge-)*, *slakte*, *stete*, *tump*, *underwinden*, *wâ*, *were*, *(ge)werren* = hemmen. ich spare dem leser auch hier die zahlen. es handelt sich fast nur um nicht häufig vorkommende wörter und die unterschiede zwischen den procentsätzen sind zumeist gering. auffällig ist, dass *(be)darf* im aH. fehlt (Er. 13, Gr. 5, Iw. 19). auch *gereit(e)* fehlt aH., ebenso wie im Er., während Gr. 5 belege hat. schliesslich ist bemerkenswert, dass aH. kein *wâ* hat, auch

kein *anderswâ*, *alswâ*, *eteswâ* und nur ein *swâ*. doch haben auch Gr. und Iw. längere abschnitte ohne *wâ*, z.b. Gr. 1417 bis 2648.

Wir kommen jetzt zu den wörtern die auf eine chronologie Gr.-Iw.-aH. hinzudeuten scheinen. zweierlei ist hier möglich: entweder wird das wort allmählich häufiger, oder es wird seltener. zu ersterer gruppe müssen zunächst diejenigen wörter gezählt werden die nur im aH. vorkommen, nicht aber im Gr. und im Iw., wo also der Iw. auf der stufe des Gr. steht. abgesehen von denen die bereits in anderm zusammenhang genannt wurden, oder die wegen der bedeutung selbstverständlich nicht beweiskräftig sein können, sind es die 1 mal belegten: *alsolch*, *alzehant*, *bôzen*, *erkalten*, *gearbeiten*, *gegihte*, *herzesêre*, *hüterliche*, *mitten*, *rigel*, *rouben*, *rouch*, *schôze*, *schouwe*, *törperheit*, *tugentlichen*, *twahen*, *undersniden*, *untrôst*, *untræsten*, *üppic*, *valsch* (subst.), *verweinen*, *werlthôre*, *werltzage*, die 2 mal belegten *alwære*, *werdekeit* und die 3 mal belegten *bræde* und *vollen* (wovon 2 mal *vollen hîbaere* o.ä.). man wird diesen wörtern keinen grofsen wert beilegen wollen. obgleich es theoretisch gesprochen ja gleich ist, ob ein wort sich 1 mal im aH. oder 5,3 mal im Iw. findet, so macht das eben noch einen unterschied. ein einmaliges vorkommen in 1500 versen bedeutet im allgemeinen einen höhern grad der seltenheit als eine fünf- oder sechsmalige verwendung in 8000 zeilen. auch fällt in ersterem falle die bedeutung schwerer ins gewicht. auf eine zunahme deuten weiter hin: *leisten*, *man* (pron.), *mislich*, *spache*, *vliehen*, *vralich(en)*, *vürnames*, *wolken*. eine abnahme lässt sich für folgende wörter feststellen: *legen*, *ligen*, *man* = mann, *setzen* (ge-), *sûmen*, *vrûo*, *vürbaz*.

Das material ist also sehr gering, jedenfalls viel zu gering als dass sich eine chronologie darauf gründen liefse. die angeführten erscheinungen mögen z.tl auf zufall beruhen, anderseits aber ist niemals zu ermessen, wie weit der einfluss des stoffes auf die wortwahl reicht. mit völliger sicherheit lässt sich wol sagen, dass eine reihenfolge Gr.-Iw.-aH. in der entwicklung des wortschatzes keine stütze findet.

Auch bei den wörtern deren gebrauch auf den Iw. als letztes glied der entwicklung hindeutet, muss es sich entweder um eine zunahme oder um eine abnahme handeln. eine zunahme verzeichnen wir zunächst für solche wörter, die Gr. und aH. nicht vorkommen, im Iw. aber auftreten, wobei daran zu erinnern ist, dass blofs diejenigen die daselbst wenigstens 6 mal belegt sind, in betracht kommen können, weil eine geringere anzahl in den 8000 versen des Iw. dem aH. gegenüber niemals etwas beweisen kann. sehr zahlreiche wörter mussten aus diesem grunde ausgeschieden werden. wenn aber ein in den vorhergehenden werken fehlendes wort im Iw. 6 mal oder öfter erscheint und der gebrauch ist nicht durch den inhalt bedingt oder aus einem andern grunde zu erklären, so ist die wahrscheinlichkeit des



zufalls nicht grofs, viel geringer jedenfalls als bei den nur 1 mal im aH. belegten der vorigen gruppe.

Gr. und aH. fehlen: *gehæren* (Iw. 9 mal), *êrst* adj. (10 mal), *gehaz* (10 mal, fehlt auch im Er.), *leide* adv. (10 mal), *wechsel* subst., verb. und zss. (10 mal). eine zunahme bezeichnen weiter: *ander*, *anders*, *anderswâ*, *benamen*, *ze wære*, *bøse*, *deweder* (*enweder*, *ie(t)weder*, *sweder*), *dort*, *erlân*, *gebâren*, *gerâten*, *kêren* (*be-*, *ver-*), *kiesen*, *kurz* adj., *lanc*, *lange*, *laster*, *nider(e)*, *nîgen*, *neigen*, *noch* conj., *râche*, *rechen*, *reht* subst., adj., adv., *schade*, *schamen* (*er-*, *ge-*), *schiere*, *schæne*, *sehen*, *senen*, *solch*, *sêre*, *starke*, *state* = gelegenheit, *tiure* adj., adv., (*ge*)*træsten*, (*be*)*twîngen*, verbindungen mit *un-* (zusammen gezählt), *varn*, *verliesen*, *versagen*, *vor*, *vrum* (und *vrume*, *vrumen*, *vrûmecheit*, *vrûmedlichen* zusammen), (*ge*)*wûegen*, *wer*, *waz*, *wêrn* = wâhren, (*ge*)*wêrn* = gewâhren, *wert*<sup>1</sup>, *wîle*. eine abnahme der häufigkeit zeigt der gebrauch folgender wörter: *begân*, *behagen*, *beste* adv., *besunder*, *dagen* (*ge-*, *ver-*), *de(i)swâr*, *ende*, *gedinge*, *gedingen*, *gemeit*, *genæme*, *ieglîch*, *künne*, *jâ* = fürwahr, *leiden*, *reizen*, *ringe* adj., adv., *salic*, *schône*, *spreiten*, *swach* adj., *unkunt*, *varwe*, *vol* adj., adv., (*ge*)*zemen*, *zestunt*.

Wir hätten hiernit unsere musterung beendet. die schwierigkeiten, auf die auch andere untersuchungen stiefsen, dass nämlich eine erscheinung der andern widerspricht, haben sich vollauf bestätigt. dennoch, glaub ich, führt die wanderung durch H.s wortschatz zu einem ergebnis. die wörter die für Iw. als jüngstes werk sprechen, sind viel zahlreicher und bieten sich viel einwandfreier dar, als die wenigen welche den aH. als das vollendetere werk zu charakterisieren scheinen. ich mache noch speciell auf folgendes aufmerksam: *erlân*, das Gr. fehlt und aH. nur 1 mal erscheint, belegt Iw. 24 mal, für *laster* sind die zahlen resp. 2, 1, 23, für *schiere* 14, 7, 51, für *kêren* 11, 3, 46 (*wenden* erscheint resp. 9, 6, 15 mal. im Er. halten *kêren* (23) und *wenden* (25) sich die wage, vgl. Vos s. 22), für *kurz*, *lanc*, *lange* zusammen 15, 6, 74, für *vrum* usw. 13, 7, 50, für *wân* 2, 1, 17. ganz besondere aufmerksamkeit verdient:

<i>deweder</i>	Gr. 2	aH. —	Iw. 10
<i>en-</i>	—	1	16
<i>ie(t)-</i>	7	—	30
<i>s-</i>	—	—	8

die 7 *ietweder* des Gr. sind nicht voll zu rechnen, denn die stellen sind: 790. 797. 2117. 2124. 2125. 2139. 3413, wobei zu bemerken ist, dass 790 und 797 mit dem ganzen abschnitt 789—804 vielleicht unecht sind. der Gr. steht also entschieden dicht neben dem aH.

Von den seltener werdenden wörtern hab ich *dagen* usw. angeführt trotz der procentsätze 1,25; 0,67; 1,13, weil es sich

<sup>1</sup> aber die von Steinmeyer Epitheta s. 9 u. 18 besprochene bedeutung (attrib. für personen): Gr. 2, aH. —, Iw. 2.

nach Iw. 959, also in 7000 versen nicht mehr findet, *gemeit*, das Iw. und Gr. fehlt, aH. aber 1 mal vorkommt, weil Er. es 9 mal belegt, *genæme* aus ähnlichen gründen. sonst mach ich noch aufmerksam auf *gedinge(n)* (resp. 7, 3, 2) und *zestunt* (resp. 7, 2, 3, vgl. *zehant* 12, 6, 32).

Aus dem übergroßen material das als nicht beweiskräftig beiseite geschoben wurde, wäre gewis noch manches argument zu gewinnen gewesen, allein ich habe es grundsätzlich verschmäht, etwa ein wort in geltung zu bringen, wo gelegentliche häufungen oder inhaltliche beziehungen abzurechnen wären (bloß in einigen wenigen fällen, wo jeder zweifel ausgeschlossen war, ist dies trotzdem geschehen). nur dadurch war es möglich, das subjective element der einschätzung auszuschalten und bloß die unzweideutig feststehenden tatsachen reden zu lassen. wer das übrigbleibende material prüft, kann m.e. nicht länger zweifeln, dass der Iwein das letzte werk unseres dichters ist.

Raummangel verhindert mich darzulegen, dass die prüfung der doppelformen im reim zu demselben ergebnis führt. das bild stimmt genau zu dem das die musterung des wortschatzes gewährte. die meisten und die wichtigsten erscheinungen sprechen sich für die höhere kunst des Iweindichters aus, einige wenige fallen aus der entwicklung heraus und zeigen, dass sogar der Iwein nicht die letzte stufe des möglichen erreichte.

Amersfoort (Holland).

H. Sparnaay.

## HANDSCHRIFTLICHE FUNDE.

### 1. EIN LIEBESBRIEF.

Bei arbeiten im Statthaltereiarhiv zu Innsbruck unterzog ich auch einer durchmusterung was sich dort im laufe der zeit an handschriftenfragmenten (meist lateinisch und liturgischen bzw. kirchenrechtlichen inhalts) angesammelt hatte. dabei stieß ich auf einen liebesbrief, der so wie er geschrieben ist, offenbar bestimmt war, zusammengerollt und verschickt zu werden: ein papier-folioblatt ist parallel zur längsseite gebrochen und nur das so entstandene schmale vorderblatt beschrieben. das weiter unten beschriebene stück zeigt, dass vor dem absenden wahrscheinlich das rückblatt abgeschnitten worden wäre. die hs., deren herkunft nicht ersichtlich ist, gehört dem 15 jh. an. der liebesbrief zeigt zwar im eingang eine geläufige formel (z.b. Dresdener liebesbrief nr VII v. 9 ff, ed. Ernst Meyer, 1898, s. 106 f, Rud. Willeh. 8251 ff, Ulrich v. Liecht. 52, 6 f, 195, 25 f, Hugo von Montfort nr XX, 1 ff), ist aber sonst z.tl. recht selbständig und tritt zu keinem der bekannten einzelliebesbriefe oder briefsteller in nähere beziehung; das bild vom gewitter scheint mir überhaupt durchaus individuell zu sein, wie auch das im minnesang beliebte motiv von der benommenheit des liebhabers beim anblick der schönen (vgl. Wilmanns-Michel, Walther I s. 275 und zu IV 363 f) sonst, soweit ich sehe, im liebesbrief nicht begegnet.

- Dienst vnd mein<sup>s</sup> t<sup>w</sup>ñ schein  
 Ich ew enbeut, . . . . .,  
 Dar zû liebe vnd alles gût.  
 Hertze mein, gedanch vnd mût  
 5 Sich habent des also v<sup>s</sup>aint,  
 Daz si ew mit t<sup>w</sup>ñ maint;  
 Des twinget mich ew<sup>s</sup> minn,  
 Mein<sup>s</sup> sinne maist<sup>s</sup>inne,  
 Die sich ze ein<sup>s</sup> stunde,  
 10 Do ich ew anbliken begünd,  
 Von ewren wid<sup>s</sup>blikē taugen  
 Vnd schön stal durch mein augen  
 Vnd senkt sich in meins h<sup>s</sup>tzen hût.  
 Da vieng si allen meinen mût,  
 15 Als ich ew das wil küntlich machē  
 In natürlichen sachen:  
 Nu nemet war, wie an vier enden  
 In den vier elemenden  
 Die winte die wolken iagent  
 20 Und stözz aufeinand<sup>s</sup> tragent,  
 Davon ein don<sup>s</sup> slak geschicht  
 Darauf man few<sup>s</sup> varn sicht;  
 Ee man erhös des slages hel;  
 Das kumpt von den augen snel,  
 25 Die snell<sup>s</sup> sind dann hören sey.  
 Fraw, da sult ir chiesen bey,  
 Swa ein man weibes augen  
 Die er maint erbliket taugen,  
 Von denselben wid<sup>s</sup>blikē  
 30 H<sup>s</sup>tzen kluppf vnd h<sup>s</sup>zen schriken,  
 Davon ertzundt sich d<sup>s</sup> mût  
 Alz don<sup>s</sup>stral von donre tût.  
 Also ist mir von ew geschehen,  
 Das mag ich mit d<sup>s</sup> warheit iehen.  
 35 Das mocht ir vil wol schawē:  
 Do ich in feuchten tawē  
 Ewr zartheit in d<sup>s</sup> grüne fant,  
 Mein sin vnd kunst mir gar v<sup>s</sup>swant  
 Also das ich ze stunde  
 40 Wed<sup>s</sup> wort noch weise kunde,  
 1<sup>v</sup> Ich was ein vnbesindt<sup>s</sup> man.  
 Als ich mich des h<sup>s</sup>nach v<sup>s</sup>san,  
 Mein h<sup>s</sup>tz sinn warn gar v<sup>s</sup>wunt,  
 Doch hiet mir ew<sup>s</sup> rot<sup>s</sup> munt  
 45 Ein küssen lazzen w<sup>s</sup>den kunt,  
 So wer ich worden do gesunt.

- Mein zart vnd mein<sup>s</sup> freuden wunne,  
 Wid<sup>s</sup>glast d<sup>s</sup> liecht<sup>n</sup> sunne  
 Die durch mein<sup>s</sup> aug<sup>n</sup> schein  
 50 Brechent in das h<sup>t</sup>ze mein,  
 O mein brehend<sup>s</sup> morgenstern,  
 Seit ich mich vnd<sup>s</sup>wunde gern  
 Iwer schone ze schönen  
 Vnd ewr<sup>s</sup> tugende höhe kronen,  
 55 Wem ist dann ew<sup>s</sup> werdiu iugent  
 Geleich an weltlich<sup>s</sup> tugent?  
 Trew<sup>n</sup> das kan ich vinden nind<sup>t</sup>,  
 Ez leb denn fraw Venus ind<sup>t</sup>,  
 Die der vnu<sup>s</sup>richt<sup>n</sup> sinne  
 60 wirdt all<sup>s</sup> tugent fug<sup>s</sup>inne.

*Angeschlossen sei hier ein vom gleichen schreiber auf entsprechendem schmalen foliostreifen geschriebenes und wol, wie die verbesserung der vorletzten zeile vermuten lässt, auch gedichtetes stück. das blatt ist links mit der schere beschnitten, also das beim falten entstandene rückwärtige blatt entfernt. die parallele einrichtung lässt darauf schliessen, dass es sich auch hierbei um eine art liebesbrief handeln sollte, dem nur einleitend die in tiergestalten gekleidete erzählung vorangiang. der schreiber hat wol abgebrochen, weil er die änderung des vorletzten verses für nötig hielt, dadurch aber das blatt entsteht war.*

- Ein stiglitz schraib eim zeiselein  
 Ein also kluges briefelein,  
 Das er auch schrib sein bottschaft dar,  
 Da er weste die vil klar.  
 5 Der pote was diu fled<sup>s</sup>maus  
 Diu fûrt die bottschaft in vnd auz.  
 Auch stünd an dem briefelein,  
 Der stiglitz zû dem zeiselein  
 An dem eritag solde komen  
 10 Zû einem kalprunnen.  
 Der stiglitz schraib hin wid<sup>s</sup> do:  
 "Zeiselein ich pin gar frö,  
 Daz du mîr lieplich vnd so rein  
 Geschribn hast das briefelein,  
 15 Doch getar ich dir mein haimleichhait  
 Vnd bottschaft alz dein brieflein sait  
 Nu<sup>1</sup> geschreib<sup>n</sup> niur davon,  
 Daz diu fled<sup>s</sup>maus vngewon  
 Ist des liecht<sup>n</sup> tages schein,  
 20 Davon si leicht betrog<sup>n</sup> sein  
 Wurde von der sperch<sup>n</sup>,

<sup>1</sup> 1. Niht oder ist dies danach ausgefallen?



Diu si für dich möcht m<sup>s</sup>ken  
 Vnd ir den brief möcht gebn̄ dar,  
 So wurd das heimlich offenbar.

- 25 Auch hab ich v<sup>s</sup>nomen,  
 Daz ich am eritag komen  
 Solt zū dem kalenbrunē dar,  
 Da ich dich fund ein zeisel klar.  
 Nu pin ich irre vast daran
- 30 Daz ich hie nicht wizzn̄ kan,  
 Ob d<sup>s</sup> ertag v<sup>s</sup>gangen sey  
 Od<sup>s</sup> ob wir<sup>1</sup> in habn̄ vōr vns frey,  
 Wan mir v<sup>s</sup>pörgn̄ ist diu frist<sup>2</sup>,  
 [Wan ich kan wizzn̄ nicht diu frist]
- 35 Wenn dein brief geschriben ist.

## 2. ZU HADAMAR VON LABER.

Im codex 21, III des Statthaltereiarchivs befindet sich ein pergament-doppelblatt mit strophen von Hadamars von Laber Jagd, das nach einer beigefügten notiz dr Schoenherr vom umschlag eines im schloss Zodeneck erworbenen urbars von Gufidaun ablöste. die beiden innenseiten sind durch den gebrauch sehr mitgenommen und ztl unlesbar. das vorderblatt ist durch wurmlöcher und am rande stark beschädigt. die hs. ist zweispaltig, die meist durch majuskel und reimpunct gekennzeichneten verse sind nicht abgesetzt, wol aber die strophen, die mit hübschen roten initialen beginnen, doch sind die letzten worte einer strophe sehr häufig am ende der ersten zeile der folgenden strophe untergebracht. es finden sich 32 unlinierte zeilen auf der seite. der dialect ist bairisch, die diphthongierung ist durchgeführt, dabei neues ei von altem ai geschieden, für ü und ou aber nur au (aw) geschrieben. der umlaut ist sehr inconsequent bezeichnet, æ erscheint stets als a. k > ch, b > p, w > b sind häufig. die hs. gehört wol der zweiten hälfte des 14 jhs an.

Das frgm., das mittelblatt einer lage, enthält die strophen 258 bis 309, doch fehlen str. 271—77. str. 284/85 stehn in umgekehrter folge zwischen str. 291 und 292. daraus ergibt sich, dass unser bruchstück (I) zu der gruppe y gehört, die die vulgatafassung darstellt. bestätigt wird dies durch das fehlen der str. 271—77, da diese in y vor str. 242 geboten werden. innerhalb dieser gruppe stellt I sich deutlich zu B, wofür hier nur angeführt sei 265<sub>4</sub> wunne und fehlt B I; 279<sub>7</sub> siehe] wirt siech B I; 282<sub>4</sub> der zugesetzt B I; 282<sub>7</sub> durch fuoge niht ze helf] nicht durch füg ze hoff B I. um nicht den grōsten teil der lesarten doppelt aufführen zu müssen, begnüg ich mich im übrigen damit, die mit B gemeinsamen laa. unten durch den zusatz = B zu kennzeichnen. keine der beiden hss. kann aber aus der andern geflossen sein, da jede fehler

<sup>1</sup> davor unterpunctiertes er. <sup>2</sup> dieser vers eingeschoben von gleicher hand, der folgende aber nicht getilgt.

der andern nicht teilt, die kaum durch conjectur beseitigt sein können, so hat etwa B 264<sub>4</sub> enden zugesetzt, 268<sub>4</sub> nicht zugefügt, 278<sub>5</sub> diu sêle fehlt B, 287<sub>7</sub> daz fehlt B, 302<sub>4</sub> wizz zugefügt B. umgekehrt hat I z.b. folgende fehler allein: 282<sub>5</sub> wol ein geselle] ein gesell wol I; 287<sub>2</sub> übersetzt] besetzt I; 295<sub>4</sub> beste] grözte I; 298<sub>2</sub> ein fehlt I; 300<sub>7</sub> holt fehlt I. die wenigen übereinstimmungen mit a mögen auf zufall beruhen: 264<sub>3</sub> die] daz Ia; 270<sub>3</sub> sêr] se B, so Ia; 279<sub>5</sub> Lâ] Hab B, Heb Ia; 300<sub>5</sub> ichz gefüegen] ich es fügen Ia. eine genauere eingliederung in den von Stejskal Zs. 22, 294 gegebenen und von Seemüller Anz. VII 46 berichtigten stammbaum ist nicht möglich, da für unsere partie nur die im apparat gebotenen varianten von A B D a sowie Graggers collation von C (Dtsche hss. in Ungarn, 1921, s. 42 ff) zur verfügung stehn.

Von den mit B gemeinsamen fehlern abgesehen, bietet I einen recht guten text. es genügt daher, hier die varianten aufzuführen, bei denen natürlich dialektische und orthographische erscheinungen einschließlic apokope und synkope nicht aufgenommen sind. der zusatz = B besagt nicht, dass B allein noch diese la. hat, vielmehr wird diese im gegensatz zu den oben verzeichneten öfter von A, C oder a geteilt: 258<sub>3</sub> sendiu] solchiu = B. 7 buezen fehlt = B. 259<sub>1</sub> muoz hie. 4 iehen = B. 5 zu. 7 geiait. als. 260<sub>4</sub> bestiv. ab unterpunctiert. 262<sub>1</sub> gar] vil. 262<sub>3</sub> Ich würd nimm<sup>s</sup> = B. 4 würd = B. 5 mächte. 7 daugen. 263<sub>1</sub> ie. 264<sub>2</sub> anen. 3 ich niwer daz aine. 4 Die. 5 fügen = B. 265<sub>4</sub> Wunne und fehlt = B. 6 wunne. 266<sub>4</sub> au<sup>s</sup>. 5 si. ewiglich = B. 7 tausentfalten. 267<sub>7</sub> haizzen wol ~ B, danach unlesbar. 268<sub>4</sub> Wiltu. uart. 5 hatz. 269<sub>7</sub> awe het. 270<sub>2</sub> sêr] so ~ B. 5 Ein wort (= B) mü (~ B) mich ī miennem (!). 6 Der. 7 Vnd leid (!). 278<sub>2</sub> Sw<sup>s</sup>. 4 aller mazz = B. alz ob. selben. 279<sub>2</sub> Ie dem den = B. 3 die da = B. 4 im. 5 Heb vast ~ B. swo. 6 vil] wol = B. 7 dick wirt siech = B. 280<sub>4</sub> tat. si] ser = B. 6 well] wol = B. 7 nicht güt gelimpfen = B. 281<sub>1</sub> nieman = B. 3 ind<sup>s</sup> ieczo. ieman = B. 5 gibt. 282<sub>4</sub> der mazz = B. 5 ein gesell wol. 6 vor im unterpunctiertes man. 7 nicht durch füg ze hof = B. 283<sub>4</sub> Swo. 6 Dar pei. 284<sub>1</sub> gesprechen = B. 2 z<sup>b</sup>brechen = B. 6 Si stund. 7 Meinendhalb = B. ich dir. 285<sub>1</sub> deinen = B. 286<sub>5</sub> get. ab fehlt = B. 7 div vart niwer müg er niwen = B. 287<sub>2</sub> Schrachlich = B. 4 besetzt. 6 gesprechen = B. 7 Zuo mir fehlt = B. bunde. 288<sub>1</sub> iungste ~ B. 289<sub>2</sub> girden = B<sup>1</sup>. 4 werden = B. 5 Swaz. 7 den] die. 290<sub>5</sub> sichtlichē ~ B. 6 sich] ī. 291<sub>7</sub> grob = B. chindeleī. 292<sub>7</sub> drät = B. diezzen. 293<sub>4</sub> deck = B. 294<sub>1</sub> In. 3 Noch. 5 er e sündet. 7 Im manig. 295<sub>2</sub> dir muz = B. 4 beste] grözte. 5 also her also. 296<sub>2</sub> geslaufet. 297<sub>3</sub> solich. 298<sub>2</sub> ein fehlt. 5 minne] man. 299<sub>5</sub> senenlichen (!). 300<sub>1</sub> Sach. 3 Als ob si. 5 ich es fügen.

<sup>1</sup> das lemma in Stejskels apparat ist zweifellos irrtümlich.

7 Si. holt fehlt. 1â] sol = B. 302<sub>4</sub> genommen. 303<sub>5</sub> fraude. str. 306 ist bis auf wenige buchstaben abgerieben. 308<sub>5</sub> zwischen sich und wol unleserlich. 309<sub>6</sub> nach war bricht das frgm. ab.

### 3. ZUM VÄTERBUCH.

Der director des Statthaltereiarchivs herr dr Moeser hatte die liebenswürdigkeit, mich auf ein urbar aufmerksam zu machen, dessen einbanddecke mit einem bruchstück einer deutschen pergamenthandschrift bezogen war, und gestattete in der zuvorkommendsten weise die ablösung, wofür ich ihm auch hier herzlich danke. es handelt sich um ein fragment des Väterbuches, das dem 'Urbarium fir das Lobwürdige Gottshaußs vnd Junckhfrauen Closter Sanctæ Claræ Ordens an Meran. Auf das 1685 1ste Jahr' zum einband diente, der wol, wie die zur versteifung benutzten schriftstücke über klosterabgaben zeigen, etwa zur gleichen zeit hergestellt wurde. da von bänden desselben klostere (soweit feststellbar, ebenfalls von urbaren) die Väterbuchfragmente Zingerles (WSB. 55, 633 ff und 64, 143 ff) und RMWerners (Zs. f. d. österreich. gymn. 55, 901 f und 57, 673 f) stammen, war es von vornherein wahrscheinlich, dass es sich um ein frgm. derselben hs. handelte. die anlage des bruchstücks war die nämliche, und ein vergleich mit Zingerles fragmenten bestätigte auch für die schriftzüge die zusammengehörigkeit.

Das frgm., ein doppelblatt ( $24\frac{1}{2} : 35\frac{1}{2}$  cm), das mit den innenseiten aufgeleimt war, ist nur auf 3 seiten beschrieben, die vorderseite des ersten blattes war frei, wurde aber mit der kalligraphischen aufschrift des vollen titels des urbars versehen<sup>1</sup>. auf der innenseite (schriftspiegel  $17\frac{1}{2} : 25$  cm) beginnt mit prächtiger blaurotgoldener, über 10 zeilen sich erstreckender initiale die einleitung des werkes, von dem das bruchstück v. 1—57 und v. 572 bis 696 bietet. da die hs. 32 zeilen auf der spalte hat, fehlen dazwischen also zwei doppelblätter. da lagen zu dreien kaum in frage kommen, gieng wol noch ein blatt vorans, sodass für titel und inhaltsverzeichnis 3 seiten berechnet waren. vom zweiten blatt ist der obere rand durch den gebrauch zerstört, wodurch auf jeder spalte 2—3 zeilen verloren gegangen sind; im selben blatt findet sich auferdem ein loch, das offenbar durch herausreißen einer initiale (v. 689), deren verzierungen noch zu sehen sind, entstanden ist. die schrift, eine sehr große und kräftige minuskel des 14 jhs, ist auf 4<sup>va</sup> an verschiedenen stellen abgegriffen und unleserlich geworden. auf 2<sup>vb</sup> und 3<sup>rb</sup> finden sich rote initialen. das fragment ist auf den innenseiten etwas gebräunt, was aber die lesbarkeit nicht beeinträchtigt. der dialect ist bairisch. über die hs. ist aufer Zingerle und RMWerner aao. noch zu vergleichen JHaupt Über das mhd. Buch der Väter WSB. 69, 131 ff und KHohmann Beiträge zum Väterbuch (Hermäa 7, 1909) s. 15.

<sup>1</sup> darunter stempel des Landesregierungsarchivs Innsbruck und mit blei die auf das urbar bezügliche notiz 92 blätter.

Da ein vollständiger kritischer apparat für das Väterbuch bisher nicht vorliegt (Carl Franke Das Väterbuch, 1. lfg., Paderborn 1880 benutzte ja von den fünf hss. die unsere partie enthalten, nur zwei) lässt sich über die stellung unseres fragments nur sagen, dass es eher zur gruppe F K als A E gehört (vgl. bes. v. 647). ich begnüge mich daher mit einer collation zu Reifsenbergers text.

3 geschepfte liezze geworden. 4 himel vnd erden. 5 gezierde. 8 gedencken. die. 10 gesweige. 11 aleine deiner. 12 ze. sol. bereit. 13 einz. 14 ich ez. 17 minnete vollichleichen. 18 reichen. 19 dem herren verb. zu der herre 20 Dem. sune. 21 ouch *fehlt*. minnete. 22 Vollichleich. 23 het. 25 hette. 27 dev. 33 Waz da von sælden chvmftlich chvme. 34 Doch. i] vns. ze frvme. 37 persone entsampt. 39 Gevbet. 40 Durch. 42 erste. 44 im. 45 het. 46 D. schvf der alte helle diep. 48 vngehorsam. 51 Warvmme dev. 53 S. er vor was doch chunt gote. 54 vnzerlost. 55 ze hoch. 56 nach. 57 svne.

569—71 *zerstört*. 573 grozze. 574 wolde. 575 gern haben. 576 listichleich. 577 tiefels. 578 wolde. gern. 579 Die vil reichen. 580 seine. 582 gedænen. 583 sinen] svzzen. reichtvm. 584 rvm. 585 gelazzen dort. 589 leite. 590 Die gepurt der edelcheite. 594 chræenchleich. 596 Piz hin. 601—03 *zerstört*. 605 alein] hie. 609 Mit. 610 Swenne. chom. 613 sein gepet auf seinev. 614 dev trvgheit. 615 ersach. 616 Wie er manleich. 617 rat. 618 tiefels. 620 Do *fehlt*. Begvnde. 621 bis 28 die ersten buchstaben durch loch fortgefallen. 624 r̄v. 625 chom. tiefel (*so stets*). 628 vil *fehlt*. 630 ze. 631 prach. 632 Wan sich merte auf in sein h. 633—35 *zerstört*. 636 reiner. sach. 640 nam. 642 Svs. 644 Iedoch. 647—64 *ztl* völlig erloschen. 647 mit vnflat. 648 der sch. 651 satzte. 658 Deu . . . von geseit. 660 an im iht enhvp (*aber nicht sicher lesbar*). 661 pegvnde. 662 ze. 663 deste *fehlt*. maht] arbeit. 664 geleit. 665—67 *zerstört*. 669 gevalt. 670 gewalt. 673 prodichleicher. 674 Vntz. gevullet. 675 enchvnde. 676 ie mohte. 678 Er wurde. 679 seiner. 681 heiligen geistes. 684 vnge-witers. 685 Also beschirmte. chneht. 686 gvte daz wol reht. 687 das erste wort *fehlt durch loch*, dann wan er gen. 688 . . . gte. 691 chraft niht. 694 im. 695 Mer. treip. 696 ie stæte.

Berlin.

Haus-Friedrich Rosenfeld.

LEUTOLD VON ROETELN, der Basler domherr, für den Konrad von Würzburg seinen Silvester schrieb und um dessen lebensdaten ich mich GGN. 1917, s. 97—101 umständlich bemüht hatte, wird jetzt von Otto Roller in der 'Geschichte der edelherren von Rötteln' (Blätter aus der Markgrafschaft jahrg. 1927, Schopfheim i. W., s. 1—154) mit gröstmöglicher sicherheit in seinen lebensdaten festgestellt: s. bes. den excurs zum regist 246 (s. 98) und auf der stammtafel nr 8.



danach ist unser Leutold vielleicht schon 1241 (reg. 106), jedenfalls aber 1243 (reg. 115), in sehr jungen jahren, als domherr von Basel nachweisbar, zunächst ohne pfründe. 1256 hatte er bereits das Basler archidiaconat im Frickgau inne (reg. 177. 201. 217), 1262 erscheint er als mitherr von Roeteln (reg. 193), 1274 resp. 1277 (reg. 222. 224) als grofsarchidiacon von Basel. dies datum 1274 bleibt der einzig sichere terminus post quem non für die entstehung des Silvester; da Konrad aber diesem gönner im gegensatz zu seinem sonstigen gebrauch überhaupt keine nähere pfründenbezeichnung und kein personat zuweist, könnte man auch allenfalls bis vor 1256 zurückgehn, wo L. als archidiacon des Frickgaus begegnet. — Als der zeitweilige 'electus' und 'intrusus' von Basel am 19. mai 1316 (fast ein menschenalter nach dem dichter) im kirchenbanne starb, muss er nahezu 90 jahre alt gewesen sein. E. S.

DER MAGET KRONE. Diesen titel gibt sich am schluss ein geistliches reimwerk des späten mittelalters, das JVZingerle in einer lückenhaften papierhs. kennen lernte, als sie sich in Innsbrucker privatesitz befand: in den WSB. phil.-hist. cl. bd 47 (1861) s. 489—564 hat er daraus reichliche auszüge geboten und ein 'wörterbuch' beigelegt. die handschrift, welche die einzige geblieben zu sein scheint, gelangte bald darauf über das antiquariat Rosenthal durch kauf in die Münchener Kgl. Staatsbibliothek, wo sie als cod. germ. 5264 eingereiht wurde. vorn auf der innenseite des neuen einbands hat WMeyer die bemerkung gemacht, dass Zingerle die beiden letzten blätter der hs. (163. 164) unbeachtet gelassen habe: diese enthalten vom gleichen schreiber ein gedicht auf die sieben freuden der Jungfrau. merkwürdigerweise hat man keinen anstofs genommen an der datierung mit welcher Zingerle die hs. (und das gedicht) eingeführt hatte: 'XIV s.' heisst es auch im Münchener katalog. als ich nun die Zingerleschen auszüge vor kurzem einmal wider las, gewann ich die überzeugung, dass das gedicht nicht gut über die schwelle des 15 jhs hinaufreichen könne, und dass demnach das manuscript einer spätern zeit angehören müsse. der anblick der hs. gab mir die volle gewisheit, und herr oberbibliothekar dr Hartmann (der meine jüngsten handschriftstudien auf der Staatsbibliothek auch sonst in liebenswürdiger weise unterstützt hat) lieferte mir obendrein mit der feststellung des wasserzeichens eine erwünschte äufsere stütze: es handelt sich um ein ochsenkopfpapier jüngerer fabrik, dessen zeichen den nrr. 14 540 und 14 548 bei Briquet am nächsten kommt, die beide nicht vor 1463/64 datierbar sind. wir haben es also zweifellos mit einer hs. des 15 jhs zu tun, wahrscheinlich aus der zeit nach 1450. und das gedicht gehört ganz gewis auch erst dem gleichen jahrhundert an — die datierung, mit welcher Goedeke, Bartsch (bei Koberstein), Vogt (in Pauls Grundriss) Zingerle unbedenklich gefolgt sind, ist also energisch herabzurücken. E. S.

## DIE INSCRIFT DES GOLDRINGS VON PIETROASSA.

Zs. 66, 54f hat R. Meißner sich dahin geäußert, dass mein 'kühner einfall', in dem *iowi* des ringes von Pietroassa den dativ von lat. *Juppiter* zu sehen (1F. 26, 203 ff), aus sprachlichen wie aus sachlichen gründen unhaltbar sei. in sachlicher beziehung bemerkt er, dass die altgermanischen dative *Aflims* usw. auf lateinischen inschriften der Rheinlande kein analogon zu der sprachmischung böten, wie ich sie für die gotische inschrift annähme; im westen hätte ein jahrhunderte langes zusammenleben von Römern, Kelten und Germanen einen syncretismus von cultformen hervorgerufen, wie er sich für den osten nicht denken liefse. ich vermag freilich nicht einzusehen, weshalb es zur gewöhnung der Goten an römische cultformen mehrerer jahrhunderte bedurft haben soll. bei der innigen berührung der Goten mit den Römern an der unteren Donau konnte das auch in weit kürzerer zeit geschehen. die Goten rückten ja in der ersten hälfte des dritten nachchristlichen jahrhunderts in das von römischen colonisten besetzte Dakien ein und kamen dadurch mit römischer bevölkerung in noch weit engeren contact als die rheinischen Germanen. als kaiser Aurelian (270—275) die römischen ansiedler auf das rechte Donauufer zurückzog, hatte das durcheinanderwohnen von Römern und Goten bereits mehrere jahrzehnte gedauert. aber auch südlich der Donau blieben ja die Römer nachbarn der Goten, ganz abgesehen davon dass die auf dem linken Donauufer sitzende dakische bevölkerung, von der die Rumänier stammen, und die schon damals romanisiert gewesen sein muss, ihre sitze nicht verändert hat (Rappaport Die einfälle der Goten in das Römische reich 100). unter solchen umständen aber war es nur natürlich, dass die Goten, die sich in den folgenden jahrzehnten auch zumeist friedlich verhielten, sich der überlegenen röm. cultur in vielen stücken anbequemten.

Das bestätigen auch die dem westgermanischen fehlenden lehnwörter des gotischen aus dem lateinischen, die höchst wahrscheinlich sämtlich erst als die Goten an der unteren Donau saßen, von diesen in ihre sprache aufgenommen worden sind (vgl. KZs. 39, 306 f). wörter wie *aīrkjus*, *assarjus*, *plapja* bezeugen hier den einfluss der materiellen römischen cultur auf die gotische. wie vertraut die gotische bevölkerung mit den römischen sitten war, zeigen ihr *kubitus* und *anakumbjan*: hätten die Goten nicht sehr oft von der sitte der Römer bei tische zu liegen gesprochen, so würden sie dem verbum nicht die allgemeine bedeutung 'sich niederlegen' gegeben haben (lat. *accumbere* hat ja fast immer nur den speciellen sinn 'sich zu tische legen'). am leichtesten verständlich werden gebrauch und form von *anakumbjan* dann, wenn Goten sogar selbst die sitte bei tische zu liegen übernommen

hatten. auch *kapillōn* 'scheren', das die Goten wegen der sitte der Römer, die haare kurz zu tragen, nach lat. *capillus* 'haupt-haar' gebildet haben (Feist Et. wb. der got. spr.<sup>2</sup> 230), kann nur entstanden sein, wenn die Goten besonders häufig gelegenheit hatten, die römische haartracht zu sehen. dazu kommt, dass überhaupt die zahl der uns erhaltenen dem latein entstammenden, dem westgermanischen aber fehlenden gotischen wörter für den geringen umfang der auf uns gekommenen gotischen sprachdenkmäler recht beträchtlich ist.

War aber ein reger verkehr zwischen Donaugoten und Römern vorhanden, dann werden sich erstere auch nicht allzu-sehr gesträubt haben, sich in ihren religiösen anschauungen dem Römertume anzupassen. wo die Römer mit anderen völkern bekannt wurden, identifizierten sie ja deren götter mit ihren eigenen, und die davon betroffenen völker sind ihnen darin selbst gefolgt. es ligt keinerlei grund zu der annahme vor, dass die Goten in dieser beziehung eine ausnahme gebildet hätten. wenn Meißner fragt: 'wie sollte jemand auf den gedanken verfallen sein, statt des kraftgefüllten heimischen namens den fremden einzusetzen?', so ist darauf zu erwidern, dass die Goten zu gedanken dieser art von den Römern angeregt worden sind, für die der name des den blitzstrahl schleudernden höchsten gottes Jupiter ebenso kraftgefüllt war wie der des Donar, der nach germanischer vorstellung das gleiche tat, für die Goten.

Meißner weist auch noch darauf hin, dass sich in der inschriftensammlung zur geschichte der Ostgermanen von Fiebiger und Schmidt keine einzige spur findet, die auf eine ähnliche verschmelzung germanischer culte mit römischen wie bei den Westgermanen hindeutete. doch lassen sich spuren dieser art überhaupt nur in weihinschriften erwarten die von Ostgermanen selbst herrühren. die einzige ostgermanische weihinschrift aber die wir besitzen, ist eben die des ringes von Pietroassa. wahrscheinlich haben die Ostgermanen überhaupt die ihren göttern geweihten gegenstände nur sehr selten mit inschriften versehen, infolgedessen uns keine zweite überkommen ist.

Vollständig identifiziert haben die Germanen ihre eigenen götter mit den römischen bei übersetzung der namen der römischen wochentage. freilich blieben sich die Germanen auch bewusst, dass ihren göttern wesentliche eigenschaften zukamen, die den mit ihnen für identisch gehaltenen römischen fehlten, weshalb denn auch z.b. die in römischen diensten stehenden aus dem gau Twenthe gebürtigen soldaten, die in Britannien dem kriegsgott einen altar weihten, diesen gott nicht einfach *Mars*, sondern *Mars Thingus* genannt haben. noch deutlicher kam das bewusstsein der Germanen, dass ihre eigenen götter von den mit ihnen identifizierten römischen verschieden waren, da zum ausdruck, wo sie zum römischen namen des germanischen gottes den ihres

eigenen volkes unterscheidend hinzufügten. es ist das z.b. seitens der Kimbern des Odenwaldes geschehen, die dem Wodan unter dem namen *Mercurius Cimbricus* oder *M. Cimbricus* steine geweiht haben. ganz das gleiche ligt aber vor, wenn auf einer gotischen inschrift Donar unter dem namen 'Jupiter der Goten' erscheint.

In sprachlicher beziehung hat Meißner besonders an meiner auffassung von *hailag* anstoß genommen, über das er sich näher in seinem nachtrag Zs. 66, 215 f geäußert hat. auch die vermutung bei Falk u. Torp, dass das wort, da es lat. 'sanctus' übersetze, schon in heidnischer zeit die bedeutung 'geweiht' erhalten habe, erklärt er für unbegründet. wie er aber selbst sagt, wird in der nordischen dichtung *heilagr* 'allerdings in einem sinne gebraucht, der dem christlichen 'sanctus' mindestens nahe steht'. tatsächlich ligt in der bedeutung 'geweiht', die aisl. *heilagr* bereits in heidnischer zeit hatte, der grund dafür dass es in christlicher zeit lat. *sanctus* 'geweiht' übersetzt. wenn ags. *hālig*, as. *hēlag*, ahd. *heilag* fast überall 'geweiht' (lat. *sanctus*, *sacer*) bedeuten, so kann das allerdings nicht auf einfluss des heidnisch nordischen *heilagr* beruhen. die übereinstimmung des christlich westgermanischen wortes mit dem heidnisch nordischen beweist vielmehr, dass auch bei den Westgermanen *hailag* schon in heidnischer zeit den sinn von 'geweiht' angenommen hatte. diese bedeutung kann nun *hailag* bei den Nordgermanen und Westgermanen sehr wol schon erhalten haben, als die Goten noch mit ihnen in engerem sprachlichen contact standen, d.h. als dieselben noch an der Ostsee saßen; für diesen fall aber wäre es sehr unwahrscheinlich, dass das gotische an der bedeutungsentwicklung von *hailag* zu 'geweiht' unbeteiligt geblieben sein sollte, gleichviel was die grundbedeutung des wortes gewesen sein mag. es ist auch wol anzunehmen, dass *hailag* seine weite verbreitung im germ. erst der bedeutung 'geweiht' verdankt, in der es ja in den meisten germ. dialecten *wih* übh. verdrängt hat.

Meißner meint nun freilich, dass, wenn Wulfila *hailags* nicht verwende, der grund dafür nur der sein könne, dass *hailags* der bedeutung von 'ἅγιος ἱερός, ἱστος sanctus, sacer' allzu fern gestanden habe, d.h. noch auf seine ursprüngliche bedeutung beschränkt gewesen sei. in würllichkeit wird sich aber wol die abweichung Wulfilas vom runenritzer aus einer mundartlichen verschiedenheit innerhalb des gotischen erklären. nachdem *hailags* dieselbe bedeutung wie *weihs* angenommen hatte, konnte doch ein teil der Goten vorwiegend oder ganz und gar an *weihs* festhalten, ein anderer aber *hailags* bevorzugen. vielleicht haben unter den Westgoten die Terwingen *weihs*, die Taifalen aber *hailags* gesagt. doch ist diese auffassung nicht unbedingt nötig, da die auswahl zwischen zwei synonymen auch von individuellen neigungen dictiert sein kann.

Wenn altnordisch kein einziger beleg dafür vorligt, dass



neben *heilagr* der name des heidnischen gottes steht dem eine sache geweiht ist, so wird das zufall der überlieferung sein. dass solche verbindungen auch schon in heidnisch germanischer zeit möglich waren, lehrt die übersetzung von Luc. II 23 *omne masculinum ... sanctum domino vocabitur* durch ags. *ælc wæpuzd ... beoð drihtnes halig genemned* im Hatton ms., auf welche stelle Meißner selbst hinweist. da im lateinischen hier der dativ bei *sanctus* steht, so ist der genetiv bei *hálig* echt angelsächsisch und muss bereits aus vorchristlicher zeit stammen. wenn nun auch Wulfila an der gleichen stelle πᾶν ἄρσεν ... ἅγιον τῷ κυρίῳ κεκλήσεται durch *hazuh gumakundaize ... weihs frauins haitada* übersetzt, so muss auch er die verbindung von *weihs* mit dem genetiv dem heidnisch gotischen gebrauche entnommen haben: offenbar hat sich altgermanisches *hailag-* in seiner construction nach seinem älteren synonymum *wih-* gerichtet. angelsächsisch ist nun freilich dieselbe Lucasstelle im Corpus ms. durch *ælc wæpned ... byð drihtne halig genemned* widergegeben, doch wird hier der dativ *drihtne* dem *domino* des grundtextes nachgebildet worden sein. auf schon weitergehendem einfluss des kirchenlateinischen beruht es wahrscheinlich, wenn auch Elene 1193, also in einem angelsächsischen texte der keine übersetzung ist, der dativ bei *hálig* begegnet. wenn an den beiden von Meißner angeführten althochdeutschen übersetzungen der Lucasstelle (*wihaz truhtine* Ahd. gl. I 733, 30; *heilag gote* Tatian 7, 2) der dativ steht, so kann das ebensogut unmittelbarer anchluss an den lateinischen grundtext gegen den noch bestehenden ererbten sprachgebrauch wie auch schon allgemeiner einfluss des kirchenlateinischen auf das althochdeutsche überhaupt sein. im gotischen verhält sich nun *weihs* mit dem genetiv bei Wulfila zu *hailags* mit dem dativ beim runenritzer wie im angelsächsischen *hálig* mit dem genetiv im Hatton ms. zu *hálig* mit dem dativ im Corpus ms. für den runenritzer aber, der direct den lateinischen namen des gottes dem er den ring weihen wollte, beibehalten hat, war es überhaupt das natürlichste, dass er die casusform dieses namens, so wie er sie auf seiner lateinischen musterinschrift gelesen hatte, unverändert übernahm.

Man wird sich ja die entstehung unserer inschrift so zu denken haben, dass der Gote der den ring dem Donar weihen wollte, eine lateinische weihinschrift *Ioui sacrum* kannte, die vielleicht auch auf einem goldenen ringe stand (wie es weihinschriften auf goldenen ringen auch bei den Römern gab; vgl. verf. aao.) und die ihn vielleicht überhaupt erst angeregt hat, selbst einen goldenen ring seinem Jupiter, dem Donar, zu weihen. da er sich des unterschiedes der zwischen seinen vorstellungen von Donar und denjenigen der Römer von ihrem eigenen Jupiter bestand, wol bewusst war, so mochte er ersteren nicht kurzweg Jupiter nennen und construierte sich deshalb eine lateinische inschrift

*Gothorum Ioui sacrum*. da er aber seinen nationalen gott auch in seiner nationalen sprache feiern wollte, so übersetzte er sich die lateinischen worte die er sich dachte, in das gotische, *Gothorum* durch *Gutanē* und *sacrum* durch *hailag*. das lateinische *Ioui* aber behielt er auch in seinem gotisch bei, da sich der name \**þunar* für ihn nicht mit *Iuppiter*, sondern mit *Gothorum Iuppiter* deckte; hätte er aber das ganze *Gothorum Ioui* durch bloßes \**þunara* (oder gen. \**þunaris*) widergegeben, so würde er den eindruck verwischt haben, dass Donar ein dem römischen Jupiter ähnlicher gott war und daher eben solche weihgeschenke und weihinschriften wie dieser verdiente. da er aber das lateinische *ioui* gewis nicht nur gelesen hatte, sondern auch hatte sprechen hören, so ersetzte er dessen consonantisch fungierendes *u* durch seine rune für *w*. hätte er nun aber auch das anlautende consonantisch fungierende *i* von lat. *ioui* durch seine rune für *j* ersetzt, so würde er damit von seinem lateinischen vorbilde abgewichen sein, in dem sich anfangsbuchstabe und endbuchstabe einander gleichen; gerade aber bei einem götternamen wird er eine solche abweichung von der vorbildlichen schreibung gescheut haben. dazu kam noch dass die rune für *i* mit dem lateinischen buchstaben *i* übereinstimmte (während die rune für *u* vom lateinischen buchstaben *u* abwich). schrieb aber der runenritzer in seinem gotisch *iowi*, so sprach er hier auch dessen erstes *i* mit dem im gotischen der rune für *i* (außer in diphthongen) allein zukommenden vocalischen lautwerte aus; für silbenanlautendes consonantisches *i* (*j*) hätte er hier in der runenschrift ein anderes zeichen setzen müssen. auf diese weise aber stießen in seiner aussprache der inschrift drei vocale zusammen, eine häufung die um so eher zur elision des *ē* führen konnte, als dies durch seine färbung dem ihm folgenden *i* nahe stand.

IF. 26, 206 f hab ich, weil mir das fehlen des *-ē* in *Gutan* damals immerhin etwas auffällig war, auch ausgeführt, dass in *Gutaniowi* möglicherweise auch der dativ eines compositums \**Gutanjupiter* vorliege. an die möglichkeit der bildung eines solchen 'hybriden' compositums möchte ich jetzt allerdings so wenig wie Meißner glauben. aber die annahme einer solchen möglichkeit scheint mir jetzt auch völlig unnötig.

Meißner bemerkt noch, dass, wenn man *Gutaniowi* als ein \**Gutanē Ioui* auffasste, man schon doppellesung des *i* annehmen müste, wonach *gutaniowi* für ein gesprochenes *gutanē jowi* stände. aber der wandel von got. *ē* zu *i* hat sich doch erst nach Wulfilas zeit, d.h. frühestens gegen ende des vierten jahrhunderts vollzogen. um diese zeit aber war das heidentum bei den Goten schon sehr im schwinden begriffen, bei den Römern aber schon fast abgestorben, so dass die abfassung der inschrift damals wol nicht mehr möglich war. dieselbe dürfte vielmehr spätestens der

mitte des vierten jahrhunderts angehören, kann aber auch schon aus der zweiten hälfte des dritten herrühren.

Im gegensatze zum ritzer der runen des ringes von Pietroassa, der lateinisches *Ioui* deshalb in seiner gotischen inschrift beibehalten hat, weil er die ähnlichkeit seines heimischen gottes mit dem römischen Jupiter hervorheben wollte, haben rheinische Germanen in ihren lateinischen inschriften die germanischen dativformen *Aflims*, *Vatrimis*, *Saitchamims* deshalb gewahrt, weil sie ihnen aus ihrer muttersprache geläufig waren und die namen der so benannten göttinnen dem latein fehlten; es hat also in letzterem falle eine unwillkürliche mischung stattgefunden. notwendig war eine solche nicht, wie das die auf anderen lateinischen inschriften der Rheinlande erhaltenen latinisierten dativformen *Afliabus*, *Vatviabus*, *Saitchamiabus* zeigen.

Berlin.

Richard Loewe.

## HEILIG.

Es ist nicht meine absicht, die discussion über den ring von Pietroassa fortzusetzen; nur ein misverständnis möchte ich nicht aufkommen lassen: ich habe gesagt, dass an. *heilagr* in einem sinne gebraucht werden kann, der sich dem christlichen *sanctus* nähert (Zs. 60, 216). RLoewe ersetzt dieses mein *sanctus* durch 'geweiht'. 'geweiht' ist aber mehrdeutig, und der sinn von 'geweiht' der für den ring in frage kommt (*dedicatus alicui*), lässt sich vom an. aus ebensowenig für das got. wahrscheinlich machen wie von einer anderen germanischen sprache aus. ich benutze die gelegenheit, auf eine von mir übersehene stelle aus den Austrifarvisur des Sigvat hinzuweisen, in der die uraltertümliche abweisende bedeutung von 'heilig' besonders gut hervortritt:

*Rédk til Hofs at hofa,  
hurð vas aptr, en spurðumk  
(inn settak nef nenninn  
nidrlútt) fyrir útan;  
orð gatk fæst af fyrðum,  
(flögd badk) en þau sögðu  
[hnekðumk heidnir rekkar]  
heilagt (við þau deila).*

Skjaldedigtning I B 221, 4.

Sigvat sucht eines abends auf seiner ostreise quartier und gerät in ein haus wo grade *alfa blót* gehalten wird; man weist ihn ab, das haus ist *heilagt* (tabu) für den christen.

Bonn a. Rh.

R. Meissner.

## DIE ABFASSUNG VON EINARS VELLEKLA.

Bei der schilderung des angriffs der dänischen Jomsvikinger gegen den norwegischen jarl Hakon führt Snorre in seiner Heimskringla wol strophen des Skalden Tind Hallkelsson, des Thord Kolbeinsson und des Eyvind Finnsson, aber im gegensatz zu den vorhergehenden abschnitten nicht mehr solche des isländischen Einar Sklaglam an; er nennt ihn auch nicht als teilnehmer am kampf. ebensowenig greift Einar nach der Fagrskinna in der schlacht im Hjörungavag ein, und auch bei ihr werden nur strophen von Thord Kolbeinsson und Vigfuss Vigaglumsson, nicht von Einar erwähnt. aber es darf deshalb nicht angenommen werden, dass Einarr nicht mehr am hofe Hakons gewesen sei oder nicht mehr gedichtet habe. seine tätigkeit wird nur etwas zurückgetreten sein; denn unter dem namen Einar Sklaglam sind in der Edda (I 418 und 422) zwei strophen über die Jomsvikingaschlacht erhalten, die mit parteinahme für Hakon geschrieben zu sein scheinen. die Landnámabók gibt keinen aufschluss darüber, ob Einar noch 986 bei Hakon lebte und dichtete; sie sagt nur dass der sohn Helges Einar Sklaglam im Breidafjord ertrank und dass sein schild im Sjoldrfjord, sein mantel aber im Feldrfjord antrieb. die Egilssaga (Eigla) und die Jomsvikingasaga (Js.) führen dagegen zwei weitere strophen Einars an, die auf die Jomsvikingaschlacht bezogen werden könnten und in der Js. auch bezogen werden (F. J. Skjaldedigting B 1, 124). in ihnen spricht der skalde einen vorwurf gegen seinen fürsten und die drohung aus, ihn zu verlassen und zu Sigvalde zu gehn. eine solche wenn auch nicht ernst gemeinte drohung kann der dichter, der seinem herrn die treue hielt und in seinem hauptwerk ein so hervorragendes denkmal gesetzt hat, wol einmal ausgesprochen haben, aber nicht in einem zeitpunkt wo sein fürst in gefährlichstem kampf mit dem landesfeinde stand. damit nun Einar die drohung nicht wahr mache, lässt die Eigla, die keinen bestimmten zeitpunkt angibt an dem Einar die strophen spricht, ihm durch Hakon einen kostbaren schild schenken, während die Js., die den vorgang in die Jomsvikingaschlacht verlegt, ihm zwei wertvolle zauberschalen geben lässt. die angabe der Eigla kann nicht zutreffen wenn sie auf 986 bezogen wird, denn Einar schenkte nach ihr den schild Egil; dieser starb aber schon 982. Finnur Jónsson sieht den fehler in der Eigla und bezieht daher die schildgabe auf eine frühere zeit. das ist gewis richtig; aber wenn er den schild für Einars Hakon gewidmete drapa 'Byggðilond' gegeben sein lässt (Skj.digtn. B 1, 116), ergibt sich wider ein scheinbarer fehler der Eigla; denn diese nennt ausdrücklich die Vellekla als das gedicht, das Hakon lange zeit nicht hören wollte, dann aber um Einar zu halten doch hörte und mit der



schildgabe belohnte. der fehler in der zeitrechnung des doch sonst gewissenhaften und genau vorgehenden Eiglaverrfassers muss sich anders erklären lassen. es war gar kein fehler. eine frühe abfassung der lausavissur Einars nahm schon Konrad Maurer an (Abhandlgen der philos.-philol. kl. d. bayr. acad. München 1868!). er setzt die Vell. schon 975, nicht 986 an, Sigvalde aber hält er für einen fürsten, der sich durch heerefahrten schon ausgezeichnet haben musste, so dass Einar den wunsch äußern konnte, sich ihm zu widmen. F. J. dagegen hält dies der zeit nach für unmöglich (SnE. III s. 693), lässt den schild für die frühe drapa Bygðli loð geben und kommt dadurch in conflict mit der Eigla. das große lobgedicht, das den siegeslauf des fürsten von staffel zu staffel verfolgen sollte, kann sehr wol schon im anfang der siebenziger jahre angelegt worden, von Hakon jedoch damals zurückgewiesen worden sein: der willensstarke fürst, dem die tat alles, das lob allein nichts war, sah, des eignen wertes sich bewusst, für sich in der zukunft eine ganz andere größere macht voraus, als sie sein skald jetzt besingen konnte; er fühlte wol auch bei aller treue die der dichter ihm zeigte, dass dieser nicht blind nur ihm allein leben wollte, sondern auch für die anderen, wie die dänischen fürsten ein auge hatte; vor allem aber wird ihn die immerhin noch jugendlich rasche und aus sich herausgehende natur des skalden vorsichtig und zurückhaltend gemacht haben, die an hofe wol auch manchmal dazu führte, dass man über seine auch in den dichtungen nicht verhehlte geldnot spotten konnte.

Zu einer frühen ansetzung der Vellekla scheint auch der inhalt der beiden lausavissur Einars, die in der Js. und der Eigla erhalten sind, zu stimmen. die erste wirft Hakon vor, den skalden, der mehr als andere für ihn dichte, zu wenig anzuerkennen, und sagt, dem fürsten dünkte der skalde wol in der ferne, wenn er sich einem anderen widme, noch schlechter gestellt zu sein, weil er dann noch weniger bekommen würde (der ironische durch *hykk* angedeutete sinn tritt auch bei der auffassung EAKocks Not. § 413 hervor, der ich den vorzug gebe, weil durch sie dem *ferri* seine stellung im satze gewahrt bleibt). die zweite strophe *Sakjum jarl* bringt die aufforderung des dichters an sich selbst bzw. die isländischen genossen, zu dem tapferen jarl zu gehn und die schilde auf Sigvaldes ruderschiff zu bringen. der jarl ist Sigvalde. aber im folgenden helming ist von einem anderen manne die rede: 'Er schlägt ein, der schwinger des schwertes, wenn wir den könig (*gram*) finden, d.h. wenn wir uns ihm, dem könige, widmen'. der sohn des königs Strutharald von Skaney, Sigvalde, den erst später der Dänenkönig Harald Gormson Blatond zum befehlshaber in Jóm einsetzte, kann hier wol nur der führer eines der schiffe des königs Harald, das dem Hakons am nächsten lag, oder der begleiter des königs Harald sein. nicht Sigvalde,

dem damals noch ganz jungen manne, will sich Hakon widmen, sondern seinem herrn, dem könig Harald. die lausavisa Einars f llt m.e. in die zeit in der sich Hakon mit Harald Bl tund zu listiger tat verbunden hatte. er hatte nämlich mit wissen und billigung des königs dessen neffen namens Gullharald am Limafjord hinterlistig angegriffen und getötet, ihn der soeben den Gunnhildsohn Harald Gr feld und mit ihm zugleich den freund Egils Arinbjorn zu fall gebracht hatte. diesen vorgang berichtet der verf. der Eigla LXXVIII 50, um anzugeben, wie es Einar seit dem ersten vor jahren bei Egil gemachten besuch inzwischen ergangen war. dieser erste besuch wird nämlich, um Einars geschick im zusammenhang vorzutragen, erst jetzt erzählt; der  bergangsbericht, der die zeit zwischen der ersten und zweiten reise angeben soll, endet mit dem tode Harald Gr felds, Arinbjorns und Gullharalds und einer strophe Egils auf Arinbjorns tod. sogleich folgt: Einar Helgason hieß Skalaglam usw. wozu nun dieser überleitende abschnitt, wenn er nicht den zeitpunct bezeichnen sollte, an dem jetzt Einar zum zweiten besuche eintraf? so scheint auch der verf. der Eigla eine verh ltnism  sig frühzeitig erfolgte inangriffnahme der Vell. anzunehmen. wir folgen nämlich m.e. hier am besten der zeitrechnung nicht S munds, sondern Ari fr dis, den Snorre (Hsk. I 277) an der stelle erwähnt die dem  bergangsparagraphen der Eigla z.tl. auch wörtlich entspricht. darnach wäre der fall Harald Gr felds um 975 zu setzen. bei meiner auffassung der zweiten lausavisa, die ich nur als unm  gliche vermutung zu bieten wage, würde der berechnete einwand F. J.s fortfallen, Einar hätte doch viel eher dem Dänenkönig selbst sich anbieten sollen (Sn. E. III). wenn Einar als führer des ruderschiffs den erst später berühmt gewordenen Sigvalde mit namen erwähnt, so konnte das als eine bewusste besondere anerkennung für den vielleicht damals schon beliebten jüngling angesehen werden, den er auf seinen fahrten mit Hakon kennen gelernt haben wird. wer aber die strophe etwa später, vielleicht lange nach dem Jomsvikingakampf las, musste in ihm den berühmten führer des kampfes im H rungavag sehen und konnte so leicht eine verwirrung schaffen, wie es die Js. tut. — Auch der abschluss der erzählung beim scheiden Einars und Egils (LXXVIII 65) lässt sich gut mit einer verh ltnism  sig frühen entstehung der Vellekla vereinen. der von der wahrheit seines schildberichts überzeugte Eiglav Verfasser will mit den Worten: ‘sie hielten freundschaft so lange sie beide lebten’ nicht etwa sagen, dass Einar, dessen ertrinkungstod er natürlich kannte, auch nicht mehr lange nachher lebte, sondern nur hervorheben, dass sie freunde bleiben konnten. Egil, meint der Eiglav Verfasser, brauchte nicht zu tadeln, da Einars (vielleicht mit humor geschilderter) kunstgriff in eine zeit fiel, in der Hakon sich gar nicht in besonderer notlage befand, und in der könig

Harald von Dänemark und mithin auch Sigvalde gar nicht seine gegner waren. auch der hinweis darauf dass der schild bei der hochzeit zu Vidimyr verdorben wurde (LXXVIII 65), passt gut zu der zeit um 975. so können wir doch vielleicht den vortrefflichen verfasser der Eigla von einem groben verstofs und zugleich den dichter des bewunderten loblieds von dem versuch freisprechen, in der stunde der gefahr auf den fürsten, dem er lange die treue gehalten, einen verwerflichen druck auszuüben.

Wer aber überlieferte den verfassern der Eigla und der Js. die beiden lausavisur Einars, die nur bei ihnen (bzw. der Flat.) erhalten sind und aus denen vielleicht erst der ganze streit Einars und Hakons erschlossen sein könnte. eine schriftliche quelle die den wortlaut enthielt, kann doch höchstens erst vom 12/13 jh. an in betracht kommen. waren es ältere norwegische geschichtsschreiber? das ist wegen des an sich doch weniger bedeutenden stoffes und deswegen minder wahrscheinlich, weil die verfasser die sie uns erhalten haben, beides Isländer waren. Maurer (aao.) nimmt eine ältere ursprüngliche Js. an, die auf Ari froði († 1148) zurückgieng. ihr gewährsmann und ebenso der des verfassers der Eigla oder dieser selbst konnten die berichte Egils oder der erben Einars benutzen, was dann zu verschiedenen ergebnissen führte, indem einerseits die schildgabe, anderseits die schalenschenkung betont wurde. aber auch die volksüberlieferung kann eingewürkt haben. sie könnte besonders vielleicht für die ältere Js. wichtigkeit gehabt haben. sie knüpfte zunächst etwa an die insel Skáley an, die an den beinamen 'Skálaglam' erinnerte, und phantasierte von schalen die der dichter besaß und natürlich von seinem fürsten empfangen haben musste, so dass die änderung des alten namens 'Skjaldmeyar-Einar' in 'Skálaglam' herbeigeführt wurde.

Wie nun der schild und der mantel Einars nach dem ertrinken des skalden an verschiedenen inseln angetrieben sein sollten, so liefs die volksphantasie, was ja immerhin denkbar war, auch die schalen an den Skáleyar an land kommen. diese auf grund von volksetymologie sich bildende sage benutzte nun der verfasser der Js.; vielleicht war er es auch selbst der sie zuerst ins leben rief. er bezog natürlich die drohung der lausavisa auf die Jomsvikingaschlacht, liefs es dabei aber im unklaren, ob Einar gleich bei der ankunft in Island oder erst später ertrunken sei. Fm. XI s. 158 heifst es nämlich in der hs. R, einer abschrift Rasks von hs. 7: *oc sogdu þeir Einarr glöggvast frá þessum tíðendum út til 'Islands*. die stelle fehlt in den anderen hss. der Js., steht aber in der Flat. I 203, wo sie *oc sogdu þeir þeir Einarr* lautet. der Js. kam es zunächst nur auf die ableitung des beinamens skálaglam an, während die Eigla die lausavísur Einars nur benutzte, um für Egils Skjaldadrápa einen anlass anzugeben. da die in der Eigla gebrachten einzelheiten den

eindruck der glaubwürdigkeit machen und ihr schild doch mit den schalen der Js. sich nicht verträgt, ist es nicht wahrscheinlich, dass die Js., was ja der zeit nach möglich wäre, direct der Eigla die lausavisur entnahm.

Nach der Js. selbst, nach der Fsk., nach Snorres Heimskr. erscheint es doch fraglich, ob Einar nach dem siege im Hjörungavag noch zusätze zu seiner Vellekla machte. der schöne schluss des gedichts lässt sich auch ohne diese annahme erklären, ja er würde bei bezugnahme auf die schlacht etwa durch einen eingefügten stefjabalkr, den FJ. annimmt, vielleicht doch noch anders gelaute haben. die beiden strophen, die SnE. I 418 und 422 unter dem namen 'Einarr skálaglamm' überliefert sind (Vell. 34 und 35) könnten lausavisur gewesen sein. nur str. 34 käme als stef in betracht; aber der gedanke ist für einen solchen nicht allgemein genug gehalten, und es würden doch auch irgend welche andere auf diesen entscheidenden völkerkampf bezügliche strophen von Einar sich erhalten haben. der in der str. 35 geschilderte vorgang erweist sich dadurch dass er eine auch von anderen dichtern der zeit besungene bekannte kampfepisode enthält, wol eher als eine gelegenheitserwähnung des noch bei Hakon weilenden skalden.

Der nur in der Js. und in der Flat. erscheinende beiname Einars, Skjaldmeyar-Einarr, wird wol wirklich dem jungen manne als er sehr frühzeitig zu dichten anfang, beigelegt worden sein und im munde des volkes gelebt haben. Einar war nämlich, wie die Landnáma angibt, der sohn einer im Schottenkriege vom vater gefangenen und dann geheirateten Nidbjorg, einer enkelin Gongu-Rolfs. die Eigla erwähnt den beinamen nicht, beim ersten besuch heisst der skald Helgason, beim zweiten wird gesagt, er würde Skálaglam genannt. vielleicht war der ursprüngliche beiname mit einem leisen anflug des spottes verbunden und zuerst nur in engeren isländischen kreisen bekannt, die ihn später wegen des weltberühmten zweiten aufgaben. aber auch eine anerkennung der mutter konnte zu ihm geführt haben; sie wird, nach dem beinamen des anderen sohnes 'spakr' zu urteilen, eine kluge, vielleicht dichterisch begabte frau gewesen sein, von der er die lust zu fabulieren geerbt hatte. die isländische Js. holte den lang vergessenen jugendnamen lediglich wider hervor, weil er zu ihrer theorie der namensänderung passte.

Einars berühmtes preislied auf Hakon jarl hat zu allen zeiten den für ein lobgedicht doch recht wenig passenden eigenartigen namen Vellekla 'goldmangel' getragen. unter den uns erhaltenen strophen kommt eigentlich nur eine in betracht, die ihn veranlasst haben könnte (strophe 33); der skald war aber, wie die schilderung seines wesens in der Eigla und auch die erste der losen strophen zeigt, wegen seiner eigenen freigebigkeit und seines ungezwungenen wesens mehr als andere darauf be-



dacht, in seinen gedichten ähnlich wie die deutschen fahrenden die 'milde' des fürsten zu seinem vorteil anzurufen. die strophe 33 wird neidern des skalden und spöttern den anlass gegeben haben, in dem lobgedicht wider einen ausfluss von Einars gewöhnlichem goldmangel zu sehen und von einer Vellekla zu sprechen, was den fürsten auch vielleicht darin bestärkte, sich so lange ablehnend zu verhalten. in str. 33 spricht der skald, nachdem er die freigebigkeit Hakons den mannen gegenüber gelobt hat, von den kostbarkeiten (*mæti*) des fürsten, die er ja auch bekommen könne. die strophe schließt sich, wie die nennung des dichtermosts zeigt, an die einleitung an, gehört also wol in den anfang des gedichts, wo sie sich auch den hörern am leichtesten einprägen konnte. der ausdruck *mæti* passt für jedes künstlerisch gearbeitete und zugleich wertvolle geschenk. Einar, der noch nichts oder doch, wie er meinte, noch nicht genug zum lohn für seine dichterische betätigung empfangen hatte, wuste im allgemeinen, wie das 'hans' *mæti* zeigt, dass der jarl kostbarkeiten besaß, und wollte von ihnen auch etwas bekommen. wenn die widmung eines gedichtes angenommen wurde, und um ein solches konnte es sich doch, wie ja auch die Eigla besonders hervorhebt, nur handeln, war der althergebrachte lohn das geschenk eines kunstvollen und doch zugleich einen ganz bestimmten geldwert enthaltenden schildes; eine gabe solcher oder ähnlicher art konnte der ehrgierige und doch auch nach geld strebende dichter nur im auge haben, und ihr entspricht der schild der Eigla, den er schließlic erhielt, durchaus. der ausdruck *mæti* passt aber an sich auch für jedes kunstvoll ausgeführte, wertvolle geschenk, und auf ihn konnte sich der verfasser der Js. mit seiner verleihung der wunderschaln berufen. sie ist m.e. nur eine zum zwecke der namenserklärung ausgesonnene erdichtung.

Von dem im heidentum stehnden jarl Hakon konnte leicht geglaubt werden, dass er dergleichen losungswagschaln besaß. ja, er benutzte sie vielleicht in der tat; aber dass er, der sie in der not gut brauchen konnte, sie dem skald gegeben hätte, für den doch nur der geldwert in betracht kam, ist eine weniger gute und glaubliche erfindung. ferner wird die angabe der Js. dadurch ad absurdum geführt, dass Einar den beinamen 'skálaglamm' erst in später zeit, am schluss seines lebens bekommen hätte. wie hätte der nicht einmal zu der hauptdichtung, der berühmten Vellekla, in beziehung gebrachte name so fest sich verbreiten können, dass er für jahrhunderte dem dichter geblieben wäre, wenn er nicht schon durch jahrzehnte vorher in der vollkraft des lebens ihm eigen gewesen wäre? und dass er dies war, zeigt die Eigla. den zweiten besuch des skalden bei Egil führt sie (vgl. oben s. 57) mit den worten ein (LXVIII 54): *Eínarr Helgason skáld var kalladr Skálaglamm; hann orti drápu um Hákon jarl, er kolluð er Vellekla*. dies heisst: 'Einar Hel-

gason wurde (jetzt) Skalaglam genannt, er hatte (inzwischen) eine drapa auf Hakon jarl gedichtet, die Vellekla geheissen wird' (*kalla* wird hier mit anschluss an *gera til kalls* gebraucht). so geht es weiter im perfect mit plusquamperfectbedeutung bis § 58, wo gesagt wird: *Einarr fór til 'Islands*, Einar fuhr (dann) nach Island. die beilegung des namens Skalaglam, die dichtung der Vellekla und die schenkung des schildes fällt also in die lange auslandszeit (LXXVIII 50), in der Einar bei tüchtigen männern sich aufhielt und hirdsmadr Hakons war. ob Einar den beinamen schon erhielt bevor er dem hofe Hakons angehörte, also bei den tüchtigen männern, oder ob er ihn erst bei Hakon selbst bekam, wird nicht gesagt. die Vellekladichtung kann der skald nur als hirdsmadr des jarls begonnen haben. in der Eigla wird nun aber der beiname Skalaglam nicht ausdrücklich an die abfassung des lobgedichts geknüpft, er konnte ihn also auch schon vorher bekommen haben. wie lange ihn Einar schon getragen hatte, bleibt ungewis; jedenfalls führte er ihn schon als er an der Vellekla dichtete, ob man sie nun um 986 oder zehn jahre früher ansetzt.

Wenn aber die erklärung des beinamens Skalaglam durch die schalengabe Hakons sich, woran ich nicht zweifle, als ein mislungener versuch der Js. herausstellt, so müssen wir uns fragen, wodurch denn der skald wirklich zu seinem beinamen kam und was dieser in der tat besagt. hier sei mir eine vermutung zu äussern gestattet. einem bedeutenden manne wird gewöhnlich nicht nach einem sein wesen gar nicht näher bezeichnenden und in der folge nicht verwerteten, einmal ihm gegebenen geschenke der für sein leben und alle zukunft bleibende beiname gefunden, sondern nach einer ihm besonders zukommenden eigenschaft, sei sie äusserer oder innerer art, die ihn bleibend kennzeichnet. nach der Eigla war Einar stark und tatkräftig, früh zum dichten befähigt und wissbegierig; bei Egil zeigte er sich als jüngling liebenswürdig gesprächig, versäumte auch nicht als weltkluger und gewandter schmeichler nach seinen ruhmestaten zu fragen, wodurch er seine dauernde freundschaft gewann. bei Hakon war er der gereifte mann, der ihm selbstbewusst und dreist entgegenzutreten, aber doch auch nachzugeben wuste und treue hielt. dass es ihm auch wol nicht an humor fehlte und er sich unter umständen über sich selbst lustig machen konnte, zeigte er darin dass er Egil die bei Hakon gebrauchte kriegslist getreulich berichtete, wie sich auch eine keineswegs ausschliesslich auf gelderwerb erpichte natur in der schenkung des schildes bekundet. er war, wie die Eigla LXXVIII 50 von ihm sagt, ein freigebiger, sehr oft in geldverlegenheit steckender mann, aber ein tüchtiger held und ein guter bursch. wenn man bei diesen liebenswerten und für ihn einnehmenden zügen noch an seine hervorragende dichterische begabung denkt, so kann man

gewis sein, dass Einar in der gesellschaft am hofe gern gesehen und mit freude begrüßt wurde. was wunder wenn ein solcher mann der jubel der stube, wenn er der genannt wurde, der lärm in die bude bringt? das aber kann sein beiname bedeuten, wenn man ihn nicht von *skál* 'die schale', sondern von *skáli* 'die sprech-, die versammlungsstube' ableitet.

Möglichst frühe abfassung oder inangriffnahme der Vellekla anzunehmen ist nötig, wenn Einars lausavisur und die schildgabe Hakons mit den lebensumständen Egils vereinbart werden und sich doch auf die Vellekla beziehen sollen. FJ. glaubte nicht an solche und nahm daher an, dass die Eigla geirrt habe und nicht für die Vellekla, sondern für ein älteres gedicht der schild gegeben sei. was spricht denn aber dafür dass die strophe 'Byggði lǫnd' so viel älter war? auf die herschaft der Gunnhildsöhne konnte Einarr auch hin- oder vielmehr zurückweisen, als er schon lange am hofe Hakons sich aufhielt. dass er sie Gamla kind nennt, bedingt doch nicht dass die strophe schon kurz nach Gamles tod gedichtet wurde, wo Hakons macht doch noch gar nicht gesichert war. Gamla kind steht hier (so nach FJ. im gegensatz zu EAKock 389) für die gegner des heidentums, und als solche konnte Einar die frühere herschaft der Gunnhildsöhne sogar nach der schlacht bei Thinganes bezeichnen. m.e. ist es doch einfacher mit Maurer die Vellekla selbst in so frühe zeit zu setzen und nicht erst die strophe 'Byggði lǫnd' heranzuziehen. der neueste herausgeber der Vellekla Ivar Lindquist (Norröna lovkväden I, Lund 1929; vgl. Konst. Reichardt, Gött. gel. anz. 1929) scheint auch nicht an einen irrthum der Eigla zu glauben, sondern die Vellekla für so alt zu halten, dass die schildgabe Einars sich mit Egils lebenszeit verträgt. wenn er aber bei dieser annahme so vorgeht, dass er gerade die strophe 'Byggði lǫnd' der Vellekla zuweist, so mein ich dass er selbst einen irrthum begeht; denn dabei kommt er, was FJ. vermeiden wollte, in einen conflict mit der Fsk. (s. 70), die nach einem citat aus der Vellekla (str. 18) die strophe 'Byggði lǫnd' ausdrücklich mit den worten anführt: *i annare drapo sægir Aeinur a þessa lund* (d.h. über Hakons macht) *Byggði* etc. dies kann nicht heißen: in einer anderen, von der vulgata verschiedenen ursprünglichen Vellekla. es kann auch nicht heißen: in der zweiten umgearbeiteten Vellekla, von der weder die Fsk. noch sonst ein älterer berichterstatter etwas erwähnt und von der die Fsk. nichts wissen konnte. sondern es kann, da das wort drapa hier besonders hinzugesetzt wird, nur heißen: in einer von der Vellekla verschiedenen drapa. denn da in beiden citaten das gleiche, die macht Hakons, gepriesen wird, wäre der ausdrück drapa unmotiviert, wenn er nur eine andere fassung desselben gedichtes bedeuten sollte. aber vielleicht hat Lindquist gemeint, die Fsk. habe den fehler gemacht, dass sie nicht er-

kannte, die andere drapa sei eben die alte ursprüngliche Vellekla, und ein fehler bei einem citat sei leichter zu erklären als bei einem ganzen berichte. eine entscheidung zu treffen ist hier schwer, ja fast unmöglich. doch bei der ausdrücklichen angabe der Fsk. kann ich nicht umhin, FJ.s ansicht den vorzug zu geben, dass die strophen 'Byggdi lönd' nicht zur Vellekla gehören.

Vielleicht entwickelten die vorgänge sich folgendermassen. der frühreife Einar kam nach einer ersten auslandsreise 965, wie auch FJ. annimmt, als er etwa zwanzig jahre alt war, zu Egil, wurde dann hirdsmaðr Hakon jarls in Drontheim und begrüßte ihn nach dem siege über Grjotgard in einer drapa mit der strophe 'Byggdi lönd' etc., einer drapa die vielleicht die geschicke des Ladereiches und die vorgeschichte seines fürsten Hakon schilderte. die vaterrache und die ihr doch voraussichtlich folgenden heldentaten jarl Hakons beschloss er in einem grossen lobgedicht zu besingen, dem dann die spötter den namen Vellekla gaben. ein solches aber konnte nicht auf einmal entstehen, es konnte nur in abschnitten dem siegeslauf des fürsten folgen. nach dem tode Harald Gráfelds, des Gunnhildsobnes, fuhr der Dänenkönig Harald Gormsson (Blåtand) mit mächtiger flotte in die Viker bucht im süden Norwegens mit jarl Hakon und Harald grenski dem sohn Guðröds ein, und alles volk fiel ihm zu. hier wird Einar auf Hakons schiff, das in der nähe von dem des königs Harald lag, gewesen sein und seine scheindrohung ausgesprochen haben. er erhielt für die bis dahin fertiggestellten strophen der Vellekla den schild, reiste bald darauf nach Island und gab ihn Egil. welche strophen damals fertig waren, sagt die Eigla nicht. die frage, ob 'Byggdi lönd' schon von anfang an zu ihr gehörten, ob sie später hinzukamen oder nichts mit ihr zu tun haben, kann die Eigla nicht beantworten. wenn etwa Lindquist, um eine verhältnismässige frühe entstehung der Vellekla zu beweisen, die strophen benutzt, kann er sich nicht auf die Eigla berufen. Wenn FJ. den schild für sie geben lässt, die er nach der Fsk. eine drapa auf Hakon nennt, kommt er mit der Eigla in conflict, was bei der annahme, der schild sei für eine etwa 970 begonnene Vellekla gegeben, nicht nötig gewesen wäre. nach der rückkehr Einars aus Island erst folgte wol der preis des widererstandenen heidentums und des sieges über Ragnfred, der bericht vom kampf gegen kaiser Otto und der vom zuge durch Gautland. in welchen abständen der dichter die schilderung dieser nun folgenden ereignisse vollbrachte, ob er sie erst spät und gleich in einem zuge fertig stellte oder in sonderabschnitten entwarf, lässt sich nicht bestimmen; dass er aber eine letzte zusammenfassende ordnung vornahm, zeigt nicht nur die verbindung der einzelnen teile, die dem werke erst den eindruck der gegliederten einheit gibt, sondern auch die schöne steigerung bis



zur schlussstrophe, die den vergötterten helden zu himmelshöhen emporhebt.

Mit Lindquist nehm auch ich vollstrophen zu acht zeilen an, da ja auch Snorre mehr ganz- als halbstrophen bietet. in der anordnung kann ich aber dem neuen herausgeber nicht immer folgen. strophe 33 wird mehr im anfang des gedichts gestanden haben, wo sie stärker auffiel, so dass sie ihm den spottnamen verschaffen konnte. sie schließt sich wegen der erwähnung des dichtermets am besten der einleitung an und besagt, dass der skald wie die mannen so auch selbst vom fürsten vorteil genießen will. folgte sie gleich auf den eingang und wurde sie durch die allgemein lobende strophe 18 aufgenommen, so begründete sie durch den neugeschaffenen frieden zugleich eine grössere freigebigkeit des grundherren.

Als ich diese meine auffassung der strophe 33 herrn dr Konst. Reichardt vorlegte, meinte er, sie könnte ja vielleicht die stefstrophe des ganzen gedichts gewesen sein, dann würde sie den immer festgehaltenen namen Vellekla noch besser erklären. seiner, wie ich glaube, durchaus glücklichen und im bereiche der möglichkeit liegenden anregung folgend, versuchte ich nun, sie als stefstrophe durchgehn zu lassen; meine anordnung konnte dabei im wesentlichen bleiben. freilich verkenn ich nicht, dass die nur einmalige erwähnung der strophe (Sn. E. I 406) auffällt, doch könnte diese sich durch weitgehende bekanntschaft der hörer mit dem weltberühmten gedicht erklären lassen. —

Mit str. 9 greift der dichter nun auf den ursprung der kämpfe zurück, die um das Ostland, d.i. Drontheim, durch die ermordung von Hakons vater Sigurd von Lade entbrannt waren. klarste übersicht schafft, was für den hörer doch wichtig, der dichter, wenn er eine bestimmte tat als festen punet vorausstellt, in diesem falle die vaterrache. dass Einar es getan hat, wird mir durch die anordnung der strophen bei Snorre, die man möglichst im auge behalten muss, wahrscheinlich. er stellt str. 9 und 10 zusammen, und sie ergeben eine gute, vom allgemeinen zum besonderen führende achtzeilige strophe. der geschichtschreiber bringt die doch auch zur vaterrache gehörenden kämpfe (str. 7<sup>ab</sup>, 8<sup>ab</sup>) vór, der dichter nâch der allgemeinen aufstellung des themas. das 7<sup>a</sup> einleitende und 7<sup>b</sup> fortsetzende ok (etwa et-et) bietet bei einer poetischen darstellung keinen anstofs. — str. 12<sup>ab</sup> gehört allerdings möglichst nah an den eingang, auf den sie ja zurückblickt, aber keinesfalls vor str. 10, da sie ja auf die drei bei der vaterrache gefallenen jarlssynir (Grjotgard und zwei jarle) anspielt. bevor nun der dichter angibt, wie Hakon die widererobierung des reiches zur herstellung des heidentums ausnutzt, schildert er die vorteile die der fürst erreicht hat, in der halbstr. 14, deren sieben völker später beim Ragnfredkampfe (str. 23) erwähnt werden; sie ist m.e. mit halbstr. 17, die in

dichterischer weise die ausdehnung des reiches übertreibt, zu einer vollstrophe zu verbinden, an die dann erst str. 15<sup>ab</sup> und 16<sup>ab</sup> sich anschließen. 15<sup>b</sup> scheint allerdings nicht recht zu 15<sup>a</sup> zu passen, kann aber doch wol die art schildern, wie das heidentum wider eingerichtet wurde; auf den zusammenhang von 15<sup>a</sup> und 15<sup>b</sup>, die Snorre nicht trennt, führt wol auch, dass in der ersten halbstrophe Eindridis tempel erwähnt und in der zweiten Hakon ein Hlorridi genannt wird. — Nach der Hakon als friedensstifter lobenden str. 18, die wir bei ihrem allgemeinen inhalt zum anfang ziehen zu dürfen glaubten, folgt nun die nur in der Fsk. erhaltene halbstr. 19. sie bildet den übergang zum kampf gegen Ragnfred. wenn wir die ebenfalls allein in der Fsk. überlieferte halbstr. 21, die ja nur den Fsk. 20<sup>ab</sup> voranstehenden gedanken variiert, vor 20 stellen und mit halbstr. 19 verbinden, so erhalten wir eine inhaltlich geschlossene vollstrophe; sie leitet über zur schilderung des eigentlichen kampfes, der zum siege bei Thinganes führt (str. 25). — Nach dem völkerringen der Deutschen und Dänen unter Harald-Hakon und kaiser Otto, bei dem natürlich die durch bischof Poppo und sein 'gottesurteil' erzwungene taufe der Nördländer nicht erwähnt wird (str. 26 bis 29), schließt das gedicht mit dem zuge Hakons durch Gautland und der schönen endstrophe, die wir aber deshalb weil Snorre sie erst nach dem Jomsvikingakampfe anführt, nicht auch erst um die zeit von 986 anzusetzen brauchen. — Die halbstr. 36 könnte vielleicht die mitte der Ragnfredkämpfe, 13<sup>a</sup> den schluss der vaterrache, 13<sup>b</sup> den des ringens gegen die Deutschen unter Otto gebildet haben.

So lässt sich doch vielleicht FJ.s in der hauptsache Snorres angaben folgende ordnung auch bei annahme achtzeiliger strophen halten, ohne dass das herrliche gedicht ein allzufremdes gesicht bekommt. ich erlaube mir folgende gliederung in vollstrophen vorzuschlagen: 3 — 3 — 4 — 3 — 4 — 4.

1. 2. | 3. 4. | 5. 6. || 18. 33 einleitung.

9. 10. | 7<sup>ab</sup> | 8<sup>ab</sup> || 13<sup>a</sup>. 33 überleitung zur vaterrache.

11<sup>ab</sup> | 12<sup>ab</sup> | 15<sup>ab</sup> | 16<sup>ab</sup> || 14. 33 vaterrache.

19. 21. | 20<sup>ab</sup> | 22<sup>ab</sup> || 36. 33 kampf gegen Ragnfred.

23<sup>ab</sup> | 24<sup>ab</sup> | 25<sup>ab</sup> || 17. 33 sieg über Ragnfred.

26<sup>ab</sup> | 27<sup>ab</sup> | 28<sup>ab</sup> | 29<sup>ab</sup> || 13<sup>b</sup>. 33 kampf gegen kaiser Otto.

30<sup>ab</sup> | 31<sup>ab</sup> | 32<sup>ab</sup> | 37<sup>ab</sup> befragen der Saga, Gautlandszug, Hakons herrlichkeit.

Berlin-Grunewald.

H. Patzig.

## DER HOF TAG ZU NÜRNBERG

(Walther 84, 14).

Unter den zu Nürnberg gehaltenen hoftagen, an denen Leopold VI von Österreich teilgenommen hat (verzeichnet von Paul in der ann. zu 79, 9), ist von der mehrzahl der herausgeber der von 1224 für die datierung des spruches gewählt worden (Wilmanns-Michels Leben u. dichten Walthers v. d. V. II 256). maßgebend hierfür war der ton des spruches, der Engelbrechtston, und 84, 17: *ze Nüerenberc was guot gerihte, daz sage ich ze mære*. man bezog das auf den am 23 juli 1224 auf anfrage des erzbischofes von Salzburg ergangenen rechtsspruch könig Heinrichs, dass kein landesherr befugt sein sollte, die freiheit des handelsverkehrs auf den *viae publicae* oder *regiae* zu beschränken (Böhmer Reg. 5, 711). den vielumstrittenen schluss des gedichtes hat man, wie ich glaube, bei der datierung des spruches nicht genügend berücksichtigt.

84, 20 ist mit Paul das *sint* der hs. für Lachmanns *sîn* einzusetzen. die fahrenden berichten nur die tatsache dass sie mit leeren taschen vom hoftage abgezogen sind, der dichter gibt den grund dafür an. an diesem verhältnis etwas zu ändern, ist unnötig. das im vers ungefüge *heimlichen*, für das Wallner eintritt (PBBeitr. 33, 43), wird zwar gern mit *gast* contrastiert, aber Lachmanns *heimschen* verändert jedenfalls den sinn nicht. einigkeit herrscht jetzt wol darüber dass Leopold als nicht entschuldigt gelten soll: der spruch gipfelt in einem bitteren ausfall gegen den Österreicher. ein fürst der zu einer versammlung von standesgenossen reist, bei der ein zustrom von fahrenden zu erwarten ist, der also schon vorher weiß, was von seiner fürstlichen ehre erwartet wird, ist sehr wol in der lage sich mit den notwendigen mitteln zu versehen. seine *mitte* wird in diesen fällen nur umso höher geschätzt, das geht aus den stellen die man zu *gast* angeführt hat, deutlich hervor (Wilmanns-Michels Leben II 340). Lachmann sah in den heimischen fürsten die landesherrn von Österreich, Leopold eingeschlossen: 'unsere heimischen fürsten, die österreichischen, seien von so glänzender art, dass Leopold der einzig freigebige gewesen sein würde, wenn er sich nicht entschuldigt hätte, dass er als gast nicht genug bei sich gehabt habe'. Lachmann brachte die sparsamkeit des herzogs mit den vorbereitungen zum kreuzzuge von 1217 in verbindung (36, 1). der spruch würde dann keinen unbedingten tadel Leopolds enthalten, eher würde der vorwurf des geizes die andern teilnehmer des hoftages treffen. bezieht man den spruch auf 1224, so fallen Lachmanns voraussetzungen fort. soll die knauserei des herzogs getadelt werden und behält man für die heimischen fürsten Lachmanns auffassung bei (Wilmanns-Michels Leben 173; Burdach Walther I 22), so ergibt sich immer

die unkünstlerische lücke, dass die kargheit der andern fürsten nicht erklärt und die schärfe des angriffs bedenklich abgeschwächt wird. auch diejenigen die gast und heimische fürsten einander entgegensetzen (Wilmanns-Michels Leben II 338), können den schluss des spruches nicht überzeugend erklären. *hovebære* wird von ihnen ironisch genommen: alle versammelten fürsten erweisen sich als knauser, die nicht österreichischen ohne entschuldigung; die dem Babenberger untergeschobene wird von Wallner (Beitr. 33, 44) mit dem privilegium minus begründet: Leopold sei nicht verpflichtet gewesen, auf einem hoftage in Nürnberg zu erscheinen, habe also nur als gast teilgenommen. *vürsten* sind in jener zeit schon nur die reichsfürsten. die heimischen fürsten können also nicht die adlichen herren Frankens sein, auch trifft es keineswegs zu, dass die herren eines territoriums, in dem ein reichs- oder hoftag gehalten wurde, in besonderem malse wirtspflichten hatten, zu denen auch die belohnung der spielleute gehörte (Wilmanns-Michels Leben II 341; Waitz Verf.g. 8, 345). jenen rechtspruch des königs Heinrich beurkundeten in Nürnberg die erzbischöfe von Köln und Trier, die bischöfe von Metz, Regensburg, Passau, Freising und Augsburg, die herzöge von Bayern und Österreich. mir scheint es trotz dem privilegium minus nicht wahrscheinlich, dass Walther den Babenberger aus der gemeinschaft der deutschen reichsfürsten ausgeschieden, die übrigen als *heimliche* oder *heimische* bezeichnet und so einen gegensatz zwischen Österreich und dem ganzen übrigen reichsgebiet hergestellt haben sollte. und selbst wenn man diese möglichkeit zugeben wollte, so bleibt auch bei dieser auffassung der schluss künstlerisch unbefriedigend, die gegen Leopold gerichtete spitze wird abgestumpft, ja eigentlich werden die andern schärfer getroffen. ich gehe von der voraussetzung aus, dass die übrigen fürsten auf dem hoftage eine gewisse entschuldigung gehabt haben müssen, Leopold aber nicht. nur so kommt der hass des dichters gegen den herzog, dem er durch sein lehen versorgt freien lauf lassen konnte, mit ganzer schärfe zum ausdruck. von den heimischen fürsten wird dasselbe gesagt wie 36, 7 von den österreichischen herren: *die helde üz Österriche heten ie gehoveten muot*. überhaupt scheint mir dieser spruch eine ähnliche lage darzubieten. die österreichischen herren geben nichts solange Leopold spart, weil sie ihn *an der mitte* nicht *überhohen* wollen; um ihn zu ehren halten sie ihr gut zurück. die fürsten in Nürnberg müssen irgendwie durch höfische sitte gebunden gewesen sein, dem Babenberger die ehre zü überlassen, die spielleute zu belohnen. da er seine pflicht schlecht erfüllte, konnten sie, ohne ihn zu beleidigen, selbst ihre *mitte* nicht beweisen. wenigstens die möglichkeit einer solchen auffassung muss für die fürsten vorhanden gewesen sein. es gibt nur einen hoftag auf dem Leopold unter den reichsfürsten eine im sinne höfischer sitte überragende stellung einnahm,



wie sie der schluss des spruches voraussetzt, das ist der Nürnberger hoftag von 1225. im november dieses jahres fand in Nürnberg eine doppelhochzeit statt: Leopold verheiratete seine tochter Margarete mit dem noch unmündigen kaisersohne (er war 14 jahre alt) und seinen sohn Heinrich mit Agnes, der schwester des landgrafen von Thüringen. die hochzeit wurde mit großer festlichkeit begangen (*cum sollempni tripudio* MG 22, 343). auch Engelbert hatte die absicht zu diesem bedeutsamen fest nach Nürnberg zu kommen. noch am tage seines todes sagte er zu Friedrich von Isenburg: *cognate, cum multa iocunditate simul ascendemus ad solennem regis et principum conventum qui Nuremberge celebrabitur* Vita Engelb. II 5. dass zu einem hochzeitsfeste von dieser bedeutung die fahrenden von allen seiten herbeiströmten, ist begreiflich. bei dieser feier war nun zweifellos der hochzeitsvater, auch seinem eidam, dem unmündigen könige gegenüber, der mann dem die erste pflicht der fürstlichen repräsentation, die mitte vor allen andern oblag. diese andern hatten erst höflich abzuwarten, wie er sich seiner pflicht entledigte (Menzel Das leben Walthers v. d. V. 31 ff). bei der späteren verhandlung über die ermordung des erzbischofs von Köln waren sowol Leopold wie könig Heinrich anwesend, und es ist bezeichnend, dass wenigstens eine quelle dem herzog als dem vertreter des kaisers den vorsitz gibt (Continuatio Garstensis MG 9, 596: *post quas (nuptias) regio more celebratas inter Suevie principes et liberos die tertia coram duce Austrie, qui vicem imperii tenebat, cum in una super occiso Coloniensium antistite sententia coadunari non possent, altercatio facta est*). bei einer nidvisa muss man von vornherein mit übertreibungen rechnen. man darf die worte *ir mallen schieden danne lere* nicht zu sehr pressen. wenn musikanten, wie man doch wol annehmen darf, bei der hochzeitfeier verwendung fanden, so werden sie auch bezahlt worden sein. aber die fahrenden hatten von einer solchen hochzeit mehr erwartet, etwa ein verschwenderisches ausschütten, wie es Walther in dem spruche 25, 26 geschildert hat. es ist doch sehr wahrscheinlich, dass durch die nachricht von dem furchtbaren ereignisse, der ermordung des reichsverwesers, die reihe geplanter feste jäh abgebrochen und damit den spielleuten die aussicht auf reiche beute abgeschnitten wurde. die ganze schuld an diesem ergebnis wird aber von Walther Leopold zugeschoben, der böse stachel steckt in dem satze *wan daz er ein gast dâ ware*, denn die für den gast bis zu einem gewissen grade geltende entschuldigung ist eine blutige ironie für den vater der beiden hochzeitspaare. die für das ende eines spruches charakteristisch überraschende wirkung des satzes wird durch das den fürsten gegebene adjectivum erhöht, denn alle die in Nürnberg versammelten deutschen reichsfürsten, die erzbischöfe von Trier und Salzburg, die bischöfe von Augsburg und Passau, die herzöge

von Sachsen, Bayern und Kärnten, der landgraf von Thüringen können durch *heimisch* oder *heimlich* nicht territorial dem Österreicher gegenübergestellt werden, das adj. könnte an sich fehlen und ist zugesetzt oder für *tiuschen* nur gebraucht, um die höhnisch mit dem worte *gast* dem herzog untergeschobene entschuldigung als ganz unberechtigt erscheinen zu lassen, denn Leopold kann ebenso gut *heimlich* genannt werden wie die herzöge von Sachsen und Kärnten. für den hof tag von 1225 hatte sich schon Ficker (Engelbert d. heilige aum. 174, 2) entschieden, indem er *guot gerihte* auf die verhandlung über die ächtung Friedrichs von Isenburg bezog. diese verhandlung hat bekanntlich einen eigentümlichen verlauf genommen, indem nach der klage der Kölner ministerialen auf anfrage des königs Heinrich Gerlach von Büdingen die unmittelbare ächtung für zulässig erklärte, während Friedrich von Truhendingen vorherige ladung verlangte, wobei streit und tumult entstand, der dadurch erhöht wurde, dass die treppe zum saal einbrach und etwa 50 menschen erdrückt wurden oder an ihren verletzungen starben (Ficker Engelbert 175; W. Kleist Der tod des erzbischofs von Köln. Münster 1918 s. 46). trotz alledem konnte Walther von *guot gerihte* sprechen, wenn die reichsacht, mag auch widerspruch erhoben sein, verkündet wurde. dass die verurteilung ohne ladung für rechtlich zulässig gehalten werden konnte, ist von Weiland nachgewiesen worden (Kleist aao. 48; vgl. auch J. Poetsch Die reichsacht. Breslau 1911 s. 109); in dem verfahren gegen Otto von Wittelsbach lag ein präcedenzfall vor. dass die reichsacht in Nürnberg wirklich ausgesprochen wurde, bezeugt die in den einzelnen tatsachen zuverlässige vita Engelberti des Caesarius und die chronik der grafen von der Mark des Levold von Northof (14 jh.), der die vita des Caesarius höchstwahrscheinlich nicht gekannt hat (W. Kleist aao. 20, 1), also als selbständiger zeuge gelten kann. wenn andere quellen das verkünden der reichsacht in Nürnberg nicht erwähnen, so lässt sich das wohl daraus erklären, dass den chronisten der ungewöhnliche verlauf des hofgerichts, der streit, der zum kampf auszuarten drohte, und das zusammenbrechen der treppe vor allem der aufzeichnung wert schien. jedenfalls ist nicht ohne bedeutung, dass keine quelle ausdrücklich sagt, dass die verkündigung der reichsacht mit erfolg verhindert worden sei. unmittelbar darauf begab sich Heinrich nach Frankfurt, und hier erschien der neue erzbischof von Köln, Heinrich von Molenark, der den schwur geleistet hatte, seinen vorgänger zu rächen, mit dem leichnam des ermordeten, um den könig und die fürsten zur tatkräftigen verfolgung des mörders anzufeuern. Caesarius sagt ausdrücklich, dass hier der Nürnberger spruch erneuert wurde: *proscriptionem vero Friderici in celebri conventu Norinbergensi factam renovavit* (Vita II 13). Friedrich war das werkzeug einer gegen die

freiheit oder das leben Engelberts gerichteten verschwörung, auch nach seinem tode dauerte die gegnerschaft an. das klingt auch aus dem anfang des spruches 85, 9 heraus (*Sires leben ich lobe, des tót den wil ich iemer klagen*), es gab eben viele die seinen tod nicht beklagten. Wilmanns wies diese beziehung von *got gerichte* ab: 'aber von diesem tage würde Walther nicht so berichtet haben' (Wilmanns-Michels Leben II 256). bei der stellung Walthers zu Engelbert war doch nicht zu erwarten, dass er davon erzählen sollte, wie man der verhängung der reichsacht widerstand entgegengesetzt hatte; genug für ihn wenn die ächtung, mit recht oder unrecht, zu stande kam; so war es für ihn ein *got gerichte*. Walther weiß wohl zu verschweigen und zu färben wenn es ihm passt (vgl. 12, 1). hier schweigt er auch über die hochzeit, von der die neugierigen frager gern etwas erfahren hätten, und verweist sie an die fahrenden, über die er sich jetzt stolz erhebt. Walther mochte noch einen besondern grund haben, von dieser hochzeit zu schweigen, die der erfolg eines hinterlistigen, gegen Engelbert gerichteten intriguen-spiels des herzogs von Österreich war. Engelbert betrieb die verlobung Heinrichs mit Isabella, der zehnjährigen schwester des englischen königs, der könig selbst sollte sich mit Margareta, der tochter Leopolds vermählen. dass Walther, ganz abgesehen von seinem verhältnis zu Engelbert, über diese heiratspläne unterrichtet war, ist anzunehmen; die englischen gesanten befanden sich seit dem februar in Deutschland. obgleich Leopold dem könige von England erklärt hatte, er lege die ganze sache in die hände Engelberts (Ficker aao. 132), betrieb er heimlich die verlobung seiner tochter Margareta mit dem jungen könige, reiste nach Italien und wuste den kaiser zur einwilligung zu bestimmen. der herzog hatte die pläne Engelberts durchkreuzt, und die Nürnberger hochzeit war für den gönner Walthers eine niederlage. Walther selbst sah auch rein menschlich in der vermählung des 14 jährigen Heinrich mit der 20 jährigen Margareta einen misgriff (102, 1).

Bonn.

R. Meissner.

## EIN FRAGMENT AUS DEM SCHWANRITTER KONRADS VON WÜRZBURG.

Im sommer 1929 wurde der stadtbibliothek in Frankfurt a. Main durch den buchhändler Baer ein fragment aus Konrads von Würzburg Schwanritter verkauft, das als eine willkommene ergänzung der bisher leider lückenhaften überlieferung dieses mhd. textes anzusprechen ist. das fragment ist ein teil des bisher fehlenden ursprünglich zehnten textblattes des Frankfurter MS. S. Kloss 6<sup>1</sup> und schließt unmittelbar an vers 1122 der Schröderschen ausgabe an. leider befindet sich das blatt in sehr schlechtem erhaltungszustande. der

untere teil fehlt völlig und ist dergestalt von der oberen hälfte abgerissen, dass nur 15 verse der spalte a und 18 verse der spalte b des recto, sowie umgekehrt 18 verse der spalte a und 15 verse der spalte b des verso lesbar sind. damit wird die vorhandene textüberlieferung um 66 vollständige verszeilen ergänzt. sieht man von dem verlust des unteren blatteiles ab, so weist das fragment auch sonst arge beschädigungen auf. am linken blattrande und rechts oben fehlen stücke. ferner beeinträchtigen auf der sp. b des recto, bes. aber auf sp. b des verso schmutzspuren das lesen des textes.

Wann dies ursprünglich 10. blatt der handschrift<sup>1</sup> des Schwanritters abhanden gekommen ist, lässt sich nicht mit bestimmtheit feststellen. folgende zwei beobachtungen verdienen erwähnung. der leser des 15 jahrhunderts, der alle hundert verse die verszahl notierte, hat die zahl XIII bei dem verse und daz ich uffte der erden beigefügt. dagegen fehlt natürlich — wie nicht anders zu erwarten — die auf den ersten 27 seiten der Frankfurter handschrift angebrachte paginierung mit tinte, die wahrscheinlich in der ersten hälfte oder in der mitte des 19 jahrhunderts hinzugekommen sein dürfte. die handschrift zu der das vorliegende fragment ursprünglich gehörte, befand sich nach einer von Georg Kloss auf dem vorblatt angebrachten notiz bei ihrer entdeckung im jahre 1812 ohne einband in zerrissenem zustande. sie stammte aus der bibliothek des bischofs Johannes von Dalberg zu Worms. es ist anzunehmen, dass bei der vernichtung dieser bibliothek das jetzt zum vorschein gelangte fragment abhanden gekommen ist. denn weder an einem früheren zeitpunct (als die handschrift noch in der bibliothek des bischofs sich befand) noch an einem späteren (nach der auffindung und rettung der handschrift) ist der verlust der fehlenden blätter wahrscheinlich. dass dieselben bei der verschleuderung der bibliothek verloren giengen, ist in anbetracht der von Kloss geschilderten schlechten verfassung der handschrift bei ihrer auffindung nicht verwunderlich. dass allerdings nachträglich nach 117 jahren das fragment eines blattes auftaucht, gehört zu den zahllosen merkwürdigkeiten die mit dem schicksal von büchern verknüpft sind. dies rätsel vermögen auch nachforschungen über die provenienz des blattes nicht zu lösen. denn dasselbe stammt nach angabe der firma Baer aus einer sammlung von einzelblättern, die ein buchhändler besafs. aus dem vielerlei einer solchen abfallsammlung das vorliegende blatt entdeckt zu haben, ist das verdienst von herrn Moriz Sondheim in firma Josef Baer & co.

Der obere und ein kleines stück des seitlichen blattrandes ermöglichen übrigens eine vorstellung von der ursprünglichen gröfse

<sup>1</sup> eine beschreibung der hs. in neuerer zeit geben: ESchröder Nachrichten der Gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. klasse 1912 s. 35. — ders. Kleinere dichtungen Konrads von Würzburg II (Berlin 1925) s. VI ff. — Hans-Friedr. Rosenfeld Mittelhochdeutsche Novellenstudien (Berlin 1927) s. 305 f. die Deutsche commission besitzt eine genaue beschreibung der hs. von dr HNiewöhner.



des blattes. der rand misst 25 mm, während der rand der jetzt in halbpergament eingebundenen hs. durch beschneiden teilweise um einige mm. verkürzt ist.

*Es folgt der text in genauer wiedergabe der handschrift.*

10ra

- nach dyfer nutzen sache  
sit hie von ungemache  
vns hat inbundē vw<sup>s</sup> hant  
dz furstendum zu prauant  
5 zu erbe inphahēt hute  
vñ nemēt zu ein<sup>s</sup> brute  
die beste vnder vns beiden  
nein sp<sup>a</sup>ch d<sup>s</sup> gast bescheiden  
darū inkwam ich nit do her  
10 das ich gulde oder wibez ger  
zu folde vñ zu lone  
noch ich vch beiden schone  
gedienen haben vñ wol  
dz het ich ane lonez zol  
15 mit gudē willen hie getan  
..... rede stan  
..... bes do  
..... stüt also  
..... z gern  
20 ..... bern  
*es fehlen 16 zeilen (21—36)*

10va

- 73 [v]il g<sup>s</sup>ne nam zu wibe also  
des wart vil maneg h<sup>s</sup>tze fro  
75 vō irre zweier hoch gezit  
sich hub an allen wider ftrit  
do maneg<sup>s</sup> hande freude da  
dz in den landen anders wa  
rilicher<sup>s</sup> hof nie wart bekant  
80 was man ie kurtzewile vant  
der aller hatte man do vil  
burdierē florieren feitēspil  
wart do beschauwet vñ f<sup>s</sup>nomē  
an rehtē freuden follenkomē  
85 vnd in gantzē pris gesleuft  
wart die ricliche brutleuft  
nu dz der hof ein zil genam  
do fur d<sup>s</sup> kuneg karle dan  
mit eren aber anderlwar  
90 vnd auch die frawē freudēbar  
91 ..... e gal  
*es fehlen 18 zeilen (91—108)*

10rb

- 37 ob sie mich frage wer ich fy  
dz ich dan ledeg vnde fry  
mit rehte muzze werden  
40 vnd dz ich vffe der erden XIII  
mich scheide vō ir fa zu hant  
wil sie dz ich ir du bekant  
vō minē frunden ichtez icht  
so wizzēt dz ich lang<sup>s</sup> niht  
45 bliben in ir lant ringe  
sus wil ich mit gedinge  
sie zu einē wibe kiesen  
dz sie mich niht v<sup>l</sup>iefen  
geruche mit irre frage  
50 so dz sie min<sup>s</sup> mage  
nicht forche noch d<sup>s</sup> dinge min  
des antwurt ym die h<sup>s</sup>tzogin  
der megede mut<sup>s</sup> vñ sprach  
dz num<sup>s</sup> yme kein vngemach  
55 ... m .....  
*es fehlen 18 zeilen (55—72)*

10vb

- 109 ein ander hatte lange zit  
110 doch wurden sie gescheiden fit  
Nv<sup>1</sup> horēt wie dz hube sich  
do sie drie kinder minēlich  
erzogen hatte schone  
vñ nach der mīnen lone  
115 ein ander beide waren fro  
do kwam ez zu ein<sup>s</sup> zit also  
dz der hoch gelopte man  
geriden kwam fur einē dan  
dorch beizzē vf ein grunez felt  
120 domandorch spilnd<sup>s</sup> wunnegelt  
ein wazzer schone fliezzē fach  
er hatte bi d<sup>s</sup> klaren bach  
wiltbrat gefangē vñ gei[agt]  
vnd do der .....  
125 mit freud .....  
do vant d .....  
die frau .....  
groz ia .....  
dz edel .....  
*es fehlen 14 zeilen (131—144)*

<sup>1</sup> das N in Nv ist eine einfache rote initiale, durch die der sinnesabschnitt im text deutlich gemacht wird.

## ZUR DEUTSCHEN LITTERATUR DES ZWÖLFTEN JAHRHUNDERTS.

1. DIE AUSSETZUNG DES MOSES. Die dürftigkeit des geographischen wissens und der gänzliche mangel eines anschaulichen kartenbildes setzen uns bei den gebildeten des mittelalters immer wider in erstaunen. die meisten von ihnen schöpften ihre erdkunde wie ihre tierkunde aus der bibel, und wo sie diese im stich liefs, tappten sie im finstern. es ist eine seltene ausnahme wenn der gelehrte dichter des Heliand über den Nilstrom und die richtung seines laufes unterrichtet erscheint: woher? das hat CAWeber Zs. 64, 8 (vgl. 66) aufgeklärt. die bibel erwähnt den Nil nur ein einziges mal flüchtig: Jes. 23, 3, an einer stelle mit der niemand etwas rechtes anzufangen wuste; der name des flusses fehlt gänzlich in der jugendgeschichte des Moses, Exodus cap. 2 ff, und so kommt es dass die dichterischen bearbeiter dieses stoffes über die localität völlig im unklaren sind. die vulgata bot hier nur c. 2, 3 *in carecto ripae fluminis* und weiterhin cc. 7. 8 *ad aquas — aquam fluminis — in fluvio* usw. wir dürfen also von vorn herein nur eine appellative bezeichnung erwarten — aber freilich nicht 'fluss' oder 'strom', das muss ich alsbald bemerken. die verbalsubstantiva *fluz* und *stroum* sind im mhd noch durchaus als nomina actionis erkennbar: 'das fliefsen (abfliefsen, dahinfliefsen)', 'die strömung (das hervorströmen)'. die wörterbücher bieten reichliche beispiele, ohne die tatsache scharf zu betonen: es genüge einerseits auf die bekannten Nibelungenstellen 977, 4 *bî des brunnen fluzze stuont der hêrlîche gast* und 1295, 4 *dâ daz In mit fluzze in die Tuonouwe gât* und anderseits auf Herbort 2044 *des meres stroum* und 2181 *der kleinen wezzertline stroum* hinzuweisen. nachdem das wort *aha* 'fliefsendes wasser' aus der appellativen verwendung ausgeschieden war, besafs die deutsche sprache für 'flumen, fluvius' eigentlich nur die neutrale bezeichnung *wazzer*<sup>1</sup> — so erklärt sich die merkwürdige erscheinung dass im 12 jh. dafür ein fremdwort *phlûm, phlûme (flûme)* aufkommen konnte.

Sagt also JEnikel in der Weltchronik 6311, der kleine Moses sei ausgesetzt worden *in ein wuzzer daz was tief*, so ist die sache in ordnung: 'in einen tiefen fluss'. wunderlich aber ist es wenn der vf. des 'Vorauer Moses' Diem. 32, 13 ff im directen gegensatz zum wortlaut der biblischen quelle schreibt: *an daz mere si in legete. eine naht er dâ swebete: dô wart*

<sup>1</sup> in den meisten lebenden mundarten ist dies noch heute so! auch meiner gewachsenen sprache gehört weder 'fluss' noch 'strom' an: wenn ich als junge vermahrt wurde, nicht 'ans wasser' zu gehn, so wust ich ganz genau, dass das kein teich und kein bach, sondern allein der grofse fluss, die Werra war.

er in den unden getriben von den winden. Rudolf vEms<sup>1</sup> aber setzt uns eigentlich noch mehr in erstaunen: er kennt Wehr. 2004 *Egipte daz lant* und 2012 *Nilus der dâ durh fluzet*, er schreibt 3019 ff *Einsit an der Môre lant ist gelegen Meroë, ein îsel wît, dâ in den sê fluzet der grôze Nilus*, und er kommt auf den strom noch einmal zurück 10619, wo er erzählt, dass die bergung der gebeine Josephs durch das austreten des Nil erschwert wurde. mitten dazwischen ligt nun die aussetzung des knaben Moses, und da heisst es zunächst ohne namenangabe:

8943 *si leiten in an einen bach,*  
*der was ze guoter mâze grôz,*  
*in senftem fluzze er lise flôz.*  
*daran gelegen nâhe was*  
*Pharaônîs palas.*

und weiter

8991 *daz wazzer ist Moys genant,*  
*dâ von wart er aldâ zehant*  
*nâch Moys Moyses genant.*

ob Rudolf für diese etymologische weisheit einen gewährsmann hatte oder einfach die bibelstelle Ex. 2, 10 misverstand, interessiert mich nicht weiter — mir handelt es sich um den 'bach'!

Die gleiche vorstellung, dass sich die aussetzung des kleinen judenknaben an einem bache vollzogen habe, findet sich nämlich schon in der Wiener (und Milstätter) Exodus 220 (ed. Kossmann), wo es von der mutter heisst: *si verstaletsich zeinem bache*. da der dichter (im gegensatz zum verfasser des Vorauer Moses) die vulgata deutlich absatz für absatz zu grunde legt, erscheint mir diese abweichung auffällig und beachtenswert. dass sie bei Rudolf widerkehrt, halt ich für eine litterarische reminiscenz, die wahrscheinlich daran dass er gar nicht an den ihm doch wolbekannten Nil dachte, die schuld trägt: im verein mit dem misverständnis des verses Ex. 2, 10 *vocavitque nomen eius Moyses, dicens: quia de aqua tuli eum*. ein dichter aber, dem sich ganz unwillkürlich bei der aussetzungsgeschichte das bild eines baches vorschob, wo doch die quelle nur von 'flumen' und 'fluvius' spricht, der kann unmöglich am ufer eines grossen stromes zu hause gewesen sein: für seine locale bestimmung scheiden nach meiner auffassung die klöster des Donautales ohne weiteres aus: wir werden dafür jedenfalls weiter nach süden gehn müssen.

An seinem 'bache' hält der dichter weiterhin fest: die be- gegnung Moses und Arons mit Pharao erfolgt v. 1266 *zeinem bache* (Ex. 7, 15). und als dann die Ägypter das stinkende fluss- wasser anekelt, und sie grabungen *per circuitum fluminis* vornehmen

<sup>1</sup> die quellen zu den beiden nachrichten druckt Doberentz Zs. f. d. phil. 12, 204 u. 218 ab.

(7, 24), die auch nur ungenießbares wasser liefern, da heisst es in dem deutschen gedicht 1281 *ze dem mose jouch ze dem brunnen*. also die unmittelbare umgebung des flusses ('circuitus') ist mit *mos* d.i. sumpfmoor bedeckt. und diese 'moser' kehren wider, als Aaron, die krötenplage heraufbeschwörend, seine hände ausbreitet *super fluvios ac super rivos et paludes* (8, 5), zu deutsch 1368 ff: *uber diu wazzer jouch die bache, uber diu moser elliu breit unde lengiu*. *wazzer* = 'fluvii' (aber oben war Ex. 2, 10. 7, 15 beidemale 'fluvius' durch *bach* widergegeben!), *bache* = 'rivi', *moser* = 'paludes'. der zusatz *breit unde lengiu*, für den die quelle nichts bietet, ist natürlich durch das bedürfnis einer reimzeile herbeigeloct — aber er konnte sich doch nur einem manne einstellen, in dem die vorstellung von ausgedehnten sumpfmoores lebendig war!

Ich gebe diese anregung an die österreichischen fachgenossen weiter: wenn sie jetzt noch nichts damit anfangen können, so mag ich doch die hoffnung nicht aufgeben, dass sich meine beobachtung einmal zu andern gesellt und im verein mit ihnen eine örtliche festlegung des gewis nicht uninteressanten dichters der Exodus ermöglicht, für die ich alsbald noch einen weitem indirecten hinweis geben werde.

2. ZUR JÜNGERN JUDITH (Diem. 127—180) hier einen ähnlich gearteten beitrage anzuschliessen ligt, wie sich gleich zeigen wird, recht nahe. ich sehe die möglichkeit, Exodus und Judith innerhalb des österreichischen gebietes mit bestimmtheit local zu differenzieren, wenn es auch vorläufig nicht gelingt die verschiedenen heimstätten festzulegen.

Von der ägyptischen hagelplage Exodus 9 wurden bekanntlich vor der blüte stehnde feldfrüchte, gerste und lein, schwer betroffen (v. 31), während weizen und dinkel verschont blieben: *triticum autem et far non sunt laesa, quia serotina erant* (v. 32). das gibt der seiner biblischen vorlage im allgemeinen treu folgende verfasser der (Wien-)Milstäter Exodus wider in den versen Diem. 144, 37 f: *der waizze iedoch bestuont und des rocken genuoch vor disen ungenäden, wan si zülich wären* (Kossm. 1901 ff). er begeht dabei den gleichen fehler wie Luther, der sich bei übertragung des 2. buches Moses auch nicht bewusst war, dass die Juden in Palästina und Ägypten keinen roggenanbau kannten, der aber weiterhin im AT. das wort 'rocken' deutlich meidet und hingegen zweimal 'spelt' einsetzt: Jes. 28, 25; Hes. 4, 9. immerhin dürfen wir für den altdutschen dichter, der hier mechanisch, nicht bewusst änderte, mit bestimmtheit annehmen, dass ihm in seiner heimat das nebeneinander von roggen und weizen selbstverständlich war.

Ganz anders der ihm zeitlich nahestehnde und in auffassung und freier widergabe eines biblischen buches (das vor ihm lag)



nicht unverwante verfasser der jüngern Judith. es handelt sich um die stelle welche den auszug des Holofernes schildert, und die ich vollständig widergebe, mit einklammerung alles dessen was der dichter zugesetzt hat (Diem. 135, 11 ff):

[michel was der herschal.]  
 er vuorte olbenten âne zal,  
 [simolten chûme haben wæide,]  
 die truogen daz ir getreide.  
 5 [si vuorten vil wagene,]  
 mit spise geladene,  
 [birze unde hinden,]  
 si vuorten vil rinder,  
 schâf [unde gæize,]  
 10 [tinchel unde wæize.]  
 von silber und von golde  
 vuorte er swaz sô er wolde.

lib. Judith c 2, v. 8—10  
 Omnemque expeditionem suam  
 fecit praeire in multitudine camelorum (v. 2), cum his quae exercitibus sufficerent copiose (v. 4, vgl. 6), boum quoque armenta (v. 8), gregesque ovium (v. 9), quorum non erat numerus. Frumentum ex omni Syria in transitu suo parari constituit (vgl. v. 4. 10). Aurum vero et argentum de domo regis assumpsit multum nimis (v. 11. 12).

man sieht deutlich, wie der reimbedarf zur erweiterung führt. v. 3 ist dieser reim (zu *frumentum* — *getreide*) recht glücklich, v. 7 (zu *boum armenta* — *vil rinder*) ist er direct sinnlos, und auch die einschaltung der wagen (v. 5) neben den kamelen zeugt von einem mangel an anschauung. die durch Jud. 3, 3 *gregesque ovium, caprarum etc.* nahegelegte ergänzung von *gr. o.* — *schâf* durch *unde gæize* hängt aufs engste mit dem vers *tinchel unde wæize* zusammen, der das *frumentum* präcisierend aufnimmt. hier war der weizen durch das reimband gegeben, auf den dinkel aber führte weder der reimzwang noch etwa gar kenntnis der orientalischen verhältnisse, sondern einzig und allein der eigene lebenskreis: der verfasser der Judith lebte in einer österreichischen gegend in der man weizen und dinkel neben einander anbaute, der dichter der Exodus in einer solchen wo weizen und roggen das übliche war<sup>1</sup>.

In der unmittelbaren folge jener oben citierten verse findet

<sup>1</sup> Anmerkung. Ich kann hier nicht auf die frage der ausbreitung des dinkels eingehn, muss nur betonen, dass sie durch die gewis wertvollen arbeiten von RGradmann (zuletzt Der getreidebau im deutschen und römischen altertum, Jena 1909) sowenig erledigt scheint, wie durch die gesunde kritik von Hoops (Waldbäume und kulturpflanzen 411 ff) und anderen. die alte these von Gradmann, dass der dinkel noch heute sein ursprüngliches ausbreitungsgebiet habe, darf als erledigt gelten; aber zwei beiträge werden nicht überflüssig erscheinen. einmal: das um 1100 in oder bei Worms entstandene encyclopädische wörterbuch 'Summarium Heinrici' Steinmeyer-Sievers Ahd. Glh. III führt in dem abschnitt 'De frumentis' hinter 'triticum' — *weize* s. 111 weiter auf: 'ador' — *cherne*, 'spelta' — *spelze*, 'siligo' — *dinchel*, 'aliga' — *amari*, 'halicastrum' — *einchor*, also fünf arten resp. bezeichnungen des dinkels, während der roggen ganz fehlt ('siligo' — *rokko* ist nur allein von der hs. II eingeschaltet). und dann lässt sich vom ausgang des mittelalters ab in Hessen und Südhannover (speziell auch hier in Göttingen) ein dinkelanbau nachweisen, der uns damals die merkwürdige bezeichnung dieser getreideart als *andacht* gebracht hat, worüber man Vilmar Idiotikon von Kurhessen s. 10 nachlesen mag.

sich nun ein dialectwort, das vielleicht geeignet ist das local noch genauer zu bestimmen. 1. Judith 2, 11 (*qui cooperuerunt faciem terre*) *sicut locustae* wird Diem. 135, 27 widergegeben mit *sam iz allez haberscrechen vol ware*. dies wort gehört, obwol keine reimsicherung vorliegt oder übh. möglich ist, dem dichter und nicht etwa der handschrift<sup>1</sup>, die z.b. in der Kaiserchronik 1890 (Diem. 59, 1) *der housriche* bietet, was übrigens auch die form der deutschen Exodus ist. die vocabel 'haberschreck' fehlt in keinem unserer großen wörterbücher: Graff VI 575, Mhd. wb. II 2, 211<sup>b</sup>, Lexer I 1135, Schm.-Fr. I 1034, DWb. II 2, 87, aber bei näherem zusehen ergibt sich, dass einmal unser beleg der älteste ist, und dann alle übrigen zeugnisse, soweit sie local fassbar sind, nach Niederösterreich und Steiermark weisen. denn der Franke Konrad von Megenberg (der aber lange in Regensburg lebte) notiert 'haberschreck' nur eben als dialectvariante (BdN. 303, 14), der Schwabe Michael Beheim (Buch v. d. Wieneri 84, 17: *Als ob es haberschrecken wern!*) hat das wort höchst wahrscheinlich in Wien aufgefangen, während es dem Ottokar (78 411. 95 985. 96 040. 96 068) offenbar geläufig war. unserm gedicht am nächsten steht das zeugnis der SFlorianer glossen des cod. vind. 804 (vgl. die ausführliche beschreibung der hs. bei Steinmeyer-Sievers IV 636 ff.). der hauptbestand dieser hs. ist schon von Graff Diut. III (1829) 143—157, dann von Hoffmann v. Fallersleben Sumerlaten (1834) 25—43 gedruckt, in den Ahd. gll. steht das alphabet. glossar als MCXC bd III 212—218, die sachgruppen aber sind nach dem princip dieser publication derart auseinandergerissen, dass ein überblick kaum noch möglich ist, und man sich gezwungen sieht auf die Sumerlaten zurückzugreifen, wie ich das im nachfolgenden tu, der einfachheit halber auch bei dem abecedarium, obwol hier Steinmeyer für die buchstaben a bis o eine gute parallelüberlieferung bietet.

Ich benutze sehr gern die gelegenheit einmal auf diese culturgeschichtlich höchst interessanten SFlorianer glossen hinzuweisen. die hs. wird (ich habe sie nie in händen gehabt) allgemein ins 12. jh. gesetzt — ich glaube, man wird sich vorsichtiger für den anfang des 13<sup>ten</sup> entscheiden. die glossen enthalten nämlich neben altüberliefertem material auch allerjüngstes: das interessanteste sind darunter die romanischen und die slavischen lehnwörter!

Als jungen zuwachs aus dem französischen führ ich an 31, 52 'thiara': *ponit*, 33, 74 'lena': *slavenie*, 35, 75 'pugio': *purdun* (*bourdon*), 37, 15 'falera': *govertiure*; dazu, anderweit erst spät belegt: 42, 68 'ciatus': *muol* (prov. *moiol*). — aus dem tschechischen stammt, uns aus Helmbrecht 473 wolvertraut, 27, 5 'glicerium': *giseliz*, weiter 32, 19 'lantium': *chomat*, 40, 31

<sup>1</sup> die Vorauer hs., die ich vor allem von der Kaiserchronik sehr genau kenne, hat übh. niemals irgendwelchen wortersatz vorgenommen!

rabigudium': *chrene*, und schliesslich die entstellte glosse 28, 52, die ich vollständiger nach Steinmeyer 217, 26 f anführe: *quarc-tum. domus quasi coactu* [St. *dicimus quasi coactum*? eher doch *coagulum*] *chese*, die natürlich dem slavischen quark-käse gilt.

Unsere glossen (der cod. vind. 804 ist in allem dem nur abschrift) weisen deutlich auf ein (klösterliches) milieu um 1200, das unter dem einfluss sowol junger höfischer cultur wie slavischer grenzbeziehungen stand. sie können nur in der nähe des tschechischen sprachgebiets und nicht allzuweit von Wien entstanden sein. für Niederösterreich spricht denn auch einzelnes in der wortbildung, wie z.b. die deminutiven kleidernamen *phaitel* (31, 45) und *juppel* (33, 76), sowie gewis vieles in den bezeichnungen der pflanzen, kleintiere, geräte, werkzeuge usw. natürlich fehlt hier auch der *dinchel* nicht (34, 37), und vor allem haben wir 38, 29 'locusta': *haberschrecke*.

Bekanntlich gibt es für die heuschrecke eine unzahl mundartlicher bezeichnungen — nur einen bruchteil davon führt Kretschmer Wortgeographie s. 225 f auf (wo auch 'haberschreck' fehlt); und solche namen von kleintieren, die der mensch besonders im sommer täglich vor augen sieht, sind trotz ihrer manigfaltigkeit landschaftlich überaus constant. dafür sorgen schon die kinder, die sie früh aufnehmen, viel im munde führen und später ihren kindern wider überliefern. es steht damit ganz anders als mit denjenigen tieren, die dem verkehr dienen oder auf dem markt ausgeboten und erstanden werden: die merkwürdige erscheinung dass Herbort von Fritzlar das wort *phage* (*page*) für pferd braucht, das wir sonst nur aus dem niederdeutschen kennen, erklär ich mir aus dem import sächsischer pferde nach dem allezeit pferdearmen Hessen, nicht etwa als sprachliches relict und noch weniger als litterarischen erwerb. oder aber: die beiden hauptnamen des storches und des schwans lassen sich sehr schwer an bestimmte landschaften binden: weil es sich da um grosze zugvögel handelt, die in vielen gegenden unbekannt waren und oft jahrelang nicht in die erscheinung traten. bei singvögeln wider haben die weither kommenden und weithin reisenden vogelhändler die grenzen verwischt und erweitert. bei andern kleintieren aber, wie dem eichhorn, dem sperling, der eidechse, dem frosch und der kröte, der heuschrecke usw. usw. trifft das alles nicht zu: ihre namen haften, einmal geprägt, an der alten heimat. und so halt ich denn haberschreck für ein in Niederösterreich geschaffenes und niemals weit über Österreich hinaus verbreitetes wort, das in verbindung mit dem getreidepaar dinkel und weizen recht wol geeignet ist, uns den weg zur heimat der jüngern Judith zu weisen. möge es den collegen an der Donau gelingen, diese beobachtungen für einen vollständigen beweis zu werten.

## 3. ZUR QUELLENFRAGE DES GRAFEN RUDOLF.

Nachdem wir über die höchst zweifelhafte 'historische grundlage' (Zs. 2, 235 ff), die das deutsche gedicht in gewissen vorgängen aus der kreuzzuggeschichte des 12 jhs haben sollte, durch die bedeutsamen ergebnisse Singers Zs. 30, 379 ff hinweg und zu einer festen litterarischen anknüpfung gelangt sind, bleibt doch die frage nach der natur dieses verhältnisses unseres Grafen Rudolf zum Boeve de Hanstone noch durchaus bestritten: denn irgend eine fassung dieser chanson de geste die direct quelle sein könnte, ist nicht aufzufinden, und mit der möglichkeit dass der deutsche dichter den stoff zu seinem versroman, ähnlich wie Wirnt von Grafenberg den seinigen, durch eine getreue mündliche widergabe erhielt, musste durchaus gerechnet werden. die liebevolle charakteristik welche neuerdings Ehrismann Litgesch. II 1, 58 ff von dem kostbaren torso entworfen hat, und die unserm landsmann eine weitgehende selbständigkeit zuschreibt, hätte doch unbedingten wert erst wenn wir die annahme aufgeben müsten, dass der dichter eine directe litterarische vorlage besafs: denn dass sich ein autor des 12 jhs von einer vor ihm liegenden pergamenths. soweit freimachen könnte, ist doch wol kaum denkbar.

Nun gibt es aber eine bisher nicht genügend beachtete stelle auf blatt H [23] z. 15—21, wo eine solche directe französische vorlage gleich durch zwei zeugnisse wahrscheinlich gemacht wird — und gerade hier setzt das von Singer gebotene vergleichsmaterial aus (aao. 387).

Der dem gefängnis entronnene graf Rudolf findet, vom hunger geplagt, ein *halp brôt* (*halpbrôt*? s. W. Grimm anm. s. 24), das ein vorbeireitender 'juncherre' fortgeworfen hatte (z. 7 ff), z. 15: *dô vant er ein halp brôt daz man dâ heizet gastel: ez ist alumme sinuvel.* französisch *gastel*, *gastiel* (heute *gâteau*) ist ein kuchenartiges kleingebäck, über das man alles nötige in KvBahders vortrefflichem artikel 'Wastel' DWb. XIII 2559 findet. es ist bald darauf in Deutschland als *wastel* heimisch geworden: ein menschenalter später kennt Wolfram die *blunken wastel* Parz. 423, 21. 551, 6. 622, 10 und nennt *hertiu wastel* (alte wecken) Will. 136, 6. die lesarten des Parz. bieten hier nirgends eine variante, bei der Will.-stelle hat die hs. l *pastel*: das ist dieselbe entgleisung welche die mhd. wörterbücher begehn, indem sie das wort *bastel* (des 'Buchs von guter speise') unter *wastel* einreihen: es gehört vielmehr zu lat. *pastillus*, ist also etwas ganz anderes (so vBahder). die Rudolf-stelle bleibt mithin die einzige welche die echte 'welsche' form mit *g* bietet, und der dichter hält es für nötig, dies wort *gastel* noch ausdrücklich zu erläutern! ob diese erläuterung, es sei das ein kugelförmiges gebäck, zutrifft, möchte man bezweifeln im angesicht der heutigen form der *wastel-küchlein* etwa im Elsass; aber dass auf diesem gebiete



der cultur eigenartige verschiebungen vorkommen, zeigt ja der 'Berliner pfannkuchen' — er mahnt zur vorsicht.

Gleich darauf folgen nun die verse (z. 21) *dô crouch er aber vure baz uber eine walsche mîle*. gewis war die kleine oder 'wälsche meile', d.i. die alte römische meile von 1000 schritten, im gegensatz zur 'grofsen' oder 'deutschen' meile (s. Mhd. wb. II 1, 170) allgemein bekannt, aber ausdrücklich damit zu rechnen hatten doch nur autoren veranlassung, die eine französische (oder italienische) quelle vor sich liegen sahen und einfach aus gewissenhaftigkeit den leser darüber nicht im unklaren lassen wollten, was es mit der 'meile' ihrer quelle für eine bewandnis habe. so erklären sich alle stellen die ich den wörterbüchern entnehme (denn eigene aufzeichnungen besitz ich nicht): Lanz. 4662 u. Trist. 2756 *wol eine wälsche mîle*, Krone 11465 *vier welhsche mîle*, schliesslich Myst. I 214, 26. 216, 8: im leben des hl. Franciscus! — schöpfte der dichter des Grafen Rudolf aus einem mündlichen bericht, so hatte er gewis keine veranlassung dies fremde längenmafs hier anzuwenden: er las eben in seiner französischen vorlage schlechthin *mîle* und erläuterte unwillkürlich die 'meile' als eine 'walsche', so wie er kurz vorher das seinen lesern noch unbekannte gebäck *gastel* in der fremden schreibung beibehalten, aber ausdrücklich zu erklären für nötig befunden hatte.

Göttingen.

Edward Schröder.

ZU FREIDANK 48, 19. WGrimm setzt in der 1. und 2. auflage ein: *Würfel ros und rederspil haint diu triuwe, derst niht vil*. Bezzenberger findet, dass das pferd zu unrecht untreu gescholten wird, und er schreibt: *Würfel, huore, rederspil ...* für Grimms *ros* zeugt der Renner v. 12476 und die gesamten Freidankhs. mit einziger ausnahme der Myllerschen (bei Bezzenberger N genannt), wo *huore* steht. Bezzenberger denkt sich aus *huore* eine graphische variante *hors* entstanden, die dann zu *ros* umgedeutet wurde. ich suche die brücke zwischen *huore* und *ros* vielmehr in der form *gurre*. zu den belegen der wörterbücher<sup>1</sup> hab ich mir seit langem einen vers aus einer Erfurter hs. — ich weifs nicht mehr welcher — gemerkt:

*Cum equus perdit terrorem*

*mulierque pudorem,*

*Frequenter fit equus cyn gurre*

*mulierque cyn hurre.*

Ich bin sogar geneigt, *gurre* nicht blofs für die vermittlerform, sondern für die wurzelform zu halten, aus der erst *huore* und *ros* entstanden sind. mit seinem etwas verächtlichen neben-sinn passt *gurre* tadellos in den Freidankvers.

Gotha.

H. Niewöhner.

<sup>1</sup> ich füge hinzu Laurin (vgl. Anz. xxv 276); Sibotes Frauenzucht (GA. 3 v. 314), Ottos Eraclius v. 1561.

## DIE ALPENGERMANEN.

Zs. 66, 217 ff polemisiert H. Jacobsohn gegen R. Much in den fragen Alpengermanen, Bastarnen und *braca* und kommt an erster stelle zu dem ergebnis, 'die versuche, Germanen für so frühe zeit in den Alpen nachweisen zu wollen', dürften wol als gescheitert betrachtet werden. mit der frühen zeit ist die der feldzüge der Römer gegen die norditalischen Kelten gemeint. aber s. 222 erwähnt Jacobsohn selbst die *gentes semigermanae*, welche Livius 'im bereich des heutigen cantons Wallis freilich schon für die zeit von Hannibals Alpenübergang nennt', und räumt ein, dass es sich dabei um vorläufer der Cimbern und Teutonen handeln könne. wenn er s. 219, wo er die *Gaesaten* bespricht, sich 'auch bei diesem namen im wesentlichen auf das sprachliche beschränken' zu wollen erklärt, so dürfen wir das angesichts der grundgelehrten und weitblickenden linguistik seines aufsatzes ohne zweifel so deuten, dass dieser überhaupt sich auf der grammatischen linie bewege. dazu stimmt die leichtigkeit mit der die geschichtsquellen abgetan werden. aber es stimmt schwerlich dazu dass ein geschichtliches ergebnis formuliert wird, die verweisung der Germanen aus den Alpen 'in so früher zeit' (s. 219. 221), wie denn auch dieses ergebnis durch den hinweis auf Livius sogleich wider in frage gestellt, ja aufgehoben wird.

Denn nichts berechtigt uns den worten des historikers zu mistrauen. ihnen zur seite steht die nachricht der triumphal-fasten über den sieg bei Clastidium: *de Galleis Insubribus et German[eis]*, die J. ebenso wenig erwähnt wie die Oretani Germani in Andalusien, die dort schon vor Herodot vorauszusetzen sind. diese ignorierung ist herkömmlich. aber ist sie etwa deswegen mehr als reine willkür? wer die Bebryaken, Insubrer, Boier und sonstigen Kelten als Kelten acceptiert, muss logischerweise auch die Germanen als Germanen acceptieren. ich darf verweisen auf meine schrift Germanen und Kelten (Heidelberg 1929), wo ich (bes. s. 18—21) das antigermanische schulvorurteil bekämpfe, das jetzt von neuem in der ältesten und vornehmsten germanistischen zeitschrift zu worte gekommen ist. soll es dauernd erlaubt bleiben, über germanistische fragen wie die nach den Alpengermanen sich wissenschaftlich zu äußern, ohne

die dafür vorhandenen quellen vollständig und gründlich berücksichtigt zu haben?

Aber auch im rein linguistischen darf man bei J. etwas vermissen. er behandelt nämlich die Muchschen etymologien rein polemisch-negativ und würdigt die erste (*Tylangii-Tulingi*) überhaupt keiner widerlegung, sondern scherzt über sie mit einem Stormeitat und meint im übrigen nur daran erinnern zu brauchen, 'dass die *Tylangii* meist . . . zu den Ligurern gerechnet werden' (s. 217). hier fehlt zunächst die angabe, worauf diese überkommene Ligurerthese sich stützt. denn J. wird nicht meinen wollen, eine *communis opinio* stelle als solche ein beweismoment dar, oder 'ligurisch' sei deswegen glaubhafter als 'germanisch', weil es vornehmer oder geheimnisvoller klinge. vor allem vermisst man anerkennung und würdigung der unleugbaren tatsache, dass das suffix *-angii*, *-ingi* germanisch aussieht, ebenso wie die ersten beiden silben von *Daliterni*, worüber J. gleichfalls schweigt. wir müssen notwendig fragen, was nach seiner meinung der in diesen befunden liegenden wahrscheinlichkeit entgegensteht. er könnte diese frage indirect beantworten, indem er eigene erklärungen — etwa aus dem keltischen — aufstellte. darauf verzichtet er jedoch und erkennt damit an, die erwähnten wahrscheinlichkeiten nicht entkräften zu können. der nachweis, dass in *-terni* und *-andri* schwierigkeiten stecken, die bisher ungesehen geblieben zu sein scheinen, bedeutet keine solche entkräftung bei namen die uns nur in fremdsprachlicher verkleidung vorliegen.

Dazu kommen die historischen zeugnisse über Germanen in den Alpen und in Oberitalien (unterstützt durch das für Spanien). darf man bei etymologischer behandlung alter völkernamen absehen von den geschichtsquellen die über die betreffenden völker und gegenden fließen? ich glaube nicht, vielmehr mein ich, dass solche quellen, wo sie vorhanden sind, anspruch darauf haben als ausgangspunct genommen zu werden. es war methodisch mehr als blofs berechtigt, *Tulingi*, *Daliterni*, *Gaesati* germanisch etymologisieren zu wollen. diesen versuch hat RMuch in seiner bekannten umsichtigen und scharfsinnigen weise unternommen. er ist nicht so weit geglückt, dass man die lösungen evident nennen dürfte. leider ligt es in der natur von sprachmaterial das uns nicht in seiner originalform gegeben ist, dass bei der deutung oft, ja meist zweifel und bedenken übrig bleiben.

wenn diese verstärkt werden — wie durch J. in den fällen *Daliterni*, *Texuandri* und besonders *Gaesaten* —, so ist das zu begrüßen, aber es hat keine entscheidende bedeutung. selbst das Germanentum der *Gaesaten* hat J., der sie mit beachtenswerten gründen für Kelten erklärt, nicht aus der welt geschafft. es bleibt nicht nur der lautwert von gr. ζ = germ. z; es bleibt auch, dass die triumphalfasten uns neben den Kelten Germanen erwarten lassen. dass nur erstere goldringe trugen, wird derjenige aus Polybios und Euphorion nicht herauslesen, der auch die germanischen quellen kennt und sich die verwechslungen der beiden nordvölker und ihre misverständliche zusammenfassung als Kelten oder Galater gegenwärtig hält. und dass es 'ausgeschlossen' sei, 'dass in der antiken überlieferung der vorchristl. zeit bereits ein germanischer völkernamen als ā-stamm widergegeben wird' (s. 221), dürfte schon durch das s. 232 von J. selbst angeführte als übertreibung gekennzeichnet werden, ganz abgesehen von der wahrscheinlichkeit keltischer vermittlung, die z.b. im falle *Teutones* unbestreitbar sein dürfte. denn dieser name gehört — wie schon vor jahren G. Kossinna gesehen hat — zu der jütischen landschaftsbezeichnung *Ty* (altnord. *Þjóð*); stammen doch die Cimbern aus dem Ty benachbarten Himmerland; nicht nur die geschichte, auch die geographie hat ein wort mitzureden bei der völkernamendeutung<sup>1</sup>.

Mehrfach vermisst man in Jacobsohns ausführungen die intimere fühlung mit den germanischen materialien. und doch überschreibt er sie 'Altgermanisches'. seine gelehrsamkeit auf andern gebieten und seine belesenheit in der wissenschaftlichen litteratur können bewundernswert heißen. aber er ist kein germanist. und doch bricht er über einen hochverdienten und ausgezeichneten forschers wie Rudolf Much von oben herab den stab.

Dies alles wäre zu verschmerzen, wenn er uns germanisten etwas lehrte was uns fördert. verschmäht er selbst es von uns zu lernen, so werden wir doch das umgekehrte verhältnis dankbar begrüßen.

Ich habe seinen aufsatz mit den besten erwartungen und unvoreingenommen gelesen und darf hervorheben was darin mir eingeleuchtet hat oder wertvoll gewesen ist.

<sup>1</sup> Jacobsohn s. 232 f n. 4. Müllenhoff hat die jütische landschaft nicht gekannt oder übersehen; sonst hätte er seine hypothese wol unterdrückt.



Gleich eingangs rückte die erörterung über *-tero*, *-ero* s. 217 f mir einiges in neues, befriedigenderes licht, so besonders die richtungsadverbia altn. *nordr* usw. nach Nörrenberg Globus 77 (1900), gehört *nord* zu nassauisch *norr*, *nörr* und ähnlichen westdeutschen dialektwörtern, denen das altnord. *nor* aus einer *pula* wol beizugesellen ist. danach ist *nordr* die richtung weiter nach der felsgegend zu oder ins steinigere, was zu der geographie Urgermaniens ausgezeichnet passt; der ursprüngliche norden wäre, wie Nörrenberg richtig hervorhebt, Norwegen, *Nordvegr*. das nächste germanische gegenstück zu bildungen wie *nordr* ist das von J. nicht erwähnte *vorder* = engl. *further*, ein deutlicher comparativ, der zeigt, dass der comparativische gebrauch des suffixes *-tero* nicht auf das arische und griechische beschränkt ist.

Beachtenswert scheint mir ferner die erklärung der auffallenden lautform von got. *Krēkōs*, ags. *Crēce*, mhd. *Kriechen* aus dem etruskischen (s. 223 ff). auch weiterhin arbeitet J. mit dem princip, auffallende lautgestalten in einer sprache durch entlehnung aus einer andern zu erklären, und gelangt dabei noch einmal zu einer bestechenden ableitung, nämlich von *Bastarnae* und *bast* aus dem skythisch-iranischen (s. 237 ff).

Aber er dürfte den gesichtspunct überanstrengen. schon die zurückführung von *Bastarnen* auf mittelliran. *bastarn(a)*, 'der einen mantel (eigtl. eine wehr) aus *bast* trägt' (s. 248) ist äusserst kühn, und noch waghalsiger ist das s. 228 ff über lit. *Giudas* und die germanischen lehnworte im finnischen und lappischen ausgeführte. J. will die consonantischen befunde, aus denen Karsten auf beginn der entlehnungen vor der ersten lautverschiebung schliesst, vielmehr aus dem stufenwechsel erklären und betont s. 227: 'bislang ist noch kein einziges beispiel mit sicherheit nachgewiesen, das als lehnwort aus dem germanischen oder ins germanische vor die lautverschiebung in seinem lautbestand zurückwies'. man kann diesen satz insofern gelten lassen, als manches was in den historischen wissenschaften als wahrscheinlich oder vernünftigerweise angenommen wird und demnach uns als gewis vorschwebt, doch nicht gerade 'mit sicherheit nachgewiesen' ist. man könnte z.b. auch leugnen, dass in finn. *tanko* 'stange', lapp. *uddo* 'wunde' und dergl. typen ein vorgeschichtlicher germanischer vocalstand nachlebe. dies

aber erkennt J. s. 230 an und ebenso s. 245f die bewahrung von germ. -ez in finn. *ruokkeet*. warum will er also die consonantischen parallelen zu diesen vocalphänomenen nicht anerkennen? er geht in seiner abneigung gegen unverschobene medien so weit, die entlehnung von got. *reiks* aus kelt. *rix*, *rigis* fraglich zu finden und dabei von urverwantschaft zu sprechen (s. 227 unten), wo doch der vocalismus eindeutig für entlehnung zeugt. an diesem puncte dürfte er sich selbst ad absurdum führen. wie die sprachvergleichung nicht ohne die unverschobenen consonanten als vorstufe der verschobenen auskommt, so auch nicht die lehnwörterforschung. so findig die erörterungen über die angenommene rolle des stufenwechsels und über die litauische parallele sind, sie können es mit der von Karsten m.e. richtig gesehenen wahrscheinlichkeit der entlehnung germanischer (ur-germanischer) medien durch die Finnen schwerlich aufnehmen, auch wenn sie eines tages vollständiger uns dargeboten werden sollten. übrigens dürfte es nicht ganz consequent sein, wenn auffallende consonanten im finnischen intern aus dem (so weit ich sehe, keineswegs aufgeklärten) stufenwechsel beleuchtet werden, entsprechende erscheinungen anderswo dagegen, und zwar besonders im germanischen, nur durch entlehnungsvorgänge licht empfangen sollen und die lautverschiebung — ein klarerer befund als der stufenwechsel — als erklärungs mittel verschmäht und sogar ihrerseits zum 'problem' gestempelt wird.

Diese problematisierung der lautverschiebung findet sich in der interessanten fußnote zu s. 227/8, die von den *Veneti* handelt und mit dem satze beginnt, diese lesart dürfe nicht als unverschobene form gewertet werden. hat man wirklich das *t* von *Veneti* je anders aufgefasst denn als lateinisches oder keltisches substitut für das *p* von germ. (altn.) *Vindr*? auch sonst setzt J. zu leicht und gern die lateinische wiedergabe dem germanischen oder keltischen prototyp gleich oder so gleich wie möglich, namentlich was die flexion betrifft. wenn er aao. fortfährt, der Wendename möge immerhin dem sonst bezeugten idg. volksnamen *Veneti* gleichzusetzen sein, man müsse aber auch mit der möglichkeit rechnen, dass die *Venedi* ein verschollener, ursprünglich germanischer stamm gewesen seien, dessen name auf die Slaven übertragen wurde, so scheint dies zu besagen, dass die Germanen keine Indogermanen sind. wie kamen sie aber dann

dazu, einen ihrer stämme mit einem idg. namen zu belegen? ich gesteh, dass es mir nicht gelungen ist, dieser Veneternote einen befriedigenden sinn abzugewinnen. sie scheint mir mit ganz unnötigen, lediglich störenden hypothesen einherzugehn. wenn mehrere andere idg. völker auch Veneter heißen, so ist das m.e. ein triftiger grund, den Wendennamen für altes, aus der urheimat mitgebrachtes eigentum der Slaven zu halten, und dafür spricht auch die einhellige terminologie bei Nord- und Südgermanen.

Eine andere fußnote handelt von dem *Harigasti* auf dem Negauer helm und erkennt den evident germanischen charakter des namens unumwunden an. das ist erfreulich, weil seltsamerweise nicht alle ihn anerkennen. in einer kleinigkeit wittert aber auch J. etwas ungermanisches. er fragt: 'darf man annehmen, dass *Harigasti* mit seinem fehlenden -s eine etruskisierte germanische form darstellt?' auch ich halte *Harigasti* ebenso für den nominativ wie das daneben stehnde *Teira*, das mir ebenso sicher scheint (vgl. s. 221 f). aber ich sehe keinen grund, für die s-losigkeit ein fremdes vorbild zu bemühen. finden wir doch auch in den glossen der lex *Salica* und in den zusammenhängenden denkmälern des sog. westgermanischen auslautende s nach tonloser silbe geschwunden, spricht doch nichts gegen die annahme, dass dieser schwund stellenweise — etwa im äußersten süden — älter ist als der helm von Negau, und gibt es doch viele schwünde und sonstige lautwandel, für die ein fremdsprachliches vorbild gar nicht in frage kommen kann.

So gewis Jacobsohns art vergleichender sprachbetrachtung ihre vorzüge und vor allem ihre feinen reize hat, so handgreiflich erscheint mir die gefahr die sie enthält: möge uns nicht auch noch eine iranomanie und eine etruscomanie beschert werden!

Charlottenburg.

Gustav Neckel.

LÜCKENBÜSSER. Der sog. 'Vorauer Moses' schliefst mit der eroberung Jerichos, wobei entsprechend Jos. 6, 4 die *septem jubilaorum buccinae* (vgl. Levit. 25, 9) in action treten: Diem. 69, 4 *siben horn shelle*, also *horn* mit dem nachgestellten adjectiv, wie Exodus Diem. 158, 35 *manich horn schelliz*. nun steht aber in Diemers wörterverzeichnis s. 109 '*hornschelle*', und daraufhin stellt Lexer I 1342 zweifelnd ein stf. *hornschelle* ein, das natürlich gestrichen werden muss. das adjectivum hat Lexer aao. weiter oben richtig als *schäl* verzeichnet.

E. S.

## SIGVATS OSTFAHRT.

Olaf Haraldson Helgi (Digri), der sohn des Harald Grenske aus Harald Harfagrs geschlecht und der Asta Gudbrandsdóttir kulu wollte sich nach dem unglücklichen ende Olaf Tryggvasons zum oberkönig von Norwegen machen. von Nordhumberland segelte er zur nordküste bei Drontheim, und griff die söhne Hakon Jarls an. es kam zu erbitterten kämpfen, die sich durch das ganze land hinzogen. schliesslich siegte Olaf im frühjahr 1016 bei Hesjar am Oslofjord, unterwarf sich zunächst das land am Nidfluss, gründete Nidaross, das spätere Throndhjem, und fuhr dann nach Viken, dem land am Oslofjord, wo er nach verhandlung mit Erling Skálgsson den nördlichsten teil von Ranrike erwarb. hier gründete er die stadt Skarpsborg (Borg) und eroberte dann ganz Ranrike 1017. der hierdurch entstandene zwist mit dem könige Olaf Erikson von Schweden wurde dadurch verschärft, dass der Norwegerkönig zwei boten des Schwedenkönigs, die schatz in Throndhjem eintreiben sollten, hängen liefs. um einzulenken, schickte Olaf von Norwegen seinen ersten ratgeber, den stallare (stabularius) Björn zu dem ihm freundlich gesinnten jarl Rognwald von Westergötland, zu verhandeln. dieser fuhr mit Björn und dem isländischen skald Hjalti zum landsitz der tochter des Schwedenkönigs Ingigerd in Ullarakr und dann zum thing in Upsala selbst, wo sie auf drängen der bauernversammlung dem Norwegerkönig verlobt wurde. als dieser aber der verabredung gemäfs sie in Kungshella am Götaelf abholen wollte, kam sie nicht; der vater hatte die heirat verboten. nun drohte krieg, von dem zunächst Westergötland betroffen werden musste. da erbot sich der junge aus Island gekommene skald Sigvat noch einmal mit Rognwald zu unterhandeln, und unternahm im herbst 1019 mit einem verwanten Thórdr Skotakollr und einem diener eine fahrt zu ihm. inzwischen hatte Jarisleif von Russland (Gardarike) um Ingigerd angehalten, die zwar den könig von Norwegen gern hatte, aber nun vom vater gezwungen wurde den neuen antrag anzunehmen. da wuste der kluge und tactvolle Sigvatr es in die wege zu leiten, dass eine andere tochter des Schwedenkönigs, die geringerer ehe entsprossene schöne Astrid einwilligte, auch ohne zustimmung des auf den Norwegerkönig erbitterten vaters sich mit Olaf zu vermählen. dieser gieng darauf ein, und im jahre 1020 führte Rognwald ihm die braut zu. der strafe des Schwedenkönigs entgieng er nur dadurch, dass Ingigerd es zur bedingung ihrer vermählung mit Jarisleif machte, dass er ihr als jarl von Aldeigjuborg am Ladogasee nach Russland mitgegeben wurde.

Sigvat (vgl. Finnur Jónsson in Studier fra sprog- ok oldtidsforskning nr 49 und in seiner litteraturgeschichte), der her-



vorragendste unter den isländischen skalden der damaligen zeit, war der sohn von Thórdr Sigvaldaskáld, der seinen beinamen wol nach Sigvalde führte, dem jarl von Seeland und führer der Jomsvikinger, bei dem er sich lange aufhielt. der vater, auch kaufmännisch sich betätigend, war mit Olaf Haraldson wol schon von Northumberland aus nach Norwegen gekommen, als dieser bei der insel Selja am Nordfjord landete, um gegen Sweinn Hakonarson zu kämpfen. durch des vaters vermittlung aber wurde wol der sohn dem könig zugeführt, vielleicht schon um diese zeit; denn die strophe Austrfararvisur 9, in der der dichter mit frischer begeisterung das hochgefühl der seefahrt im norden schildert, scheint am besten in diese erste zeit zu passen. trotz seiner jugend — er war kaum erwachsen — erwarb sich der junge skald infolge seines zuverlässigen wesens und seiner hohen begabung sehr bald das vertrauen des königs. 1016 nahm er an der seeschlacht bei Nesjar teil, die er in seinen Nesjavisur verherrlicht hat. als der erste ratgeber und minister des königs, Björn, 1017 zu Rognwald fuhr, wollte er schon den jungen Isländer, dessen bedeutung er erkannt hatte, mitnehmen, doch ist es unsicher, ob dieser an der fahrt teilnahm. erst 1019 unternahm Sigvat seine reise allein. es könnte auffallen, dass ein so junger mann mit einer doch immerhin wichtigen sendung betraut wurde. aber es erklärt sich nicht nur aus seinen beziehungen zu dem einflussreichen stallare, möglicherweise auch aus seiner teilnahme an dessen ostfahrt, sondern Sigvat erschien auch vielleicht gerade seiner jugend wegen für die persönliche und vertrauenfordernde aufgabe besonders geeignet, bei der es galt zu erkunden, wie es um Ingigerd stand, die ja dem Norwegerkönig durchaus nicht abgeneigt war. ausserdem hatte Sigvats schwestersohn, der skald Ottar, lange zeit sich am hofe des Schwedenkönigs in angesehener stellung aufgehalten und konnte durch seine kenntnis der verhältnisse dem dichter behülflich sein. dass Sigvat in dem berichte den er nach seiner rückkehr dem könig abstattet, weder von Ingigerd noch gar von Astrid etwas erwähnt, ist dadurch bedingt, dass er öffentlich vor den mannen spricht. vor diesen musste er von dem persönlichen schweigen, wol aber konnte er in seiner rolle als politischer vermittler im staatsauftrag von der stimmung der bevölkerung und der notwendigkeit eines bündnisses zwischen Olaf und Rognwald sprechen. die so ganz eigenartigen, aus dem schema der skaldendichtung herausfallenden, lebenswahren und auch humorvollen schilderungen des ersten teils seiner Austrfararvisur sind, wie er selbst angibt, auf der fahrt entstanden; sie sollten dem geschmack der mannen entgegenkommen, und das hat der dichter gewis im sinne seines königs erreicht.

Nach der ausgabe Finnur Jónssons, der in seinem grundlegenden lebenswerke *Den Norsk-Islandske Skjaldedigtning* (Christ.

Koph. 1912 A und B) Sigvats prächtige Austrfararvísir zusammengestellt hat, haben sich viele mit ihm beschäftigt, zuletzt Jöran Sahlgren, der in seinen *Eddica et Scaldica* II 1 (Nordisk filologi, Lindquist och Sahlgren bd 1, Lund) die ansichten der neuesten forschers: Curt Weibull, Erik Noreen, Nat. Beckmann, H. Toll, Johann Schreiner behandelt und seine eigenen gibt. außer den von Jónsson abweichenden auffassungen syntaktischer und lexicalischer natur kommt besonders die frage, welches der ausgangspunct und das ziel der fahrt war, und ob die überlieferten strophen einer oder zwei reisen, einem oder zwei gedichten angehören, in betracht. — Snorre hat in seiner *Heimskringla* (II s. 113. 169) Sigvats strophen mit genauen einzelbemerkenngen versehen, die er nach dem gedicht sich in woldurchdachter anlage zurechtgelegt hat; er hat wol manches combinirt und in das alte skaldengedicht, das doch der vergangenheit angehörte, auch anschauungen seiner zeit hineingelegt, aber den geschichtlichen verlauf im ganzen musste er doch als gewissenhafter und gründlicher forscher festhalten. es erscheint natürlich, dass Rognwald, der vermittler im kampf des norwegerkönigs Olaf Haraldsons (Digri, später Helgi) und des schwedenherschers Olaf Eriksons (= Erik Sigrsälsson) in einem lande wohnen musste das beiden reichen nahe lag, und wenn es bei Snorre als Gautland und Vestrgautland bezeichnet wird, so haben wir keinen grund daran zu zweifeln. Rognwalds vater Ulf herrschte in Gautland am Götaelf und war der mutterbruder des Schwedenkönigs (Heimskringla II s. 100 a.), Rognwald selbst aber der mann Ingebjorgs, der tochter Olaf Tryggvasons, und so erschien er als vermittler durchaus geeignet; nach Snorre wohnt er denn auch in Skara am Vaenar, war also dem Norwegerkönig immerhin nahe, musste demnach so oder so, meist im guten, mit ihm auszukommen suchen. der verkehr zwischen Skarpsborg und Skara war lebhaft, und von einer schwierigkeit der botschaftsfahrten ist nie die rede: von Björns und Hjaltis reise im sommer 1018 z.b. wird nur gesagt: sie ritten ihren weg fort und kamen zu den mannen des jarls (Hsk. II s. 107). anders steht es mit der fahrt Sigvats zu Rognwald im herbst 1019. Ingigerd war nicht, wie der vater, durch die thingversammlung von Upsala genötigt, versprochen hatte, nach Kungshella gekommen. da sie dann des vaters bestimmte absicht erfahren hatte, verlobung und vertrag zu brechen, schickt sie eine warnung an Rognwald und andere führer Westgötlands. Rognwald gibt die warnung an den Norwegerkönig weiter und bittet ihn, nicht in sein Westgötland einzufallen. Olaf schwankt, und weil auch von anderer seite trotz der beruhigungsversuche Björns dem jarl Rognwald nicht getraut wird, geht er, da es ihn immer noch zu Ingigerd hinzieht, auf den vorschlag des jungen Sigvat ein, der Vestrgautland selbst aufsuchen will, befiehlt ihm aber, wol um

heimlichkeit zu bewahren und gefahr zu meiden, von norden her Rognwalds wohnsitz zu erreichen. von diesem auftrag spricht der dichter (str. 15) kurz zum jarl. Snorre dagegen weifs oder schliefst aus dem gedicht genaueres. er lässt Sigvat von Borg aus nach osten durch die Marken und so nach Gautland fahren, obgleich der dichter Borg und die Marken in seinen uns erhaltenen strophen nicht erwähnt. es war ja aber der nächste weg wenn man von norden kommen wollte, und Snorre legte ihn sich, wenn er ihn nicht vielleicht in einer anderen quelle fand, nach den worten des dichters zurecht. zu diesen aber stimmt er. Sigvat fuhr den Glommen bis zu Eid, einem der 4 gesamtthingsorte Norwegens, dem heutigen Eidsvolde, hinauf, wo er den gebrechlichen kahn noch bis zur stadt schleppte, gieng dann zum Eidaskog, dem allgemein bekannten grenzwald zwischen Norwegen und Schweden, und kam nach dessen durchquerung von nordwest her durch die Marken, d.i. die Nord-Gras- und Ostmarken an die ostküste des Väner. in der stadt Hof (jetzt Hovfa südl. vom Skagern) und bei den Olvirbrüdern (vgl. stroph. 4—7) fand er kein unterkommen: zu pferde kommt dann der skald mit den begleitern an der südostküste des Väner entlang von der anderen seite her auf sonst unbekannten pfaden (str. 15) 'fern den Dänen' (str. 16), was Sahlgren mit politischen rücksichten vortrefflich erklärt, zur kaufstadt Skara, in deren umgebung (Skorar) Snorre den wohnsitz Rognwalds ansetzt. Skara erwähnt Sigvat ebenso wenig wie Borg und die Marken, und dies gab den anlass, die richtigkeit des ganzen reisewegs, wie ihn Snorre angibt, zu bezweifeln. in strophe 8 wird auferdem der hof der königinmutter Asta lobend erwähnt sowie der landsitz des mächtigen jarls Saxe hervorgehoben, der in Vik, aber auch wol im norden angesehenen besitz hatte und der familie des königs nahe stand. Aastas haus, so nahm man an, das in der nähe des Mjors (Mjösen) lag, musste doch auf der reise berührt worden sein, und aus den strophen 9 und 10, welche die seefahrt schildern, schloss man auf eine abfahrt Sigvats aus einem der nördlichen oder westlichen fjorde, beides ist m.e. eine unnötige, ja störende annahme. die seefahrtstrophen, die von Snorre, was doch sehr eigenartig ist, dem ritt in Gautland zugeschrieben werden, geben gar kein bestimmtes ziel der fahrt an, was man erwarten würde, wenn sie einen notwendigen teil der reise ausmachten; sie sind einer freudigen erinnerung des dichters, der nun endlich dem ziele nahe ist, entsprungen, zugleich aber bilden sie den gegensatz zu dem beschwerlichen reiten in der heranbrechenden nacht. wenn sie Sahlgren einer allgemein gehaltenen einleitung zuweisen möchte, müsten sie sich an strophe 1 anschließen, die doch schon eine allerdings kurze, aber für ein gedicht wie die Austrfararvisur genügende einleitung bot und mit ihrer hervorhebung der reise-nöte gut zur strophe 2 hinüberführt. Snorre wird doch mindestens

so viel wie uns von Sigvats gedicht vorgelegen haben. warum er die seefahrtstropfen gerade an der stelle zurückblickend einschleibt wo wir sie finden, nämlich vor der abreise Björns von Rognwalds hof zum Upsalathing, hat vielleicht darin seinen grund, dass er vor der teilnahme Björns an der hauptentscheidung noch sein einvernehmen mit Sigvat hervorheben wollte. die kurze einschaltung führte ihn aber weiter als er dachte: für das freundliche verhalten des stallare zum jungen skald führt er die gemeinsamen seefahrten zum beweis an, die sie wol manchmal an bord des königsschiffes in den nördlichen fjorden durchlebt hatten. der zweite helming von strophe 10 aber zog den gegensatz des beschwerlicheren reitens (strophe 11), und dieser wider die schilderung des rittes selbst (strophe 12 und 13), nach sich. da bricht Snorre schnell ab, vielleicht in der erwägung, dass die Austrfararvisur und die reise Sigvats erst im folgenden jahre zu behandeln richtiger ist. — Und nun zur strophe 8! der bericht vom landsitz der königinmutter würde doch etwas anders ausgefallen sein, wenn der skald sie selbst auf seiner fahrt besucht hätte, wie sein könig es kurz vorher beim tode seines stiefvaters getan hatte. das gedenken an Astas gastfreies haus stellt sich in der phantasie des dichters nach der barschen abweisung im süden des Eidaskogs ganz natürlich ein und enthält zugleich eine liebenswürdige schmeichelei für den könig. nein, Finnur Jónsson hat den stropfen 9—13 durchaus ihren richtigen platz in dem gedichte angewiesen. die stropfen aber durch die Snorre an der ersten stelle (Hsk. II 113) das gute einvernehmen zwischen Björn und Sigvat mit dessen eigenen versen belegen wollte, durfte er an der zweiten (Hsk. II 169), wo er den verlauf der reise selbst schildert, nicht wiederholen. er lässt daher, um den anschluss an seine früheren citate zu gewinnen, Rognwald vor der strophe 13, in der er begrüßt wird, selbst sagen, Sigvat müsse wol eine beschwerliche reise gehabt haben. eine andere grußstrophe als Sigvats hierauf erfolgende antwort scheint mir nicht nötig anzunehmen. das übrige ist klar: der dichter beklagt sich über die schlechte aufnahme am Väner, scherzt — es geschieht wol mit der fürstin Ingebjorg — über seine augen und preist zum schluss die halle des jarls (str. 13—16). dann wendet er sich persönlich wider zu seinem eigenen herscher und berichtet über den sachlichen erfolg seiner sendung, soweit er den mannen mitgeteilt werden durfte (str. 17—21). — Die Austrfararvisur bieten sonach selbst durchaus keinen dringenden grund, eine abfahrt Sigvats von Thronðhjem oder einem der westlichen fjorde anzunehmen. wäre die reise so verlaufen und hätte sich vom Eidawald an dann alles so entwickelt, wie Sigvat es schildert, so könnte doch mit der schilderung einer fahrt auf morschem eichenkahn eine so lange landdurchquerung nicht abgetan werden. noch weniger aber stimmt



ein solcher ausgangspunct zu den zeitverhältnissen. um ostern und himmelfahrt 1019 waren Olaf und Sigvat noch im süden in Tunsberg, im herbst 1019 wurde Sigvat zu Rognwald geschickt. in der kurzen zwischenzeit sollten der könig und der skald nach Thronbjem oder einem westfjord gefahren sein, wo alles in Viken den krieg voraussah und der könig um Ingigerd in der höchsten ungewisheit schwebte? nein, Snorres angabe, dass Sigvat von Skarpsborg abfuhr, ist durchaus nicht zu bezweifeln. anders aber steht es mit der frage, ob Sigvat nicht an zwei reisen teilgenommen hat: Björn war im sommer 1018 aus der gegend um Vik mit dem Isländer Hjalti zum Schwedenkönig, also nach Svithióð geschickt worden (Hsk. II 107). diese fahrt beschreibt Snorre bis zu dem puncte wo Björn von Rognwald aus zum könig will, aber von Ingebjorg zurückgehalten wird und zunächst mit Hjalti bleibt. da fängt er (s. 112) plötzlich von Sigvat an und schiebt eine betrachtung über Sigvat und Björns verhalten zu einander ein. wie dieser einschub, der mit citaten aus Sigvats Austrfararvisur verbunden ist, hier zu erklären ist, wird nicht recht ersichtlich. in der tatsache allein, dass von Björns sendung nun der höhepunct geschildert werden sollte, kann man wol kaum die erwähnung Sigvats an dieser stelle begründet finden. entweder hatte sich Snorre in der tat geirrt und glaubte, die citate aus Sigvat gehörten in diese reise Björns, brach dann aber ab, weil er sah, dass sie erst zum nächsten jahre passten und Sigvats reise erst dann zu behandeln sei. oder Snorre wollte — und das halt ich für das wahrscheinlichere — nachholen was er bei der abfahrt Björns (Hsk. II 107) vergessen hatte, dass nämlich Sigvat an Björns reise teilgenommen hatte. an sich passen die seefahrtstrophen doch erst wirklich recht, wenn sie zu einem gesprochen werden der bei dem frischen segeln dabei gewesen war, wie auch der lärmende ritt besser bei einem officiellen gesandtschaftsaufzug mit großem gefolge angebracht war, als bei einer kleinen fahrt mit zwei begleitern, die möglichst geheim bleiben sollte. zeit für den dichter an beiden reisen teilzunehmen, blieb: Sigvat wird im anfang des jahres 1018 nicht erwähnt, da wäre er dann mit Björn bei Rognwald. kurz vor dem jölfest 1018 war Björn mit Sigvat nach Norwegen zurückgekehrt, am himmelfahrtstage 1019 ist Sigvat bei Olaf in Tunsbjerg, die kriegsrüstungen beginnen in Viken, und im herbst wird dann der dichter, natürlich vom süden aus durch den könig auf die nordfahrt zu Rognwald geschickt. mit einer teilnahme des jungen skalden an Björns fahrt lässt sich zur not auch noch Snorres ausdrucksweise (Hsk. II 112) in einklang bringen. Snorre sagt: 'bevor Björn aus der heimat aufgebrochen war, hatte er Sigvat gebeten, mit ihm zu fahren. der war damals beim könig Olaf; aber zu der fahrt waren männer nicht bereitwillig. es bestand (aber) freundschaft

zwischen Björn und Sigvat'. letzteres belegt Snorre mit lausavisa 6 und fährt sogleich fort: 'und als sie nach Gautland hinaufritten, sprach Sigvat diese strophen: (es folgen die seefahrtsstrophen 9 und 10). gleich darauf fährt Snorre fort: 'und als sie in Gautland spät am abend hinaufritten, da sagte Sigvat: (es folgt str. 11, in Dänenferne, das pferd stößt sich). unmittelbar daran schließt Snorre: 'da reiten sie in die kaufstadt bei Skarar (*at Skgrum*) und auf der strasse weiter zum hofe (*at gardi*!) des jarls; er sprach': (es folgt str. 12, die frauen sollen uns hören). damit schließt das capitel. — Mit den worten: es bestand freundschaft zwischen Björn und Sigvat stellt Snorre einen gegensatz zu den andern aufgeforderten männern her und will den grund angeben, warum Sigvat, was den leuten ja bekannt war, er aber vorher noch nicht erwähnt hatte, sich zur teilnahme an der fahrt mit dem erprobten stallare bereit erklärt hatte, dem er so viel verdankte. aber wer sind die da ritten und reiten? zunächst sieht es doch nach dem zusammenhange so aus, als ob Björn und Sigvat gemeint seien. und das hat vielleicht auch Snorre, da er wusste dass Sigvat Björn begleitet hatte, hier zuerst angenommen. nachher sah er bei näherem eingehn auf die zweite reise, dass nur Sigvat und seine zwei begleiter gemeint sind. wenn Snorre anfangs an der ersten stelle irrig geurteilt haben sollte, was recht zweifelhaft bleibt, so wäre dies doch immerhin erklärlich, und der dichter hatte gewissermassen selbst daran eine art schuld. er hatte ja bei der beschreibung des zweiten teils der späteren reise das zu schildern, was er bei der ersten fahrt erlebt hatte. war es da nicht ganz gut möglich, ja vom standpunct des dichters aus ganz erklärlich, dass er stücke, die diesen abschnitt betrafen, aus der früheren zeit, in der er doch auch seine dichternatur nicht verleugnet haben wird, in das neue gedicht mit hineinnahm, ohne dies im titel anzudeuten? Snorre hat wol kaum eine andere redaction der Austrfararvisur vorgelegen als uns; er sieht sie als einheitliche schöpfung des dichters an, und es kann doch nur ein zufall sein, dass er gerade strophen die auf der ersten reise entstanden und später in das gedicht der zweiten hineinverwebt sein könnten, abgetrennt für sich bietet. —

Aus einem ganz anderen grunde hat Johann Schreiner (Hist. tidsk. 28, Oslo 1927) mit unrecht, wie mir scheint, eine trennung der Austrfararvisur in zwei verschiedene gedichte angenommen: eines bei gelegenheit der fahrt über den Eidawald nach Svíthiód und eines über eine reise zu Rognwald nach Russland. zu letzterem sollen die vier an erster stelle (Hsk. (II 113) von Snorre angeführten strophen und str. 17—21 gehören. in str. 17 fasst Schreiner *i Gogrdum* als 'in Russland', was es ja an sich heissen kann, was aber im zusammenhange der Austrfararvisur keinen sinn gibt, während die bedeutung 'im

hofs', in der auch Snorre das wort für Rognwalds hof in Westgötland braucht (Hsk. II 114), durchaus passt. nach Russland war nämlich Rognwald erst im sommer 1020 nach Astrids und Ingigerds heirat gezogen. da hatte er für den Norwegerkönig Olaf nicht mehr die frühere wichtigkeit. vorher ein beim Schwedenkönig höchst einflussreicher jarl, für das benachbarte Norwegen aber ein sehr ernst zu nehmender vermittler, war er dadurch dass er Astrid dem Norwegerkönig Olaf 'digri' zugeführt hatte, seinem herscher verhasst geworden. ein diplomatisches entgegenkommen und ein bündnisanerbieten, wie es die strophen 18—21 voraussetzen, konnte nur von einem zwischen Norwegen und Schweden wohnenden machtvollen manne ausgehn; als Rognwald von der ungnade seines königs getroffen mit Ingigerd als statthalter von Aldeigjuborg am Ladogasee nach Russland gieng, war er für Olaf verloren, er starb bald darauf. will man aber eine reise Sigvats zu einem andern als dem aus Westgötland bekannten Rognwald gehn lassen, so heisst das die ganze darstellung Snorres in der Heimskringla in das gebiet der phantasie verweisen, wozu wir nicht berechtigt sind. auch die Fagrskiinna, die Sigvats Austrfararvísur nur als ein gedicht über éine fahrt kennt, kann kein zeugnis für eine reise des skalden nach Russland bieten, wenn nur anders interpungiert wird (Fagrsk. ed. Finnur Jónsson v. 157). 'er (Rognwald)', heisst es, 'war (blieb) der beste freund' (vgl. str. 21) könig Olafs, wie Sigvat damals sagte, als er von der fahrt zurückgekommen war, auf die ihn könig Olaf nach Osten geschickt hatte, in Russland.

Bei seiner anordnung der strophen der Austrfararvísur schlägt Sahlgren (s. 204) vor, die abenteuer bei den Olvirbrüdern (str. 6 und 7) und die Astastrophe (str. 8) vor die absagen in Hof (str. 4 und 5) zu setzen. Snorre sagt nach der Eidawaldstrophe (3): 'später fuhren sie nach Gautland und kamen am abend zu der stadt die Hof heisst'. diese reihenfolge der strophen behält auch Finnur Jónsson bei, wie mir scheint, mit recht. der Eidawald war überwunden; die namentliche erwähnung 'auf dem wege (süd)östlich vom Eidawald' in str. 8 und nachher in str. 14 zeigt, dass die ereignisse in Hof und bei den Olvirbrüdern erst nach der durchquerung stattfinden. beide episoden werden in str. 8 erwähnt: der unchristliche mann deutet wol am besten auf den ehemann in Hof, wo ja das heidentum ausdrücklich hervorgehoben wird, der schluss der strophe aber (zeile 7 und 8), wo gesagt wird, dass die reisenden viermal an einem abend abgewiesen wurden, bezieht sich auf das Olvirabenteuer. wie die reihenfolge der schilderung in str. 8 wird wol auch, was zu Snorre stimmt, der tatsächliche verlauf gewesen sein. wenn, wie ich annehme, Hof die kaufstadt Hovfa südlich vom Skagern ist, kann sehr wol das Olvirabenteuer auf dem weiteren wege am südufer des Vänern bei lastschiffen stattgefunden haben, über die

sich dann Sigvat, da sie dem Schwedenkönig unterstanden, bei Rognwald beschwert. ich meine daher eher, dass Snorres und demnach auch Finnur Jónssons anordnung beizubehalten ist.

Sigvats gedicht schließt nach Snorre und Finnur Jónsson ohne einen sonst sehr gebräuchlichen preis des fürsten. Finnur Jónsson wollte 1901 die strophen Hsk. II 169 (Hsk. IV), die er dann 1912 zu den lausavísur (7 u. 8) stellte, zum gedichte ziehen. Sahlgren nimmt den ersten gedanken Jónssons wider auf und sieht die umgestellten lausavísur 8. 7 als den schluss der Austrafarvísur mit dem preis des fürsten an. erstlich aber spricht Snorre ausdrücklich vom abschied Sigvats, und dann erscheinen die worte 'ich schliesse die strophe (oder den vers) nun', wenn sie vom ganzen gedicht gebraucht sein sollen, durchaus ungewöhnlich, wenn nicht unpassend. wenn dagegen Sigvat an den könig beim abschiede, wie ja natürlich, sich wendet und auf dem schiffe im kleineren kreise ihm gegenübersteht, lässt sich der ausdruck, der doch mit einem segenswunsche verbunden wird, als eine art improvisation eher verstehen, wobei ich Jónsson im Lexicon folge, der die worte in zeile 7 weniger als 'es endet sich das lobgedicht' denn als 'immer sei dir ruhm!' aufzufassen geneigt ist. am meisten aber scheinen mir die eingangsworte der lausavísa 7 gegen Sahlgrens annahme zu sprechen. den satz 'bis ich widerkomme' bezieht zunächst wol jeder unbefangene, wie auch Snorre und die andern quellen es tun, auf Sigvats zurückkunft von seiner fahrt. von einem verlassen des saales nach beendetem reisebericht, um bald darauf widerzukommen und mit dem könig und seinen vertrauten in der halle zu sprechen — was mit nordischer sitte wol auch nicht recht vereinbar wäre —, kann diese schwerwiegende wendung wol kaum gebraucht werden. an bord des schiffes jedoch scheint die bitte des dichters, bis er erst einmal wider da wäre, möge könig Olaf in der halle die vertrauten (*máli*) wider aufsuchen, ganz in der ordnung. mit dem 'hier treffen wir uns wider' braucht nicht in engerem sinne das schiff gemeint zu sein, sondern es kann auch allgemeiner auf die norwegische heimat bezogen werden. *en* (ohne klammer) wäre dann 'aber' und *vitja* imperativ zu *mála hallar þinnar*. halle und schiff bildet hier übrigens einen hübschen gegensatz. so viel über die str. 7! der eingang der str. 8 kann sich ja freilich auf die verabredungen mit dem könig und seine weisungen vor der reise beziehen, aber er schließt sich ebenso gut an die politischen ausführungen Sigvats in den strophen 17—21 des gedichtes an, und die worte 'ich könnte noch mehr sagen, was für uns von wichtigkeit wäre' passen hier noch besser als bei der abreise, wenn der skald mit ihnen auf das hindeuten wollte, was er über Astrid und Ingigerd erfahren hatte. daran würde dann der dichter als jetzt gerade sehr passenden segenswunsch anschließen: 'dass Gott den könig für sein angestammtes land weiter gut



sorgen lassen möge'. so kann ich Sahlgren, der mit richtiger empfindung die beiden stropfen wider herangezogen hat, hinsichtlich lausavisa 7 nicht folgen, möchte ihm aber in bezug auf lausavisa 8 und ihre zugehörigkeit zu den Austrfararvísur recht geben. nach jener mit ihrem 'schluss der strophe' und ihrem segenswunsch erwartet man keinen weiteren abschiedsgruß, am wenigsten noch einen segenspruch ähnlicher art. Snorre sagt (Hsk. II 168): 'und bevor sie sich trennten, der könig und Sigvatr, sprach er die strophe': der singular zeigt, dass Snorre die eine, und zwar die der stellung nach erste strophe als abschiedsstrophe bezeichnen will. die lausavisa 8 fehlt denn auch in einer hs. (J<sub>2</sub>). wie ist sie hier hineingekommen? wäre es möglich dass Snorre, als er den segenswunsch der abschiedsstrophe anführte, unwillkürlich an den der schlusssrophe der Austrfararvísur erinnert wurde und ihn gleich anfügte? diese schlusssrophe wäre dann eben lausavisa 8. dies bleibt eine unsichere, aber vielleicht doch nicht ganz und gar abzuweisende Vermutung.

Auch die neuesten forschungen über Sigvats gedicht haben grundlegende änderungen nicht wahrscheinlich gemacht. es bleibt ihm nach wie vor der reiz der natürlichkeit und frische, der es aus so vielen anderen erzeugnissen der zeit erquickend heraushebt.

Berlin-Grunewald.

H. Patzig.

BOGENFÜLLSEL. Der text des Arnsteiner Marienleichts (MSD. nr XXXVIII, bei Waag Kl. dtische gedichte d. XI u. XII jh.s<sup>2</sup> s. 124 ff) bedarf noch immer einiger besserungen. v. 23 l. *daz liet daz* < *daz* > *einsternisse der werlde benam*: der artikel ist unentbehrlich, das ntr. *daz* v. steht gleich vorher v. 21 — 115 l. *daz* < *du* >, *frouwe, sus gëret bis* — v. 132 *Leider mine 'lidicheit'* *dû hât mig dikke verleit* soll *lidicheit* als *ledicheit* nach der anm. der Dkm. durch das synonym *lösheit* gerechtfertigt werden; aber synonym sind die beiden nur in der bedeutung 'vacuitas', 'freisein, lossein von etwas', niemals bedeutet *ledicheit* 'petulantia, levitas'. man könnte also an unserer stelle *liticheit* einsetzen, d.i. in der schreibung unserer hs., die constant *liet* für *licht* schreibt, *lihtecheit* 'leichtfertigkeit'. will man *lidicheit* beibehalten, dann darf man es eben nur in dem sinne von 'vacuitas', also 'müßiggang' nehmen, nicht in dem von *lösheit*, auf das sich MSD. (und Waag) beziehen — v. 158 *niemer 'nî' relide* (so Dkm. und Waag!) ist doch wol unmöglich, *lis nî* — 154 *Unde* bei deutlichem neuen einsetzen wirkt auf mich immer wider störend — v. 180 l. *ruoche mich gewîsen*, der fehler '*min*' entstand dem schreiber aus der voreiligen construction *ruoche min* statt *ruoche ... gewîsen*.

E. S.

## BEITRÄGE ZUM ECKHARTTEXT.

VORBEMERKUNG. Wenn *Fahrner* Wortsinn und wortschöpfung bei *meister Eckhart* (*Marburg* 1929) s. 16 ff bei der verwertung der Rechtfertigungsschrift (*Rschr.*) *Eckharts* als entscheidendes zeugnis für die echtheit vor allem der deutschen texte zur vorsicht mahnt und die anwendung aller vorhandenen echtheitskriterien zusammen fordert, so ist das bei dem zustande der überlieferung ganz berechtigt, vor allem soweit es sich um die echtheit der einzelnen gedanken und stellen einer predigt handelt. für die predigten als ganzes sind die excerpierten und incriminierten sätze der *Rschr.* im zusammenhange mit der angabe des incipits der erste und zuverlässigste beweis, da *E.* keine einzelne predigt als ganzes zurückweist, sondern nur vom verstümmelnden und falschen weitergeben einzelner sätze und gedanken spricht (*Daniels* 12, 34. *Théry* 196, 208. *Karrer* 89, 101). hierbei kommt es aber gerade auf die übereinstimmung der sätze der *Rschr.* und der betr. predigt an, während *Fahrner* umgekehrt ihre verschiedenheit 'in gewissem sinne als besten beweis' annimmt. *Fahrner* geht hierbei von der unzuverlässigkeit der censoren aus. ich glaube dass nach dem bisherigen stand der überlieferungsforschung das werturteil über die censoren ebenso ein unrecht, weil verfrüht, ist<sup>1</sup>. wir müssen die überlieferung der texte erst besser übersehen und das verhältnis zwischen den excerpierten sätzen und den fundstellen in jedem einzelnen falle genau untersuchen. wenn *Wechssler* *Deutsche und französische mystik*, *Euphoriion* 30 (1929) 81, 21 für nicht genügend hält, 'eine stelle einer predigt als mit der *Rschr.* übereinstimmend und daraufhin die ganze predigt als echt festzustellen, weil auch zweifellos echte gedanken und aussprüche von jüngern *E.s* unverändert aufgenommen worden sein können', so ist das nur innerhalb bestimmter grenzen richtig. denn es ist zu bedenken, dass die kirchliche untersuchung, die schliesslich zu der bekannten verurteilung von 28 sätzen *E.s* führte, die verbreitung bzw. übernahme der spezifisch eckhartischen gedanken und sätze moralisch hemmte. übrigens welche prüfsteine hat *Wechssler* für die 'unzweifelhaft echten' texte, da er diese wendung oft gebraucht?

<sup>1</sup> So spukt z.b. auch die unbewiesene, von *Grabmann* *Divus Thomas* 5 (1927) 81 zurückgewiesene behauptung *Karrers*, die kirchliche verurteilung *E.s* sei so etwas wie ein schmerzengeld an die *Franziskaner* für die kanonisierung des hl. *Thomas*, in weiten kreisen und verleitet zu weitgehenden expectorationen, wie bei *Wechssler*, besonders aber bei *Schulze-Maizier* s. 35 '... die *Franziskaner* (die vom brudergeist ihres stifters keinen funken mehr besessen zu haben scheinen)'. vgl. zu diesem puncte wie zur frage der zuverlässigkeit einerseits der *Kölner censoren*, anderseits ihrer modernen beurteiler *J. Kochs* besprechung des *Karrerschen systembuches E.s in Theol. revue* 26 (1927) 417—422; *Theologie und glaube* 20 (1928) 173—189, die die zahlreichen schwächen der *Karrerschen publication* nachdrücklich hervorhebt.

## 1. Jundt 11 (s. 265—268)

Die echtheit dieses mit demselben einleitungsvers wie Pf. 24 beginnenden stückes hat Karrer in seiner übersetzung der Rschr. E.s<sup>1</sup> durch heranziehung von satz 6 des ersten bzw. satz 3 des zweiten teiles der Rschr. erweisen können. leider hat er mit den herausgebern des lateinischen textes der Rschr., Daniels und Théry, übersehen, dass sich auch satz 14c des ersten teiles und satz 2 des zweiten teiles in der predigt identificieren lassen, wie die gegenüberstellung der texte zeigt<sup>2</sup>.

## Jundt.

267, 4. Glich, das ist boesz und trugenliche ... 267, 10—13: Waer ich ain, so waer ich nit geleich: glichait, das<sup>3</sup> enist nit froemdes inne der ainichait<sup>4</sup>; es geit mir ain sin in<sup>5</sup> der ewichait, nit gleich sin.

267, 22. der himlisch vater der gebirt in mir sin gleich, und von der gleichait so chumet vs ain mynne, das ist der hailig gaist.

268, 5—11. Ain chraft ist in der sele, von der ich och me gesprochen han, und were die sele also, so waer si ungeschaffen und unschoepflich. Nuo enist des nit; an dem andern taile so hat si ain zuosehen<sup>7</sup> und<sup>7</sup> ein zuo hangen zuo der zeit und da ruret si geschaffenhait, und ist geschaffen vernünftichait. Diser chraft enist nit ferre noch usser; das<sup>8</sup> enunt (?) des meres ist<sup>8</sup> uber tausent meil, das ist ir als aigenlich<sup>9</sup> kunt<sup>9</sup> und<sup>9</sup> gegenwertig also<sup>9</sup> dise stat da ich inne stan<sup>10</sup>.

## Rechtfertigungsschrift (Théry).

I 14c. Simile est malum et deceptorium. Si ego essem unum, tunc non essem similis. Nichil est extraneum in unitate. Unitas dat nisi<sup>6</sup> unum esse, non similem esse.

II 2. Celestis pater generat in me suam similitudinem, et ab illa similitudine venit nobis amor unum vel caritas. Hic est spiritus sanctus.

I 6. Una virtus est in anima, si anima esset talis, ipsa esset increata et increabilis<sup>11</sup>, sed modo non est sic. Nam in alia parte habet ipsa dependenciam ad tempus, ibi attingit ipsa creationem et est creata. Sed isti virtuti, scilicet intellectui, est ita presens illud quod est ultra mare, sicut iste locus, in quo ego sto.

Diese predigt findet sich noch, wie schon gesagt, in der Berliner hs. germ. 4<sup>0</sup> 1261 fol. 297<sup>v</sup>—299<sup>v</sup>, jedoch ohne den schluss-

<sup>1</sup> Erfurt 1927 [bd 1 der sammlung Arthur Hoffmanns Deutscher Geist] s. 149. <sup>2</sup> Nach abschluss dieser niederschrift seh ich, dass schon Phil. Strauch in seiner — mir liebenswürdig übersandten — besprechung Karrers Zs. f. d. ph. 52 (1927) 401—405 auf die identität von II 2 mit Jundt 11 (267, 22f) hingewiesen hatte. für den satz II 1: Homo non debet esse similis deo sed unum cum deo, der sich nach der angabe der Rschr. in dieser predigt finden müste, lässt sich keine entsprechung nachweisen, weder in der Straßburger hs. 2795 (662) fol. 141—144<sup>v</sup>, auf der Jundt fusst, noch in der Berliner hs. germ. 4<sup>0</sup> 1261 fol. 297<sup>v</sup>—299<sup>v</sup> = B 9, von der weiter unten die varianten mitgeteilt werden.

<sup>3</sup> darin B 9 <sup>4</sup> gelicheit B 9 <sup>5</sup> om. B 9 <sup>6</sup> michi Daniels 34, 8 <sup>7</sup> om. B 9 <sup>8</sup> eir dat vp deme merre is off B 9 <sup>9</sup> om. B 9 <sup>10</sup> als ich heir stayn B 9 <sup>11</sup> bis dahin auch II 3, dessen zweite hülft aber so lautet: si anima esset tota talis, tum esset increata.

<sup>12</sup> der katalog führt nur an: 'Betrachtung anknüpfend an Apocal. 14, 1'.

satz: Das uns das widerfahr etc.<sup>1</sup>. die abweichenden lesarten sind gegenüber dem Jundtschen text folgende:

265, 29: mein herre] om 30 voran an] vor seines vater  
namen und seinen namen] synen namen inde syns vaders namen  
31 vier und viertzig hundert tausend] IV doessent veir inde  
systzich dossent Er] Inde hey sprichet] sprach 32 es waren  
alles] dat dit alet gair weren wunderlich] nuwen 33 si] de  
reyne jonffrauwen war] so wair

266, 1: meister] beste myster also geordnet hat] geoident  
hait also. ie] de 2 und das] sy sprechent dat regierent] roe-  
rent 3 wyse] desse maister] om gesprochen haint] haynt ge-  
sprochen 4 sprachen die andern] sprycht eyn ander sprachen]  
sait 5 ist die] dat is de lauter blofs] bloyssse gantze luter  
die — 6 und] de gehoeit is de en synket dat bussen is yec-  
lichen] eickeliche die andern] die andere und] om hat] de  
hat iren fuosz gesetzt] gesat eyren vois 7 die nidrosten] de  
nederste scheydele 8 creatur] creatoren de und] om 9 muos]  
is und] da choemen] komen sal 10 die schale] de schale  
de enzwain] intzwaye syn des guoten und des chernen] dat  
koichelgen 11 Es — wann] Eir itneme eyne waissen der  
engel]. Der Engel 12 enwais] enweis hey natur] bloisser na-  
toren 13 ain mugg] eyne vlege hat an got] om Uf — 15  
junckfrawen] super dat spricht also vyle as owem up deme  
berge Wey sal dyt gescheyn dat man zo desser luterheite  
kome sy gyngen ouen vp deme berge 17 war] na so war  
die] om 18 dem lamb nach] da dem lame gat] geit as it in  
lustich inde troistlichen is 19 wider] weder inde hetten gerne  
dat in dat lamp na geynge der sin] deir Eirste syn wan er  
sprichet] om 20 war] so wair dem lamb] inde verheischen  
deseme lame 21 allen creaturen entruwet] ind byst introuwet  
alen creatoren volgest] volge 22 war] so wair gat] geyt dat  
is deme broitgame so wair hey geyt deinen] om oder von dir  
selb] off van magen off van dir selwer off 23 chainer] eyne  
clynre zerstoeret] so gair zo stoirt inde zostrouwet Er sprichet]  
om 24 von — 25 ist] om 26 ungloebiger] heydensch Diweil  
— 27 ist] dat it vnmogelichen sy der mensch der by goede is  
dat hey de weylle lyde der mensche der gode gode getruwet  
is inde allen mynschen introuwet und] om 28 der] der mynsche  
ere] heyrtze 29 sprichet] mynt (an 2. stelle meynt) 30 nu-  
welichen] om dem] meir 31 und hast du die an dir, so muosz  
er in dir geboren werden] bys du also dat hey in dir mois ge-  
boren werden Ja wil ich] Ich wyl 33 die vassen] den sum offe  
de fese 35 Got 36 gerüret] do sprachen sy und tringet dich]  
deir here wyste wayle weir in roirte 37 sprichet] sprach das  
— 38 sein] om 39 dem lamb] eme in laide] in leyffe inde in  
leyde als in lieb] om.

<sup>1</sup> *sieh s. 98 anm. 2.*



267, 1: litten] litten ind 3 sprichet] sprycht altzo maile  
wir sullen] solen wir werden] syn 4 mich] om 5 und —  
menschen] om 6 ob er] om enist es ist] inis is neit inde  
droeget vyl dynges gelichet sich dem golde it luget inde is neit  
golt alsus alle dynck gelichet sich gode inde de leygent inde  
sy insynt is neyt — alle 7 Nuo sprichet ain haidenscher maister]  
Eyn heydens man sprach 8 dingen] synen gleich laiden] lyden  
a gelich wenig] om 9 nit] om got nit sey] neit got in sy  
an gat] aue in geyt es] inde ewichait] gotheit 11 das] darin  
ainichait] gelicheit 12 in] om 13 Er sprichet: Si] Inde ge-  
schriben — 14 stirnen] om 14] was ist unsers vaters name —  
15 sein geborn] om ist geborn] dat is geberen 16 us] eirst us  
sprach zuo dem garten] zuo mergarden<sup>1</sup> sprach 17 Philippus]  
sent Pauwels so] inde genueget uns] ons genouget; der here  
sprach: wer mich suit der suit den vater 18 ersten] eirsten  
malle sin] syn, zo dem anderen male dat wir solen genade  
syn 19 geboren] geberen sich — 22 gleichait] om 23 us ain  
mynne] eyn myne drus das ist — 24 naturlichen] also is it der  
hemelsche vater der gebeirt in mych syn geliche van der ge-  
licheit so kompt drus eyne mynne dat is der heylge geyst. Der  
vater is de geboirt natourliche mer do in is ey geyn vnder  
Der] der der — 25 vater] om Boecius] Boetzius der ain] om  
26 beweget] bewegende is Etwas — 27 lauffen] om 28 dat si  
— sind] dat it komet vp dat weder van deme it beweget is  
es] doch 29 und ie me denne] Eir yeclich] om 30 apgrund]  
gront sy] eir alle dynck und warheit] om 32 Nuo sprichet  
er] om chain] ey geyne 33 dieweil] om so] dat es] om  
und] om in ir muud nit funden] neit wonden in ereme monde  
35 lobt guote laeute] goede lude loft guoter — 36 ain] om  
37 aber] om mund] mont eyne boese mynsch dat is as eyn  
boesse bom der in mach geyne goede vroicht brengene 38 ains  
guoten menschen zaichen] eyn tziehen eynes goiden mynschen  
want mit wa] want war myt

268, 1: Die — 3 predigen] om mensch] mensche syn gern]  
om 5 och] om und] om 6 alle] om 7 zuosechen — ain] om  
8 und da] da 9 das ennuet des meres] eir dat vp deme merre  
11 als aigenlich kunt und] om dise stat da ich inne stan] ich  
heir stayn 12 war] so wair chraft] om nust] nymet blosz  
zema] zomayle blois 13 ain] om ainichait, nit] ainichait nit  
Das — 14 Amen] om.

## 2. 'Stand up Jherusalem'.

*Diese mit demselben einleitungsvers wie Pf. 105 einsetzende predigt schließt sich in der Berliner hs. germ. 4<sup>o</sup> 1261 fol. 299<sup>v</sup> bis 302 unmittelbar an die vorhin genannte predigt an, die, wie gesagt,*

<sup>1</sup> = sant margareten? vgl. Pahncke *Kl. beiträge* s. 21 f und oben *Jundt* 266, 30.

ohne schlusssatz steht, jedoch mit freiem raum für den ersten buch-  
staben des einleitungsverses: der prophete spricht: ...<sup>1</sup> wie bei der  
vorhergehenden predigt. ihre echtheit wird wider durch das vorkommen  
zweier verurteilten sätze und zwar des 33. und 34. aus dem zweiten  
teil der Rschr. erwiesen. dem 34. entspricht der 2. satz des ersten  
teiles der Rschr. (und der 21. der verurteilungsbulle):

Hs. Berlin germ. 4<sup>o</sup> 1261 fol. 301v:

Davit sprach hoede hayn ich  
dich geboren, wat is hoede? ewi-  
cheit. ich hayn mych dich inde  
dich mych eweclichen geboren  
nochtant in genoet dem edelen  
oitmoedegen Menschen da myt  
neit, dat hey der eynege geboren  
sun is, den der vader ewenlichen  
geboren hait, hey in wylt och va-  
der syn inde treden in de selue  
gelicheit der eweger vaderschafft  
inde geberen den van dem ich  
ewenlichen geboren bin.

Rechtfertigungsschrift:

II 33. David dicit ego hodie  
genui te. Quid est hodie? Eter-  
nitas. Ego genui me te et te me  
aeternaliter.

II 34. Nobilis<sup>2</sup> homo non est  
contentus<sup>3</sup> quod ipse est ille uni-  
genitus filius, quem pater aeter-  
naliter generat<sup>4</sup>, quin<sup>5</sup> ipse<sup>5</sup> velit  
esse pater et<sup>6</sup> secundum simili-  
tudinem eterne paternitatis gene-  
rare illum, a quo sum eternaliter  
genitus.

Théry<sup>7</sup> vermutete entlehnung aus der bei Pfeiffer 13. abge-  
druckten predigt: In hoc apparuit caritas dei. scheinbar glauben  
manche, dass die vom zweiten censor mit dem incipit angeführte  
predigt alle bis zur nächsten anführung eines incipit folgenden sätze  
umfasse, hier also von satz 24 ab bis 34. das ist aber nicht der  
fall, wie sich hier und anderwärts zeigt.

Interessant ist an der predigt, dass sie fol. 301 einen aus-  
gesprochenen hinweis auf Palnckes Homo nobilis-predigt<sup>8</sup> bringt  
und die aus ihr herausgezogenen sätze II 14, I 4 der Rschr. re-  
capituliert: Ich sprach zo paris in der schoelen dat alle dynck  
sollen volbracht werden an deme rechten oitmoedegen mynschene  
... Der geware oitmodege mynsche der indarff got neit byden.  
hey mach gode gebeden, want de hoe der gotheit in suit neyt  
anders an den de doifde der oitmoedicheit, also as ich sprach  
zo sent merueren: der oitmodege mynsche inde got dat is eyn.  
der oitmoedege mynsche der is godes also geweldich as hey syns  
selues is Inde allet, dat in allen engelen is, dat is deis oit-  
moedegen mynschen eygen. wat got wirket, dat wirket der  
oitmoedige mynsche inde dat got is, dat is hey, eyn leuen inde  
eyn wessen ... die predigt folgt hier im wortlaut<sup>9</sup>:

<sup>1</sup> der Berliner katalog übersieht das und sagt nichts dazu.

<sup>2</sup> generosus I 2    <sup>3</sup> contentus in hoc I 2    <sup>4</sup> genui I 2    <sup>5</sup> nisi  
ipse etiam I 2    <sup>6</sup> von hier ab lautet I 2: et nisi intret in eandem simi-  
litudinem eterne paternitatis, et generet illum, a quo ego eternaliter  
genitus sum    <sup>7</sup> 178. 238    <sup>8</sup> Zs. 65 (1929), 147; 49 (1908), 400—404

<sup>9</sup> die widergabe schließt sich bis auf die interpunction streng an den  
charakter der hs. an. die vom schreiber auspunctierten stellen geb ich  
unter dem text an, mutmaßliche verschreibungen, z.b. doppelungen, hab  
ich im text in klammern gesetzt. die in der Rschr. stehenden sätze heb  
ich hervor. freundliche hinweise verdank ich herrn prof. Strauch.

299<sup>v</sup> Der propphete ysaias sprycht: stant up Jherosalem inde erheyff dich inde wirt erluchtet. Dyt synt dry syne zo werstain. De myster inde de heylgen sprechent gemeynlichen dat de sele haue dri creften, dar an sy gelich sy der dry-  
 5 neildicheit. De eirsten craft is gelychnysse; de ment eyne heymeliche verborgen konst, de mynnet den vader. De ander craft heyscht inteligenciea, ment gegewerdicheit bekennen eyne wysheit. Dey dirde craft de heysset wylle, eyn bloit des heylgen geistes. hey by in wylen wir neit bleuen want it  
 10 in is neyt nuwe materie. Stant up Jherosalem inde wirt erluchtet. it sprechent de ander myster, de och de sele an dry deylent. Sy nennent de ouerste craft eyn tzornege craft; de gelichent sy deme vader. 300 Der hait alwege synen kreich inde eyne[n] tzornicheit weder dat boesse. der tzorn blendet  
 15 dye sele inde mynne verwint de syne. De eirste kraft an gyt sych in der leueren. De ander an deme hertzen. De dirde in den heirnen. Got der hait eynen [ge]gegen natoirlichen kreich, dat de eirste de in geruwet numer meir mey, sy en koeme in dat hoegeste were eit hoeger dan got sy in  
 20 woude gotze neit. Der ander in genoeghet neit dan an deme alre besten were eit besser dan got sy in wolde godes neit. Der dirder ingenoeget neyt dan an eynem goiden were eit-  
 25 goiders dan got sy in wolde godes neyt sy in rastet neit dan an eynem steden goide, in deme alle goit besloissen is dat sy an in einne wesen. Got seluer in rastet dair neyt dar hey is eyne begyn alles wesses. hey rastet dair dar hey is eyn ende inde eyn begyn alles wessens. Jherosalem spricht also vyl as eyne hoe as ich sprach zo mergarden. dat hoege is zo deme spricht mau koyme heir neder. dat neder is zo  
 30 deme spricht man koinne heire up. Bystu neder in were ich inbouen dir so moyste ich heir neder zo dir also deyt got so wane du dich oitmoedeges so kompt got van imbouen heir neder inde compt in dich. De erde is dat alre verste van den hemele inde hait sych gecrumpene in eynen wynkele  
 35 inde schaupt sych inde solde gerne deme schonen hemel intflyn van eynem wynkel zo deme anderen wat were dan ire inthalt. 300<sup>v</sup> bloet sy nederwert sy komet zo deme hemele vboet sy vpwarts sy in mach eme doch neyt intflyn hey Iaget sy in eynen wynkel inde drocket syne kraft in sy inde macht  
 40 sy vrochtber, waromb dat alre ouerste dat vloyst in dat nederste Eyn. Eyn sterne der is bouen den sonnen; dat is der ouerste sterne; der is edeler dan de sonne; der vloissest in de sonne inde verlochtet de sonne, inde alle den schyne, den de sonne hait, den hait sy van desseme sternen wat meynt

<sup>6</sup> [dan] den  
 [besseren] goiden  
 (doppehung?).

<sup>15</sup> [dat boesse] dye sele de [sele] syne  
<sup>28</sup> mergarden vgl. s. 100 *anm.* 1

<sup>22</sup> eynem  
<sup>41</sup> Eyn Eyn

dan dat de sonne neit in schynet also waile des nachtes as  
des dages dat meynt dat de sonne altzomalle alyne neit cref-  
tich in is van ir seluer dat etzwat gebrechtaftheit is in der  
sonnen dat seit ire wayl dat sy dunkel is an eyne ende inde  
5 des nachtes [nachtes] nemet ir der mant inde de sternen eren  
schyue inde de driuent sy anders wair dan schynet sy anders  
wair in eyn ander lant. Der sterne in vloyssset neit aleyne  
in de sonne, meir hey vlosset dorch de sonne inde dorch alle  
sternen inde vloisset in de erde inde macht sy vrochtber —  
10 also is it vmb den rechten oitmoedegen mynschen, der onder  
sych geworpen hait alle creatoren inde sych onder got drocket  
dat in leist got neyt dorch synne goitheit hey in gusset sych  
altzomale in den mynschen. hey wird getwongen dar zo, dat  
hey it van noit doyne mois. woltu nu hoege syn inde ver-  
15 hauen syn, so 301<sup>de</sup> mostu 1 neder syn van der vloit des  
blodes off des vlishes vant eyne voirtzele allen sunden inde  
aller vlecken dat is verborgen bedrogen houart Inde in is  
neit dan leit inde weye nauolgende. Also is de oitmodicheit  
eyne wortzele alles goiden inde dar navolgende is. Ich  
20 sprach zo paris in der schoelen, dat alle dynck  
sollen volbracht werden an deme rechten oit-  
moedegen mynschene. de sonne antwert gode dat alre  
hoegsten in syner grondeloesser gotheit, antwert dem alrer  
nedersten in der doifden der oitmoedicheit. Der geware  
25 oitmodege mynsche der indarff got neit byden,  
hey mach gode gebeden, want de hoe der gotheit  
in suit neyt anders an den de doifde der oit-  
moedicheit, also as ich sprach zo sent merueren:  
Der oitmodege mynsche inde got dat is eyn; der  
30 oitmoedege mynsche der is godes also gewel-  
dich as hey syns selues is, inde allet, dat in  
allen engelen is, dat is deis oitmoedegen myn-  
schen eygen; wat got wircket, dat wirket der oit-  
moedege mynsche inde dat got is, dat is hey: eyn  
35 leuen inde eyn wessen inde dar ombe sprach onsse leue  
here: leirt van myr, dat ich byn sanftmoedich inde van eynem  
oitmodegen herten. Der mynsche, der recht oitmodich were  
antwer got moiste alle syne gotheit verlesen inde moiste der  
altzo maile vsgayn off hey moiste sych vs geyssen inde moste  
40 altzo 301<sup>v</sup> Mayle in den mynschen vlissen. Ich dachte zu  
nachte godes hoicheit lege an myner nederheit dar ich mych  
nederde dair wirt got erhoeket. Jherosalem sal erluchtet  
werden, sprycht de schryft inde der proppehete. mer ich  
gedachte zo nachte, dat got inthoeget solde werden neit ey

15 1 (?)      28 hoe<sup>de</sup> (hoege?)      28 sent merueren *vgl. s. 100*  
*ann. 1*      33 [eig] eygen.



alle me ey in ind sprycht also vyle as inthoeget got dat myr  
 also wayle behagede dat ich it in myn boich schryff it sprycht  
 also ein inthoeget got neit ey ale meir ey in dat wir verhoeget  
 solden werdene dat ouen was dat wart in du salt geinneget  
 5 werden inde van dich seluer in dich seluer dat hey in dir sy  
 neit dat wir eitmene van deme dat bouen ons sy wir solent  
 in ons nemen inde solent neimen van ons in ons seluer. Sente  
 Johanes spricht de in intfingen den gaff hey gewalt godes  
 sune zo werden. dit is godes sun, dese in synt neyt van  
 10 vlish noch van blode, sy synt vs gode geborene neit ey mer  
 in onsse leue vrouwe sprach: wey mach dat syn, dat ich  
 godes moder werde, do sprach der engel: der heylge geist  
 sal van bouen in dich comen. Daut sprach: hoede hayn  
 ich dich geboren. wat is hoede? ewicheit; ich  
 15 hayn mych dich inde dich mych eweclichen ge-  
 boren nochtant in genoeghet den edelen oitmoe-  
 degen mynschen da myt neit dat hey der eynege  
 geboren sun is den der vader ewenclichen ge-  
 boren hait; hey in wylt och vader syn inde treden  
 20 in de selue gelicheit der eweger vaderschafft  
 inde geberen den, van dem ich [ewen] 302 Ewen-  
 clichen geboren byn also as ich sprach zo mergarden  
 dar kommet got in syne eygen. eygen dich gode, so is got  
 dyn eygen as hey syns selues eygen is dat myr ingeboren  
 25 wirt dat blyft got in schydet sych numer van dem mynschen  
 war sych der mynsche heyne keirt der mynsche mach sych  
 van gode keren we verne der mynsch van gode s geyt got  
 stytt inde wart synre inde vurgeit in ey hey it wis. woltu  
 dat got dyn eygen sy, so salstu syn eygen syne as myn tzone  
 30 off myne hant dat dat ich myt eme doyn mach wat ich wyle  
 as wenyeh as ich eitdon mach sunder in also wenyeh mach  
 hey eitgewirken bussen mych. woltu dan dat got dyn eygen  
 alsu sy, so mach dich eme eygene inde behalt in dinre my-  
 nungen neit dan in so is hey eyn begyne inde eyn ende ales  
 35 dynes werkens also as syne gotheit dan dai an lyget, dat hey  
 got is. Der mynsche, der alsus in alle synen werken neyt  
 in meynt noch in mynt dan got, dem geit got syne gotheit  
 allet dat der mynsche wirket want mynne oitmodicheit geit  
 gode in syne gotheit. dat licht luchtet in de dosternysse  
 40 inde dat licht dat inbegryff der dusternis neit dit meynt dat  
 got neyt aleyne eyn begynne in is alle onsser werken inde  
 onsses wesens, hey is och eyne enden inde eyn rouwe alen  
 wesses. Dat wir van Jhesus xps de letze der oitmodycheit  
 leren, des helpe vns alle sainen god vader son inde heylger  
 45 gyst Amen. deo gracias.

<sup>6</sup> [is] sy      <sup>15</sup> mych [dir g] dich      <sup>20</sup> eweger [w]      <sup>22</sup> mer-  
 gaden *vgl. s. 100 anm. 1*      <sup>27</sup> s (sy?)      <sup>35</sup> dai (dar?)      <sup>38</sup> mynne  
 [m]      <sup>43</sup> [xpp] xps.

## 3. Pfeiffer 25 (s. 97—99).

*Berlin germ. 4<sup>o</sup> 1486 fol. 94—95<sup>v</sup> bietet neben einzelnen anderen lesarten, so Pf. 98, 36 wesen] leben, vor allem von Pf. 99, 11 überswenket] ab ein ganz anderes, viel längeres endstück, das ich anderweitig nicht habe feststellen können:*

95, 11 pechent man in allermaist vnd aller lauterleichist. Darumb müz der mensch vnder die füzz getreten han alle dinch, di irdisch sind, vnd alles, das die verstantnüz pedenchen mag, das da nicht beleib dann allain das der verstantnüz gleich ist, wurchet si nach verstandnuzz, so ist es dem vngleich. Die sel, deu alsus alle ding vberchlimet hat, die erhebt der heilig gaist vnd vnderhebt sey mit dem grunt, da er aus geflossen ist. Er pringt sey in ir ewig pild da si auz geflozen ist in daz pild, da der vater allew dinch nach  
 10 gepildet hat. In das pild da allew ding allain sint in die weit, in die tief, da allew dinch wider in endent. Wer hie czu chumen wil, der muzz vnder die füzz getreten haben alles das, das dem ungleich ist vnd das wort horen wil und auch junger wesen wil des hailes. Nu merkchet. Sand paulus  
 15 der spricht als wir mit ainem enplosten antlüz an schawen den glanz vnd die chlarhait gotes, so werd wir wider pildet vnd in gepildet als sich die gothait gab in vnser vrawn vernunft als e mal, wann si plos vnd lawter was vnd si got in sich nicht enhabt von der vber fluenden chraft der gothait so  
 20 prach es aus vnd flözz vber in den leib vnser vrawn. von dem heiligen gaist ward gepildet ain leichnam in vnser vrawn leib vnd hit si got nicht getragen in der vernunft, si en het in nie getragen leipleich. Ein maister spricht: das ist ein grozz sunder gab, das man mit den vedern der verstantnüz  
 25 auf gefliegen vnd er hebt mag werden in die vernunft vnd in die vernuftigen augen der ewichait und wirt vber gefürt von chlarhait in chlarhait mit chlarhait. Als die gaistichait ist in got, so wirt si gefürt von dem heiligen gaist in das pild vnd dar in gainet vnd mit dem pild vnd mit dem heiligen gaist wirt durich fürt vnd in gefürt in den grunt, do  
 30 der sun in gepildet ist. Da sol die sel in gepildet werden da si also in gefürt ist vnd vnderslozen vnd ingeslozzent in got, der sint all 95<sup>v</sup> creatur vndertanig als sand peter die weil sein gedanck ainuoltichleichen vnderslozen vnd ingeslozen in got was, da sloz sich das mer czesam vnder seinen  
 35 fuzzen, da er auf dem wazzer gieng czehant, da er den gedanck her ab chert, do sanch er. Ez ist wol ein grozz gab das dise sel also ingefürt wirt von dem heiligen gaist, wann als der sun gehaissen ist ein wort, also ist der heilig gaist  
 40 gehaissen ain gab, also haisset in die heilig schrift. Ich hab es auch mer gesprochen. Dinn got als er güt ist vnd war er nicht gut, so enmint man sein nicht. Vernunft der sel

- nimbt got als er ist ein lawter wesen. Ein vber wesendes wesen vnd güt und warhait vnd weishait sind gleich Prait, wann als verr wesen ist, als verr ist es güt vnd war. Nu nemen sie güt vnd legent auf wesen. Das pedekt wesen vnd
- 5 mach im ain hüt. Dann es czw geleit ist, so nimpt si in als er warhait ist. Ist wesen warhait? Ja, wann warhait pestet an wesen wann er sprach czw Moyes: der da ist, der hat dich gesant. Sand Augustinus spricht: die warhait ist der sun in dem vater. Wann warhait pestet an wesen. Ist wesen war-
- 10 hait? der des manigen Maister vraget, er sprach: Ja. der mich selb gefragt het, ich het ia gesprochen. aber nu sprich ich nain. wann warhait ist auch czw geleit. Nw minnent si in als er ain ist vnd er enist noch gut noch wesen noch warhait noch ain. waz ist er dann? Er enist nichez nicht.
- 15 Er enist noch diez noch das. Gedenkchestu icht vollkomenleich, das enist er nicht. Wa sol dan die sel warhait nennen? Weuindet si da nicht warhait, da si ingepildet wirt in ain ainigew ainichait inder in die ersten lawterchait vnd in dew in duricherlauterchent salichait weuindet si da nicht warhait?
- 20 Nain, si weuindet chainen grif der warhait. Mer da kumbt warhait ab. Des nembt ain gleichnüss: als ich das offenbar Recht als ichs in meinu herzen han, das ist warhait. sol ich ain dinch erchennen an der sel, so muz ich mich werffen in die chraft der sel. sol ich einen engel erchennen, so muz
- 25 ich mich werffen in die chraft, die einem engel gleich ist. Aber sol ich got erchennen, so sol ich treten in die chraft, die got ist. Allweis muz das sein. Es mag von not nit minner gesein. In disem liecht vnd mit dem liecht, das got ist, muz got wechant werden vnd er selber in im selber wirt
- 30 wechant vnd nicht anders vnd auch also geminnet. Der sun sprach: ez ist mir verpoten, das ich nindert chomen sol den in Jacob. Der vater sprach: truez das du indert anders wanest denn in Jacob. Das spricht also das der mensch der vber bunden hat all sein not vnd vnder die füzz getreten
- 35 hat alle ding vnd der mensch der aller nidrist ist an demüthichait, der ist aller hochst an wirdichait vnd ist ob allen dingen vnd ist Erib. In Israhel das ist mir an geparn vnd in geparn vnd mit geplanczet vnd also pin ich behaftet cze syon.

#### 4. Handschriftenergänzung.

*Berlin germ. 4<sup>o</sup> 1132 fol. 2 bietet den abgerissenen schluss einer predigt. er mutet an wie der fehlende schluss von Pf. 25 in der oben gegebenen fassung der Berliner hs. germ. 4<sup>o</sup> 1486. doch*

<sup>2</sup> gleich [...] Prait (?) <sup>11</sup> het (am rande) <sup>15</sup> vgl. Pf. 505, 21 ff  
<sup>19</sup> duricherlauterchent (? schwer lesbar) <sup>30</sup> Pf. 282, 28, *Strauch*  
*Paradisus* 74, 12 (Pf. 268, 33) <sup>33</sup> vgl. auch Pf. 151, 10: Jacob  
spricht also vil also ein verworfenheit aller dinge.

da auf eine eben erfolgte behandlung der geburt Gottes in der seele bezug genommen wird, ist die zugehörigkeit zweifelhaft.

denne jn jacob all ze mal sol ich wonen. jn jacob spricht als vil als ainer der allu ding vnder die füsse hat getreten. Der mensche, jn dem dise geburt ainst geschehen sol, der mus gelich sin jacob. Die ewig wishait spricht min gewalt, der sol sin jn jherusalem vnd min erbe, der sol sin oder vallen jn jsrahel. Jsrahel betutet als vil als ain statt des frydes der mensche aller dinge in ruwe vnd in fride gesetzet ist, der ist glich ierusalem. Jn jerusalem lage ain berg, der hiefs syon; vff dem stund das tempel gottes. Die sele die gelich ich got syon die sol vber sich selber erhaben sin vnd sol sin ain wonunge gottes jn iren aller höchsten. daz wir darzu kumint, das helf vns got Amen.

Dieselbe handschrift Berlin germ. 4<sup>o</sup> 1132 enthält fol. 1—1<sup>v</sup> = Jostes 62<sup>1</sup>; 2<sup>v</sup>—6<sup>v</sup> = Pf. 71,1 + 71,2 + 46 (z.b. 3<sup>v</sup>—4<sup>v</sup> = Pf. 225, 7, 225, 31—226, 13 aber in breiterer ausführung), 18<sup>v</sup>—21<sup>v</sup> = Jostes 69<sup>2</sup> (s. 69)<sup>2</sup>; fol. 26—26<sup>v</sup> = Jostes 65 (s. 63); fol. 30<sup>v</sup>—32<sup>v</sup> = Pf. 33<sup>3</sup> mit abweichendem schluss und angabe fol. 32<sup>v</sup>: Sermo de resurreccione xpi finitur; 59<sup>v</sup>—62<sup>v</sup> = Pf. 685—686 (der letzte abschnitt fehlt, dafür ein anderer text); fol. 62<sup>v</sup> = Pf. spruch 69; fol. 87, 12—87<sup>v</sup>, 12 = Pf. 537, 29 bis 538, 4; fol. 98<sup>v</sup>—100 = Pf. tractat VI (462, 19—463, 11); fol. 100—104 = Pf. 57; fol. 142<sup>v</sup>—143<sup>v</sup> = Pf. 462, 19 ff (etwas abweichend); fol. 184—189 = Pf. 15; fol. 190<sup>v</sup> = Pf. spruch 1.

Berlin germ. 4<sup>o</sup> 1131 fol. 59—62 = Pf. 40; fol. 9—10 = Berlin 4<sup>o</sup> 1486 fol. 106<sup>v</sup>—107<sup>v</sup> = Strauch Parad. 61 (s. 128 bis 131).

Berlin germ. 4<sup>o</sup> 165 fol. 143—148 = Pf. 6.

Berlin germ. 8<sup>o</sup> 329 fol. 192 = Pf. spruch 17; fol. 188 bis 192 = Berlin germ. 4<sup>o</sup> 1132 fol. 199<sup>v</sup>—203<sup>v</sup> = Fortis est ut mors dilectio<sup>4</sup>.

Stuttgart HBI Asc. 203 fol. 47—59<sup>v</sup> (39—51<sup>v</sup> neuer zählung) = Pf. tractat IX.

Berlin-Pankow.

P. F. Skutella.

<sup>1</sup> vgl. Berlin germ. 8<sup>o</sup> 4 fol. 189—190<sup>v</sup> (Strauch PBBeitr. 49, 362).

<sup>2</sup> vgl. Berlin germ. 8<sup>o</sup> 4 fol. 142—146<sup>v</sup> (Strauch PBBeitr. 49, 360).

<sup>3</sup> nicht 'spruch', wie der catalog angibt. <sup>4</sup> vgl. Spamer PBBeitr. 34, 348. so beginnt auch Berlin germ. 4<sup>o</sup> 1131 fol. 102—120<sup>v</sup> eine 'moralis expositio super Job'.



GRAF KONRAD VON KIRCHBERG, von dem uns die minnesängerhs. C (MSH. I 23—26) 22 strophen (6 lieder) überliefert, ist ein Oberschwabe, in dessen geschlecht der gleiche vorname mehrfach erscheint. vdHagen (MSH. IV 55 ff) und Chph. Fr. vStälin Württemberg. gesch. II 406 hielten den im j. 1255 zuerst auftretenden, nicht über 1270 bezeugten älteren Konrad für den dichter, Wilmanns ADB. XV 789 und (Bartsch-) Golther Liederdichter<sup>4</sup> s. LXXX sind dessen nicht ganz sicher, während sich Bartsch selbst in der ersten anlage der Liederdichter (was auch seine, übrigens von Golther beibehaltene, einordnung an so später stelle bestätigt) für den jüngern, seinen sohn, erklärt hatte für diesen, der urkundlich in den jahren 1286—1315 bezeugt ist, hat sich dann mit aller bestimmtheit FGrimme Geschichte der minnesinger I 209 ff, bes. 217 ff ausgesprochen, und dass er damit das richtige getroffen hat, kann ich durch zwei kleine beobachtungen bestätigen. zunächst begegnet in der 17 strophe (Hagen V 3) unter den epithetis der bauerndirnen neben *trüt*, *zart*, *guote* auch bereits das adj. *fin*, von dem Steinmeyer Zs. 34, 282 nachgewiesen hat, dass es in dieser verwendung von den Oberdeutschen Konrad von Würzburg als erster gebraucht hat. dann aber ist die schar der mehr als 50 mädchen, die in dieser neidhartischen tanzliste aufgezählt werden, bereits dermaßen mit fremdnamen durchsetzt, wie es vor dem letzten viertel des 13 jhs undenkbar ist. vor allem begegnen z. 6 *Klære* und z. 7 *Katerin*: jenes ist erst durch die franziscaner, dieses durch die dominicaner ein geläufiger taufname geworden, beide wird man vor dem jahre 1250 in Deutschland überhaupt kaum nachweisen können.

Freilich ist die ganze strophe weder gut überliefert noch durch vdHagen in ordnung gebracht: dieser hat das oben herausgehobene *fin* für einen frauennamen genommen und daher grofs geschrieben; er hat weiter die gewis unhaltbare reimüberlieferung *ête : ête* geändert in *Uote : Guote*, während zu schreiben war (*Gisel*) *guote : Uote* (denn der name *Guote* steht schon z. 2!). dann aber sind die zeilen mehrfach überladen: der schreiber (oder schon der vorschreiber) hat der verlockung nicht widerstehn können, den an sich schon reichlichen bestand der mädchennamen noch mehr aufzuschwellen, und zwar gleich von anfang an, wo in zeile 1 zu lesen ist *Wól uf Rôse*, [*Gepe*] *Hiltegart*! aber die beiden von mir als vorzugsweise bedeutungsvoll gewerteten neuen fremdnamen werden von einem solchen verdacht kaum betroffen: *Klære* steht an der spitze der zeile, *Katerin* wird durch den reim gestützt.

E. S.

## ZU WINSBEKE, WINSBEKIN UND WINSBEKENPARODIE.

Bei der correctur meines aufsatzes 'Zur überlieferung und kritik des Winsbeken' (Zs. 66, 149 ff) machte mich prof. WStammler darauf aufmerksam, dass er vor jahren ein fragment des Winsbeken unter dem titel 'Plattdesches gedicht' in der Kgl. bibliothek zu Kopenhagen gefunden habe. für diesen hinweis sag ich ihm auch hier herzlichen dank. da ihm die näheren angaben abhanden gekommen waren, und die hs. weder im gedruckten catalog stand noch seitens der bibliothek auf diese angabe hin zu identificieren war, hatte meine hörerin frl. E. Aagaard aus Hjallesø die freundlichkeit, den hsl. catalog der bibliothek daraufhin durchzusehen. unter den verwanten titeln liefs sich dann leicht das richtige herausfinden. es handelt sich um die hs. Ny kgl. S. 662 in 8<sup>o</sup> mit der bezeichnung 'Plattysk Læredigt om god Levemaade'.

Die hs., die mit einem modernen halbpergamenteinband (format 11,9 : 14,5 cm) versehen ist, besteht aus vier pergamentfragmenten, wovon zwei den oberen teil je eines doppelblattes, zwei in gleicher weise den unteren teil zweier doppelblätter darstellen. die oberen fragmente sind 4,5 bzw. 5 cm hoch (von letzterem ist das eine blatt am aufsenrande stark beschnitten, doch ohne textverlust), die unteren 7,9 bzw. 4,7 cm. sie sind durch falze jetzt fälschlich zu zwei aufeinander folgenden doppelblättern zusammengefasst. tatsächlich gehören nur zwei der fragmente, die im jetzigen zustand getrennt und in unrichtiger folge aufgeklebt sind, zusammen zu einem doppelblatt und erlauben schlüsse über die ursprüngliche gestalt der hs.: zwischen dem oberen und unteren teil des doppelblattes fehlt das mittelstück mit je 11—12 versen; es ist durch ausreißen oder eher wol scharfen knick im gebrauch der maculierten hs., jedenfalls nicht durch schnitt, abgetrennt. die hs. ist einspaltig geschrieben und enthielt ursprünglich 24 unlinierte zeilen auf jeder seite, wobei die rote überschrift der Winsbekin einfach mitzählte. das format der hs. war 10,2 : 14,5 cm, der schriftspiegel betrug 5,5—7 : 10,5 cm.

Die schrift ist eine zierliche gotische minuskel der 2. hälfte des 14 oder des beginnenden 15 jh.s. die strophen sind abwechselnd durch einfache blaue oder rote initialen gekennzeichnet, die verse sind abgesetzt und beginnen mit majuskeln, die vorgezogen und in der farbe der stropheninitialen gestrichelt sind. das pergament ist z.tl stark gebräunt und zeigt zahlreiche, meist

<sup>1</sup> ich bin ihr auch für weitere bemühungen zur feststellung der herkunft der hs. zu dank verpflichtet.

jedoch kleinere wurmlöcher, die keinen wesentlichen textverlust bewürken.

Am inneren vorderdeckel befindet sich ein exlibris<sup>1</sup> von 'Sigurd und Gudrun Wandel'. hr kunstmalers prof. S. Wandel, aus dessen besitz das fragment von der Kopenhagener bibliothek 1923 ersteigert wurde, war so liebenswürdig, mir über dessen herkunft auskunft zu geben, die leider über das schicksal der hs. nur wenig besagt: er erwarb es mit mehreren anderen vor 25 jahren von dem bibliothekar an der Kopenhagener universitätsbibliothek Weecke, unbestimmt und ungebunden<sup>2</sup>.

Der dialect der hs. ist bairisch, wie vor allem die widerholte schreibung *p* für *b* (z.b. Winsb. 41<sub>10</sub> *pillich*, Par. 14 *prist*, 404 *pecher*, Winsbn 29 *gepoten*), *ch* für *k* im anlaut und nach *n* (z.b. Par. 21, 41 u.ö. *chint*, 22 *chan*, 104 *trinch*), schärfung des *h* > *ch* (Par. 149 *fliechen*) und die diphthongierungserscheinungen zeigen. *i* ist überwiegend, doch ohne volle consequenz diphthongiert (vgl. z.b. Winsbn 11 *weiblich wip*, Winsb. 391 *sin* im reim zu *mein*, Par. 44 *git* und 46 *enzit* im reim zu 42 *leit*, 45 *meit*); *û* erscheint als *au* (Par. 15 *maule*, 44 *saure*), *ou* (Par. 16, 104 *ouf*) und *u* (Par. 124, 149 *leithus(e)*); *iu* bleibt undiphthongiert (z.b. Winsb. 418 *ziuhet*, 397 *vriunde*, 424 u.ö. *div*) außer in der adjectivendung *-iu* (Par. 97 *essellicher*, Winsbn. 31 *liber*). die vereinzelt *i* der nebensilben (z.b. Winsbn. 39 *libin*, Par. 192 *odir*) und *e* für *i* in *werst* = *wirst* Par. 47 und 164 weisen vielleicht auf Nordbairern in md. nachbarschaft. sonst sei aus dem lautstand nur noch erwähnt, dass *ie* und *uo* meist, aber nicht durchgängig diphthongisch, *æ* fast stets als *e*, *ei* als *ai* und *ei*, *p* der fremdwörter bisweilen als *b* (Winsbn. 58 *bin*, 62 *bris*), ausltd. *g* als *ch* (Winsbn. 12 *pflach*, 14 *tach*) geschrieben wird; *s* und *z* werden meist noch getrennt (aber Par. 151 *dez*, 385 *es*, Winsbn. 210 *dez*); ebenso ist bemerkenswert, dass für das verallgemeinernde relativ fast noch durchweg *swer* geschrieben ist.

Die hs. hat ihrem inhalt nach ein nicht unbeträchtliches interesse, weil sie keineswegs blofs den Winsbeken und die Winsbekin, sondern in engem zusammenhang damit auch die 'Parodie des Winsbeken' enthält, die bisher nur aus den von Seemüller, Zs. 55, 440 ff. herausgegebenen Persenbeuger bruchstücken bekannt ist. leider ist die hs. ja nur zu kleinen teilen erhalten, doch fügt es sich glücklich, dass von dem bewahrten der grössere teil auf die parodie entfällt und so unsere kenntnis von dieser dichtung bedeutend vermehrt wird. die auf uns gekommenen bruchstücke enthalten Winsbeke str. 39. 416–10. 42

<sup>1</sup> putte auf schildkröte reitend.

<sup>2</sup> nach angabe von prof. Wandel wurde es späterhin von dem bibliothekar Rich. Pauli seltsamerweise (falls dem besitzer nicht eine verwechselung untergelaufen ist) als 'Petrus Lombardus Glossa in Psalmos, plattysk Oversættelse' bestimmt; unter dieser angabe steht es im auctionscatalog.

und 45<sub>1-2</sub>, Winsbekin str. 1<sub>1-5</sub>. 27-10. 31-9. 56-10. 61-4 und teile von 16 strophen der Parodie, die sich nur zum kleineren teile mit den in Persenbeug erhaltenen decken. dazu kommt dass uns die anlage der hs. weitere schlüsse über die dichtung gestattet.

Bei der gleichmäßigen zeilenzahl auf jeder seite und der feststehenden verszahl der strophen lässt sich nämlich die ursprüngliche stellung der fragmente genau berechnen. das untere fragment<sup>1</sup> 2<sup>b</sup> bildet den beginn des erhaltenen, es umfasst r und v die oben angeführten strophen des Winsbeken; darauf folgten als innenblätter der lage drei doppelblätter (mit 288 versen), dann 2<sup>a</sup>, das bereits mitten in die parodie hinein- führt. vor dem nächsten doppelblatt, das mit 3<sup>a</sup> beginnt, stand wol ein blatt; es könnten allerdings auch sechs (mit 288 versen) gewesen sein, was aber aus inneren gründen kaum anzunehmen ist (die parodie müste sonst einen unwahrscheinlichen umfang gehabt haben). an 3<sup>a</sup> schloss sich unmittelbar 1<sup>a</sup>, dessen unterer teil 4<sup>a</sup> ist; es fehlen dann die beiden inneren doppelblätter der lage, auf die wider direct nacheinander folgten 1<sup>b</sup> mit dem unterteil 4<sup>b</sup> und 3<sup>b</sup>. nimmt man vor 3<sup>a</sup> das eine blatt als das gegebene an, so lässt sich für den umfang der lagen ersehen, dass es sich, wie so häufig, um quaternionen und quinternionen handelte. vermutlich gehörte das blatt vor 3<sup>a</sup> zur folgenden lage. denn da unsere hs. ihrem format und ihrer anlage nach gewis eine einzelhandschrift war und da vor den erhaltenen teilen des Winsbeken wol etwa 40 strophen vorausgiengen, so wird vor dem blatt 2<sup>b</sup> aller wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als ein quaternio gestanden haben. tatsächlich würden sich die darauf anzusetzenden 384 verse mit den auf 2<sup>b</sup> oben zu erwartenden versen 5—10 einer strophe genau zu 39 strophen zusammenschließen, wobei dann freilich, was jedoch ohne bedenken ist, die überschrift am beginn der hs. ausserhalb des normalen schriftspiegels hätte liegen müssen. eine sichere controlle dieser annahme ist leider darum nicht möglich, weil strophenfolge und strophenbestand auch für den Winsbeken nicht feststeht: auf str. 41 folgt in dem erhaltenen bruchstück str. 42, darauf nach einer nicht erhaltenen strophe die str. 39 und 45; vielleicht beruht diese unregelmäßigkeit aber nur auf vertauschung von str. 39 und 44 und dem verlust einer str. vor 41, dann wäre die oben angegebene zahl von 39 vorausgehenden strophen das angemessene.

Da hier eine nicht ganz zu behebende unsicherheit bleibt, ist es leider auch nicht möglich, volle gewisheit über die wichtigere frage des umfangs der parodie zu gewinnen. zwischen

<sup>1</sup> ich bezeichne die fragmente nach der jetzt in der hs. vorliegenden reihenfolge mit 1 (oberes fragment), 2 (unteres fragm.), 3 (oberes fragm.), 4 (unteres fragm.); a sind die vorderblätter, b die hinterblätter der gegenwärtigen (falschen) anordnung.



den ersterhaltenen teilen dieser dichtung und 2<sup>bv</sup> unten = Winsb. 45<sub>2</sub> standen genau 300 verse, aufer den zur complettierung der beiden angrenzenden strophenfragmente erforderlichen 10 versen also 29 strophen. wie verteilten sich diese auf Winsbeken und Parodie? dass gröfsere abweichungen vom echten strophenbestand des Winsbeken nicht anzunehmen sind, ist mir nach der erhaltenen probe wahrscheinlich. bei miteinrechnung der fortsetzung(en) wären jedoch allein noch 33 Winsbekestrophen (so in J und C, in B nur 22) zu erwarten. da aber nach der zeilenverteilung zu schliessen die Parodie ohne überschrift auf den Winsbeken folgte (in den partien des Winsbeken ebenso wie in denen der Parodie herrscht stets seitenschluss mit dem geraden vers in einem festen rhythmus bezüglich des strophenganzes, nach der überschrift der Winsbekin aber seitenschluss mit dem ungeraden vers und verändertem rhythmus), so will es mir wenig glaubhaft erscheinen, dass unsere hs. die unorganische fortsetzung überhaupt brachte, an die sich die parodie kaum anschliessen konnte. viel eher möchte ich annehmen, dass sie unmittelbar an str. 56 als eine art ergänzung von der negativen seite her angefügt wurde<sup>1</sup>, und wir dürften dann vielleicht bereits 18 strophen der Parodie für die lücke ansetzen. bleibt dies auch hypothese, so ist doch in jedem falle sicher, dass die Parodie einen nicht unbeträchtlichen umfang hatte: auch wenn man die ersterhaltene strophe als den anfang des ganzen ansieht, umfasste die Parodie 40 strophen<sup>2</sup>.

Ich wende mich im einzelnen nun zunächst zum Winsbeken. da das sigel *K* bereits vergeben ist, mag das fragment nach seinem früheren besitzer *W* heissen. leider bietet *W* für den Winsbeken ebenso wie für die Winsbekin nur so wenig material, dass eine völlig sichere eingliederung in das stemma nicht möglich ist. gerade die markanteste erscheinung, die umstellung der str. 39 an die stelle unmittelbar vor str. 45, findet sich in keiner anderen hs. wider. immerhin sei darauf hingewiesen, dass in *l* str. 39 ebenso wie in *W* hinter str. 41 und 42 steht (in *l* gemeinsam mit der ihr folgenden str. 40); doch ist hier die strophenreihe 39—42 in der angegebenen folge hinter str. 53 versetzt. aber da schon in \**C* str. 44 nach vorn gerückt war hinter str. 25, wäre es gut möglich, dass in der vorlage von *l* wol die versetzung von str. 39 und 40, noch nicht aber die der ganzen reihe 39—42 vorgenommen war und dass somit in einer *l* und *W* gemeinsamen vorstufe die strophenfolge war: 38. 41. 42. 39. 40. 45; da man dann aber für *W* noch einmal vertauschung von str. 39 und 40 annehmen müsste (die zwischen 42 und 39 nicht erhaltene str. wäre dann also 40), so wird

<sup>1</sup> durch die umkehrung auch der nachsätze bleibt ja die absicht des originals (wenn auch stark vergrößert) gewahrt. <sup>2</sup> wären vor 3<sup>a</sup> statt des einen blattes 6 anzusetzen, so erhöhte sich die zahl auf 64 strophen.

man gut tun, hiermit nicht zu operieren. nur ist das sicher, dass *W* tatsächlich in die nähe von *l* gehört. denn dafür sprechen einige markante varianten, die *W* im grofsen seine stellung im stemma ziemlich eindeutig zuweisen. dass *W* der gruppe *EgMCl*<sup>1</sup> zuzurechnen ist, zeigen vor allem folgende lesarten: 42<sub>4</sub> in (mit *E*) *gleicher WgMCl* statt *gelicher JBk*; 42<sub>5</sub> *sol WEgClk* (*l* unsicher, *M* nicht erhalten) st. *touc JB*; ähnlich in der von *E* und *M* nicht überlieferten str. 39: 5 *noch* (> *na l*) *WgClk* st. *und J* (*B* hat geändert), 9 *do* (*da*) *WgCl* st. *den JBk*. als vorlage für *l* oder eine andere hs. der gruppe kommt *W* schon deshalb nicht in frage, weil es 42<sub>4</sub> gegen alle hss. hat (*in gleicher*) *volge* st. *wâge*. anderseits kann auch keine der erhaltenen hss. seine directe vorlage gewesen sein, weil es mehrmals fehler der einzelnen hss. nicht teilt, so etwa die umstellung von 41<sub>7</sub> und 8 in *l*, die wiederaufnahme des verbs *bis* 39<sub>7</sub> in *C*, den ersatz von *in* durch *an* 39<sub>4</sub> und *sint* durch *ist* 45<sub>2</sub> durch *g*, während *M* und *E* (ebenso wie *g*) schon durch ihre dem original viel ferner stehnde strophenanordnung nicht in frage kommen. betont sei noch, dass *W* nirgends mit einer hs. fehler gegen die gruppe *EgMCl* gemein hat.

Für das weitere begnüg ich mich mit einer collation; ich lege ihr die neue auflage der Leitzmannschen ausgabe zugrunde, da sie jetzt bei weitem den besten text hat, obwol sie im gegensatz zur Hauptschen ja leider auf varianten verzichtet. wo worte unlesbar geworden sind, erwähn ich dies ausdrücklich: 39<sub>1</sub> *solt* fehlt; *kusche* ..... *e* (dazwischen ausgerissen). 2 von *tuostû* nur das *u* erhalten. 3 *hab ez*. 4 *dester*. 5 *trage niemâ*; *und*] *noh*. 6 *gen den*. 7 *den rriunde*. 8 *da bey wis vro vñ wol gezogen*. 9 *den*] *do*. 41<sub>6</sub> *rechte* ..... *er* (dazwischen ausgerissen). 8 *suer*] *der*. *vnde zoch*. 10 *an*] *in*. 42<sub>2</sub> *müst du*. 2 *iungen* (so hatte offenbar bereits der archetypus, da alle hss. mehr oder weniger reflexe dieser la. zeigen). 4 *in gleicher*. *wâge*] *volge*. 5 *touc*] *sol*. 45<sub>1</sub> *beidiu*. *vnd*. 2 *selen*. *val*] *tot*.

Für die Winsbekin ist es bemerkenswert, dass *W* die schon von Haupt für unecht erklärten, völlig aus dem rahmen des ganzen fallenden beiden eingangsstrophen von *J* so wenig aufweist wie die anderen hss. (*BC'gk*), dass *W* aber die von H. und L. in den text aufgenommenen, ebenfalls allein von *J* gebotene str. 3 (= *J* 5) nunmehr bestätigt. auch für str. 6 ist das zeugnis von *W* nicht unwichtig, da sie in *B* fehlt.

Während *C* und *g*, die einzigen der oben erwähnten gruppe *EgMCl*, die die Winsbekin überliefern, auch hier zusammengehen (etwas enger als im Winsbeken, doch empfiehlt es sich nicht, hier eine abweichung im handschriftenverhältnis so stark zu betonen, wie dies bei Leitzmann Einleitung s. XIX geschieht), ent-

<sup>1</sup> vgl. vf. Zs. 66, 166.

stammt der text der Winsbekin in *W* offenbar einer andern vorlage. dagegen tritt hier zu *C* und *g* recht häufig auch *k*, das sich meist eng an *g* anschließt, freilich wiederholt selbständig ändert. *W* geht in der regel mit *J* zusammen, das wie im Winsbeken durchaus den vorzug verdient, so dass eine nähere verwantschaft daraus nicht abzuleiten ist. um so mehr gewicht gewinnt *W* für die textherstellung.

Die loslösung aus der gruppe *Cg* + *k* ist besonders deutlich 29 f, wo *JBW* haben (*vater und muoter suln diu kint*) *wol éren*, *daz hât er geboten: wol in die (div B) des gehôrsam sint*, dagegen *Cgk éren und iemer (iemer fehlt g, sie sie k) lèren wol (wol fehlt k), die (dû C) in des vil (des g, fehlt k) gehôrsam sint*; ähnlich 56, wo *JBW* haben *ze rehte*, *Cgk* mit *zûhten* (*k* hat den übrigen wortlaut von 5–8 stark geändert, die wendung steht daher in 5) und schliesslich 63, wo zwar die strophe in *B* nicht überliefert ist, einander aber gegenüberstehn die la. von *JW* *wil sie (sich W) got lieben mîner jugent* und von *Cgk* *lât (let k) die (sû g) got leben in dinen jugent*.

Einen gemeinsamen fehler mit *J* weist *W* wol 33 auf, wo die umstellung *mich mîn triuwe* durch Haupt und Leitzmann gegen *min (mein W) triv (t'w W) mich JW* wol das richtige ist. aber gerade diese stelle beweist nichts für eine verwantschaft der hss., da die strophe nur in diesen beiden hss. erhalten ist. es kann (und wird) sich daher um einen fehler des archetypus handeln. dagegen ist 38 die conjectur Haupts, der Leitzmann folgt, *dâror* statt des von *J* und jetzt auch von *W* gebotenen *dâvon* unangebracht, dies ist vielmehr in den text zu setzen, zumal *bewarn vor* dem mhd. ganz geläufig ist.

Dass *B* ähnlich wie beim Winsbeken der gruppe *Cgk* näher steht als *J*, zeigt deutlich 27, wo *JW* *selber* (bzw. *selben W*) haben, *g selber der*, *Ck selb(e) der*, *B* (mit tilgung von *selber* aus metrischen gründen) *der*. dies gibt die gewähr, dass *WJ* gegen alle andern hss. im recht sein kann und in der regel auch sein wird. es findet somit nicht nur die schon von L. gegen H. aufgenommene lesung 11 *in zûhten JW* st. mit z. *BCKg* eine bestätigung<sup>1</sup>, sondern es ist auch 510 mit *JW* *dâ* st. *swa BC*, wo *gk* zu lesen. ein schon von H. und L. beseitigter fehler von *J* wird durch *W* corrigiert: 37 *wurde* st. *wurden J*. der hauptgewinn aber, den die textkritik aus *W* zieht, ist, dass es auch für die Winsbekin die vorzugsstellung von *J* garantiert. es ist daher auch in den von *W* nicht erhaltenen partien wol noch öfter, als dies Leitzmann schon tut, mit *J* gegen die andern hss. zu lesen. näher darauf einzugehn, verbietet mir hier leider der raum.

<sup>1</sup> auch die lesung 58 *ûf stæten pin JC* (*stete pin k*, bei sonst stark geändertem wortlaut) gegen *ûf rehten sin B* erhält jetzt eine neue stütze durch *W*.

Bei der wichtigkeit unseres fragmentes für den text der Winsbekin geb ich hiervon einen vollständigen abdruck:

frgm. 1 b<sup>v</sup> Ditz ist der muter ler<sup>1</sup>

str. 1 Ein weiplich wip in zuchten sprach  
Zu ir tochter, der si schone pflich:  
Wol mich, daz ich dich ie gesach!  
Gehohet sey der suzze tach,  
5 Da dein geburt von erst anl...

frgm. 4 b<sup>v</sup> str. 27 Ob ich mir selben eren gan.  
Vater vñ mûter sullē div kint  
Wol eren, daz hat er gepoten.  
Wol in, die dez gehorsam sint!  
str. 3 Uil libev tocht<sup>5</sup>, mir behagt  
frgm. 3 b<sup>r</sup> Dein rede vñ ouch dein antwort wol.  
Vf den mut mein t<sup>5</sup>w mich iagt,  
Daz ich dirs beste raten sol.  
5 Es wurde meines hertzen dol,  
Ob dein lop weiplich vñ gantz  
Von deinē schulden wurde hol.  
Da von bedē got vns bewar  
Vñ seiner libin mûter chraft  
10 ..... ewa (!) ..

frgm. 3 b<sup>v</sup> str. 56 Ze rechte deinen süzzē gruz  
Vnd la in deinē hertzen sweben  
Scham vnd mazze vf steten bin.  
Schinuz wilde blicke nicht ze vil,  
10 Da böse mercker bey dir sein.“  
str. 6 Scham vnd mazze sind zwo tugend,  
Die gebent vns vrowen hohen bris.  
Wil sich got liben mein<sup>5</sup> iugent,  
So grüne .....

Ich komme nunmehr zu der Parodie des Winsbeken. diesen titel, den Seemüller den von ihm herausgegebenen bruchstücken gab (Zs. 55, 440), behält die dichtung mit recht, wenn auch gerade unsere fragmente zeigen, dass er etwas zu eng ist. von Seemüllers 6 strophen der Persenbeuger hs. (*P*) finden sich in unserer hs. wider str. 1 (= 16)<sub>4-10</sub> (merkwürdigerweise ist auch in *W* diese str. erst von 4 an erhalten), 2 (= 17)<sub>1-6</sub>, 3 (= 18)<sub>8-10</sub> und 4 (= 19)<sub>1-2</sub>, also von 56 versen 18. ich gebe daher dem abdruck von *W* die varianten von *P* bei (natürlich nicht die orthographischer natur). *W* erweist sich dabei als beträchtlich besser als *P*. anlass eine verwantschaft der beiden hss. anzunehmen, bieten die correspondierenden verse

<sup>1</sup> die überschrift ist rot.



nicht. da die allein in *P* überlieferten teile vielfach der correctur bedürfen und es zudem wünschenswert ist, die reste der dichtung zusammen zu haben, füg ich die in *W* nicht erhaltenen 38 verse in bereinigtem abdruck bei (in [ ]; stärkere eingriffe cursiv). die strophen zähl ich, unter ansetzung der erstüberlieferten als nr 1 (s. darüber o. s. 112) nach den obigen darlegungen über die stellung der fragmente innerhalb der vollständigen hs. den parallelen aus dem Winsbeken geb ich für die in *P* erhaltenen teile den zusatz (*S*), wo sie bereits von Seemüller verzeichnet sind:

frgm. 2 a<sup>r</sup> 1<sub>3</sub> Ich mayn so du vō bette stast,

Prist vngesegent für div tür.

5 Daz maule spitz alsam ein stür

Oder zerr ez witen ouf,

Dar inne mit der zungen stür.

So sprichet aber dir vñ der:

Wir sullen treten ab dem pfat,

10 Dort get der narr der esel her.

2 Chint gaistlich leben ist mir vnkunt,

Da chan ich dir nicht von gesagen;

Ich ler dich luder vñ den slunt

Vnd vngeliche wurffel tragen

frgm. 2 a<sup>v</sup> 3<sub>7</sub> Nach (?) ainer puschen plæschen sen (?)

Vñ wizz für war, hastu den sit,

Daz du vil unrechten tot

10 Macht di<sup>n</sup>en oder lait da mit.

4 Chint, du macht noch nicht wizzē wol,

Wez trugheit an den weiben leit,

Di gantzer tugent sint so hol:

Ir süzze saurē angel git.

5 Da von die hochgelobten meit

Vnd vnder wint du ain<sup>s</sup> dich,

Von der ein esel du werst enzit,

1, 8 l. dirre. 2, 1 Winsb. 6, 1 Sun geistlich leben in èren habe; für 2, 2 waren vielleicht maßgebend die in der folgenden auf die pfaffen bezüglichen str. stehnden verse Winsb. 7<sub>4</sub> ... ich enkan niht wizzen umbe waz; ich wil dir räten verre baz. 2, 3 f vgl. Winsb. 45, 1 Sun, beidiu luoder unde spil sint lîbes und der sêle val. 3, 7 puschen ist gewis das sonst nur als st. m. belegte büsch 'schlag, knüttel' (vgl. auch Schmeller-Fr. I 298), hier als sw. f. gebraucht; plæsche s. Lexer III 387 f = vlasche 'schlag', vgl. blesche Schmeller I 331; doch kommen entsprechende formen auch von vlatsche 'schwert' (Lexer III 388, vgl. ASchultz Höf. leben <sup>2</sup> II 216) vor. sen ist nicht ganz sicher lesbar, inhaltlich ist 'verlangen' allenfalls denkbar. 4, 1 f Winsb. 13, 1 Sun, du maht noch niht wizzen wol, waz èren an den wiben lit: zit. 4, 2 l. waz. 4, 4 vgl. Winsb. 13, 5 daz dir ir güete vreude git. 4, 5 f vgl. Winsb. 11, 3 sô minne und ère guotiu wip und 14, 6 lege in din herze ein reinez wip. 4, 7 l. wirst.

Vnd nim dich loter fûren an

- frgm. 3 a 9<sup>7</sup> Sich, daz ist ouch essellichev tat,  
 Vñ machstu horweg (!) ir gewant,  
 Swa si dich danne furbaz sehent,  
 Ainen andern weg si von dir gant.  
 10 Chint, swer dir biet den becher sein,  
 Den hab vil lang an diner hant  
 Vñ spreng vō mund di spæne drin.  
 Da nach so trinch in (?) ouf daz bant,  
 5 Da sich .....

- frgm. 3 a<sup>r</sup> 12 Chint, gewinstu imm<sup>s</sup> ritters namē,  
 So daz der schilt sull sein dein dach,  
 So solt du dich nimm<sup>s</sup> geschamē  
 Vnd volge dem leithuse nach.  
 5 Ze veld la dir nicht wesen gach  
 Für daz fareis: ich han gesehen  
 Waz einem ritter da geschach,  
 Ein tyost im seinē schilt entrant.  
 Da ..... kint

- frgm. 1 a<sup>r</sup> 14<sup>5</sup> Von veld la dir gach wesen dan  
 Ze dem wein vñ ze dem met;  
 Sich, daz ist ritterlich getan.  
 Enruch wie dein gesellen varen.  
 In daz leithus solt du fliechen  
 10 Vnd solt da frumen dienst sparn.  
 15 Chint nim dez gen dir komendē war,  
 Ob er sich halte schon vñ eben

- frgm. 4 a<sup>r</sup> 16<sup>1</sup> Ob du sein immer werst ermant.  
 5 Sich, da von wirst ouch du geschant  
 Vñ baidē frawen vñ man  
 Für einē lugener bechant.  
 Da von so la dhein<sup>e</sup> frist,

10, 3 spæne wol verschrieben für spæie = spie. 5 nach sich noch die oberen buchstabenteile der zeile, die jedoch nicht sicher deutbar sind. 12, 1 vgl. Winsb. g nach 19 Sun, ritter ist ein werder nam: scham. 1 f vgl. Winsb. 18, 1 f Sun, lât dich got geleben die zit, daz er (= der schilt) mit rehte wirt din dach. 12, 3 l. nimmer dich. 12, 4/7 Winsb. 18, 4 f wiltu im (= dem schilte) rehte volgen nâch. weistu, wie Gahmurete geschach, (der von des schiltes werdekeit der moerin in ir herze brach). 14, 9 zwischen Da und kint die oberen buchstabenteile erhalten, doch nicht deutbar. 15, 1 Winsb. 21, 1 Sun, nim des gegen dir komenden war ... als ob er ... 15, 2 die unterpunctierten buchstaben nicht ganz sicher zu ergänzen. 16, 5 wirstu auch P. 6 Baideu von frawn P. 7 lugnar wirstu enkant P. 8 laz du chaine P.

- frgm. 1a<sup>v</sup> So wirt dir dick gesprochen nach:  
 Wi gar ein hürren syn daz ist!
- 17 Chint, ob dein iugent wil claidē sich,  
 Daz si dem weisen missehage,  
 So sneid vnzucht vntugent an dich  
 Vnd fluch, wa man die warheit sag.
- 5 Lug vnde trug ze oren trage  
 Vñ ..... ai.. hin, daz ander her.  
 [Dem armen ab sîn habe nac,  
 Mîn kint, und einer dinge gewon:  
 Sô dû ein urlug hâst gepruoft,  
 Daz dû zehant dâ fliehest von.
- 18 Kint, ez ist ein der beste list,  
 Fliehen, des ie iht wart gedâht.  
 Kumst et dû hin, *sprich*, wie küen du bist,  
 Und liug vil fast von der manslaht,
- 5 Wie jener dô und diser faht.  
 Gich, dû habst vier ze tôde geslagen,  
 Dâmit dû *bræchest* in die *maht*.]
- frgm. 4 a<sup>v</sup> Mit disem lobe wirst du frvm  
 Vnd ist ouch verre weger dir
- 10 Denn in dem gebel ein sw<sup>s</sup>tes drum.
- 19 Chint, du solt niemant niht v<sup>s</sup>tragē,  
 Sw<sup>s</sup> dir biete werch odir wort.  
 [Dû wirst ouch dester schierer erslagen.  
 Der site han ich her wol bekort,  
 5 Ez ist aller affen ein hort.

9 dick] oft *P.* daz] der *P.* 17, 1f *Winsb.* 22, 1 Sun, wiltû kleiden dine jugent (*S.*), daz si ze hove in ̅ren gē.  
 1 Chint] Sun *P.* iungt *P.* den *P.* 2f *Winsb.* 25, 5 besnit si (wol ̅f den gewin), daz si den wisen wol behage, *vgl.* *Winsbekin* 44, 4 (: tragen). 2 den *P.* 3 *Winsb.* 22, 3 Snit an dich zuht und reine tugent (*S.*). vntugēt vnzucht *P.* 5 *Winsb.* 23, 6 die bæsiu mære dir zōren tragen (von in din stætez herze brich) (*S.*). vnd auch *P.* 6 Vnd wirr ains hin *P.* *vgl.* *Winsb.* 9, 8 die züngelære ..., die werre zwischen friunden tragen. 7 *Winsb.* 47, 5 dem armen gip, snit unde brich mit willen diner reinen habe (*S.*). 8 einer dinge *s. Reimm. vZw.* 150, 5. gewon vermehrt die wenigen belege des intr. gewonen (*Lexen* I 997), *vgl.* *Rud. vEms, Alexander* 1550 (*bei Junk nicht im register*). 18, 1 *Winsb.* 21, 10 (und ̅f der tjost) der beste list (*S.*). ein] einer *P.* 3 du ot *P.* sprich fehlt *P.* 5 do nach diser *P.* 7 pratest in die not *P* ergibt weder einen sinn, noch passt es in die strophe; doch bleibt auch die conjectur unsicher. 8 lob so *P.* wirstu *P.* 9 ist fehlt *P.* uil verr<sup>s</sup> wags *P.* 10 Den *P.* gebl<sup>e</sup> *P.* 19, 1 *vgl.* *Winsb.* 39, 5 trac nieman nit und langen haz (*S.*). keine initiale *P.* nichcz *P.* 2 Wer *P.* piet werich *P.* 3 schier *P.* 5 *vgl.* *Winsb.* 45, 7 (und hûset) in der (*C*) affen tal, (*S.*) + 22, 9 der ist ein sô genæmer hort. 6 ist ohne kennzeichen in *P* fortgefallen, dafür nach 10 ein ersatzvers, der zweifellos unecht ist: Das ist von gluke sicherlich; 6 hatte wol etwa den sinn: sieh meine eigenen wunden.

- Und wie mīn hūbe ist durchbort,  
 Darunder ich mich dicke wert,  
 Und muoz halt immer wundern mich,  
 10 Wie mich der tiuvel habe ernert.  
 20 Kint, swā die liute gesamen sich  
 Durch ir geschefte an einen rāt,  
 Dā solt dū ouch niht schamen dich,  
 Darzuo gē ungebeten drāt.  
 5 Enruoch, ob ez dir übel stāt,  
 Ez ist ouch manigem ê geschehen,  
 Der noch des schande und laster hāt.  
 Und bis ouch unverswigen gar,  
 Swaz man dir heimelīchen sage,  
 10 Daz soltū sagen offenbar.  
 21 Kint, ob vil lihte verdrīuzet dich  
 Mit êren lange hie ze leben,  
 Bī minen triuwen sô rāte ich,  
 Daz dir darzuo wol fūeget eben:  
 5 Du solt urloup der zungen geben  
 ze sprechen waz ir wille sī,  
 Dich welle sīn got danne überheben.  
 Wiltū in dīnen jungen tagen  
 Dich flīzen böeser worte vil]

- frgm. 1 b<sup>r</sup> 38<sup>5</sup> Nymm<sup>s</sup> mūz es dir gezemen,  
 Daz du mich an den vraūden wilt,  
 Die ich han her gehabt, lemen.  
 Daz muz ich also lazzen ligen.  
 Chumest aber du vz meiner pflege  
 10 Mein wurffel sint dir alle verzīgē.  
 39 Sū (?), ich rat dir nieman . . s (?)

- frgm. 4 b<sup>r</sup> 40<sup>4</sup> Da mā die pecher lern sol.  
 5 Da werd wir trūchen vñ uol

19, 7 hūbe] haubet *P*; zu hūbe vgl. *ASchultz Höf. leben* <sup>2</sup> II 56.

20 *Winsb.* 44 Sun, dū solt niht gē ungebeten an vriundes noch an vindes rāt (: stāt: ez mac den man in schaden weten . . . sun, dā solt dū niht dringen zuo . . . kumst aber dū dar von vriundes betē, sô sliuz die schame vür dīnen munt, daz sich diu zunge iht übertrete (*S*).

1 wo *P*. 3 Do *P*. nicht auch *P*. 6 manige *P*. 9 Was *P*. 12, 1—6 *Winsb.* 24 Sun, dū solt dīner zungen pflegen, daz si iht ūz dem angen var: si lāt dich anders under wegen der êren und der sinne bar . . . 25, 9 wiltū des rātes volgen niht, dū lebest an êren ungesund (*S*). 2 zwischen hie und ze stand vielleicht ein r *P* (*S*).

6 was *P*. 38, 8/10 vgl. *Winsb.* 33, 2/5 (daz dir ze swære si) lā ligen . . . dir ist der wīsen lop verzigen. 9 nach mei nicht ganz sicher lesbar. 39, 1 Sū ist fraglich, da z.tl zerstört; das wort liefse sich auch als Ett lesen, handelt es sich etwa um eine gegenrede des sohnes an den vater (ätte)?.



Vñ mag ouch vns ein fetzeprem  
 Da wider varen harte wol,  
 Dez wir gedencken imm<sup>s</sup> mütgē (l. megen),  
 frgm. 1 b<sup>v</sup> Die weil vñ dise welte stet,  
 10 Baide von stichen vñ von slegen.

40,6 fetzeprem *vermag ich nicht sicher zu deuten. hat fetze- hier bereits die allgemein verstärkende bedeutung, die es besonders im bairischen später gern hat (Schmeller-Fr. I 781) und ist prem = bremsen? oder ist prem = bräme (BMZ. I 232, 34 f, Diefenbach-Wülcker Hoch- u. niederdt. wb. sp. 286), fetzeprem 'der zerfetzende dornstrauch'? das wort ist jedenfalls übertragen gebraucht im sinne von schlägerei oder raufbold, denn 9 ist doch wol bewust komische hyperbel.*

Die heimat der dichtung lässt sich trotz des beschränkten reimmaterials wenigstens im grofsen mit einiger sicherheit bestimmen. schon Seemüller dachte im hinblick auf die bindungen von *ë : e* vor *b* (21, 4 *eben : geben : überheben*) an bairisch-österreichische herkunft. dies bestätigt sich jetzt dadurch dass beide laute auch vor nasal nicht geschieden sind (38, 5 *gezemen : lemen*), während vor *r* trennung herrscht (1, 8 *dër : hër, wërte : ernert*) und dass 40,8 die obd., bes. bair. form *megen* gebraucht ist. dazu stimmen die häufigen reime von *a : â* (9, 8 *gewant : si gânt*, 12, 2 *dach : nâch : gâch : geschach*, 18, 2 *gedâht : manslâht : faht*), während die *â*-formen von *gân, stân* (9, 10. 20, 5) wol litterarisches gut sind. die waise 14, 9 *fliehen*, die stumpf sein sollte und daher auf md. contraction über *h* deuten dürfte, legt annahme md. beziehungen nahe. für bair. herkunft, wohin ja auch die beiden handschriften weisen, liefsen sich auch die apokope- und synkopeerscheinungen geltend machen; für die entstehungszeit besagen sie dann nicht viel, da nichts darunter ist, was in bair. texten nicht schon in der zweiten hälfte des 13 jhs aufträte (apokope im prät.: 12, 8 *entrant*, 19, 8 *werte : ernert* (part.), in der 3. sg. conj. präs. nach Media 17, 1 *missehage : sage : trac : nac*, im adv. 20, 2 *rât : drâte*, synkope nach kurzem nasalstamm 16, 4 *ermanet : geschant : bekant*). nach wortschatz und ausdrucksweise kommt zwar wie nach dem gesamtcharakter der dichtung das 13 jh. kaum mehr in frage, doch wird man im 14 jh. nicht allzu weit herabgehn dürfen, da die metrik noch verhältnismäfsig gut ist.

Dank der ergänzungen der Kopenhagener hs. lässt sich jetzt leicht ersehen, dass der dichter, der die Winsbekenstrophe nutzte und sie, soweit die bruchstücke ein urteil erlauben, mit einem gewissen geschick handhabte, bei enger anlehnung im wortlaut einzelner strophen doch keineswegs nur eine parodische umkehrung des Winsbeken beabsichtigte. er zieht auch gebiete der allgemeinen sitten- und anstandslehre in seinen bereich, die dem Winsbekendichter fernlagen. dabei ist er offenbar frei combinierend zu werke gegangen, wenn auch selbständigkeit der

gedanken im einzelnen kaum im sinne einer solchen parodischen dichtung liegen konnte, so scheint er sich doch sonst an keine uns erhaltene lehrdichtung direct angeschlossen zu haben. jedenfalls reichen weder sinnesfolge, die wie im Winsbeken recht lose gefügt ist, noch anklänge aus, dies zu erweisen. wohl hat er für eine kurze strecke sich den Facetus<sup>1</sup> zum muster genommen (bei vollständiger erhaltung der dichtung würde sich das material vielleicht vermehren), am ehesten im lateinischen original, denn die berührungen mit den deutschen übersetzungen sind nicht beweiskräftig, zudem sind diese wol auch sämtlich jüngerer datums. deutlich bezieht sich str. 10 auf Facetus 46 + 54:

Si quis dignetur offerre cūm tibi, laete  
accipias modiceque bibas reddasque facete.

In potum sufflare tuum nolit cibumque,  
ne sputo maculare tuo videaris utrumque.

im deutschen teiloriginal, das dem wortlaut der Parodie am nächsten steht, lauten die verse:

str. 56 (= 46) Geruocht dir ieman mere  
sinen becher bieten ze ere,  
so soltu trinken maezlich  
und im danken hübeschlich.

str. 72 (= 54) Du solt blasen ze keiner stunt  
in den trank mit dinem munt,  
daz du werdest iht gesen  
dinen speichel in di koste spren<sup>2</sup>.

str. 2 hat vielleicht in ergänzung zu Winsb. 6, 1 im auge Fac. 95:

Haec fugias: fastum talosque lupamque tabernam,

Si decus et vitam tibi quaeris habere supernam.

doch ist das ja alles andere eher als individuell.

Wenn str. 1, 3f anklingt an Catoparodie 21 *ungesegent soltu auf stan, ungesegent solt vom bette gan*, so wird man daraus zum mindesten keine abhängigkeit unseres dichters erschließen, da die viel gröbere und von geringerem können zeugende Cato-parodie zweifellos beträchtlich jünger ist. auch den umgekehrten schluss darf man kaum ziehen, da der segen nach dem aufstehen als allgemeine sitte galt (vgl. ASchultz Höf. leben<sup>2</sup> I 223). auch zum Cato selbst lassen sich trotz einiger gedanklicher berührungen keine beziehungen feststellen.

Eher könnte man an kenntnis des Meizogen denken, wenngleich auch da die entscheidende individuelle gemeinsamkeit fehlt, vgl. z.b. zu str. 19, 1f

Meiz. 27 den gebüren nit den vertrac

nīc im, der dir rehte sage

+ 343 wārez schelten daz vertrac

und wis biderbe nāch wārer sage

<sup>1</sup> ich versteh darunter den von CSchröder herausgegebenen Facetus 'Cum nihil utilius humanae credo saluti' (Palästra 56, Berlin 1911).

<sup>2</sup> vgl. dazu auch Suringar Van zeden (Leiden 1892) s. 51 zu nr 73 u. s. 54 zu nr 80.

oder zu str. 17, 4 f

Meiz. 189 hinderlösen von dem ze dem,  
Gotes vorhte dir daz benem

strit niht wider die wärheit,  
swâ man sie offenlichen seit

+ 43 beschirme die armen, daz ist ritterschaft

71 sene dich niht nâch fremdem guote

und zu str. 21 vgl. neben Winsb. 24 Meiz. 242 ff.

Lässt sich so für die dem Winsbeken fehlenden züge kein einheitliches vorbild namhaft machen, so lässt sich auch für manche einzelzüge keine genaue entsprechung in der didaktischen litteratur finden. ich beschränke mich daher auf die anführung einiger markanter parallelen: zu 1, 7 vgl. Hofzucht (Keller, Altdt. erzähl.) 543, 13 *stüre dy zen zu keyner stund*, Hofzucht (Keller Altdt. ged. h. 5, s. 7) 24 *es zimt wol den jungen, dasz sie nit mit den zungen nach tisch ersuecht sein munt. stür nicht die zen.*, vgl. Konrad vHaslau Jüngling 270, Tannb. hofz. 117 f, vgl. Tischzucht (Geyer) AB 103 ff, v. 131 c ff u. HSachs, Grobiani tischz. 30. zu 2, 3 f vgl. Meiz. 31 *mit lithus und würfel-spil*; zu 4, 6 ff vgl. Meiz. 141 *in âventfründe hiute dich wol ... sô spottet man din des morgens niht ... lotterfuore* (Dess. hs.) und *smurrekeit si dir allenthalben leit.* zu str. 9, die sich zweifellos auf die begegnung auf der strafse bezog, vgl. Jüngling 1229 ff *keinem knehte ist daz erloubet, swâ man rît, daz er die riter stoubet. gêt der wint her und hin, er brichet zuht unde sin, ob er niht anderthalben kêret und sich selben und den hêrren êret und in niht blendet mit den molten*; vgl. WGast 429 ff. zu 12, 6 *fareis* nur bei Teichner belegt, geht das *a* nur auf den bair. wandel von *or* zu *ar* zurück? zu 14, 5 ff vgl. die verwante schilderung Catoparodie 69 ff *lauff ausz der kirchen ze dem wein.* zu 20 zog schon Seemüller Cato 59 f heran.

Berlin.

Hans-Friedrich Rosenfeld.

## DIE HOFUÐLAUSN ALS AÐALSTEINSDRÁPA.

Die entstehungsgeschichte von Egil Skallagrímssons Hofuðlausn ist der gegenstand vieler erörterungen gewesen. zuletzt hat Zs. 66, 267 ff Konstantin Reichardt das thema behandelt. er möchte beweisen, die Hfl. sei ursprünglich ein preislied auf Äthelstan von England gewesen (an. Adalsteinn), der sich ja Egil gegenüber zweifelsohne als freigebiger und freundschaftlicher gönner erwiesen hat. an sich wäre die idee Reichardts durchaus nicht ohne weiteres abzulehnen. allein die mittel wodurch er sie erhärten will, sind verfehlt, und so darf sein aufsatz nicht ohne widerspruch bleiben.

R. geht von der anscheinend immer noch nicht toten anschauung aus, dass lied und Egilssaga von jener entstehung

gegensätzliches berichten, und zwar wegen der anfangszeile von str. 2, die nach R. *budumk hilmir lǫð* lautet und (nur) 'der könig lud mich ein' bedeutet. weiß denn R., der in einem anderen, inhaltlich ganz unwesentlichem punete die hsl. verhältnisse selbst berührt, wirklich nicht, dass *budumk hilmir lǫð* nur die eine und nicht die beste unter zwei hsl. hauptmöglichkeiten ist? sie gehört den hss. W und K an. W stammt von rund 1350, K aus dem 17. jahrhundert. K hat aber eine vorlage gehabt, wovon wir noch ein bruchstück besitzen. es ist dies das wichtige fragment E. da und im ganz unabhängigen fr. AM 757 4<sup>o</sup> heißt es: *budumk hilmir lǫð* — 'ich lud mich zum fürsten ein'. diese lesart gilt seit der jahrhundertwende als maßgebend<sup>1</sup>, und in dem neudruck der hallischen ausgabe der Eísla sowie in den Norröna Lovkväden Lindquists (Lund 1928) spürt man nichts von der R. alleingültigen variante. es gibt übrigens noch eine gar nicht so üble lesart: *budumk hilmir hlǫð* — 'ich bot dem fürsten die last an' d.h. das lied. vgl. *hlóðk mærdar hlut hugknarrar skut* der strophe 1. diese variante ist von dem alten Björn á Skarðsá befürwortet worden, findet sich allerdings nur in papierhss. Wadstein (Arkiv XIII) hat sie wider zu ehren bringen wollen, und Lindquist nimmt sie alternativ auf. kehren wir aber nun zu der lesart zurück die es Reichardt einzig möglich macht, seine theorie in der ihr von ihm verliehenen form vorlegen zu können!

R. versteigt sich zu der behauptung, meine übersetzung dieser variante<sup>2</sup> ('der fürst gewährte mir aufnahme') wäre misglückte verlegenheitserklärung. weise unterlässt er es hierbei zu erwähnen, dass *lǫð* nicht nur von mir so aufgefasst worden ist, sondern auch von so ausgezeichneten kennern des altnord. sprachgebrauchs wie Sveinbjörn Egilsson<sup>3</sup>, Finnur Jónsson<sup>4</sup> und Neckel<sup>5</sup> in dieser weise gedeutet wurde. tatsächlich kann das wort nicht nur einladung, sondern auch bewirtung oder aufnahme bedeuten. das kann man an der Edda zur genüge sehen. Neckel nimmt im glossar zu seiner ausgabe sogar ausschließlich die bedeutung 'bewirtung' auf. Wisén<sup>6</sup> wie Sveinbjörn<sup>7</sup> haben sowol 'hospitalitas' als auch 'invitatio'. Finnur Jónsson hat auch beides in betracht gezogen<sup>8</sup>, während allerdings Cleasby-Vigfússon, Fritzner und Gering in ihren wörterbüchern allein mit 'einladung' auskommen wollen. nun sind gewis Vigfússon und Fritzner hauptwerke; für den poetischen sprachgebrauch sind sie aber keines-

<sup>1</sup> nähere begründung in Oversigt over det Kong. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlingler 1903. <sup>2</sup> Författarskapet till Eísla. Lund 1927, s. 24 ff.

<sup>3</sup> Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis unter lǫð. <sup>4</sup> Altnord. Sagabibl. III: 295. <sup>5</sup> Arkiv 1911 s. 211. <sup>6</sup> Carmina norröna. <sup>7</sup> l. c. <sup>8</sup> 'einladung' in Lexicon poeticum. die abweichung im Eíglacommentar beruht nicht etwa auf voreingenommenheit zugunsten der saga. im gegenteil hat Finnur Jónsson geglaubt, dass seine auslegung gegen die Eísla verstofse;

vgl. seine bemerkung zu der stelle in der ausgabe von 1894.



wegs ausschlaggebend, denn sie sind — besonders gilt das von Fritzner — in erster linie für die prosa da und können die poetischen denkmäler nicht so eingehend berücksichtigen.

Bei der übersetzung der von R. aufgenommenen variante hat man mithin die wahl zwischen zwei möglichkeiten. wählt man die von R. anerkannte, so folgt nicht einmal daraus mit einem mal der gegensatz zur saga, weil man die 'einladung' so auffassen könnte wie es Niedner<sup>1</sup> und L. Heggstad<sup>2</sup> getan haben, nämlich als eine einladung vor dem könig zu erscheinen, um sein urteil entgegenzunehmen. sei dem wie es wolle! nichts zwingt uns an die unwahrscheinliche hypothese Reichardts und seiner vorgänger zu glauben, die uns einreden wollen, dass man auf Island eine Egilssaga verfasste, die über die entstehung der Hfl. so recht das gegenteil von dem behauptet hätte, was in diesem gedicht selbst stand. so unwissend und unkritisch war das publicum der familiensagas nicht, dass sich eine saga sowas leisten konnte. es hätte leute genug gegeben, die den widerspruch erkannt und auf seine tilgung im sinne der wahrheit gedrängt haben würden. Liestöl<sup>3</sup> weist nur ein beispiel von gegensatz zwischen einem skaldengedicht und einer saga, und das ist von sehr nebensächlichem charakter, eher können solche bei den 'lausavísur' entstehen. aber auch da handelt es sich um dinge, deren bedeutung nicht im entferntesten an die herankommt, die der von R. gewollte widerspruch haben würde. also — auch wenn man sich durch nichtbeachten der hsl. verhältnisse, auf die ein hinweis genügen würde, um R. und seinen gesinnungsgenossen den boden unter die füsse zu entreißen —, auch wenn man sich dadurch die sache recht leicht machen will, geht sie nur schlecht vorwärts.

Über das was Reichardt sonst gefunden hat, kann man sich kurz fassen. *fárbjódr Skota* passt in beide zusammenhänge hinein, beweist also nichts positives. in *londum heldr hornklofi* weist man nicht recht was *hornklofi* besagen soll; deshalb ist nicht viel darauf zu bauen. soll es heißen: 'hält zäh seine länder fest', so mag schon etwas hohn drin stecken. bekanntlich ist es durchaus möglich, dass die Hfl. verborgenen hohn enthält. das hat nichts mit Reichardts theorie zu tun. die möglichkeit die stelle ernst zu nehmen muss ja auch vorhanden sein. so aufgefasst wird der satz zum ausdruck einer gewissen bewunderung für die zähigkeit womit Erich sein besitztum verteidigt. wir wissen ja nicht, was er alles in York getan haben mag. von der garnicht seltenen zweideutigkeit Egils, die sich an dieser stelle offenbarte, ist die lv. 33 ein anderes beispiel. dass sie eine anspielung auf den englischen könig enthalten kann, hab

<sup>1</sup> Zs. 57, 116 n. 1.      <sup>2</sup> Egils-soga<sup>2</sup> 157 (Gamalnorske bokverk utgjevne av det Norske samlaget nr 15).      <sup>3</sup> Upphavet til den islandske ættesaga, Oslo 1929, s. 177 n. 1.

ich auch gesehen<sup>1</sup>. aber von einer klaren mitteilung Egils über die absicht seines besuches kann doch nicht gut die rede sein.

R. kommt zu dem ergebnis, das ganze lied sei fast wortgetreu die Adalsteinsdrápa. nur zwei zeilen seien neu gedichtet worden, nämlich der kehrreim *baud úlfum hræ Eiríkr of sæ*, und deshalb sei gerade diese stelle so schlecht gelungen. das ist doch reichlich sonderbar gedacht! zuerst reduciert man Egils dichterische leistung zu diesem winzigen kehrreim. und weil er so wenig dichten musste, so hat er nicht einmal zwei zeilen befriedigend schaffen können! dabei hätte er doch nichts anderes tun müssen als *grnum* statt *úlfum* einzusetzen, und man hätte ihm nichts anhaben können. schon bei der annahme, dass er, wie die saga erzählt, das ganze lied im laufe einer nacht dichtete, ist es kaum zu vermuten, dass er einen dermaßen leicht zu berichtigenden fehler begangen hätte. bei Reichardts auffassung der sache kann man ihm den fehler noch weniger zumuten. ich halte es für höchst wahrscheinlich, dass diejenigen recht haben, die behaupten, nicht der text, wol aber dessen auslegung sei schlecht gewesen. Wadstein<sup>2</sup> hat zuerst die übersetzung von *of* durch 'jenseits' angeregt, vielleicht wird Lindquist, der sie auch hat<sup>3</sup>, in dem noch nicht erschienenen commentarband seiner ausgabe über Wadstein hinaus etwas zum verständnis der stelle beitragen können. Psilander<sup>4</sup>, Åkerblom<sup>5</sup> und Finnur Jónsson<sup>6</sup> übersetzen auch 'jenseits'; Genzmer<sup>7</sup> hat einen andern vorschlag, der jedoch kaum so gut ist. sollte der ausdruck correct sein, so spricht er weder für noch wider Reichardts hypothese; ist er wirklich schlecht, so spricht er m.e. ganz entschieden gegen die neue theorie.

Außer den gegengründen, die bei der kritik von Reichardts textauffassung hervortraten, gibt es noch andere. da haben wir zuerst den anfang der *Arinbjarnarkvida emk hráðkvædr hilmí at mæra* ('schnell dichte ich, einen fürsten zu preisen'). es wäre dies eine lächerliche und lügenhafte behauptung Egils, wenn er, wie R. will, seine drápa in langwieriger, mühsamer arbeit zu hause geschaffen hätte. wir haben weiter den ton des gedichtes, diesen dem gefeierten gegenüber so kühlen, unpersönlichen ton, der ganz und gar den zug herzlich bewundernder zuneigung vermissen lässt, den wir im bruchstück der unanfechtbaren Adalsteinsdrápa finden, der aber vielmehr ein unterdrücktes angstgefühl, dass man nicht gehör bekomme (str. 2. 3. 7. 19) oder

<sup>1</sup> Förf. t. Eigla 34 f.    <sup>2</sup> Arkiv XIII 24 f.    <sup>3</sup> Norröna Lovkväden 37.    <sup>4</sup> s. Wadstein s. 25 fußnote.    <sup>5</sup> Nordiska fornkväden, Lund 1899 s. 36.    <sup>6</sup> Altn. Sagabibl. III<sup>2</sup> 299. in seiner Literaturgeschichte erklärt aber F. Jónsson eher mit Magnus Olsen gehn zu wollen, der Arkiv 35, 139 f den ausdruck ebenfalls verteidigt hat, und zwar in einer weise die an Genzmer erinnert. Olsen übersetzt 'hen-over'.    <sup>7</sup> PBBeitr. 43, 552 ff.

dass das lob als solches nicht anerkannt werde (str. 2), durchzittern lässt. und die kampfesschilderungen, die fast unablässig das lied füllen und auf eine erscheinung wie Erich ausgezeichnet passen, sind einem manne wie Äthelstan doch gar nicht angemessen. der könig von England stand nicht wie der kleine wikingerkönig mitten im schlachtgewimmel da, fechtend an der spitze seiner mannen. seine rolle war eine ganz andere. das hat man auch auf Island gut gewusst; vgl. die schilderung in der Eigla von der schlacht auf der Vínheid, wo er als oberstcommandierender einer grossen armee die gelegenheit hat, sein strategisches geschick zu erweisen und mit dem zur rechten zeit gegebenen befehl seine truppen zum entscheidenden angriff anspornt, wo aber persönliche waffentaten von ihm nicht in frage kommen können.

Etwas heikel für die hypothese der Adalsteinsdrápa ist ferner der umstand, dass Äthelstan, wenn man die chronologie der saga und die der englischen annalen gegenüber der althergebrachten isländischen gelehrtenchronologie gelten lässt, schon neun jahre tot war, als Egil die Hfl. vortrug<sup>1</sup>.

Zu erörtern bleibt nur noch das recht amüsische argument: es ist Egil nicht möglich gewesen, die ganze Hfl. in einer nacht zu dichten. ich halte es für durchaus möglich und verweise, wie es Reichardt auch tut, auf meine ausführungen in dem schon erwähnten Eiglabuche<sup>2</sup>. die schwierigkeit die, wie R. bemerkt, uns hier gegen die überlieferung mistrauisch machen kann, liegt in dem gebrauch eines versmafses<sup>3</sup>, das wir aus Egils sonstigem schaffen nicht kennen und das auch bei seinen zeitgenossen und vorgängern unter den skalden nicht gebräuchlich war. nun wissen wir aber ganz gut, wie Egil das versmafs kennen gelernt hat. er muss es zehn jahre vorher bei seinem damaligen englischen aufenthalt gelernt haben. was hätte ihn daran hindern sollen, sich mit dem neuen mafs in der langen zwischenzeit vertraut zu machen, vielleicht eben in der absicht, bei seinem nächsten besuch in England seine kenntnisse praktisch zu verwerten? wer will möge ja sogar an ein später verschollenes lied denken, wovon Egil hie und da für seinen neuen zweck etwas hat be-

<sup>1</sup> ich verweise auf meine eingehende darlegung in (Svensk) Historisk tidskrift 1929, wo auch alle früheren beiträge von belang berücksichtigt sind. zur chronologie Erichs s. auch Koht Innhogg og Utsyn, Oslo 1921, oder (Norsk) Historisk tidskrift 1924 und Gordon Proceedings of the Leeds phil. and lit. soc. lit. & hist. sect. I: I, 1925.

<sup>2</sup> s. 18 ff. <sup>3</sup> dagegen nicht in der 'hamhleypa'. Gunnhild wird in der gesamten an. überlieferung für ein zauberweib gehalten, und die unangenehmen tatsachen die innerhalb des bereichs ihres wirkens entstanden (hier das störende geschrei der vögel), wollte man mit vorliebe ihrer hexerei zuschieben. die geschehnisse selbst werden deshalb nicht zur dichtung, wol aber ihre erklärung. vgl. Liestöl Upphavet etc. s. 221 ff, bes. 225 und die beispielsammlung bei Vogt Zs. 51, 401 ff.

nützen können. oder man möge annehmen, die frist die ihm in York gewährt wurde, sei nicht so knapp gewesen wie die saga erzählt. so läuft man nicht gefahr, des dichters können zu hoch einzuschätzen, stürzt sich aber anderseits nicht in die unentrinnbaren schwierigkeiten, die nun einmal mit der these vom fertig mitgebrachten lied verknüpft sind.

Tübingen.

Per Wieselgren.

#### ZU DEN LIEDERN HEINRICHS VON VELDEKE.

Zwei von den frühlingsliedern Veldekes, 59, 22 und 60, 29, beginnen mit den worten *In den tiden . . .*, das erstere *In den tiden van den järe*. man wird danach zunächst auch in dem an die spitze gestellten gedichte statt des 56, 4 überlieferten *ze den* (C, zen B) *ziten in dem järe* unbedenklich einstellen dürfen *in den tiden van den järe*. interessant ist es nun, dass den gleichen vers mit einer minimalen abweichung der eingang eines geistlichen liedes aus dem 15 jh. aufweist, *Horae belgicae* X nr 118 (vgl. Nd. jahrb. 14, 86): *In den tiden van den jaren doe god al dinc volbracht*. der gegenstand (hostienschändung durch juden) hat mit den liedern Veldekes nicht das geringste gemein; es bleiben zwei möglichkeiten: jener liedeingang ist durch Veldeke populär geworden, oder V. selbst hat ihn bereits aus der volkspoesie übernommen. zufall scheint mir natürlich nicht ganz ausgeschlossen, aber doch kaum erwägenswert: unter den ca 9800 stropheneingängen die bei vdHagen III 472—582 verzeichnet sind, findet sich nichts auch nur entfernt ähnliches. — Die ergänzung 56, 19 *Alte hōge* <swerende> *minne* hat sich gewis schon andern aufgedrängt, verzeichnet wird sie bei Vogt nicht. ich halte sie für kaum der begründung bedürftig, kann aber nicht der versuchung widerstehn, hier eine kleine correctur zu *Mo- rungen* vorzuschlagen, die der anklang nahelegt: in der eingangszeile des herrlichen liedes MFr. 125, 19 empfehl ich statt des adj. *hōher* das adverb einzusetzen: *In sō hōhe swebender wunne*, nicht der ähnlichkeit mit Veldeke zu liebe, sondern weil mir die gleichstellung von adjectiv und part. präs. in dem asyndeton anstößig ist; der alte fehler, den dann drei copisten widerholen, ist die falsche vorausnahme der flexion, die tausendfach vorkommt. — 57, 25 *dan hēt 'an mīr' gewerven konde*, so nach A, BC haben *vmbe mich*; das richtige ist *an mīch*, nicht nur mnl. sondern auch mhd.: vgl. Parz. 266, 1 *swes man an in warp* (im D), 539, 29 *mit rede warb erz an in sō* (ohne la.); Kchr. 12112 f *diu warp ez spāte unde fruo an die frouwen scōne* (so 4, mit der fr. 1). — 58, 13 mag *her* gestrichen werden — 58, 27. 28 ist der artikel beidemal zu beseitigen: *blūmen springen an der heide, vogel singen in den walde* — 61, 29 l. *swē dat skildet dé misdūt*, ebenso ist 62, 15 *misprīs*, 66, 31 *mistrōstet* zu lesen. ich glaube auch, dass der einzige vers der gegen diese dem mnl. wolgeläufige



betonung zu sprechen scheint, 57, 29 *dat her hedde missedân*, geändert werden muss: man kann nicht gut einen 'zu spät warnen', wenn er etwas bereits getan hat; daher vermut ich: *ich warniden es alte spåde*, *dat he wolde hân misdân*, 'dass er im begriff wäre verkehrt zu handeln'. — 66, 13 der vers *geskiet mir als den swane* kann so unmöglich genügen, lis *geskiet mir* <recht> *alsô den swane*. — Übrigens wird der neubearbeiter von Minnesangs Frühling auch bei Veldeke unbedingt ein paarmal auf gute, ja notwendige Änderungen von Lachmann und Haupt zurückgreifen müssen, wie vor allem 58, 13. E. S.

TEXTKRITISCHES ZU NEIFEN. Eine neue lectüre des dichters hat zu den besserungen WBehnes Zs. 54, 255 (die ich durchweg billige) einige nachträge ergeben, die diesen raum füllen mögen: 3, 22 l. *süezebernden*, wie *fröidebernden* 4, 27. 27, 23; *wunnebernde(n)* 16, 10. 30, 18 — 3, 25 l. *des ist min herze vrô* — 4, 26 l. <frou> *Minne*, füge *enzit* ... der dichter wechselt in der anrede an frau Minne beständig zwischen ihr und du — 6, 4 l. *sendesiechen*, ebenso 9, 21. 13, 12. 21, 14 *sendesiecher* — 8, 17 l. *ünd si nâch ir lère*, vgl. 9, 23. 18, 4f — 12, 36 l. *kan gebringen* — 15, 5 l. *frou* — 16, 6. 7 l. *scheit* <du> *den strît* *hîlf enzît* — 17, 23 l. *mân siht blûomen springen*, wie 48, 15 — 18, 10 l. *getrâste mîne sinne* — 19, 22—24 muss die interpunction geändert werden, wobei dann die (an sich unnötige) Änderung von *kele* in *keln* fortfällt:

*wie wol ich daz bewære,*

*kund ich ze rehte spehen!*

*ir munt, ir kele und ouch ir liechten wangen*

*diu hant mich* <in?> *gevangen.*

20, 20 l. *lachen* — 23 l. <hei> *wáz an wîben fröide lît!* — 23, 37 streiche *ouch* — 24, 12. 13 l. *daz nie schöner créatiure wárt bi manger zît geborn* — 32, 31 *gein mir lâ den strît* — 35, 37 l. *dáz ich ir niht dienen müge* — 40, 4 l. *ir st. dîn* — 49, 1 streiche *des*. — Ein fehler der sich in der hs. C beständig (auch wol anderwärts) wiederholt, ist die verdrängung von *vogel* durch *vogelin* (*vogellin*); *vogel* — es handelt sich ausschliesslich um den plural, nom. acc. gen., und Haupt schreibt da constant *rogele* — steht durchweg tactfüllend, das deminutivum hingegen wird stets scandiert *vôgelîn*, *vôgelîne*; es ist gesichert im reim 46, 20; 49, 3; 52, 27, im versinnern (hier immer mit *kleine* verbunden) 7, 17; 11, 8; 12, 1; 38, 6. richtig gebessert hat Haupt 12, 2; 14, 11; 23, 17; 28, 22; 38, 28; 39, 35; 40, 30; 42, 23; 46, 24. 32, das ist schon nahezu die hälfte der fälle. darüber hinaus ist aber *vogel* für *vogelin* einzustellen: 9, 29 *vogel beide*; 47, 13 *nu hant man die vogel singen* (u. 15 *die*); 50, 9 *nu hært man die vogel in dem walde singen.* E. S.

## ETHNISCHE PRUNKNAMEN.

Die Heado-beardan in Widsith und Beowulf sind bekanntlich recht verschieden gedeutet worden: Müllenhoff fasste sie als Eruler, während Wessén in der schrift 'De nordiska folkstammarna i Beowulf' (Kungl. Vitterh. Hi-t. och Antikv. Akad. handlingar', bd 36, 2, Stockh. 1927) in ihnen die ursprünglichen Dänen sieht, wobei er die Dänen Beowulfs mit den Erulern gleichsetzt.

Diese deutungen sind nicht berechtigt. so wenig als man in den Heaðo-réamen des Widsith und Beowulf etwas anderes als die sonst bekannten Raumar sehen darf, so wenig kann man die Heaðo-beardan von den sonst bekannten Barden im Bardengau trennen. beide zusammensetzungen sind gleich zu beurteilen. sie erscheinen einzig und allein in zwei kurzen angelsächsischen fragmenten. dass die angelsächsische litteratur nicht auch die dazu gehörigen, prosaischen simplexformen belegt, ist ein reiner zufall und allein aus der kürze der betreffenden fragmente herzuleiten.

Um mit dieser frage endlich fertig zu werden, hab ich es unternommen, die gesamte verwendung der ethnischen prunk-präfixe im altenglischen zu untersuchen. es haben sich dadurch ganz interessante tatsachen ergeben.

### 1. Erste schicht. ausgangspunct der sitte.

Die alt-indoeur. stammesnamen waren durchgängig entweder simplicia oder ableitungsgebilde. es konnten numerale präfixe vorkommen — besonders mit zwei und drei — und auch adverbiale; adjectivische oder substantivische präfixe waren nicht üblich. gebilde der letzteren art erschienen zuerst in Gallien, wo auch die adverbialen präfixe besonders beliebt sind. es sind deutliche prunkgebilde, z.b. *Catu-vellauni* 'Kampf-vellauni', *Sego-vellauni* 'Sieg-vellauni', *Su-essiones* 'Wol-essiones'. sie stammen sicher ursprünglich aus epischen gedichten, wie die entsprechenden elemente in Beowulf. aber früh haben sie sich in der alltäglichen namengebung festgesetzt.

### 2. Zweite schicht. aufnahme der sitte in West- und Mitteldeutschland.

Zu anfang unserer zeitrechnung finden wir die ethnischen prunknamen östlich des Rheins, offenbar durch verbreitung gal-lischer sitte: *Su-gambri* 'Wol-gambrier', *Us-ipites* 'Ausgezeichnet-ipites', *Ermun-duri* 'Mächtige Duri', *Lango-bardi* 'Lange Barden'. belegt ist damals neben *Su-gambri* auch *Gambrivii*; dagegen lassen sich *Bardi* und *Thuringi* erst in nachklassischer zeit belegen. nördlich und östlich der Elbe fehlen die prunknamen in klassischer zeit vollständig<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> für den deutschen sprachgebrauch sind derartige prunknamen aus zahlreichen personennamen wie *Althuring*, *Adalgöz*, *Adalhart*, *Hathugät* zu erschliessen, s. Much bei Hoops IV 432.

### 3. Dritte schicht. aufnahme der sitte bei den übrigen Germanen.

Während der völkerwanderung dringt die sitte weiter nordwärts und ostwärts. wir sehen sie besonders bei den Goten und Angelsachsen<sup>1</sup>. es lassen sich im angelsächsischen gebrauch folgende rangklassen der verteilung feststellen.

A. völker längs der südküste der Ostsee: Hreid-goten, Holm-rugier, Hadu-barden. hier tendiert der gebrauch gegen den gallischen und deutschen standpunct, alltägliche verwendung. beliebt ist der anfangsbuchstabe *h*<sup>2</sup>.

B. völker in Südeuropa, sowie nördlich der Ostsee und am Kattegat: Südgoten, Dänen, Skilfingar, Raumar. hier sind prunk-präfixe häufig, aber mehr oder weniger locker und abwechselnd. (die Raumar stell ich hierher aus geographischen gründen; die belegung erlaubt keine sichere einordnung.)

C. völker in derselben zone wie bei B: Geaten. hier können prunkgebilde vorkommen, sind aber recht selten.

D. völker in der nachbarschaft der Angeln und Sachsen und auch in etwas weiterer umgebung: Angeln, Warnen, Aujonen, Friesen, Jüten, Sachsen, Siggen, Ymbrier, Hugen, Schwaben, Thüringer, Franken etc. hier fehlen die prunknamen vollständig.

Wie wir später sehen werden, erscheinen im Beowulf die prunknamen besonders in der rede fürstlicher personen oder bei ihrer erwähnung. diese erscheinung erlaubt eine weitere beobachtung.

Bekanntlich war der personenname der ursprache, anders als der stammesname, normal zusammengesetzt, ein 'vollname', und wurde blofs in koseformen abgekürzt. gewisse völker, wie z.b. die Italier, beseitigten früh die vollnamen. in den lateinischen inschriften der Südgallier hab ich nun eine sociale schichtteilung beobachtet, derart dass kurzformen bei bürgerlichen personen gelten, während die vollnamen ein privilegium der aristokraten bleiben. dieselbe erscheinung lässt sich dann auch bei den Germanen wahrnehmen. während der völkerwanderungszeit erleben die vollnamen eine neue blüte in den königlichen familien, zuerst bei den Ostgoten, dann bei Burgundern, Franken usw.; die populären kurzformen gelten nunmehr als unfein und treten ganz zurück. daher vollnamen bei allen Gotenhelden der sage: *Eastgota*, *Vidigoja*, *Ermanrich*, *Dietmar*, *Dietrich*, *Wyrmhære*, *Wulfhære*, und ebenso bei den burgundischen und fränkischen helden der Nibelungensage: *Sigmund*, *Sigfrid*, *Gunther*, *Gernot*, *Guttorm* usw. im norden sind auch die zunamen der fürsten

<sup>1</sup> spuren kommen auch in nordischen personenennamen vor, wie z.b. *Algot*, sind aber kaum so häufig wie in Deutschland. <sup>2</sup> feste präfixe finden sich bei vielen exotischen völkern: *Rum-wealas*, *Bret-wealas*, *Moin-winida* etc. diese sind aber geographisch specificierend und nicht episch verherrlichend.

normal zweigliedrig: *Hildi-tǫnn*, *Tjugu-skegg* etc. diese bevorzugung der fürstlichen vollnamen harmoniert mit dem starken hervortreten der ethnischen prunknamen in der fürstensprache im Beowulf. vgl. mein buch *Our forefathers, the gothonic nations* § 83.

Ich werde jetzt die einzelnen völkernamen der reihe nach durchmustern, indem ich die individuellen verhältnisse beim gebrauch darzulegen versuche. besonders heb ich hervor, wenn der prunkname bei einer ersten einföhrung erscheint, während später simplex folgt. dabei muss jedoch erinnert werden, dass prunkname bei erster einföhrung nicht als ausnahmslose regel gelten darf.

#### 4. Die Goten.

Eine art erste einföhrung der Goten ist die einleitung zum Widsith z. 7, wo Ermanrich als *Hred-cýning* erscheint. hier ist aber das ethnische prunk-präfix auf den kónig übertragen worden.

Erste einföhrung 1. Widsith z. 58: *Íc wæs mid Hunnum ond mid Hred-gotum*. es ist die einleitung zu einer urspr. selbständigen reiseschilderung. z. 89 stehn die Goten ohne präfix. also: zuerst prunkname, dann simplex.

(In den fürstenkatalogen Widsith I und Widsith III erscheinen die Goten dagegen ohne präfix.)

Erste einföhrung 2. Inschrift von Rök: *þat sagum gnnart, hwærr fyr niu aldum qn yrði fiaru meR Hræidgutum*. — *Ræid þiaurikR ... strqndu Hræidmarar, sitiR nú garuR q Guta sinum*. also: zuerst prunkname, dann simplex.

Erste einföhrung 3. Ynglinga saga c. 21: *Dagr ... son Dyggva konungs ... átti spqr, er honum sagði morg tíðindi ... spqriinn flaug á Reidgotaland ... sporr var drepinn á Vqrva. Dagr ... bauð út her ... ok fór til Gotlands*. also: zuerst prunkname, dann simplex.

Übrigens wurden die namen Hreidgotar und Hreidgotaland entwurzelt, als die Goten von der Ostseeküste verschwanden. jetzt machen sie die altnordischen sagen unsicher und werden bald da bald dort localisiert, in Jütland, in Götland etc. daneben gehn die simplexformen Goten und Gotnaland etc. einher, ohne dass sich ein genaueres verhältnis zwischen den beiden gattungen wahrnehmen lässt.

Die ausgewanderten Goten erscheinen als: Austra-, Wisi-, Wala-, Mer-goten, wol auch als \*Thiuda-goten, zu erschliessen aus dem völkernamen *Gut-þiuda* und dem fürstlichen personen-namen *Thiudi-gotho*.

Austra- und Wisigoten, ursprünglich sicher prunkformen, wurden später geographisch gedeutet: = Ost- und Westgoten. die Mer-goten sind wol Ostgoten, aber übrigens wurden die Goten wol wie die Dänen und Skilfingar im Beowulf abwechselnd



verherrlicht, ohne dass die überlieferung eine genauere wahrnehmung erlaubt.

### 5. Die Rugier.

Erste einföhrung 1. Jordanes III 26, von den aus der insel Scandza auswandernden Goten: *max promoventes ad sedes (H)ulme-rugorum*. es ist entschieden die erste stelle wo die Rugier in gotischer überlieferung vorkommen können. später heissen sie immer nur Rugier, aber wir können nicht sagen, dass es dieselbe überlieferung ist in der zuerst der prunkname erscheint.

Erste einföhrung 2. Widsith z. 21: *Hagena (weold) Holm-rycum*.

Eine erste einföhrung nr 3 ist die erwöhung der Holm-rygir in dem Haraldskvæði des skalden Hornklofi, aber hier ist der name von der ursprünglichen heimat entwurzelt und auf die norwegischen Rygir übertragen worden.

Das simplex erscheint bei Widsith in der reisebeschreibung z. 69: *mid Rugum ic was ond mid Glommum*, und bei Beda V, c. 9, wo die Rugini unter festländischen stämmen erwöhnt werden. zu erwöhnen wäre noch der ländername Rogheimr in der Helgakviða Hjörvarðssonar str. 14.

### 6. Die Barden.

Erste einföhrung 1. Widsith z. 45, 49: *Hroþwulf ond Hrodgar ... forheowan at Heorote Heaðo-beardna þrym*.

*Long-beardan* erscheinen z. 32; damit werden aber die ausgewanderten Langobarden gemeint, die offenbar von den einwohnern des Bardengaus getrennt gehalten wurden.

Erste einföhrung 2. Beowulf z. 2032. 2037. 2067.

Als erste einföhrung 3 wäre etwa die Helgakviða Hundingsbana zu nennen, wo der eponymus Höðbroddr vor seinem bruder Gudmund erscheint. dieser eponymus spielt bekanntlich eine grofse rolle in nordischen sagen, s. S. Bugge Helgedigtene.

Das simplex Barden ist in den heldengedichten nicht belegt, was uns bei der kürze der einschlägigen fragmente nicht verwundern kann.

### 7. Die Dänen.

Eigenartig ist die sitte dass das prunk-präfix häufig den völkernamen Dänen begleitet, viel weniger häufig dagegen den dynastischen namen Skjöldungar. bei den Schweden ist es genau umgekehrt. weltgegendbezeichnungen und sonstige geographische elemente erscheinen häufig, haben aber keinen echt geographischen sinn, sondern gehören mit zu den prunk-präfixen, indem sie blofs ganz allgemein die ausdehnung des volkes vergegenwärtigen sollen.

Erste einföhrung 1. Widsith, fürstenkatalog z. 28: *Sigehere lengest Séðenum weold*. dann z. 35: *Alewih (weold) Dennum*. also: zuerst prunkname, dann simplex.

Erste einföhrung 2. Widsith, reisebeschreibung z. 58: *mid Sweom ond mid Géatum ond mid Súþ-denum*.

Erste einföhrung 3. Runengesang: *Ing wæs érest mid Éast-denum*.

Erste einföhrung 4. Finnsburglied z. 1108: *Here-scyldinga*. z. 1154 folgt *Scéot end Scyldinga*. also: zuerst prunkname, dann simplex. freilich steht vor *Here-scyldinga* das simplex *Dene*.

Erste einföhrung 5. Beowulf. z. 1: *Gár-dene*. z. 116: *Hring-dene*. erst z. 155 taucht das simplex *Dene* empor. also: zuerst prunkname, dann simplex. noch bis z. 657 halten die prunknamen den simplicia die wage, es sind deren neun auf jeder seite:

1	<i>Gár-dene</i>	155	<i>Dene</i>
116	<i>Hring-dene</i>	242	"
383	<i>West-dene</i>	271	"
392	<i>Éast-dene</i>	350	"
427	<i>Beorht-dene</i>	359	"
463	<i>Súd-dene</i>	389	"
600	<i>Gár-dene</i>	465	"
609	<i>Beorht-dene</i>	498	"
616	<i>Éast-dene</i>	599	"

Nach z. 657 ist das simplex in der mehrzahl, aber im ganzen stehn doch, wenn ich recht zähle, 17 prunknamen gegenüber 26 simplicia.

783	<i>Nord-dene</i>	657	<i>Dene</i>
828	<i>Éast-dene</i>	668	"
1279	<i>Hring-dene</i>	696	"
1578	<i>West-dene</i>	767	"
1769	<i>Hring-dene</i>	823	"
1856	<i>Gár-dene</i>	1323	"
1996	<i>Súd-dene</i>	1417	"
2494	<i>Gár-dene</i>	1582. 1670. 1680. 1712. 1720. 1814. 2035. 2050. 2068. 2125	<i>Dene</i> .

zu beachten ist dass die weltgegenden nicht willkürlich, sondern fast rhythmisch abwechseln: West, Ost, Süd, Nord, Ost, West, Süd. die reihe wird nur durch ein einzelnes Ost zwischen Süd und Nord unterbrochen. ein ähnlicher rhythmus herrscht auch bei den reinen prunk-präfixen: *Gár, Hring, Beorht, Gár, Beorht, Hring, Gár, Gár*.

Die Skjöldungar haben diese präfixe: *Ár-* (2), *Here-*, *Sige-* (2), *péod-*.

Vielleicht fehlt nicht zufällig das präfix *Heado-*, das bei den gegnern, den Schweden und Barden, auftritt.

#### 8. Die Skilfingar.

Wie gesagt vertreten sie den gegensatz zum verhältnis bei

den Dänen: der dynastische name Skilfingar hat oft den prunk-zusatz, der völkernamen Svjar dagegen nie. dies stimmt auch für Widsith, wo das simplex *Swéon* z. 31 und z. 58 steht.

Die von mir wahrgenommenen fälle im Beowulf sind die folgenden:

Erste einföhrung 1. z. 63 *Heaðo-scilfingas* (erwähnung einer schwedischen fürstin).

Erste einföhrung 2. z. 2205 *Heaðo-scilfingas* (angriff der Schweden auf Heardred).

Erste einföhrung 3. z. 2927 *Gúd-scilfingas* (Ongenpeows angriff bei Hrefnawudu). simplex folgt z. 2968. also: zuerst prunkname, dann simplex.

Es steht das simplex z. 2381. 2487. 2603, wo eigentlich überall erste einföhrung vorliegt.

#### 9. Die Raumar.

Erste einföhrung 1. Widsith z. 63: *Mið Hronum ic wæs ond mið Deanum ond mið Heaðo-réamum*.

Erste einföhrung 2. Beowulf z. 519: *Heaðo-réamas*. Simplex ist nicht belegt.

#### 10. Die Geaten.

Dieser stamm besitzt, trotz seiner episch wichtigen rolle, einen verhältnismäßig niedrigen politischen rang. in dem fürstencatalog Widsith I glänzt er durch seine abwesenheit, und in der reisebeschreibung Widsith II steht er ohne präfix, z. 58: *mið Swéom, ond mið Géatum ond mið Súd-denum*; in den ersten teilen des Beowulf erscheint er unzählige male im simplex; zusammensetzungen erscheinen erst spät (über die motivierung s. weiter unten): *Weder-géatas* z. 1492. 1612. 2379. 2551; *Sá-géatas* z. 1850. 1986; *Gúd-géatas* z. 1538; das letzte ist das einzige beispiel von einer eigentlich verherrlichenden benennung.

Dieser niedrige rang hat natürlich nichts zu tun mit der sympathie des dichters. er erscheint wider bei vielen stämmen, die aus nationalen gründen den Angelsachsen nahe stehn müsten.

#### 11. Warnen, Jüten, Friesen, Sachsen, Angeln etc.

Bei allen diesen stämmen, die ich oben der niedrigsten rangklasse, D, zugezählt habe, scheint jedes prunk-präfix zu fehlen. etwas anderes ist selbstverständlich das vorkommen von wirklich geographischen präfixen, z.b. Ost-, West-, Mittel- und Südsachsen.

Ich nenne einige wenige beispiele des simplex aus Widsith.

fürstencatalog	reisebeschreibung
Warnen z. 25	z. 59
Jüten z. 26	(fehlen)
Friesen z. 27	z. 68
Sachsen (fehlen)	z. 62
Angeln z. 43	z. 61.

aus den gedichten der sächsischen chronik citier ich folgende

beispiele: *Engle* (Adelstan, Eadmund, Eadgar, Eadweard (3 beispiele), *Seaxe* (Adelstan, Eadweard), *Myrce* (Eadmund, Eadgar). weiter zum jahre 473 eine stabreimende zeile *þá Walas flugon þá Englan swá fýr* (Parker ms.), die zeigt, dass das prunk-präfix selbst in ausgeprägt verherrlichenden wendungen ausblieb.

Beispiele wie 2 *Westseaxe* (Adelstan), *Eastseaxna*, *Nordhymbron* (Byrhtnoð) zählen nicht, weil hier wirklich geographische function vorliegt.

## 12. Gesamtprüfung des stoffes im Beowulf.

Oben haben wir 7 mal prunknamen bei der ersten einföhrung, simplex bei der widerholung beobachtet. es waren aber nur stichproben. eine zusammenhängende vorstellung vom gebrauche in seinen einzelheiten erhalten wir durch den Beowulf. die interpolierten abschnitte von Finn, Offa, Ingeld und Ongenþeow berücksichtige ich dabei nicht. das übrigbleibende teil ich nach natürlichen handlungsabschnitten ein, da die landläufige einteilung mir recht willkürlich vorkommt.

Als hauptanlässe zum vorkommen von prunk-präfixen fass ich drei fälle ins auge: 1) erste einföhrung; 2) fürstliche rede und erwähnung von fürstlichen personen; 3) besonders hohe, dramatische culmination.

Ich verzeichne nicht das vorkommen des Skjöldungsnamens, da er ganz normal ohne präfix steht; nur wenn das präfix ausnahmsweise erscheint, nehm ich es mit.

I. Erste einleitung, präsentation vom stammvater der Skjöldungar. erste einföhrung: *Hwæt! wé Gár-dena ... þrym*. ein ausgeprägter fortissimo-aufact. es folgt *Scéþing* ohne präfix.

II. Zweite einleitung, präsentation der Skjöldungsfamilie. erste einföhrung: z. 63 eine königin, verheiratet mit s. m. Ongenþeow, *Heaðo-scilþing*.

III. Dritte einleitung, präsentation des riesen Grendel. erste einföhrung: z. 116 *Hring-dene*. z. 155 *Deniga* ohne präfix. (z. 148 und 170 *Scyldinga*.)

IV. Reise des Geatenhelden Beowulf nach dem lande der Dänen (abschn. IV. V. VI der üblichen einteilung). diese schilderung hat entschiedenem pianoton. es erscheinen dreimal die Geaten, zweimal die Wederas, einmal die Wendle, die alle laut der herrschenden rangordnung kein prunk-präfix beanspruchen können. aber auch den Dänen geht es ab. das erklärt sich dadurch dass ihre erste einföhrung durch eine person niederen ranges geschieht, und zwar den strandwächter, z. 242. 253. dann redet Beowulf z. 271; da seine rede dem manne aus dem volke gilt, bleibt sie schlicht, und auch hier fehlt das prunk-präfix. schliesslich tritt er vor den könig, z. 359. hier hätte man das präfix erwarten können; da es aber am schlusse eines abschnittes ist, bleibt der ton piano, und es heisst *Deniga fréan*.

V. Gespräch zwischen könig Hrodgar und Beowulf (abschn.



VII—VIII). S. M. könig Hrodgar erwähnt zuerst herablassend den nachbarkönig Hredel einfach als *Géata* z. 374, und weiter z. 374 'geschenke für die Geaten'. dann aber kommt die erste einföhrung der Dänen in diesem abschnitt, z. 383; sofort hebt er die stimme und redet von West-Dänen; das geographische präfix ist nur schmuck. dann sinkt die stimme wider auf z. 389: *Deniga léodum*. hiernach tritt der Wendelhäuptling Wulfgar vor den könig und begrüßt ihn z. 392; sofort kommt ein neues forte: *Sige-drihten mīn, aldor Éast-dena!* dann präsentiert sich Beowulf. mit gehöriger bescheidenheit nennt er z. 423 sein eigenes volk einfach als Wedera, hebt dann aber z. 427 die stimme mit stark verherrlichender anrede an könig Hrodgar: *brego Beorht-dena!* darauf sinkt die stimme wider auf das eigenvolk z. 443: *Géata léode*. könig Hrodgar antwortet, erwähnt zuerst die an rang niedrigstehenden stämme Wylfinger und Wederas z. 462, und verherrlicht dann sein eigenes volk z. 463 bis 464: *Súð-dena folc ... Ár-scyldinga*. zum schluss wider piano: 465 *folce Deninga*, 471 *Wylfingum*, 498 *Dena ond Wedera*.

VI. Beowulfs wettswimmen (abschn. IX—X). erste einföhrung z. 519: *Heaðo-réamas*. dann folgt ohne prunk-präfix z. 521 *lond Brondinga*. da Unferd den schwimmkampf beschreibt, um Beowulf herabzusetzen und herauszufordern, ist es wahrscheinlich, dass die Raumar als ziel für den mitbewerber Brea mit besonderem und höhnischem nachdruck genannt wurden. in seiner antwort erwähnt Beowulf zuerst z. 580 'Finna land' ohne prunk-präfix. zuletzt steigert er die stimmkraft und verhöhnt z. 597 den Unferd als unwürdigen vertreter der berühmten *Sige-scyldinga*. nach einem piano z. 599 *léode Deniga* schließt er z. 601 damit dass Grendel in seinem übermut nicht mehr *secce ... tó Gár-denum*, 'streit bei den Speer-dänen', erwartet; er selbst aber verspricht hilfe durch die 'kraft der Geaten'. hier steht, wol mit bewuster absicht, das verherrlichende präfix *Gár* bei der erwähnung dänischer ohnmacht; demgegenüber die 'kraft der Geaten': bescheiden in der form, selbstbewusst im inhalt.

VII. Trinkspruch der königin Wealhþeow auf Beowulf (abschn. X). erste einföhrung: könig Hrodgar erscheint z. 609 als *brego Beorht-dena*, z. 614 als *Éast-dena édel-weard*, beides ausgeprägt verherrlichend. Beowulf dagegen z. 625 einfach als *Géata léod*, und auch seine trutzrede gegen Unferd heißt z. 640 bloß *gylp-ewide Géates*. zuletzt erwähnt könig Hrodgar z. 657 *þrýð-ærn Dena*, 'das vorzügliche haus der Dänen', d.h. die halle Heorot. bei diesem königsworte hätte man an ehesten eine prunkform erwartet; da es aber am schlusse eines abschnittes steht, ist es erklärlich, dass ein diminuendo eintritt.

VIII. König Hrodgars aufbruch; allgemeines schlafengehn (abschn. XI). hier fehlen prunknamen ganz. könig Hrodgar

heißt nicht nur z. 663 *eodur Scyldinga*, sondern auch z. 668 *aldor Dena*. weiter erscheinen Dänen z. 696 und Wederas z. 697. es darf vermutet werden, dass schlafengehn als pianostoff gilt.

IX. Grendels angriff (abschn. XII—XIII d. übl. einteilg). in diesem abschnitt wird gegen die herrschende regel gesündigt. wir finden: z. 767 *Denum*, z. 783 *Nord-denum*, z. 823 *Denum*, z. 828 *East-denum*. hier gibt es wol keine andere erklärung als: 'interdum dormitat bonus Homerus'.

X. Der morgen nach dem kampf (abschn. XIV—XV d. übl. einteilg). abgesehen von einem vereinzelt *édel Scyldinga* z. 913 fehlen übrigens belege. wie oben genannt, steht der Skjoldungsname normal ohne präfix.

XI. Fest in Heorot (abschn. XVI—XIX). erste einföhrung z. 1019: die könige Hrodgar und Hrodwulf erscheinen auf ihrem thronsiß als *þéod-scyldingas*; das präfix hat einen ausgeprägt politisch-verherrlichenden klang. dann folgt der trinkspruch der königin auf könig Hrodgar, worin es z. 1171—73 heißt: 'rede an die Geaten mit milden worten! freue dich der Geaten!' z. 1191 wird gesagt, dass *Beowulf Géata* auf einer weniger vornehmen bank bei den jüngeren prinzen saß. also: der name ohne prunk-präfix begleitet deutlich den niedrigeren rang. — endlich lesen wir z. 1207 *Frýsum*, z. 1210 *Franca*, z. 1213 *Géata*, alles völkernamen denen prunk-präfixe normal nicht zukommen.

XII. Der angriff der Grendelmutter (abschn. XX—XXIII). erste einföhrung z. 1279: *Hring-dene*. dann folgen z. 1301 *márum Géate*, z. 1323 *Denigea léodum*, z. 1417 *Denum*, z. 1432 *Géata léod*, z. 1484 *Géata dryhten*.

XIII. Beowulfs kampf mit der Grendelmutter (abschn. XXIII—XXV). erste einföhrung z. 1492 *Wéder-géata léod*, z. 1538 *Gúð-géata léod*. dann folgt: z. 1551 *Géata cempa*, z. 1578 *tó West-denum*, z. 1612 *Weder-géata léod*, z. 1670 *deail-cwealm Denigea*, z. 1680 *Denigea fréan*. hier ist offenbar die culmination der dichtung. während Beowulf früher auf weniger vornehmem siß als die Dänenkönige sitzen mußte und als einfacher Géate galt, wird er jetzt am eingang des entscheidenden kampfes zum *Weder-géata léod* befördert, und, als der kampf am ärgsten wütet, steigt er bis zum grade *Gúð-géata léod*, 'häuptling der Kampf-geaten'. es ist das einzige mal wo die Geaten in Beowulf einen solchen verherrlichenden namen erringen, womit sonst den Dänen, Skilfingern, Raumen und Barden gegenüber verschwendet wird. nach der dramatischen hochspannung wird das interesse des dichters wider abgeschwächt, und ohne deutliche motivierung wechseln im folgenden stücke prunknamen mit simplicia ab: Geaten, West-dänen, Weder-geaten, Dänen, Dänen.

XIV. König Hrodgars dankspruch (abschn. XXV—XXVII).

erste einföhrung z. 1710: die regierung k6nig Heremods über *Ar-scyldingum*. es folgt ein wellental mit z. 1712 *Deniga léodum*; dann kommt wider eine steigerung, wo k6nig Hrodgar z. 169 beteuert: *Swá ic Hring-dena hund missera wéold*. weiter erzöhlt das gedicht von Beowulf, der trotz seiner grofstát jetzt wider auf dem üblichen piano-niveau angelangt ist, z. 1814 *éode wecord Denum*, 'er ging, gewürdigt von den Dänen'. er spricht sogar von dem eigenen k6nig, Hygelac, z. 1831 einfach als *Géata dryhten* und von seinem hof z. 1836 als *hofum Géata*. wider redet k6nig Hrodgar, und zum ersten male vergilt er dem Beowulf seine schönen worte, indem er sein volk durch ein präfix ehrt, z. 1850: *þé Sá-géatas sélran n'æbben tó geceóseme cyning déigne*, 'die See-graten könnten keinen vorzüglicheren als dich zum k6nig erwählen'. im schlussstück stellt er aber wider die Geaten gegen sein eigenes volk zuröck, z. 1856: *Géata léodum ond Gár-denum*.

XV. Beowulfs rücreise (abschn. XXVIII). dies ganze stück hat pianoregister: z. 1894 *Wedera léodum*, z. 1904 *Dena land*, z. 1911 *Géata clifu*, z. 1930 *Géata léodum*.

XVI. Beowulfs empfang beim Geatenk6nig Hygelac (abschn. XXIX—XXX). erste einföhrung z. 1986: k6nig Hygelac fragt, wie es den *Sá-géata* gegangen sei, und redet weiter z. 1996 von den *Súd-dene*. Beowulf antwortet z. 2004 dem k6nig, indem er die greuelthaten Grendels an den *Sige-scyldingum* berichtet. dann sinkt die rede wider auf das gew6hnliche niveau der Geaten herab: z. 2120 *wighete Wedra*, z. 2184 *Géata bearn*, z. 2192 *mid Géatum*.

XVII. Beowulfs drachenkampf (abschn. XXXI—XLIII). erste einföhrung z. 2205 *Heado-scyldingas*. im folgenden stehn die Geaten 14mal und die Wederas 7mal, aber ohne deutlich sichtbare motivierung erscheint das präfix zweimal bei k6nig Beowulf: z. 2379 *Weder-géatum wéold*, und z. 2551 *Weder-géata léod*. es ist vielleicht so zu erklären: z. 2379 haben wir die erste einföhrung des Beowulf als k6nig, und z. 2551 heist es, dass er zornig wurde, und 'das wort erschallen liefs, stark-herzig stürmte', wo an und für sich ein fortissimo beschrieben wird. von nicht-geatischen v6lkern und ländern werden ohne präfix folgende erwähnt: Gifðas (Gepiden) z. 2494, Swio-ricc z. 2495, Hugas z. 2502 u. 2914, Franken z. 2912, Friesen z. 2912 u. 2916, — alles namen denen normal kein prunk-präfix zukommt. dagegen werden wider die Dänen hervorgehoben, und sie erscheinen zum letzten mal im gedicht mit demselben prunknamen der ihnen gleich in der allerersten zeile beigelegt wurde, z. 2494—2495: *tó Gifðum odde tó Gár-denum odde in Swio-ricc*.

Hiermit sind meine wahrnehmungen abgeschlossen. es werden sich wol viele einzelheiten berichtigen lassen, aber an der hauptsache lässt sich kaum rütteln.

Ich sehe freilich den einwand voraus, dass nach landläufiger auffassung die 'ethnischen prunknamen', wenn auch nicht in ihrer entstehung, so doch in ihrer verwendung sehr stark oder geradezu lediglich durch den einfluss des stabreimbedürfnisses bedingt seien. diesen einwand kann ich aber nach reiflicher überlegung nicht berechtigt finden. es ist von einer solchen voraussetzung aus schlechterdings nicht zu verstehn, warum gewisse völker feststehend decoriert werden, andere ebenso feststehend nicht. noch weniger erklärt sich dadurch der feste stilgrundsatz: erste erwähnung mit prunkzusatz, die folgenden erwähnungen ohne. der obige einwand schafft nach meiner ansicht blofs willkür, während meine erklärung uns den stilrhythmus der alten dichter erfassen lässt.

Das verhältnis der zusammengesetzten formen zu den kurzformen ist überhaupt ein wichtiges problem. durch dessen verkennung werden viele irrige aufstellungen verschuldet: Jellinghaus deutet jung Sigfrid als Arminius, der im j. 21 n. Chr. fiel. in würllichkeit zeigt das vollnamen-gepräge der gesamten personenschicht, dass sie in die völkerwanderungszeit gehört. — Loewe fasst Holmrygir als eine uralte bezeichnung der norwegischen Ryger, obgleich es sich vielmehr um einen nach der völkerwanderung übersiedelten namen der Rugier in Pommern handelt. — Müllenhoff deutet die Hadu-barden als Eruler, Wessén deutet sie als die ursprünglichen Dänen. es ist in würllichkeit nur ein dichterischer prunkname der Barden des Bardengaus. — Fick und andere deuten den namen der Sachsen ganz willkürlich als abkürzung eines construierten namens \**Sahsa-nautōz*. — Noreen fasst entsprechend willkürlich Dänen als abkürzung von \**Dänemark*, obgleich das historische altersverhältnis zwischen Dänen und Dänemark umgekehrt ist, usw.

Ich habe schon in Arkiv f. nord. filol. 1909, 328 ff einige hauptgesetze der germanischen namenentwicklung skizziert und sie dann in Our forefathers, the gothonic nations (1929), § 76 ff weiter ausgeführt. es wäre zu wünschen, dass man diese principiellen beobachtungen mehr berücksichtigen und erörtern möchte als es bisher geschehen ist.

Eskjær, Jebjerg.

Gudmund Schütte.



## VOME ROTEN ZUO DEM RÎNE.

In str. 1244, v. 2 f des Nibelungenliedes spricht Giselher von Etzel und sagt: *vome Roten zuo dem Rîne, von der Elbe unz an daz mer, sô ist kûnec deheiner sô gewaltec niht* [wie er]. wir würden sagen: 'auf der ganzen welt', der dichter sagt: 'im ganzen Deutschen Reich'. seine wendung war offenbar schon alt und allgemein bekannt: *Roten, Rîn, Elbe, mer* werden als grenzen des Reiches genannt. für uns sind von diesen vier angaben auf den ersten blick verständlich nur zwei: der *Roten* im südwesten und die *Elbe* im nordosten. aber welches *mer* ist gemeint? und vor allen dingen: was soll hier der *Rîn*?

Für das wort *mer* käme zunächst die Nordsee in betracht, die ja die nordgrenze Deutschlands bildete. allein dieser versuch einer erklärung muss sogleich aufgegeben werden. wer die wendung gebrauchte *von der Elbe unz an daz mer*, kann unter *mer* nicht jenes verstanden haben, in das sich die *Elbe* selbst ergießt. das wäre unsinnig. — Zarneke erklärt im Mhd. wb. II 1, s. 137: 'unter *mer* wird verstanden: die Ostsee (?)' und führt als einzigen beleg unsere verse (nach Lachmanns ausgabe) an. aber auch diese ansicht lässt sich nicht halten. die Ostsee ligt ja nord-östlich von der Elbe. dieser strom muss aber selbst die ostgrenze oder ein teil von ihr sein, das lehrt unwidersprechlich der *Roten*. wir müssen — im gegensatze zu Zarneke — nur zur kenntnis nehmen, dass an unserer stelle des Nibelungenliedes die gebiete zwischen Elbe und Ostsee eben (noch) nicht zum (eigentlichen) Deutschland gerechnet werden. Zarneke hat sich denn auch den tadel Moriz Haupts zugezogen: '*von der Elbe unz an daz mer*, worüber im Mhd. wb. 2, 137 b ebenso entschieden<sup>1</sup> als unüberlegt geredet wird' (zu MFr. 3, 8). seine eigene meinung über den halbvers gibt Haupt allerdings nicht kund. — A. Lübben sagt in seinem Wörterbuch s. v. *mer* zu unserer stelle: 'es ist wohl nicht die Ostsee gemeint, sondern, wie gewöhnlich, das Mittelländische meer'. das ist in der tat die einzig mögliche auffassung. das Deutsche Reich hat sich wirklich bis zum Mittelländischen meere erstreckt u.zw. lag der östlichste punct hier zwischen Castua und Fiume (Flumen Sti Viti, deutsch St Veit am Flaum an der mündung der Fiumara in einen golf des Adriatischen meeres) in der schon unter Karl d. Gr. eroberten markgrafschaft Istrien. dieses südlichste ende der ostgrenze meint der dichter mit den worten *von der Elbe unz an daz mer* und er brauchte das *mer* das er meinte nicht näher zu bezeichnen, denn, wie Zarneke selbst aao. sagt, bedeutet *mer* auch olme beisatz 'gemeiniglich ... das Mittelländische meer, das seit den kreuzfahrten über dasselbe besonders bekannt war'.

<sup>1</sup> damit geschieht Zarneke unrecht: das fragezeichen oben stammt von ihm selbst. ganz sicher hat er sich also seiner sache nicht gefühlt und darauf auch aufmerksam gemacht.

der dichter denkt sich demnach als ostgrenze des reiches die untere Elbe und dann einen bogen, der von diesem flusse ausgehend die böhmischen und österreichischen länder<sup>1</sup> einschließt und an der bucht von Fiume endet. so hat auch C den halbvers verstanden. hier lautet er: *ûf bî Elbe unz an daz mer.* diese lesart findet Zarneke aao. 'offenbar richtiger'. das hängt gewis mit seiner allgemeinen bewertung von C zusammen, aber deutlicher ist sie wirklich: das wörtchen *ûf* (= stromaufwärts) weist uns mit aller bestimmtheit darauf hin, dass der dichter die ostgrenze des reiches im norden beginnt und dass wir deren anderes ende im süden zu suchen haben.

Wenn nun aber der zweite halbvers die östliche grenze angeben soll, so muss der erste die westliche bezeichnen. nur beginnt die bestimmung jetzt im süden. keiner erklärung bedarf der *Roten*. indem der dichter ihn hier nennt, rechnet er das königreich Burgund oder Arelat zum reiche, wozu ihm die geschichte das recht verlieh. die Rhone war zur zeit der Staufer grenzfluss<sup>2</sup> von der mündung bis über Avignon hinauf. da nun der dichter sagt: *vome Roten zuo dem Rîne*, so muss er ähnlich wie früher auch hier eine gedachte linie gezogen haben, jetzt eine die etwa von Lyon ausgehend irgendwo den Rhein erreicht. aber wo? die nächste verbindung wäre die strecke Lyon—Basel. aber sie kann nicht gemeint sein, denn durch diese verbindung würden die freigrafschaft Burgund, das ganze herzogtum Oberlothringen, der gröste teil des herzogtums Niederlothringen und die links vom Rhein gelegenen teile der herzogtümer Schwaben (Elsass) und Franken vom Reiche abgetrennt. niemals während des ganzen mittelalters und noch 150 jahre darüber hinaus war der Rhein an irgend einer stelle grenzfluss des Deutschen Reiches, und ihn nun gar von Basel bis zu seinem unterlauf zu Deutschlands grenze zu machen, daran konnten Cäsar und Napoleon denken, aber im 12 und 13 jh. niemand, schon gar nicht ein Deutscher. wenn also die worte *vome Roten zuo dem Rîne* einen sinn haben sollen der auch geschichtlich befriedigt, so muss das knie der Rhone bei Lyon mit der mündung des Rheines verbunden werden. diese linie aber, die fast genau nach norden

<sup>1</sup> dass diese nicht zum reiche gehören könnten, war ein damals unmöglicher gedanke.

<sup>2</sup> diese vorstellung hat sich ungemein zähe behauptet. im jahre 1869 schilderte Alphonse Daudet in seinen 'Lettres de mon moulin' zu anfang des abschnittes 'En Camargue' eine fahrt von Arles die Rhone abwärts und berichtete: 'de temps en temps le bateau s'arrête près d'un ponton, à gauche ou à droite, à Empire ou à Royaume, comme on disait au moyen âge, du temps du Royaume d'Arles, et, comme les vieux mariniers du Rhône disent encore aujourd'hui': es ist klar, dass hier mit 'Empire' das Römisch-deutsche Reich, mit 'Royaume' an der ersten stelle Frankreich gemeint ist, dass also das 'Royaume d'Arles' von Südfranzosen des 19 jahrhunderts ebenso zum Deutschen Reiche gerechnet wird wie im Nibelungenliede.

führt, erfüllt jene bedingung ausreichend, selbst wenn man sie sich als eine gerade vorstellt. das lehrt ein blick auf eine historische karte. —

In MFr. 3, 7 lesen wir: *Wær diu werlt alliu mîn von dem mere unz an den Rîn*. der sinn ist klar: 'wenn ich der kaiser wäre', aber wider muss dann unter dem *Rîn* das mündungsgebiet dieses stromes verstanden werden und das *mer* kann nicht die Nordsee sein, in die er fließt, sondern wider ist die Adria gemeint. der dichter stellt auch hier den äußersten südosten dem äußersten nordwesten gegenüber, um das ganze Deutsche Reich zu bezeichnen.

Indem Walther v.d.Vogelweide als erster deutscher dichter die deutschen männer und frauen den ausländern gegenüber hervorheben will, singt er 57, 21f: *von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant* [wohnen sie]. er verbindet also zuerst im norden ost und west und kehrt dann vom äußersten nordwesten *her wider*, d.h. in seine südöstliche heimat zurück. dann aber bedeutet *unz an Ungerlant* so ziemlich dasselbe wie *an daz mer*: die südlichste grenze zwischen dem Deutschen Reich und dem königreich Ungarn berührte man eben an der Adria. *Rîn* hinwiderum kann eben deshalb nicht den ganzen strom bedeuten, sondern nur seinen auslauf ins meer.

Neidhart verspricht 73, 21 seinem gönner Friedrich II, herzog von Österreich und Steier und (seit 1232) herrn von Krain: *maht du mir den zins geringen, dînes heiles kempfe wil ich sîn und dîn lop wol sprechen unde singen, daz ez lût erhillet von der Elbe unz an den Rîn*. er gebraucht da dieselbe wendung wie Walther 57, 21 und offenbar auch in demselben sinne. wenn man sein *lop* in ganz Norddeutschland hörte, dann umso mehr dort wo der sänger es erschallen liefs, im süden, und besonders in des herzogs eigenen landen. dies eigens hervorzuheben, war somit hier gar nicht nötig. der schreiber der hs. c, der das nicht erfasste, hat es aber doch für angemessen erachtet und ändert: *das es von hynnen muss hellen vncz an den Reine*<sup>1</sup>. er meint dasselbe wie Neidhart, drückt es aber anders aus. er zieht durch ganz Deutschland einen querstrich, der von den südöstlichen marken, *von hynnen*, wo der dichter und sein landesherr verweilen, bis zum mündungsgebiete des Rheines führt, also wie Walther in jenem zweiten verse, nur in umgekehrter richtung.

Im Biterolf v. 13 329f heist es: *zwischen der Elbe und dem mer stênt ninder bezzer burestal* als in *Stirelant* (13 277). das soll gewis wider dasselbe bedeuten: in ganz Deutschland. angegeben werden hier nur ortsbestimmungen aus dem osten des reiches, weil Steiermark eben östliches grenzland Deutschlands war. der dichter verbindet hier also den äußersten norden mit

<sup>1</sup> von hinne unz an den Rîn sagt Neidhart selbst 93, 15. auf diese stelle komm ich noch zu sprechen.

dem äußersten süden, das *mer* kann daher wider nur das Adriatische sein.

Ein 'lobgedicht auf die Bremer nach ihren siegen in den jahren 1407 und 1408', veröffentlicht von W. Leverkus in der Zs. 13, 376 ff., rühmt von ihnen in v. 5 f: *van der zee went an den Ryn ist yr name wal bekant*. der erste dieser verse deckt sich mit MFr. 3, 8, nur dass der Niederdeutsche *van der zee* sagt statt *von dem mere*. der ausdruck bedeutet offenbar wider: im ganzen Deutschen Reiche, unter dem *Ryn* sind demnach auch hier die mündungen dieses stromes zu verstehn, und die *zee* ist wider die Adria, wie ja auch Walther zunächst an diese denkt, wenn er 125, 9 ausruft: *möht ich die lieben reise gevaren über sê*.

ESchröder bereichert diese zusammenstellung durch den hinweis auf die Kaiserchronik v. 15 266 ff. dieser älteste beleg lautet: *Der chunich [15256 Linther, kaiser Lothar I] hiez die er besande sich dô witen* [boten rîten,

*von dem Rîne unz an den Roten  
sô vlugen boten uber boten.*

*Burgendêre unt Swâbe*

*die huoben di ungenâde usw.*

es ist ohne weiteres klar, dass auch hier die worte *von dem Rîne unz an den Roten* das *rîche* bedeuten, das v. 15 273 ausdrücklich genannt wird. der dichter begnügt sich damit, den äußersten norden und den äußersten süden der westgrenze anzugeben, und meint die mündungen der beiden flüsse. die Münchener hs. (2) schreibt *von dem mer unz an den Roten*: dass auch sie das Deutsche Reich damit bezeichnen will, ist unzweifelhaft. aber das wort *mer* lässt zwei auffassungen zu. entweder ist damit auch hier die Adria gemeint. dann hätte der schreiber die westgrenze des reiches durch die südgrenze ersetzt, indem er deren östlichsten und westlichsten endpunct angab. oder aber — und das ligt m.e. näher — er hat dasselbe ausdrücken wollen wie die anderen hss., aber den namen *Rîn* vermieden, weil dieser strom selbst nirgends reichsgrenze war. dann wäre wie bei der wendung *von dem Rîne* bei *mer* an die mündung dieses flusses zu denken. allerdings steht dann die lesart in gegensatz zu den anderen stellen, an denen unter *mer* nicht die Nordsee, sondern das Adriatische meer verstanden werden muss. —

Ganz anders zu beurteilen sind stellen, an denen zwar auch flüsse als grenzen angegeben werden, aber ohne dass mit der ganzen wendung das Deutsche Reich umschlossen werden sollte.

Mit den worten: *Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore*, *von dem Pfâde unz an die Traben erkenne ich al ir fuore* 31, 13 f 'bezeichnet Walther die grenzen [nicht des Reiches, sondern] seiner wanderungen', bei denen er 'die grenzen des deutschen landes überschritten hat' (Wilmanns zur stelle).



in seinem preislied auf die deutschen frauen und männer hebt Walther 56, 30 hervor: *Ich hân lande vil gesehen*, und das mußte er hervorheben, denn wenn ein mann der aus Deutschland nicht hinausgekommen war, behauptete: die Deutschen *mugen wol die besten sin, die ich in der werlde hân erkant*, so wäre dieses lob wertlos. an der oben angezogenen stelle spricht er deutlich aus: ich habe mit eigenen augen gesehen und beobachtet nicht bloß die Deutschen zwischen Trave und Mur, sondern auch Franzosen (*Seine!*) und Italiener (*Pfât!*), aber leider ist es überall dasselbe: *diu meiste menege enruochet wies erwirbet guot* 31, 15.

Neidhart sagt 93, 15 ff: *von hinne unz an den Rîn, von der Elbe unz an den Phât diu lant diu sint mir elliu kunt. diu enhabent niht sô mangan hîuzen dorfman als ein kreizeln wol in Oesterrîche hât*, also 'in ganz Deutschland und darüber hinaus gibt es nicht so viele freche bauern wie in Österreich in einem kleinen bezirk'. Deutschland ist wider mit den zwei uns schon vertrauten flussnamen und durch *von hinne* bezeichnet, aber das ganze gebiet das die wendung einschließt, reicht — im süden — noch über die deutschen grenzen hinüber.

Das unechte gedicht Neidhart XXXIX 19 ff lautet:

*Sî frâgent wer sî sî diu sâldenrîche  
von der ich hovelîche hân gesungen.  
sî wont in tiutschen landen sicherlîche;  
daz kûnd ich den alten und den jungen.  
sî ist in einem kreize, der ich diene,  
von dem Pfâde unz an den Sant,  
von Elsâze in Ungerlant;  
in der enge ich sî vant;  
noch ist sî zwischen Pârîs unde Wiene.*

das ist ein spass, mit dem der dichter die leute, die neugierig und unhöfisch nach seiner angebotenen forschen, dreimal zu narren hält. er will keineswegs die grenzen des Deutschen Reiches angeben, sondern sagt bald mehr bald weniger: 'da sucht euch die *sâldenrîche* der ich diene! in diesem kreize und in dieser enge wird sie trotz meinen vielen genauen bestimmungen schwer genug zu finden sein'.

Mit dem *Elsâze* des angeblichen Neidhart sind wir wider *an den Rîn* zurückgelangt, von dem wir ausgegangen sind. von seinen quellen bis zur Nordsee war der Rhein überall 'Deutschlands strom, nicht Deutschlands grenze'. erst mit seinen mündungen erreichte er des Reiches äußersten nordwesten. das weiß die geschichte, und die dichtung bezeugt es: wo immer diese als ende des Reiches den *Rîn* nennt, meint sie den jetzt niederländischen Rijn mit seinen armen.

Graz.

Justus Lunzer.

# NACHTRAG ZU 'ALTGERMANISCHES'

ZS. 66, 217 ff.

I. In meinem aufsatz 'Altgermanisches' hab ich s. 226 ff versucht, für *d* von lit. *Gūdas* gegenüber dem *t* von urgerm. \**Gutaz* 'Gote' eine deutung zu geben, die lit. *d* verständlich macht, ohne dass man als vorbild eine germ. form mit unverschobenem *d* anzusetzen braucht. ich habe vermutet, dass der name der Goten über die Finnen zu den Litauern gekommen sei, dass die Finnen *t* von urgerm. \**Gutaz* in ihre stufenwechselreihe *t : d* überführt und so ein paradigma sg. \**gudas*: plur. \**gutaz-at* herausgebildet hätten. die Litauer aber hätten den namen in der form des finn. sg. \**Gudas* entlehnt und daher mit *d* = germ. *t* aufgenommen. mit recht hat mich TKarsten darauf hingewiesen, dass die Finnen *g* von germ. \**Gudaz* durch *k* hätten wiedergeben müssen, dass also zum mindesten der name im finnischen \**Kudas* gelautet hätte. aber ich glaube, meine hypothese von finnischer übermittlung des Gotennamens an die Balten lässt sich trotzdem halten. im Ark. f. nord. filol. 41 (1925), 255 hab ich die vermutung ausgesprochen, die finn. tenuis sei innerhalb der periode der entlehnung litauischer wörter und zu beginn der entlehnung germanischer wörter aus einer druckstarken tenuis zu einer druckschwachen geworden, von der articulation wie etwa heute die finn. tenuis gesprochen wird. diese druckschwache tenuis sei nicht mehr fähig gewesen, die lit. und germ. tenuis widerzugeben. die folge davon war dass die inl. tenuis lit. und germ. lehnwörter, statt wie bisher in die finn. stufenwechselreihe *k : γ, t : d, p : b* einzutreten, auf finn. seite in die reihe *kk : k, tt : t, pp : p* überführt wurde, wie es bei einem kleinen teil der lit. lehnwörter und dem grösten teil der altgerm. lehnwörter die inl. tenuis hatten, geschehen ist. vgl. einerseits finn. *kelta* 'gelbe farbe' = lit. *geltà*, finn. *muoto* 'form, aussehen' = anord. *mót* 'bild, aussehen'; anderseits finn. *pirtti*, gen. *pirtin* 'badestube' = lit. *pirtis*, finn. *mitta*, gen. *mitan* 'mafs' = anord. *met*. in solcher zeit aber kann auch anl. finn. tenuis umgekehrt im litauischen durch die media aufgenommen sein, da die finn. druckschwache tenuis sich nicht mit der lit. tenuis deckte und eher der lit. media nahestand. ein finn. \**Kudas* = germ. \**gutaz*, dessen inl. *d* noch der älteren entlehnungsperiode mit finn. *t : d* = germ. *t* angehörte, konnte also im litauischen zu *Gudas* werden. ja es wäre so auch möglich, die lit. form *Gūdas* von einem finn. plural \**Kutaz-at* 'die Goten' abzuleiten oder auch von einem finn. sg. \**Kutas* auszugehn, der zu einem plural \**Kuttaz-at* gehören und schon der jüngeren entlehnungsperiode mit einreihung von germ. *t* in die stufenwechselreihe *tt : t* angehören würde. denn immer wäre eine finn. tenuis auf lit. seite durch eine media widergegeben.

Natürlich ist dies alles hypothetisch, aber ein gegenbeispiel liegt nicht vor. wir kennen kein anderes finn. lehnwort im litauischen aus alter zeit: Thomsen *Berøringer mellem de finske og de baltiske sprog* 70f. dass gerade der völkernamen *Gūdas* eine ausnahme bildet, ist wol verständlich. denn auch sonst sind geographische namen und besonders völkernamen nicht selten die einzigen wörter die in eine andre sprache entlehnt werden. wol gibt es im lettischen eine nicht unbeträchtliche zahl von wörtern aus dem livischen und estnischen: Thomsen ebda 67 ff. 252 ff. von diesen sind einige wenige auch in angrenzende lit. dialecte übergegangen. aber diese lehnwörter reichen nicht entfernt in die uralte periode zurück der die lit. lehnwörter im finnischen und lappischen angehören, und sie haben nichts von jener hohen altertümlichkeit die diese schicht auszeichnet. so fällt es denn auch für die annahme, dass in lit. *Gūdas* finn. *k* durch *g* widergegeben sei, weder ins gewicht, dass diese jüngeren lehnwörter die livische oder estnische tenuis im anlaut meist bewahren: z.b. lett. *kiris* 'schwarzes ochskalb mit weissem streifen über dem rücken' zu estn. *kiri* usw. 'buntwerk, zeichnung, bunte färbung'; noch kommt es dafür in frage, dass in einigen fällen die liv.-estn. tenuis durch die media ersetzt ist, wie z.b. in lett. *bū'ja-ēt* 'zugrunde gehn' aus liv. *pu'oi*, est. *põhi* usw. 'grund. boden'. aber es sollte gezeigt werden, dass lit. *Gūdas*, an dessen herkunft aus dem Gotennamen man nicht zu zweifeln braucht, keinen anlass zu der annahme gibt, dass die Litauer schon vor der lautverschiebung von den Germanen entlehnt hätten.

Ernst Schwarz hat neuerdings in einer besprechung von Stender-Petersens buch 'Slavisch-germanische lehnwortkunde' im Arch. f. slav. phil. 42, 298 wider die annahme verteidigt, dass auch die Slaven schon vor der ersten lautverschiebung germ. Ortsnamen entlehnt hätten. nach dem vorbild anderer nennt er *Graudenz* = poln. *Grudziąds*, das dem got. stammmamen *Grautiggōs* gleichgesetzt wird. ich habe in meinem aufsatz mit absicht weder von dieser etymologie noch von der ableitung des namens von *Danzig* = poln. *Gdansk* aus dem Gotennamen gesprochen, da mir beide gleichungen zu unsicher sind. enthält der name *Graudenz* wirklich den namen der *Grautungi*, so ist in betracht zu ziehen, dass bei diesem stammmamen in der antiken überlieferung die schreibung mit *th* die mit *t* überwiegt. damit könnte eine dentale spirans umschrieben sein, die die Slaven mit *d* widergegeben hätten. allerdings zeigen gerade die got. namen bei lateinischen und griechischen schriftstellern vielfach tenuis aspirata *th* für die tenuis *t*, worüber Wrede Ostgoten 170f zu vergleichen ist. keineswegs verbindlich ist natürlich die herleitung des namens *Grautungi* von alts. *griot*, ahd. *grioz* usw. dann aber macht Vasmer darauf aufmerksam, dass in poln. *Grudziądz* die endung *-ądz* auf germ. *-ung* weise, entsprechend

germ. *Grutungi*, *Gruthungi*, *Grauthungi*, *Greuthungi* (neben *Greothingi*), das einem idg. -*nk-* entspricht. es läge demnach in der endung eine verschiebung von idg. *nk* zu *ng* vor, wenn *Grudziqdz* zum namen der *Grautungi* gehörte. poln. *Gdansk* 'Danzig' freilich könnte dann von dem Gotennamen abgeleitet werden, ohne dass man an eine germ. form mit unverschobenem *d* zu denken brauchte, wenn der Gotenname den Slaven durch die Balten in der lit. form *Gudas* zugekommen wäre. darauf hat mich Bebhaghel hingewiesen.

Zum schluss hol ich ein versäumnis nach: ELewy macht mich darauf aufmerksam, dass schon Stokes im Urkelt. sprachschatz (= Fick Vgl. wb. der idg. sprachen II<sup>4</sup>) 181 zweifelnd kelt. *brāca* zu φράσσειν gestellt hat.

II. Der herausgeber dieser Zeitschrift und Neckel haben mir freundlicher weise einen correcturabzug von des letztern bemerkungen gegen meinen aufsatz 'Altgermanisches' geschickt. so dank ich es beiden, wenn ich gleich darauf antworten kann. ich darf dazu folgendes sagen:

1. Neckel hat ganz recht, wider auf die *semigermanae gentes* bei Livius XXI 38, 9 hinzuweisen. Livius nimmt an, dass sie schon zur zeit von Hannibals Alpenübergang am grofsen St. Bernhard salsen und dessen zugänge versperrten. aber so gewis sein zeugnis für seine zeit von gröstem wert ist, wie Norden Berl. Sitzungsber. 1918, 130 ff hervorgehoben hat, so fragt es sich doch eben, ob er die *semigermanae gentes* aus alten, zeitgenössischen quellen übernommen hat. das lässt sich nicht beweisen. Neckel kann ferner den wortlaut der triumphalfasten zum jahre 223 v. Chr. für sich in anspruch nehmen, auf denen eingegraben ist: *de Galleis Insubribus et Germ[un(eis)]*. aber auch dieses ist kein vollgültiges zeugnis, da die triumphalfasten sicherlich in der 2. hälfte des 1. vorchristl. jh.s durchgreifend überarbeitet sind. eben deswegen wird doch wol fast allgemein unter den klassischen philologen und historikern angenommen, dass *Germaneis* aus den anschauungen dieser zeit für *Gaesateis* eingesetzt sei. es wäre doch auch in hohem grade sonderbar, wenn den Römern schon vor dem 2. punischen kriege der name 'Germanen' für die germanische nation bekannt gewesen wäre, wo kein antiker schriftsteller diesen namen vor dem beginn des 1. vorchristl. jh.s für die Germanen kennt und noch einige jahrzehnte vor dem gebrauch des namens die nationale zugehörigkeit der Cimbern und Teutonen ganz unbekannt war. die *Oretani Germani* aber bei Plinius III 25 beweisen deswegen nicht, dass in uralter zeit ein splitter der eigentlichen Germanen mit den Kelten nach Spanien abgewandert sei, weil es bisher nicht gelungen ist, ursprünglichen sinn, gebrauch und herkunft des Germanen-namens aufzuklären.



Mit absicht hatt ich diese so merkwürdigen, immer wider zu positiven schlüssen verlockenden, aber eben doch umstrittenen und nicht eindeutig verwertbaren belege für den Germanennamen bei seite gelassen. aber davon abgesehen muss ich darauf bestehn, dass der name *Gaesaten* nur keltisch sein kann. die beweisgründe aber mit denen Neckel die Muchschen etymologieen der *Tylangii* und *Daliterni* verteidigt, sind für einen linguisten nicht annehmbar. sicherlich wird auch von der linguistik zur genüge in der deutung von völkernamen gesündigt, ich nehme mich gewis nicht aus. aber der standpunct den die linguistik solchen versuchen gegenüber hat, lässt eine solche verteidigung wie sie Neckel vornimmt, kaum zu<sup>1</sup>.

2. Neckel hat ganz recht mir vorzuhalten, dass niemand in dem *t* von *Veneti* eine germ. unverschobene tenuis sieht. gegen eine solche extreme ansicht sich zu wenden, war wirklich zwecklos. im übrigen muss ich gestehn, ist mir seine kritik meiner fufsnote über den Wendennamen nicht verständlich. es erscheint mir nicht ganz ausgeschlossen — mehr zu sagen, kann man nicht verantworten —, dass unter den germ. stämmen einer den auf idg. gebiet öfters begegnenden *Veneter*-namen, den wir nicht deuten können, aus der urzeit festgehalten hatte. dieser stamm könnte einmal in der nachbarschaft der Slaven gesessen und etwa einen teil von diesen unterjocht haben. weiterhin könnte die germ. Oberschicht slavisiert, der name auf den nunmehr einheitlich slavischen stamm übergegangen und nach diesem an die Germanen angrenzenden stamm die gesamtuation der Slaven von den Germanen benannt sein. die Slaven selbst haben sich bekanntlich nie so bezeichnet. ich habe hier nur eine mögliche erklärungs skizziert. aber ich habe weder die unumstößliche tatsache der germ. lautverschiebung zum problem machen noch mich für nachträgliche indogermanisierung der Germanen aussprechen wollen. ich weifs darüber wirklich nichts und finde nicht, dass für diese theorie bislang überzeugende gründe vorgebracht sind. den versuchen, der germ. sprache besonders starke abweichungen vom typus der ursprache aufbürden und diese neuerungen auf ein voridg. substrat zurückführen zu

<sup>1</sup> Neckel meint, nhd. *vorder* = engl. *further* sei ein deutlicher comparativ und zeige, dass der comparativische gebrauch des suffixes *-tero* nicht auf das arische und griechische beschränkt sei. das ist ein missverständnis. denn die germ. sippe erweist so wenig comparativischen gebrauch des suffixes wie got. *hindar*, nhd. *hinter*, wie osk. *pruter* 'prius' zu griech. *πρότερος*, ai. *pra-tarām* 'weiter, ferner', wie umbr. *pretra* 'prioris': *postra* 'posteriores'. in diesen fällen handelt es sich um reciproke begriffe. mit comparativischer verwendung mein ich, dass das suffix *-tero* mechanisch zur steigerung von adjectiven gebraucht wird, d.h. die function übernimmt, die im germanischen das ursprachliche und ältere comparativische suffix *-is-* in der um *-on* erweiterten form *-iz-on* (und *-ōz-on*) hat.

wollen, tritt jetzt Arnold Nordling in einem anerkennenswerten aufsatz 'De första Germanerna' (Övertryck ur Finskt Museum 1929, 61 ff) entgegen. wenn auch im einzelnen zu diesem aufsatz manches zu sagen wäre, wozu hier der raum fehlt, so hat er doch darin recht, dass das germanische sich keineswegs besonders stark von der ursprache fortentwickelt hat, in dem grade etwa wie es das keltische oder das armenische getan hat. verändert haben sich auch die konservativsten unter den idg. sprachen. dass diese veränderungen immer auf sprachmischung, wie sie die substrattheorie voraussetzt, zurückgehn müssen, ist ein ganz unberechtigtes dogma. es sollte nicht in frage gestellt werden, dass überall und in allen bereichen der sprache die immanente entwicklung ein überaus wichtiger factor ist. aber auch das kann ich hier nicht weiter ausführen.

3. Die frage, ob die ältesten germ. lehnwörter im finnischen und lappischen noch vor der ersten lautverschiebung entlehnt sind, ist für die indogermanistik und germanistik von außerordentlich großer bedeutung. es lohnt sich, um dieses problem zu kämpfen. aber bei aller anerkennung die man T. Karsten dafür schuldet, dass er so eindringlich und lebendig diese frage in den mittelpunct der discussion gerückt hat, bleib ich dabei: dieselbe behandlung die der ältesten schicht der germ. lehnwörter im finnischen zu teil geworden, denselben wechsel in der aufnahme der *tenues* durch die zwei finnischen stufenwechselreihen, über den ich im Ark. f. nord. fil. 41 (37), 246 ff und kürzer in meinem obigen aufsatz gesprochen habe, zeigen auch die litauischen lehnwörter im finnischen. nennen wir die eine stufenwechselreihe  $t : d$ , die andere  $tt : t$ , so überwiegt bei den lit. lehnwörtern der stufenwechsel  $t : d$ , wörter mit finn.  $tt : t =$  lit.  $t$  sind seltener. umgekehrt aber ist das verhältnis bei den germ. lehnwörtern, wo die fälle mit  $t : d$  in kleiner minderzahl sind. dem entspricht dass die lehnwörter aus dem litauischen in eine noch ältere periode zurückreichen als die aus dem germanischen. aber dass die aufnahme der lit. und germ. lehnwörter in die zwei finnischen stufenwechselreihen gleichmäfsig zu beurteilen ist, lass ich mir nicht ausreden. dazu kommt noch folgendes: dieselben altertümlichkeiten im vocalismus, die wir aus den altgerm. lehnwörtern im finnischen und lappischen kennen, weisen auch die ältesten germ. wörter auf die die römische überlieferung bietet. so den diphthong *ei* in der *dea Alateivia* CIL. XIII 8606, so *e* vor *i* der folgenden silbe in den *deae Aluferhviae* ebda 7862, *e* vor nasal + consonant vielleicht im volksnamen *Tencteri*, erhaltung des endsilbenvocalismus in dem dativ *Saitchamimi*<s> CIL. XIII 7916. darüber hinaus geht höchstens, dass vielleicht in einigen lappischen wörtern german. herkunft *ö* für *ä* in der stammsilbe erhalten ist: *Arier* und *Ugrofinnen* 64 ff. nirgends aber in der ganzen griech. und röm. über-

lieferung german. sprachguts findet sich ein wort dessen consonantismus vor die lautverschiebung zu setzen wäre.

Ich möchte diese entgegenung von einzelheiten freihalten. aber bemerken muss ich doch noch, dass Osthoffs wunderschöne erklärung des *i* von got. *reiks* usw. aus dem keltischen nicht unangefochten geblieben ist. Brugmann z.b. hat das *i* dieser german. sippe auf einen ursprachlichen ablaut *rē(ik)* : *rik* zurückgeführt, und es gibt anhaltspunkte dafür dass die wurzel *rēg* in lat. *rēx*, kelt. *rix* usw. ursprünglich eine langdiphthongische gewesen ist. das ist freilich auch wider bestritten worden. ich hatte meinen lesern eine erörterung dieser in die einzelheiten der idg. sprachgeschichte führenden streitfrage ersparen wollen. nun darf ich mich nicht beklagen, dass ich missverstanden bin. aber von etrusco- oder iranomanie weifs ich mich frei. dass sich jedoch an den rändern germ. volkstums einflüsse solcher art geltend gemacht haben können, zumal wenn man bei iranischer einwirkung an die halbsarmatischen Bastarner denkt, das wird auch Neckel nicht bestreiten wollen.

Marburg i. H.

Hermann Jacobson.

#### ERWIDERUNG.

Das entgegenkommen der schriftleitung setzt mich instand, auf Jacobsons Nachtrag (II) (oben s. 147f) sogleich in kürze zu erwidern.

1. Mit freude begrüß ich eines so scharfsinnigen widersachers abstandnehmen von der umsichgreifenden parole 'substrat um jeden preis', seine verweisung auf Arnold Nordlings vortreffliche arbeit *De första Germanerna* und insbesondere seine erklärung, er habe die germanische lautverschiebung nicht zum problem stempeln wollen. allerdings halt ich nicht bloß mit J. die lautverschiebung für eine 'unumstößliche tatsache', sondern auch für eine die keine besondere (nicht ebenso für jeden andern lautwandel geltende) erklärung verlangt, und also im causalen sinne ebenso unproblematisch ist wie im factischen. hierzu hat der Marburger linguist sich leider nicht direct geäußert. aber sein satz, er habe sich nicht für nachträgliche indogermanisierung der Germanen aussprechen wollen, läßt mich hoffen, dass er auch über jene wichtige methodenfrage mit mir einig ist.

2. J. betont mehrfach, meine thesen seien nicht beweisbar und würden deshalb von ihm abgelehnt. auf diese art kommen wir aber nicht weiter. auch J.s eigene thesen sind ja unbeweisbar, und er gibt dies anscheinend auch selber zu, so dass ein unparteilicher leser den eindruck davontragen kann, jeder von uns trete nur deshalb für die eigenen thesen und gegen die des andern ein, weil jene die eigenen und diese die des gegners sind. einen solchen eindruck müssen wir vermeiden, und wir

können es, indem wir auch den gegner vom beweisenmüssen dispensieren, nur noch nach der gröfseren oder geringeren wahrscheinlichkeit fragen und uns in jedem falle auf die wahrscheinlichste lösung einigen, was möglich sein muss. allerdings gehört dazu berücksichtigung aller momente, nicht nur der linguistischen. weil ich dies schon das erste mal gegen ihn geltend machte, redet J. jetzt mehrfach *ex cathedra esoterica* des sprachforschers, die uns anderen unzugänglich sei. ich gesteh nicht einzusehen, warum letzteres. was soll es besagen, meine fürsprache für die Muchschen etymologieen von *Tylangii* und *Daliterni* sei 'für einen linguisten nicht annehmbar'? haben linguisten nicht ebenso augen zu sehen wie andere leute? ist die sprachwissenschaft eine magie, die den gesunden menschenverstand entbehren kann? linguistischer (und zugleich ungermanistischer) hochmut prägt auch den satz: 'keineswegs verbindlich ist natürlich die herleitung des namens *Grautungi* (lis: *Greo-tingi*, Mommsen *Jordanes* 59, 11!) von as. *griot*, ahd. *grioz* usw.'. ich behaupte, dass diese herleitung ganz vortrefflich ist, da sie im germanischen bereich bleibt und durch die skandinavische landschaft bestätigt wird. man vergesse nicht, dass altnord. *griót* 'steine, felsgestein' bedeutet! ebenso mein ich, es sei plausibler, die ältesten Germanenerwähnungen, da sie einander stützen und, bei licht besehen, keineswegs 'sonderbar' sind, ernst zu nehmen, als sie einzeln umzudeuten oder für späte conjectur zu erklären und die dunkelheit von 'gebrauch und herkunft des Germanen-namens' zu betonen. denn dieser name ist zwar nicht evident, aber zwanglos und, soweit ich sehe, einwandfrei so erklärbar, dass die erklärung in einklang steht mit den nach geschichtlicher erfahrung und wahrscheinlichkeit gedeuteten belegen (Germanen und Kelten 30 ff). wenn ferner J. 'darauf bestehn muss, dass der name *Gaesaten* nur keltisch sein kann', so berechtigen die sprachlichen und sachlichen befunde m.e. nicht zu einer so kategorischen behauptung. höchstens kann es heifsen: 'eher keltisch als germanisch'. wäre übrigens die 'fast allgemeine ansicht der klassischen philologen und historiker' richtig, wonach *Germaneis* in den triumphalfasten erst kurz vor unserer zeitrechnung für *Gaesateis* eingesetzt wurde, so läge darin ein gewichtiges, weil altes zeugnis für das Germanentum der *Gaesaten*.

3. Auch wenn J. bei 'comparativischer verwendung' nur an die regelmäfsige (mechanische) steigerung von adjectiven gedacht hat, so darf er schwerlich mich eines misverständnisses beschuldigen (s. 148 n. 1). bekanntlich gibt es auch steigerung von adverbien, und einen solchen fall meinte ich natürlich in nhd. *vorder* = ne. *further* feststellen zu können. denn lässt sich leugnen, dass es sich hier um einen comparativ zu *vor* handelt, der das bezeichnet was weiter vor oder weiter vorne ist, ganz wie z.b. anord. *fremri* zu *fram* oder wie got. *airiza* zu *air*, nur



mit dem suffix *-tero* statt dem gewöhnlichen *-izon*, *-ōzon*? got. *hindar*, osk. *pruter* usw. sind anderer art, weil sie kein adverbium neben sich haben, und für sie mag der ausdruck 'reciprok' angebracht sein.

Charlottenburg.

Gustav Neckel.

HEINRICH CLUZENERE. Die von Bartsch in seinen Mitteldeutschen gedichten (Stuttg. 1860) s. 1—39 aus der bekannten Pommersfelder sammelhs. herausgegebene Marienlegende des Heinrich Cluzenere hat trotz den studien und darstellungen welche die altböhmische und altschlesische litteraturgeschichte in den letzten jahrzehnten gefördert haben (Baesecke, Naumann, Wolkan), noch nicht den bescheidenen platz gefunden den sie immerhin verdient. ich habe mich vor längern jahren einmal mit dem gedichte beschäftigt, die sache aber liegen lassen, nachdem es mir auch mit der freundlichen hilfe von prof. Jecht in Görlitz nicht gelungen war, dem dichter und seinem gewährsmann in urkunden auf die spur zu kommen. hier möchte ich wenigstens das was mir wichtig scheint zur sprache bringen.

Der verfasser, der den stoff seiner in keiner der durchforschten sammlungen von Marienlegenden nachweisbaren wundergeschichte von dem guardian Pilgrim der Görlitzer franciscaner (54 f) erhielt, nennt sich mit vor- und zunamen (45), doch ohne eine standesbezeichnung: er war offenbar clericus, aber weder angehöriger eines klostere oder stiftes noch weltpriester, gehörte also wahrscheinlich zu einer kanzlei, und zwar der königlich böhmischen. in dieser eigenschaft erhielt er von dem 'jungen könig aus Böhmerland' (1355) den litterarischen auftrag: *der mich die mēre machen bat* (1357). es war nicht seine erste poetische arbeit: *Heinrich Cluzenere der wil uns aber ein mēre durch kurze wile machen von hovelichen sachen und unser vrouwen wunder ein* (45—49); vgl. dazu am schluss (1361) *daz ist hovelich getân*. er fühlte sich in der tradition jener poesie stehend die wir die 'höfische' nennen, und aus ihr heraus schuf er seine geistliche novelle, die zugleich unterhalten und andächtig stimmen sollte. dass der junge Böhmenkönig Wenzel II (1278—1305) war, unterliegt von vorn herein keinem zweifel — an den gleichfalls jugendlichen Wenzel III (1305—1306), der nach noch nicht einjähriger regierung im alter von 17 jahren starb, wird man kaum denken dürfen. nun konnte zwar Wenzel II (geb. 1271) auch gegen ende seiner 27 jährigen regierung noch immer als ein 'junger mann' gelten (wie etwa Reimar 'der alte' bei seinem tode), aber als 'den jungen könig' wird der dichter seinen gönner doch nicht in den späten jahren seiner regierung bezeichnen: wir sind also jedenfalls berechtigt, das gedicht noch in die 1280er jahre zu setzen.

Heinrich Cluzenere fühlte sich als litterat — aber er hatte am königshofe feinde, gegen die er im eingang und mitten im

gedicht polemisiert. das sind keine allgemeinen redensarten gegen neider und hämische kritiker, wie wir sie wol auch sonst finden, sondern es ist eine ganz präzise polemik. ich führe die beiden stellen hier an. zunächst 9 ff:

- swie ich niht ein meister sî,*  
 10 *daz ich doch strâfens werde vrî*  
*von den meisterlînen<sup>1</sup>,*  
*die mit den worten schînen*  
*als ob si grôze meister sîn.*  
*die vunden manic vundelin*  
 15 *daz niht ein hâr gewegen<sup>2</sup> mac.*  
*daz ist ein suntlicher bejac:*  
*swer sich mit kunst alsô begât*  
*daz er von eim zum andern gât*  
*mit valscher rede hinderwert.*

dieser erste heftige ausfall gilt den fahrenden poeten, die mit prunkenden worten und spitzfindigen aber wertlosen einfällen wirtschaften; ihr 'sündhafter betrieb' führt sie von einem (sc. hofe) zum andern, und überall hinterlassen<sup>3</sup> sie hämischen klatsch. — Wer aber speciell damit gemeint ist, erfahren wir an der zweiten stelle. hier bekennt der dichter in der üblichen weise seine unfähigkeit und übh. die unmöglichkeit, die erscheinung der jungfrau Maria mit gedanken zu erfassen und mit worten vollwürdig zu gestalten — *wir wollen denne sêre tôben* (522), d.h. 'wenn wir uns nicht wie verrückte gebärden wollen'; und nun folgt 523 ff:

- des solde noch ein meisterlîn*  
*unmezlich lop lâzen sîn,*  
 525 *daz her mit grôzer werdekeit*  
*an semelîche<sup>4</sup> vrouwen leit.*  
*her wil sich mete beswîchen<sup>5</sup> usw.*

der dem dieser heftige ausfall gilt, ist kein anderer als Frauenlob, und die dichtung gegen die insbesondere der pfeil abgeschossen wird, ist der grofse Marienleich, in dem der dichter in der tat, wie Ludwig Pfannmüller in seinem gelehrten commentar (QF. 120, Strafsburg 1913) gezeigt hat, 'sêre tobet'. ist doch Pfannmüller schliesslich nach eindringendster beschäftigung mit dem autor zu derselben ansicht gelangt wie vor einem jahrhundert JBDocen: dass es bei Frauenlob im kopfe nicht ganz richtig gewesen sei.

Frauenlobs beziehungen zum böhmischen hofe sind umschlossen von der schwertleite des jungen königs 1286 und dem tode Wenzels 1305. das datum des Marienleichts kennen wir nicht.

<sup>1</sup> *meisterchinen* gehört der westmitteldeutschen handschrift an.

<sup>2</sup> *gewegen* 'gewicht haben' les ich für *gewesen* der hs. <sup>3</sup> so übersetz ich das *hinderwert*, obwol ich eine andere deutung recht wol zugebe. <sup>4</sup> man beachte: *semelîche*, nicht *sumelîche*! <sup>5</sup> 'er gibt sich damit einer täuschung hin'.

Ich lasse nun ein paar kleinigkeiten zum text folgen, ohne mich dabei in eine törichte polemik gegen diese frühe edition Bartschs (und besonders gegen seine anmerkungen) einzulassen. am verdrießlichsten ist es dass B. offenbar zu spät erkannt hat, dass der dichter in der weise Wirnts seine (ungleichmäfsigen) abschnitte mit einem dreireim schließt, was die natürlichste gliederung des äufsern textbildes ergeben musste. im ganzen ist die überlieferung nicht schlecht und Bartschs edition wol brauchbar.

v. 15 l. *gewegen* (s.o.) — 48 (u. 277) l. *hovelichen* — 63 l. *bösen* — 88 l. *dâ mac man heil* <van> *enphân*, die auslassung erklärt sich aus dem homöoteuton — 301 für 'hatte' l. *hal* oder besser schwach *halte* (Herbort) — 373 *dô vil her wider an sin wort*, vgl. 761 — 552 l. und <vol> *sagen* — 675 l. *armer vûre* (d.i. *fuore* adv. gen.) — 691 l. *lachete* — 761 l. *sin wort* wie 373 — 770 l. *daz ich gên dir hân vertân* 'verabsäumt habe' — 850 l. *nâ ires Kindes lône?* — 852 l. *gevaren* — 934—939 (951 ff. 1001 ff) der widerholte wechsel in der anrede erklärt sich wol so, dass der aufgeregte lehrer auch an die gesamtheit der schüler denkt — 1064 l. *die* <vil> *edele reine meit?* — 1078 l. und <die> *werlt* — 1092 l. *ich wil iz* — 1129 l. *daz in vor was* — 1161. 62 muss *bichte*: *lichte* doch wol bleiben, dann aber 61 *sine*, 62 *harte* gestrichen werden — v. 1170 l. *die sin herze sêre twanc*, wie 1195 — 1176. 77 l. *den erret brucke noch* <der> *stec*, *wazzer noch* <ein> *enger stic* — 1192 *streiche vil* — 1219 l. *ruchis*, 1225 *geruchis* (oder *ruchis*) — 1247 l. *genâden* — 1275 *hebrehemschen* ist natürlich nur ein ausgleiten des schreibers von *hebrêischen* in *jerusalêmschen* — oder umgekehrt? — 1328 *streiche nider*.

E. S.

REGINA AUSTRI. Diese, wie Kinzel schon bemerkt hat, aus Matth. 12, 42 (βασιλίσσα νότου) stammende bezeichnung der königin von Saba braucht Lamprecht im Alexander S 68 (vgl. V 64) *dô regina austri zô ime quam*. es ist sehr wol möglich dass sie daher, und nicht aus dem evangelisten direct, dem Wilden mann zugekommen ist, bei dem ich früher den vers Veronica 25 (ed. Köhn) und *Austri machede wis unde rîche* unbedacht durch ein <regina> ergänzen (und überfüllen) wollte. die widerkehr des gleichen ausdrucks in desselben autors 'Christlicher lehre' v. 143 *Nu hôrit wî Austri sprach* macht es mindestens wahrscheinlich, dass sich dem dichter *Austri* im sinne des namens der königin eingeprägt hatte; jene ergänzung hat also auf jeden fall besser zu unterbleiben. — Während der Wilde mann, der natürlich geistliche bildung besaß, dessen schulsack aber im spätern wanderleben löcher bekommen hatte, die benennung misverstehend kürzte, hat sie dem Vorauer schreiber des Alexander noch nicht genügt: er setzt hinzu 'die frowe' *regina austri* — verstanden hat auch er offenbar nicht.

E. S.

# DIE 'HEILIGE SEELENLUST' DES ANGELUS SILESIUS UND DIE MITTELLATEINISCHE HYMNIK.

Die zusammenhänge zwischen Angelus Silesius und der mittellateinischen hymnik hat bisher nur Ellinger in der ausgabe der 'Heiligen Seelenlust' (Neudr. 177—181, s. XI) und etwas ausführlicher im lebensbild des dichters (1927, s. 150f) angedeutet. an der ersten stelle weist er auf die angaben des dichters vor einigen liedern hin. sie besagen, dass die 'melodey' oder der inhalt oder auch beides 'aus einem lateinischen' herrühren. in der biographie zeigt E. an einem beispiel aus den passions-salven das nachklingen einer lateinischen strophe; aber auch hier, wo sich Scheffler der vorlage etwas enger anschließt, verfährt er viel freier als Paul Gerhardt. Held fügt im vorwort zu seiner ausgabe (bd 1, 2. aufl., München o. j., s. 70) nichts hinzu.

Ich habe in den sammlungen mlat. hymnen<sup>1</sup> nach vorbildern für die hirtенlieder gesucht und sie für die denen nach der angabe des dichters eine lateinische quelle zu grunde ligt, bis auf drei gefunden, nämlich bis auf die für I 18, IV 31 und V 192. im ersten fall ist es mir sehr unwahrscheinlich, dass es einen mittellateinischen hymnus mit entsprechendem inhalt<sup>2</sup> und vor allem mit gleicher melodie gibt. dafür kann ich die vorlagen einiger anderer gesänge aufzeigen, in denen Scheffler nicht angibt, dass er einen lateinischen text benutzt hat.

Zwei sammlungen mlat. hymnen, aus denen Scheffler geschöpft hat, lassen sich nachweisen, das Brevier und der Parnassus Marianus. das erste enthält noch heute vier der von unserm dichter übersetzten lieder: '*Jesu, corona virginum*' (bei Scheffler (V 157), '*Audi, benigne conditor*' (V 173), '*Veni, creator spiritus*' (V 188) und '*Veni, sancte spiritus*' (V 189). die fassung des Breviers von 1644 verrät sich an einigen stellen, so z.b. im ersten hirtенlied strophe 2, 1 (*Qui pergis inter lilia* statt *pascis*)<sup>3</sup>, 2, 3 (*Sponsus decorus gloria* statt *decoris*), 4, 1 (*Te deprecamur supplices* statt *largius*) ... — Die zweite quelle ist der '*Parnassus Marianus seu flos hymnorum et rhythmorum de s. Virgine Maria ... Accessit Parnassus Jesu seu Mons myrrhe ... collectore P. An-*

<sup>1</sup> Aus dem ende des 16 und dem anfang des 17 jh.s wurden durchgesehen: außer dem brevier von 1614 die opera des Georgius Fabricius (1562), Andreas Ellingerus (1588), Adamus Siberus (1589), Georgius Cassander (1616) und P. Antonius de Balinghem (1624).

<sup>2</sup> F. A. Hünich Das fortleben des älteren volksliedes im kirchenliede des 17 jh.s, diss. Leipzig 1911, s. 24 sieht in dem vergleich, der die dritte strophe ganz füllt, zwei volksliedmotive vereint. <sup>3</sup> das ist eine entsteltung des 17 jh.s, vgl. HRosenberg Die hymnen des breviers (Freiburg i. Br. 1923) I s. 221 nr 69 (*Ecclesia orans* 11).



*tonio de Balinghem societatis Jesu', Duaci 1624.* nur in diesem werke findet sich nach U. Chevalier Repertorium hymnologicum die *oratio ad Virginem*, die der dichter selber als quelle für sein 204. hirtensong nennt, s. s. 159. hier stehn auch noch andere hymnen, die Scheffler für seine 'Hl. Seelenlust' benutzt hat, s. 37 ff das Marienofficium (das in V 156 übersetzt ist, und zwar mit halbierung der verse und strophen, s. s. 159), s. 543 ff die passionssalven und s. 458 ff '*Jesu dulcis memoria*' (vgl. s. 164 f)<sup>1</sup>.

Das verhältnis zur lateinischen vorlage sei zuerst an den hirtensongern untersucht, in denen sich Angelus Silesius selber zur abhängigkeit von einem lateinischen bekennt. von ihnen schliessen sich fünf so eng an lateinische hymnen an, dass man sie als übersetzungen bezeichnen muss: 156. 157. 188. 189. 199<sup>2</sup>. sie werden als solche dadurch charakterisiert, dass der erste hymnenvers citiert wird (viermal) oder, wie in 156, ein eindeutiger hinweis auf die vorlage zu finden ist. ihnen reiht sich 173 an, bei dem eine derartige angabe fehlt. es handelt sich um eine übertragung des Gregor d. Gr. falschlich zugeschriebenen pfingsthymnus '*Audi, benigne conditor*'.

Ein vergleich des deutschen textes (Scheffler V 199) mit dem lateinischen ist dadurch besonders lockend, dass sich auch Opitz an die übersetzung des '*Cur mundus militat*' (Geistliche poemata 1638, s. 232 ff, abgedruckt bei Mohnike<sup>3</sup> II 173 ff) gewagt hat. der klassicistische, normalisierte stil Opitzens<sup>4</sup> und der barocke, nach farbeffekten haschende Schefflers seien an einigen hervortretenden eigentümlichkeiten gegenübergestellt, und zwar an hand der beiden übersetzungen aus pseudo-Jacopone<sup>5</sup>.

Angelus Silesius trachtet vor allem danach, die anschaulichkeit auch auf kosten der poetischen ausdrucksweise zu verstärken. wenn dagegen Opitz das lateinische bild nachzuzeichnen versucht, so gehn farbe und plastik verloren oder das bild passt nicht in den rahmen der umgebung und verliert seinen sinn.

I 1 *Cur mundus militat sub vana gloria*

Opitz: Warumb lässt die welt sich schreiben

Unter schnöder herrligkeit;

Scheffler: Was strebt und krieget die welt nach eitler herrligkeit.

V 2 *Vel Dives splendidus, totus in prandio?*

Opitz: Wo der reiche hingefahren,

Der so köstlich aafs und tranck?

Scheffler: Und wo der reiche mann, der jummer soß und fraß?

<sup>1</sup> wenn ich mich auf das sicherste beschränke, sonst vgl. s. 164!

<sup>2</sup> 156 lässt im anfang die beiden einleitungsverse, am schluss die *commendacio* fort, dagegen bringen die übrigen sogar die doxologie.

<sup>3</sup> Gottl. Mohnike Hymnolog. forschungen, 2 bde, Stralsund 1831/2.

<sup>4</sup> vgl. Rich. Alewyn Vorbarocker klassizismus und griech. tragödie, Heidelb. neue jbb., n. f. 1926. <sup>5</sup> vgl. Dreves-Blume Ein jahrtausend lat. hymnendichtung, Leipzig 1909, bd II 425.

VIII 1 *O esca vermium, o massa pulveris*

Opitz: O du schnöde würmerspeise,  
O du staub und koth der zeit

Scheffler: O nichtigs maden-aass, O schlechter erden-klofs.  
weitere beispiele für mehrgliedrige ausdrücke folgen unten.

Das gleiche ziel verfolgt Scheffler auch bei dem streben, ein lateinisches wort durch zwei und gar nicht selten drei deutsche widerzugeben, ohne dass das bestimmte und bezeichnende eines wortes durch die umschreibende vielheit der mehrgliedrigen formel wie bei Opitz verloren geht. das zeigen einige stellen in der übersetzung des Marienofficiums (bei Scheffler V 156).

*Ab eterno dominus te preordinavit*

*Matrem unigeniti verbi, quo creavit*<sup>1</sup>.

Dich hat GOTT von ewigkeit (zur metten str. 3)

Aussersehn, gebenedeyt:

Dich zur mutter ausserkorn ...

*Ante sancta in utero parentis quam nata*

Heilig, rein und ausserkorn, (zur prim str. 2, 3 f)

Ehe du noch warst geboren!

oben waren schon citiert: 'strebt und kriegt', 'soff und frass'.

An häufigkeit der doppelformel übertrifft Opitz unsern dichter. aber sie ist bei ihm nichts anderes als schale versfüllung:

VI 5 *Tot mundi principes*

Opitz: So viel fürsten und ihre stücke,

I 4 *Quam vasa figuli, que sunt fragilia*

Opitz: Wie ein irdenes gefässe,

Das bald wird und bald zergeht.

oder die einzige dreigliedrige aufschwellung

VI 3 *Tot mundi principes, tanta potentia,*

*In ictu oculi clauduntur omnia*

Opitz: Solche kräfften und gewalt,

Sind in einem augenblicke

Umgekehrt, sind todt und kalt.

Die farblosigkeit des Opitzstiles fehlt dem Angelus Silesius. bezeichnend ist die widergabe des *est* in der vierten strophe. das lateinische bringt es nur einmal für die vier subjecte, deren jedes einen zwölfsilbler füllt, und unterstreicht damit das drängende, atemlose der aufzählung.

*Dic, ubi Salomon, olim tam nobilis,*

*Vel ubi Samson est, dux invincibilis,*

*Vel pulcher Absalon, vultu mirabilis,*

*Vel dulcis Jonathas, multum amabilis?*

Scheffler übernimmt dieses stilmittel und verschärft es noch zum teil durch asyndese: 'Wo ist jetzt S....? Wo Samson...?

<sup>1</sup> gedruckt von Heidingsfeld Hundert Marienhymnen s. 168 ff, bei Balinghem (vgl. s. 155 unten) s. 37 ff: *quo Balinghem, quod Heidingsfeld.*

Wo Absolon? Und denn auch J...?' Opitz gibt es ebenso preis wie die anapher und die in der ganzen strophe herrschende fragestellung. das ihm wol unpoetisch erscheinende *est* umgeht er durch vier synonyma, die einander an blässe fast übertreffen:

Wo ist Salomon hinkommen ...?

Was hat Samson weggenommen ...?

Absolon must auch verbleichen ...

Ward nicht Jonathas zur Leichen ...?

Bei Opitz finden sich oft flickwörter und wie epitheta ornantia verwante adverbien. zu 'jetzt' (bereits im vorausgehenden satze steht 'nun') tritt in V 7 ein störendes 'doch':

Wer nimpt nun sein schwätzen ein?

Wo muss doch die zier der Griechen,

Aristoteles jetzt sein?

'hier' und 'allein' hätten keine daseinsberechtigung, wenn sie nicht den reim trügen:

VI 2 in der aufzählung: So viel ..., So viel lange zeitten  
hier, So viel ...

VIII 5 Du must zweifeln, ob dein leben

Biss auff morgen wehrt allein.

alles werden und vergehn geschieht 'bald':

I 8 Das bald wird und bald zergeht,

III 2 ein glass, das bald zerfällt,

IX 7 Als auch muss bald erliegen

Diss hier, was man leben heisst.

bei Scheffler werden diese wörter kaum einmal so leer und unpersönlich gebraucht. man halte nur I 3 dagegen:

Wie eines töpffers werck bald wird zu nicht gemacht;

So bald fällt auch dahin all' jhre stoltze pracht.

Von einer schwächung des verbs an materiellem gehalt kann bei unserm dichter keine rede sein. er zieht nicht wie Opitz ein hilfsverb hinzu (lässt sich schreiben I 1, pflegt zu führen VII 7, muss erliegen IX 7). er bietet keine umschreibung mit object (*credere* = glauben setzen auf III 1), er gibt nicht *est* möglichst blass wider und hat auch keinen störenden substantivierten infinitiv (Wer nimpt nun sein schwätzen ein? V 6). ebenso drängt sich nur bei Opitz das neutrale pronomen hervor (auff ihren traum was achten III 5, Diss hier, was man leben heisst IX 8) und das nach der kanzlei riechende 'solcher weise' (VIII 3 im reim, = *sic*).

Die übersetzungen beider dichter stimmen also darin überein, dass sie sich nicht ängstlich an die lateinischen worte anklammern. aber in der art wie sie es tun, unterscheiden sie sich charakteristisch. bei Opitz zeigt sich ledernheit und nüchternheit, bei Scheffler dagegen mönchische inbrunst.

Auch in der strophenform gehn beide verschiedene wege. Scheffler behält den zwölfsilbler mit stets stumpfer cadenz bei.

die langen, gleich ausklingenden verse sind weit mehr dem ernstesten inhalt angemessen als die halbierten fünfzehnsilbler des Opitz mit ihrem wechselnden ausgang. es ist bezeichnend dass Scheffler der lateinische rahmen genügt, um in ihn eine deutsche übersetzung einzuspannen, die ihm für seine eigenheiten genug spielraum lässt. Opitz braucht mehr worte und darum mehr raum.

In den übrigen fünf liedern ändert Angelus Silesius das versmafs nur in V 156<sup>1</sup>. der mlat. dichter hatte — das lehrt vor allem der reim — vier dreizehnsilbler zu einer strophe vereint. der Parnassus Marianus<sup>2</sup> teilt die strophen, so dass sie nur zwei dreizehnsilbler umfassen, und halbiert auch die verse. dem schließt sich Scheffler insoweit an als seine strophe aus vier kurzversen besteht. er benutzt nur die erste hälfte des dreizehnsilblers und bekommt dadurch eine besondere cadenz. durch die zerreiſung der strophe entsteht zweimal stropheneinjamment. das eine beseitigt unser dichter dadurch dass er einen ganzen vers in Mette IV 1 unterdrückt (*verbi, quo creavit Terram, pontum, ethera*). das zweite bleibt *ad completorium* III—IV. — Natürlich hat Scheffler in 157. 173 und 188 den reim eingeführt, der in den lateinischen ambrosianischen strophen selten durch assonanzen angedeutet ist (157 mit der reimstellung a b b a, 173 und 188 a a b b).

Eine ganz andere art, eine lateinische vorlage zu verwerten, zeigt das einzige lied dessen quelle Scheffler noch mit den ersten worten citiert: V 204. sie weisen auf ein Mariengebet, dessen text im Parnassus Marianus<sup>2</sup> auf s. 347 steht: *'Hymnus LXV. sive oratio ad Virginem, aureis scripta characteribus in tabella ap- pensa prope ianuam sacrarii sanctissimae domus Lauretanae.*

*Ave filia dei patris,*

*Ave mater dei filii,*

*Ave sponsa spiritus sancti,*

*Ave templum totius trinitatis.*

*Pater noster Ave Maria'.*

mit jedem *Ave* leitet Scheffler je eine der vier strophen ein und füllt den übrigen teil jeder strophe mit einem entsprechend varierten gebet um gottergebenen lebenswandel.

*Ave filia dei patris* — Du tochter GÖttes sey gegrüsst,  
Die du dess vaters liebste bist;  
Hilff, dass wir arme würmelein  
Auch mögen seyne kinder seyn.

passend wählt der dichter die ambrosianische strophe.

Dieser typus, hymnenstrophen auf den einzelnen wörtern

<sup>1</sup> innere gründe haben ihn dazu veranlasst: der weihevollen ton des officiums erfordert ein ruhiges gleiten gleichgebauter verse. das lat. versmafs, das freilich oft im sechssilbler eine silbe zuviel hat, wird er schon erkannt haben. — Übrigens lis Mette I 3—4 Jungfraun : schau.  
<sup>2</sup> citiert s. 155 unten.



und versen eines allbekannten liedes oder gebetes aufzubauen, ist im mlat. sehr verbreitet, vgl. nur Mone<sup>1</sup> II s. 216 f und 220 ff, zwei *orationes super 'Ave maris stella'*, in denen jeder vers des 'schönsten' Marienliedes eine neue strophe eröffnet, oder Mone<sup>1</sup> II s. 97 ff, wo jede strophe mit einem wort des '*Ave, Maria, gratia plena*' beginnt. wenn hier überhaupt eine abhängigkeit gesucht werden darf, so wird wol eher die mlat. hymnik als das evangelische kirchenlied<sup>2</sup> jener zeit dem dichter diesen typus vermittelt haben.

Ein zweites beispiel in dem Scheffler ebenfalls ein un-rhythmisches gebet<sup>3</sup> verwendet, sei hier angefügt, obwol der dichter keine quelle nennt, das 53. hirtenlied, wider in der ambrosianischen strophe. auf die lateinische vorlage '*Anima Christi, sanctifica me*' haben Rambach<sup>4</sup> I s. 354 und Koch<sup>5</sup> I 4 s. 18 aufmerksam gemacht. der anschluss an den lateinischen text<sup>6</sup> ist enger, das lateinische gebet ja auch ausführlicher als das *Ave filia*: den etwa 16 zeilen mit durchschnittlich neun silben im lat. entsprechen bei Scheffler zwanzig achtsilbler. wie frei dabei der dichter mit dem lateinischen wortlaut verfährt, mag eine gegenüberstellung zeigen.

*Intra vulnera tua absconde me*

*Et ne permittas me separari a te*

IV 2f: Nimm und verbirg mich gantz in dich;

Lass mich in deine wunden ein.

das sinnliche der ersten zeile verstärkt Scheffler zur trias. die zweite zeile des lat. mit ihrer unsinnlicheren wendung desselben gedankens bleibt unberücksichtigt. ähnliches haben wir — nur in geringerem ausmafs — schon bei den übersetzungen beobachtet.

Viel geringer ist die mlat. beeinflussung im 194. hirtenlied. die überschrift weist uns auf den hymnus '*O deus, ego amo te*', abgedruckt von Daniel<sup>7</sup> II 335 f, vgl. Schlosser<sup>8</sup> I 407. auf freie bearbeitung deutet die änderung des lat. versmafses hin: durchgereimte ambrosianische strophe im lat., bei Scheffler zweimal stets mit auftact versehene vagantenzeile (8 — + 7 — ) in der reimstellung a b a b. der verswechsel kommt dem inhalt mit seiner leidenschaftlichen glut mehr entgegen als das gleichmafs der achtsilbler im lateinischen. der dichter verdoppelt den umfang.

<sup>1</sup> F. J. Mone Lat. hymnen des m.a.s., 3 bde, 1853 ff. <sup>2</sup> ich denke z.b. an Paul Gerhardt 'Befiehl du deine wege'. <sup>3</sup> ist es schon vor der deutschen übersetzung vertont und unter die passionslieder aufgenommen worden? vgl. A. J. Rambach Anthologie christlicher gesänge, Altona und Leipzig 1817 ff. I 354. <sup>4</sup> citiert in der vorhergehenden anm. <sup>5</sup> E. E. Koch Geschichte des kirchenlieds und kirchengesangs, 8 bde, 3. aufl. Stuttg. 1866 ff. <sup>6</sup> am vollständigsten bei H. A. Daniel Thesaurus hymnologicus, 1841 f, I 345. bei Rambach I 360 fehlen die zusätze, die Scheffler gekannt hat. <sup>7</sup> citiert in der vorhergehenden anm. <sup>8</sup> J. F. H. Schlosser Die kirche in ihren liedern ..., 2 bde, Mainz 1851 f.

trotzdem wirkt keine strophe als widerholung wie in der vorlage die vierte gegenüber der ersten. das thema wird beibehalten, es wird nur ganz anders geformt. das lat. kommt über die negative formulierung nicht hinaus, die einzelnen motive sind nicht klar herausgeholt, dem ganzen fehlt es an verbundenheit. so setzt die vierte strophe noch einmal an derselben stelle ein wie die erste:

IV *Cur igitur non amem te . . . ?* I *O deus, ego amo te*

*Non ut in celo salves me . . .* *Nec amo te, ut salves me . . .*

dagegen braucht Scheffler fünf strophen, um das motiv das in der ersten und vierten angeschlagen ist, ausklingen zu lassen. die mehr mit objectivem inhalt angefüllten strophen II und III des lat. carmens, die den lyrischen rahmen sprengen, reduziert er auf ein viertel ihres umfangs. er gibt den strophen geschlossenheit, die im lat. zweimal durch enjambement vereitelt wird, und ordnet sie zur klimax. dem anschwellen des hauptthemas zu eindringlichem fortissimo dienen die letzten drei der zehn deutschen strophen, für die sich in der lat. quelle ebenso wenig wie für die vierte eine parallele findet.

Aus den elementen des lat. stoffes baut der dichter ein neues gebäude, dessen einzelheiten kaum noch etwas von ihrer herkunft verraten. nur wenige anklänge lassen sich nachweisen:

I 1 *O deus, ego amo te* = I 1 Ich liebe Gott

V 1 *Nec premii ullius spe* = II die lieb ist nicht Umb  
diss und das zu haben  
. . . nicht um gabenb

IV 3 f *Non, ut in celo salves me,* = III Es reizt mich nicht die  
*Aut ne eternum dam-* hoffnung an  
*nes me* Der himmelischen freu-

und I 3 f *Aut quia non amantes te* den . . .  
*Eterno punis igne.* Die furcht des ewgen  
leiden.

II 3 ff *Tulisti clavos, lanceam* VI 1 f Dein kreutz, die schmach,  
*Multamque ignominiam,* die angst, der schmerz,  
*Innumeros dolores,* Die striemen und die  
*Sudores et angores* wunden . . .

Dies ergebnis ermutigt mich, 'O esca viatorum'<sup>1</sup> als quelle für das letzte der hirtenslieder 'auss einem lateinischen' (für V 193) anzusprechen. strophenschema (zweimal vagantenzeile mit widerholung des ersten teiles, also  $2 \times [2 \times 7 \cup - + 6 \cup -]$ ) und reimstellung a a b c c b stimmen überein. die appositionen im anfang zeigen verwandtschaft.

<sup>1</sup> abgedruckt bei Daniel II 369 und A. Königsfeld und A. W. v. Schlegel Lat. hymnen und gesänge aus dem ma., Bonn 1847, s. 148. ich habe kein sacramentslied finden können das als quelle für V (192 und) 193 ausserdem in frage käme.

<i>O esca viatorum,</i>	Süßes seelen-abendmal,
<i>O panis angelorum,</i>	Himmelskost im jammerthal,
<i>O manna coelitum!</i>	Manna aller lüfte.

dann aber biegen beide lieder immer weiter auseinander, hier zu einem fronleichnamsgebet, dort zu einer laudatio. die berührungspunkte beschränken sich also auf die strophenform und den liedeingang.

Die quellenangaben Schefflers — so müssen wir feststellen — sind unvollständig und bezeichnen verschiedene grade der abhängigkeit<sup>1</sup>, ganz abgesehen davon, dass sie nicht immer auf einen mlat. hymnus weisen und vielleicht auch auf neulat. s. s. 155. beides fordert dazu heraus, auch in den übrigen liedern den mlat. einfluss aufzuspüren und nun nach dem umfang der abhängigkeit in stoff, metrik und stil zu fragen.

Wie frei Scheffler mit dem mlat. stoff schaltet, ist uns an einigen beispielen deutlich geworden: der sogenannte liebes-seufzer des Xaverius gewinnt eine ganz andere gestalt und form (V 194), in dem einen sacramentslied ist sogar von der mlat. grundlage kaum noch etwas zu erkennen.

Recht klar leuchtet sie aus III 118 hervor: der ambrosianische lobgesang. nur wenige strophen (3. 10. 13) sind nicht aus ihr erwachsen. in ihnen werden vorher behandelte motive weiter ausgeführt. was im lobgesang Gott dem vater gilt, ist auf Jesus übertragen, die reihenfolge der gedanken keineswegs beibehalten. vom lat. text schimmert am meisten in strophe IV und V durch:

*Tu devicto mortis aculeo aperuisti credentibus regna coelorum*<sup>2</sup>

IV Du hast den feind zerstört

Und Gottes reich gemehrt:

Siegreich hast du triumphiret,

Und den himmel aufgethan . . .

*Tu ad dexteram Dei sedes in gloria patris.*

*Index crederis esse venturus*

V Du sitzt Gotte gleich . . .

du allein bist der über tod und leben

Soll der einge richter seyn.

Anders ist es mit der beeinflussung in IV 19 bestellt. der vergleich mit der nachtigal, der die beiden ersten und die beiden letzten strophen ausfüllt, erinnert an die bekannte philomela Joh. Peckhams, ediert in Anal. hymn. 50 s. 602 (schon Ellinger verwies in der ausgabe der Hl. Seelenlust s. XI darauf). dass dies gedicht im 17 jh. bekannt war, davon zeugen die übersetzung in Corners gesangbuch (Kehrein<sup>3</sup> I 703 ff) und Baldes

<sup>1</sup> ohne Schefflers angabe hätte man kaum die lat. vorlage im 194. oder 204. hirtenslied herausgehört oder an eine abhängigkeit geglaubt.

<sup>2</sup> gedruckt z.b. bei Rambach I s. 89 ff.

<sup>3</sup> Kehrein Katholische kirchenlieder, 4 bde, Würzburg 1859 ff.

*Paraphrasis lyrica in Philomelam D. Bonaventurae, Monachii* 1645. damit ist nun bei Scheffler ein anderes liedmotiv verbunden, das sogar den hauptinhalt ausmacht: die sieben worte am kreuz. sie sind oft in ähnlicher art besungen worden: nach einer einleitenden ersten strophe wird jedem kreuzeswort je eine strophe gewidmet, s. etwa Kehrein<sup>1</sup> I 398 ff. im einzelnen kann ich keinerlei anlehnung an einen lat. wortlaut nachweisen. das ist darum, wie ich glaube, ganz natürlich, weil im deutschen im gegensatz zum lateinischen die sieben worte an eine bestimmte person, die Psyche, gerichtet und ihre bedeutung für die Psyche nachdrücklich betont werden.

Für einige hirtenslieder, die mehr mit objectivem inhalt angefüllt sind, hab ich wol auch aus diesem grunde kein mlat. vorbild gefunden, z.b. für das Magdalenenlied IV 3. wenn wir es mit dem berühmten hymnus des Philippus de Grevia '*Pange lingua Magdalene*'<sup>2</sup> vergleichen, der von allen liedern dieses inhalts unserm noch am nächsten steht, so fällt uns vor allem die umprägung auf eine bestimmte person auf: die Psyche redet Maria Magdalena an, die Psyche sieht in der sündlerin die bufse gleichsam verkörpert, die Psyche zählt nicht ihre taten her, sondern hebt ihre wirkung hervor. — Das gleiche ergibt eine gegenüberstellung von IV 2 und der Adam v. St. Victor zugeschriebenen sequenz '*Gratulemur ad festum*' (ediert Anal. hymn. 55 s. 215). von allen mlat. Johannesliedern hat, soweit ich sehe, diese sequenz noch die meisten beziehungen zu unserm hirtenslied. — Für I 35 und 36 und für V 191 hab ich keine unmittelbare mlat. quelle unter den zahlreichen 'de nomine' und 'de trinitate' ausfindig machen können.

Dagegen sind die sieben passionssalven<sup>3</sup> und der jubilus rhythmicus<sup>4</sup>, die dem hl. Bernhard fälschlich zugeschrieben worden sind, auf eine person bezogen. durch alle fünf bücher der 'Heiligen Seelenlust' ertönt das Bernhardische thema der Jesusminne in schier endlosen variationen. hier brauchten die lat. gedanken nicht umgeformt, nicht in eine andere beziehung gesetzt zu werden. trotzdem findet sich kein enger anschluss. oft vermutet man einen lat. passus des Pseudo-Bernhard und muss sich überzeugen, dass Scheffler den gleichen gedanken anders gewendet hat. selbst der jubilus '*Jesu, dulcis memoria*'<sup>4</sup> ist selten als vorlage greifbar, im dritten hirtenslied strophe 2 (*Desidero te millies* = Tausentmahl begehre ich dich) und in

<sup>1</sup> vgl. anm. 3 s. 162.

<sup>2</sup> Mone III nr 1055/6. 1058/9.

<sup>3</sup> gedruckt z.b. bei Dreves-Blume Ein jahrtausend I 324 ff. außer *ad pectus* und *ad cor*, die zu den 5 passionssalven des Arnulph v. Löwen später hinzugedichtet worden sind und die bei Ph. Wackernagel Das deutsche kirchenlied, Leipzig 1864, I 123 f stehn.

<sup>4</sup> ediert von P. Gall Morel Lat. hymnen des ma.s (Einsiedeln 1868) s. 46 ff u.a.



V 180. in dem letzten lied klingt die zusatzstrophe zum ersten teil nach, die im Parnassus Marianus s. 459 steht:

*Jesum queram in lectulo  
Clauſo cordis cubiculo,  
Privatim et in publico  
Queram amore ſedulo.*

- I Psyche ... Lieff hin und wieder auff die strassen,  
Und ſucht' jhn (*Jesus*) embsig ohne massen.  
X Stracks kehrte ſie ſich in ſich ein,  
Und ſucht' in jhrem hertzen ...  
Sie fand den liebſten jhrer ſeelen  
In jhrer eignen hertzens-hölen.

Aus den paſſionſſalven iſt in die ſieben hirtенlieder, die die glieder Jeſu beſingen, ſogar viel weniger übernommen als in andere, die nicht dieſes thema behandeln. Paul Gerhardt, der proteſtant, hält ſich näher an den Pſeudo-Bernhard, er bleibt bei den ſieben themen und ihrer reihenfolge; Scheffler, der katholik, aber nicht (in II 45—51). wie wenig Scheffler im einzelnen dem lat. text folgt, darauf hat Ellinger, wie eingangs erwähnt, aufmerkſam gemacht. dabei ſcheint grade in dieſem paſſionſſalve (II 51) am ſtärkſten mlat. gut durch. es ſtammt nicht bloß aus dem '*Summi regis cor, aucto*', ſondern auch aus dem vorhergehenden '*Salve, ſalus mea, deus*', ſo die appoſitionsſtrophен 1. 2. 6. 9, vgl. s. 165, und das motiv in ſtrophe 10 und 11 aus einer fortſetzung des erſten, der ſechſten *precatio rhythmica beati Bernhardi*. von dieſen zwanzig verſen, die der Parnassus Marianus s. 554 und Adami Siberi Passionale (Leipzig 1589) enthalten, ſeien die wichtigſten herausgehoben:

zweite zusaſtzſtr.

<i>Da cor cordi ſociari,</i>	XIII 3 <sup>1</sup>	dass ich ... mein hertz dir
<i>Tecum, Jeſu, vulnerari:</i>		ein-verleiße
<i>Nam cor cordi ſimilatur,</i>	X 2 ff	Dass ich doch nicht damals
<i>Si cor meum perforatur</i>		ſtund,
<i>Sagittis impropertii.</i>		Wo das hertze deſſ geliebten
		Ward geöffnet und verwundt!
		Denn es wäre mir gelungen
		Dass der ſpeer mich einge-
		drungen <sup>2</sup> .

Dem 46. hirtенlied, deſſen übeſchrift<sup>3</sup> ſchon andeutet, dass es keine feſte bindung an das '*Salve Jeſu, ſumme bonus*' anſchließeſt, hat dieſes vierte paſſionſſalve viel weniger gegeben

<sup>1</sup> im übrigen iſt das vorbild der 13. ſtrophe die ſtr. 2b deſ '*Summi regis*': *Cordis mei cor dilectum, In te meum fer affectum. Hoc eſt, quod opto plurimum.* <sup>2</sup> mit ſtr. 11 vgl. *Infer tuum intra ſinum Cor ... In dolore gaudioſo, Cum deformi ſpecioſo ... Te*

*ardenter vult ſitire* (= 2. zusaſtzſtr., Parn. Marianus s. 554).

<sup>3</sup> Psyche flüchtet zu den wunden, nicht *ad latus*!

als dem fünfundfünfzigsten. nur die einleitende strophe — die psalmstelle begegnet natürlich auch in der mlat. hymnik oft — und die ausklingende schlusstrophe sind unbeeinflusst: Scheffler II 55 str. 2 = mlat. 4a, 3 = 4b und 2b, 4 ende = 1b ende. str. 4 'Dein Geruch ist über wein' übersetzt wörtlich '*Odor tuus super vinum*'.

Das bielein auf Christi rosen-wunden in II 52 sieht auf den ersten blick hin so aus, als ob es in einem barocken bienen-korb des 17 jh.s geboren sei. das eben citierte passionssalve — verse aus ihm klingen in der dritten strophe durch: *Odor tuus super vinum Virus pellens serpentinum, Potus tuus potus vite* — enthält schon: *apertura ... super rosam rubicunda* (in der zusatzstrophe zu '*Summi regis*' wird die *rosa cordis* apostrophiert), dazu *latus, in quo latet mel dulcoris*. noch weiter geht die '*formula cohortandi seipsum ad Christi plangendam mortem*', die im Parnassus Marianus s. 581 steht:

str. 6 *Os ad loca clavorum adplices, Favos sugens, flores multiplices ...*

str. 7 *Vere prudens apis efficeris, Si sacratos hos succos suxeris; Favum mellis divini congeris, Vite flori dum sic inheseris.*

II 61, besonders strophe 1 und 3, hat die fünfte strophe des letzten passionssalve verwertet.

Wie beim inhaltlichen, so stossen wir auch bei den melodien und beim strophenbau auf die mlat. grundlage. für eins von den zwanzig hirtensliedern, deren 'melodey' Scheffler übernommen hat<sup>1</sup>, hat Bäumker<sup>2</sup> nachgewiesen, dass seine melodie von einem mlat. hymnus herrührt. dass sie auch aus anderer quelle stammt, zeigen der wechsel des zwei- und dreiteiligen tactes in I 4 und die dactylen in I 33. 34 und III 115.

Viel leichter festzustellen und viel gröfser ist der mlat. einfluss im strophenbau. die sechs übersetzungen im fünften buch gehören zu den 185 liedern, die Georg Joseph vertont hat. Scheffler behält hier nicht die melodie bei, obwol vier davon dem brevier entnommen sind, sondern nur das metrum und zwar dreimal die ambrosianische strophe, zweimal fallende siebensilbler und einmal den zwölfsilbler. die änderungen sind gering: 189 erhält einen refrain (d.i. hier der einleitungsvers), die ambrosianischen strophen werden mit reimschmuck versehen, in 199 wird die reimstellung geändert (a a a a > a a b b), um künstleien zu vermeiden. um die form dem inhalt anzupassen, wählt Scheffler in 156 den siebensilbler statt des dreizehnsilblers. nimmt man noch die zwei auf einen hymnus zurückzuführenden hirtenslieder, die im ersten teil nach den übersetzungen herangezogen wurden,

<sup>1</sup> vgl. die hinweise des dichters vor diesen liedern und das vorwort s. 5 in Ellingers ausgabe und s. XXXI. <sup>2</sup> W. Bäumker Das kathol. deutsche kirchenlied (Freiburg 1886) I s. 417.

hinzu — 193 lässt die lat. strophenform bestehen, 194 tauscht dagegen die ambros. strophe gegen fallende fünfzehnsilbler ein, wider um sich dem inhalt anzugleichen —, so kann man auch hier selbst in den fällen gröster abhängigkeit feststellen, dass sich Scheffler in der metrik wie im inhalt und stil keineswegs von seiner vorlage knechten lässt.

Wie der dichter mlat. strophenformen übernimmt, sie erweitert oder aus ihren bestandteilen neue zusammenfügt, sei an der ambros. strophe und am fünfzehnsilbler gezeigt, die beide im brevier anzutreffen sind. die erste art verwendet Scheffler am häufigsten, zehnmal. in sechs liedern wird sie erweitert: I 25. II 58. III 66 und 100 fügen einen refrain hinzu, III 71 sogar daktylen, V 197 verdoppelt die strophenform. sie ist im mlat. recht eigentlich die hymnenstrophe (im brevier vor der reducierung durch papst Pius X in 116 von 184 hymnen!). Spee verwendet sie nicht, sie ist ihm wol zu kurz. Paul Gerhardt bringt sie ungefähr ebenso häufig wie Scheffler (in 8 von 125 liedern). — Aus dem fünfzehnsilbler ( $8\text{—} \cup + 7\text{—} \_$ ) ist bekanntlich die stabat-materstrophe gebildet. bei unserm dichter begegnet sie in II 57 und mit einem zusatz ( $2 \times 8\text{—} \cup$ ) in V 161. V 166 hat sie umgestülpt:  $2 \times (8\text{—} \cup + 2 \times 7\text{—} \_)$ . gedoppelte sieben- und achtsilbler verbinden dreiundzwanzig hirtenslieder in elffacher variation (I 6. 7. 8. 15. 21. 32. 35 ...). mit der dopplung des fünfzehnsilblers begnügt sich Scheffler nur in I 20 — dies ist das lied, dessen melodie aus einem mlat. hymnus stammt, s.o. er erweitert ihn durch ein achtsilblerpaar (II 51) oder ein siebensilblerpaar (III 106. IV 6, 11) oder durch beide (I 37). schliesslich wird der fünfzehnsilbler umgekehrt zu  $2 \times (7\text{—} \_ a + 8\text{—} \cup b)$  und durch  $2 \times 7\text{—} \_ c$  erweitert, so in II 63, III 70, IV 12. — Diese beiden strophenformen finden sich in einem viertel aller hirtenslieder!

Nicht viel anders steht es beim stil mit den beziehungen zur mlat. hymnik. wie wir oben bei der übersetzung des '*Cur mundus militat*' beobachteten, bemüht sich Scheffler, die schwere und anschaulichkeit des lateinischen wortes zu steigern, ja er scheut dabei nicht das hinabgleiten in die prosa (s. s. 156). der belebung der sprache soll vor allem eine hochtrabende metaphork dienen. sie bildet eins der bezeichnendsten merkmale seines stiles, wie Ellinger im lebensbild des dichters s. 144 hervorgehoben hat. an wenigen beispielen sei gezeigt, wie Scheffler auch in diesem punct an das mlat. anknüpft.

Das von unserm dichter übersetzte Marienofficium enthält zahlreiche metaphern für Maria, so etwa *ad Sextam: templum Trinitatis, cella puritatis, hortus voluptatis, palma patientiae, cedrus castitatis, civitas altissimi* ... Scheffler verstärkt sie qualitativ und quantitativ, so *mater gracie* (Compleat. III 1) > brunn der huld,

*florens* (Complet. I 1) > schöns blümelein, *domina* (Mette II 4) > aller frauen preiss, *acies castrorum* (Prim IV 2) krieges-heer, schwerdt und geschütz, oder: du edle frucht (Prim II 1), sanffte flamm (Prim III 4), die zusätze gegenüber dem lat. original darstellen.

Die oft grellen metaphern zehren auch auferhalb der übersetzungen von mlat. nahrung. so sind die ersten beiden appositionsstrophen des letzten passionssalve (II 51), das sonst manches aus dem '*Summi regis cor, aveto*' verwertet (s. s. 164), aus der vorhergehenden *precatio ad pectus* gespeist. in der ersten strophe ist die reihenfolge des lat. beibehalten.

<i>Ave thronus Trinitatis,</i>	Biss gegrüst du Königs-kammer,
<i>Arca late caritatis,</i>	Gast-haus der barmherzigkeit,
<i>Firmamentum infirmatis,</i>	Auffenthalt in allem jammer,
<i>Pax et pausa fatigatis,</i>	} Frei-stadt in der bösen zeit.
<i>Humilium triclinium.</i>	

Der lat. text ist recht frei nachgebildet — man darf dabei auch nicht den äusseren zwang des reims und des versmases vergessen — aber doch nicht in solchem ausmase, dass man an seiner grundlage zweifeln könnte. Scheffler hat dabei nicht nach dem formelschatz des damaligen evangelischen kirchenliedes gegriffen. was mir beim durchblättern der sammlung von Fischer-Tümpel<sup>1</sup> an ähnlichen wendungen aufgefallen ist, so 'gasthoff in der oeden' (Joh. Franck IV nr 121, 4), 'auffenthalt der siechen' (Joh. Rist II 206, 4), 'freystadt meiner seelen, burg der sicherheit' (Christ. Arnold V 115, 6), ist wenig und steht den bildern Schefflers nicht näher als das lat.

Ebenso lassen sich die metaphern der folgenden strophe mehr an die derselben *precatio ad pectus* anknüpfen als die der kirchenlieder eines Joh. Franck, Heermann, Rist.

thron der liebe — *amoris domicilium* I 5.

Das evangelische kirchenlied spricht vom gnadenthron (Heermann I 328, 8 und 340, 1 — Rist II 216, 1 und 302, 5 — Joh. Franck IV 106, 3) und nennt Gottes herz 'den Residentz der liebe' (Heermann I 326, 11).

sitz der gütte, brunnquell aller süßigkeit —

*totius arca boni* V 8, *fons benignitatis* V 1.

Im evgl. kirchenlied: brunnquell voller gnad (Heermann I 345, 5 und ähnlich 347, 4), brunnquell aller gütte (ders. I 383, 1) und aller güter (Joh. Franck IV 87, 1) u.ä.

ewger Gottheit eigne hütte, tempel der dreyfaltigkeit — *templum dei* V 6, *thronus trinitatis* I 6; im Marienofficium: *templum trinitatis*!

Aus dem evgl. kirchenlied vgl. 'das heilighumb, da Gott selb selber wohnt' (Heermann I 357, 30) oder 'O Gottes statt, o

<sup>1</sup> das deutsche evangelische kirchenlied des 17 jh.s hrsg. von AFischer und WTümpel, 6 bände, Gütersloh 1904 ff.



vatters hauss' (Rist II 299, 7). Joh. Franck nennt die dreyfaltigkeit 'der Gottheit wahrer spiegel' (IV 113, 1).

Welche bedeutung haben die oben behandelten beziehungen zur mlat. hymnik?

Die sechs übersetzungen sondern sich schon dadurch ab, dass sie alle im fünften buche stehn (eine eröffnet sogar dies buch). sie wird man nicht einfach als lückenbüsser betrachten dürfen. in den vier ersten büchern der hirtenslieder verleiht der dichter der inbrünstigen frömmigkeit seiner eigenen seele ausdruck. ein derartiges ausströmen persönlicher gefühle ist nicht in einer übersetzung möglich. das fünfte buch ist dagegen für häusliche und kirchliche andacht bestimmt. daher wird hier im gegensatz zu den ersten vier büchern das individuelle durch das kirchlich-gemeinschaftliche in den hintergrund gedrängt (vgl. Ellinger Lebensbild s. 196). die sechs hymnen die Scheffler zur übersetzung ausgewählt hat, sind durch die art des inhalts wie durch ihre verbreitung besonders geeignet, in das letzte buch aufgenommen zu werden. vier stammen aus dem brevier, das fünfte ist das Marienofficium, das sechste der hymnus des Pseudo-Jacopone.

Die beeinflussung im übrigen ist nur litterarhistorischer art. von einer abhängigkeit, durch die die ursprünglichkeit der lieder getrübt würde, kann nicht gesprochen werden. die mlat. hymnik bietet Scheffler stoff, aus dem er neues gestaltet. zuweilen sind die mlat. bausteine kaum noch erkennbar. so entsteht aus '*O deus, ego amo te*' ein lied, das von der vorlage fast nur das thema übernommen hat. vielleicht am deutlichsten wird die künstlerische freiheit mit der der dichter den stoff behandelt, an den passionssalven. ebenso wird im strophenbau selten das mlat. schema im ganzen übernommen. schon bei den übersetzungen wird geändert, um möglichst jedem lied eine eigene, dem inhalt angemessene form zu geben. in den meisten strophenformen ist mlat. gut enthalten und nicht selten sogar mit weltlichen daktylen verbunden. auch im stil kommt die mlat. hymnik mit der besonderen art ihrer metaphorik der barocksprache Schefflers entgegen.

Unter den litterarhistorischen beziehungen in denen Scheffler steht, ist wol die zur mlat. hymnik stärker als die zum weltlichen lied, zum evangelischen und, wie ich glaube, selbst zum katholischen kirchenlied, worauf ich nicht näher eingegangen bin. das ist fast selbstverständlich, leben doch noch heute lat. hymnen im katholischen gottesdienst; wieviel mehr in einem zweisprachigen religiösen dichter des 17 jahrhunderts!

Berlin-Lichterfelde.

K. Langosch.

## DIE SPRACHE KONRADS VON FUSSESBRUNNEN.

Ich habe vor fast zwanzig jahren den satz ausgesprochen (Zs. f. d. ph. 43, 317): 'Dass Konrad von Fussesbrunnen kein Österreicher ist, wird jedem klar geworden sein, der sich einmal genauer mit seiner sprache und seinem reimgebrauch befasst hat'. die communis opinio hat ihn immer als Österreicher angesehen: Pfeiffer, Bartsch, Gombert, Feifalik, Kochendörffer sind für diese localisierung eingetreten (der erstgenannte glaubte sogar Zs. 8, 161 alemannische heimat ausdrücklich bestreiten zu müssen), unsre litterarischen handbücher lehren sie ohne ausnahme. der erste ernstliche und begründete zweifel ergab sich Zwierzina bei seinen reimstudien: er bemerkte, dass Konrad viele österreichische merkmale vermissen lasse (Zs. 44, 279; vgl. auch die zweifelnde äufserung Zs. 45, 44 'wenn dieser dichter wirklich in Österreich zu hause war'), und schrieb ihm einen Konrad von Heimesfurt ganz ähnlichen dialekt zu, den er an der grenze Alemanniens und Frankens localisiert (Zs. 45, 53), hält ihn also für einen der mit recht berüchtigten grenzdichter. auch Schirokauer, der Zwierzinas reimuntersuchungen ergänzt hat, hält ihn für keinen einwandfreien zeugen bairischen sprachgebrauchs, für keinen reinen Baiern (PBBeitr. 47, 106. 111). trotz dieser sichtbar aufgerichteten warnungstafeln, die ihm nicht entgangen sind, ist ganz neuerdings Öhmann wiederum als verteidiger der alten these aufgetreten (Zur kindh. Jesu s. 26). es dürfte daher an der zeit sein, die frage von neuem durchzusprechen, die argumente für meine frühere behauptung beizubringen und die alemannische heimat, um die es sich ja, wenn man Österreich ablehnt, allein handeln kann, einer endgültigen zustimmung näher zu führen.

Es wird sich empfehlen, zunächst Öhmans beweismaterial kurz zu mustern und kritisch zu beleuchten. gleich seine erste bemerkung: 'Auf das bairische ... weisen ... zwei bindungen von *an* : *ân*' verschiebt völlig den standpunct der betrachtung, wie ihn Zwierzinas und Wesles untersuchungen festgelegt haben. da die vernachlässigung des quantitätsunterschieds in *an* : *ân* zu den beliebtesten reimeigenheiten der bairischen dichter gehört, so musste der satz vielmehr so lauten: gegen bairische heimat spricht stark der umstand, dass neben 38 bindungen *an* : *an* (dazu 2 *am* : *an*) und 20 bindungen *ân* : *ân* nur 2 *an* : *ân* begegnen. auf eine reihe von bindungen, bei denen Öhmann selbst übereinstimmung Konrads mit alemannischem usus zugestehn muss, also seiner eigenen auffassung bewusst den boden entzieht (auseinanderhaltung von *e* und *ë* vor *g*, reime auf *-eit*, *herre* : *verre* usw.), brauch ich hier nicht einzugehn. die reime *n* : *n*, die man sonst überall als wichtiges und einwandfreies kriterium

für alemannischen dialekt anerkennt, die bei Konrad 5 mal vorkommen, will Öhmann lieber aus primitiver technik ableiten und damit für die heimatfrage ausschalten: mir scheint das gewaltsam und die gewöhnliche deutung ligt weit näher. die form *klagunde*, die Schirokauer dem bairischen zugewiesen hat, kommt Konrads archetypus sicher nicht zu: schon Schröder Anz. XLVIII 126 ist mit recht für das in L dafür stehnde seltene *klagemüede* eingetreten. wenn Öhmann Schirokauers reimstudien mehr einfluss auf seine entscheidung hätte vergönnen wollen, hätte er sehen und erwähnen müssen, dass Konrad noch drei weitere bairische eigentümlichkeiten vermissen lässt, indem wir bei ihm kein *verlös*, kein *kom* und kein *ger* finden: die abwesenheit des *kom* oder vielmehr die verwendung von *quam* führt er allerdings an, will aber darin eine nachahmung Hartmanns sehen. an mehreren orten seiner beweisführung sucht Öhmann auf ähnliche weise die ihm natürlich unbequeme dialektisch-sprachliche harmonie zwischen Konrad und Hartmann dadurch zu entkräften, dass er bei Konrad eine rein mechanische herübernahme ihm dialektfremder formen aus Hartmann annimmt, eine annahme, die die absicht, verlegenheit bereitende facta durch umdeutung zu beseitigen, zu deutlich zeigt. sogar das in seinem spezifisch alemannischen charakter niemals bezweifelte *gesat* soll Konrads dialekt nicht von haus aus zukommen, sondern an den drei stellen wo er es verwendet, nur hartmannisierender reimfärbung sein dasein verdanken. davon vermag ich mich so wenig wie überhaupt von der beweiskraft der argumentation Öhmanns zu überzeugen, sehe vielmehr die österreichische wagschale durch sie unaufhaltbar hinaufschnellen und die alemannische sinken.

Am schwersten wiegen für die litterarischen heimatprobleme, wie man längst gesehen hat, die aus dem wortschatz und dem stilistischen wortgebrauch abgeleiteten argumente, dass der wortschatz und auch der gebrauch gewisser wendungen und verbindungen sonst allgemein geläufiger wörter landschaftliche grenzen hat, dass man in günstigen fällen schon aus wenigen wörtern eine sichere localisierung gewinnen kann, ist von den ältesten zeiten der überlieferung an bis in neuere und neuste epochen hinein eine bekannte tatsache, die, wenn sie auch im ahd. und mhd. klarer hervortritt, selbst von den nivellierenden wirkungen der litteratur- und gemeinsprache nicht wesentlich verwischt wird. nur freilich ist der nachweis solcher wortgrenzen meist sehr schwierig: unsre mhd. wörterbücher wenigstens sind da nirgends auch nur näherungsweise vollständig, da sie aus einer zeit stammen, die für derartige sprachliche probleme, obwol es an vereinzelt beobachtungen nicht fehlte, noch keinen blick hatte. darum sind schlüsse rein aus dem material der wörterbücher, wie sie hie und da, z.b. in Michels Mhd. elementarbuch, mit zuviel sicherheit ausgesprochen werden, oft wertlos, jedenfalls mit äußerster skepsis

anzusehen. da können vorläufig nur eigene umfängliche sammlungen weiter helfen, wie ich sie mir aus einem früh in Pauls schule geweckten subjectiven interesse an wortgeographischen fragen, seit ich vor über vierzig jahren ahd. und mhd. schriftsteller wissenschaftlich zu lesen begann, systematisch angelegt und in vielen meiner germanistischen aufsätze benutzt habe. was Öhmman auf diesem gebiete für Konrad beibringt, scheint mir nun besonders dürftig, stützt sich mehrfach auf unrichtige angaben von Michels, deren unrichtigkeit er selber einsieht, und kann seine österreichische these weder beweisen noch auch nur wahrscheinlich machen. da er von dem bei ihm angeführten material, das abgesehen vom 'typus *nifet*' aus ganzen sieben wörtern besteht, vier als nicht beweiskräftig selber wider discreditiert (*after*, *ande*, *halinc*, *schünden*), so bleiben als 'specieller bairischer wortvorrat' nur die drei wörter *diu*, *kone* und *gebletze* übrig. mit *diu* und *kone* aber verhält es sich so, dass sie nicht nur bei Konrad als archaische relice aus der geistlichen dichtung des 12 jh.s aufzufassen sind, mit der er natürlich stilistisch wie stofflich eng zusammenhängt, sondern auch beide durchaus nicht specifisch bairisch, vielmehr auch aufserhalb der bairischen litteratur zu belegen sind: *diu* steht z.b. Recht 191. 196. 210. 221. 230. 231; Hochzeit 736; Milst. skl. 166; Maria D 166, 5. 195, 22. 211, 25 (Wesle hätte seine zuweisung dieser bearbeitung an einen alemannischen dichter s. LXXXIII seiner ausgabe nicht wider in frage stellen sollen, da sie m.e. schon allein durch *gesat* aufser zweifel gestellt wird, das, wie ich schon oben bemerkte, nicht als litterarischer reim gewertet werden kann); Trudp. hoheslied 109, 18, also in fünf sicher alemannischen denkmälern, und *kone* finden wir z.b. Recht 396. 397. 408; Trudp. hoheslied 13, 9; *ékone* Rud. weltchr. 7011; *kone*liche Trudp. hoheslied 136, 18, also wider bei drei Alemannen (fränkische und mitteldeutsche belege, die auch zur verfügung stehn, mögen hier aufser spiel bleiben). dass *kone* specifisch bairisch sei, ist ein phantom, und Bartsch wuste es besser, wenn er vorsichtig formulierte (Unters. über das Nib. s. 201): '*kone* war nicht überall gleich gebräuchlich'. und was kann schliesslich das seltene *gebletze* beweisen, das in der älteren zeit (ich lasse wie auch bei den beiden andern wörtern jüngere belege aus spätmhd. zeit bei seite) nur noch bei Konrad von Heimesfurt (Urst. 120, 80) belegt ist? von hier aus fällt also kein gewicht auf die bairische seite der wage.

Ich stelle nun im folgenden zusammen was in Konrads wortschatz und diction, soweit ich sehen kann, nur und ausschliesslich aus alemannischen denkmälern zu belegen ist:

*abe noch an* 1765 (in der österreichischen handschrift A durch veränderung des ganzen verses beseitigt): Trist. 15154. 15303. 15341 (ähnlich auch 833. 890); Gottfr.lied 2, 1 (von



Heinzel Kleine schriften s. 61 bei der aufzählung der stilistischen berührungen zwischen dem Tristan und den liedern übersehen).

*in egerden ligen* 2434 (die abweichungen in A und F erwachsen aus dem bestreben, die nicht überall verstandene wendung zu beseitigen): Mart. 177, 85; vgl. auch *en egerde lāzen* beim anonymus Spervogel MFr. 30, 10.

*alles gāhes* 2295 (so ist mit ACF zu lesen, wie schon Sprenger Germ. 30, 167 und Zs. f. d. ph. 26, 365 richtig gesehen hat; Kochendörffer folgt hier B, das die ihm nicht geläufige wendung durch eine schleppende tautologie ersetzt; auch *sô schiere* in E ist sekundäre änderung): Trist. 12348; Spec. eccl. s. 86; schon einige male bei Notker (vgl. Graff IV 130).

*herhaft* 1056: Trist. 4022. 11172. 16864: Rud. weltchr. 9193; Alex. 9281. 13840; Willeh. 1325. 5704. 6148. 9104; Barl. 341, 13; Serv. 460. 1680; Konr. Troj. 18246. ich wage es bei der grofsen zahl alemannischer belege und im hinblick auf Ahd. glossen 3, 413, 62 trotz Vor. stünd. 808, dies wort hier auf der alemannischen seite zu buchen.

*krisen* 2510: Teufels netz 7187; Serv. 1856; Lieders. 130, 89.

*maz* 'krippe' oder 'stall' 1109 (dass das wort in der wendung *diu vihe rûnten* (im) *ir maz* nicht wie sonst 'speise' bedeuten kann, hat Sprenger in Bezzenbergers Beitr. 3, 83 richtig erkannt, wenn er auch mit seiner sprachlichen anknüpfung an afrz. *mes* selbstverständlich in der irre geht): Altsw. 190, 35 *glich ein falkenderzen, daz üz dem maz endrint* 'aus dem käfig' (Lexen Nachtr. s. 311; vgl. Schultz Höf. leben<sup>2</sup> I 475). in heutigen alemannischen mundarten begegnet diese bedeutung, wie mich ABachmann belehrt, nirgends.

*marmer* 688 (in CL durch *rānen* ersetzt, bei Kochendörffer *murmeln*; vgl. Sprenger Zs. f. d. ph. 26, 347): Rud. Alex. 16243. 19979; Barl. 379, 31 ADK; Reinf. 8013.

*rinnelîn* 2725: Trist. 19446; Barl. 351, 2.

*schrât* 2619 (in C durch *zeher* ersetzt): Büchl. 1, 1777; Altd. blätter II 361.

*unnôtec* 1566 (in A durch *unnôhaft* ersetzt; über das verhältnis beider bildungen zu einander vgl. meine Gierach berichtigende bemerkung Zs. f. d. ph. 53, 111): Erec 1833.

*wâ* in wendungen wie 2476 *nû wâ man slâftrinken truoc* und 2635 *nû wâ ein man der stat verschieet* (C hat dieselbe ausdrucksweise noch zweimal, nämlich 937 und 2386, bei Kochendörffer in den lesarten versteckt): Notker 1, 9, 3 *wâr sah ih ein wîb stân obe mir*; 1, 801, 9 *wâr chûmen frouwîn dara in iro selda*; Konr. Himm. 322 *nû wâ er sach einen engel*. ich erinnere hier auch an die *wâ* der schwäbischen taufformel, deren erklärung durch Wackernagel von Steinmeyer zu Denkm. 99, 3 bestritten worden ist.

Drei weitere fälle aus dem wortschatz Konrads, die man für seine alemannische zugehörigkeit verwerten könnte, möcht ich gesondert stellen, da es sich zwar auch um spezifisch alemannisches wortgut handelt, zugleich aber die betreffenden verse der entlehnung aus Hartmanns Gregorius dringend verdächtig sind: es sind also nicht gleich vollgültige zeugen. ich notiere:

*dise missemüete geselleschaft* 1391 = Greg. 2656 (beides im reim auf *gotes kraft*).

*nû vant der schazgîre* (*schazgîrec* C) *man* 1680 C (die andern handschriften und Kochendörffers text weichen ab) = Greg. 3294 *dô vant der schazgîre man*. Sprenger will (Zs. f. d. ph. 26, 356) wegen der parallele zu Hartmann C in den text aufnehmen, doch könnte auch, was ich eher glauben möchte, der sehr frei mit Konrads gedicht schaltende bearbeiter C seine eigene Hartmannkenntnis haben leuchten lassen (vgl. im allgemeinen schon Kochendörffer Zs. 30, 282). ob Perdich *schazgîre* in den text von Ottos Barl. 4320 zu recht hineinconjiciert hat, ist mir zweifelhaft (vgl. auch seine dissertation s. 107).

*mit manegem ûfblicke* 2194 = Greg. 2394. Hartmann dürfte die formel der geistlichen dichtung des 12 jhs entlehnt haben, denn wir finden sie auch in der Maria 976 (= A 874) und in der (nach Wackernagel in den Altd. blättern I 343) von Meyer-Benfey Mhd. übungsst.<sup>2</sup> s. 22 gedruckten Nonnenregel 147 d, 32. später begegnet sie dann auch im Tristan als mönch 2139. ich bemerke dass alle diese gedichte widerum alemannisch beheimatet sind (die Nonnenregel schon wegen *gesach in got* 148 d, 29).

Somit dürfte Konrad wol als Alemanne erwiesen sein. aber wo lag seine heimat? JvLassberg glaubte diese frage im sinne schweizerischer herkunft entscheiden zu können, denn er sagt in der vorrede seines Sigenot (s. 4; vgl. auch Briefw. mit Uhland s. 132): 'Fuoizizbrunnen ist nach einer mitteilung meines hochverehrten freundes, des grafen Friederich von Mülinen das heutzutage sogenannte Schwendelnbad im kanton Bern, welches bis ins 15 jahrhundert ersteren namen führte'. Pfeiffer hat das (Zs. 8, 160) ohne angabe durchschlagender gründe bestritten und den dichter nach dem österreichischen Fussesbrunnen verwiesen. und jene angabe Mülinens scheint tatsächlich unbegründet zu sein: staatsarchivar dr Kurz in Bern teilte mir auf eine durch SSinger vermittelte anfrage vor fünf jahren mit, dass sich in den urkunden des archivs kein beleg dafür finde, dass das Schwendelnbad jemals den namen Fussesbrunnen getragen habe. wir müssen also wol den dichter für einen in ein österreichisches kloster verschlagenen Alemannen ansehen.

Jena.

Albert Leitzmann.

## DIE HEIMAT DES KONRAD VON FUSSESBRUNNEN.

So war ursprünglich das manuscript der voranstehenden miscelle Leitzmanns überschrieben — ich änderte den titel und riet dem verfasser, dem entsprechend auch seine behauptungen vorsichtiger zu fassen: denn wo die heimat des dichters zu suchen sei, das würde ich in einem kurzen nachwort zeigen. L. hat nun zwar die änderung der überschrift hingenommen, im übrigen aber meinen rat nicht berücksichtigt, und muss sich nun die sofortige zurückweisung seiner these gefallen lassen.

Der familienname des dichters, von *Fuozesbrunnen* oder von *Fuozbrunnen* ist gesichert durch die hss. BC der KJ. und durch Rudolf vEms im WvO. (ed. Junk 2215, vgl. die laa. bei Wackernagel LB.<sup>5</sup> s. 786, 30, die vorwiegend auf eine dreisilbige form weisen!). ich sage familienname und damit heimatszeugnis, denn einmal spricht RvEms von dem dichter als 'dem von Fussesbrunnen', genau wie von 'dem von Eschenbach', 'dem von Leinau', und dann gibt es zwar einen ort und ein geschlecht, aber kein kloster dieses namens: woher diese irrige kunde nach Jena gedungen ist (Michels Mhd. elem.-buch<sup>3.4</sup> s. 35; Leitzmann oben s. 173), weifs ich nicht. heute heifst das dorf Feuersbrunn: mit einer umwandlung welche durch die vielfachen entstellungen des wortbildes in urkunden und anderwärts vorbereitet erscheint — es hätte auch 'Fuchsbrunnen' daraus werden können. gerade diese fehlschreibungen zeigen auch, dass es ein eigenartiger, nicht widerkehrender und nicht ohne weiteres verständlicher ortsname war. F. liegt an der strasse von Krems nach Stockerau, am Wagram, nicht allzuweit von der landeshauptstadt Wien.

Hier in F. gab es ein adliches (!) geschlecht der 'domini de Fuozesbrunnen', das aber nur für ein paar jahrzehnte nachweisbar ist, niemals zahlreich gewesen sein mag und nur in urkunden des stiftes Klosternenburg und vielleicht des klostere Göttsweig, aber in keinem einzigen der jetzt, soweit sie erhalten sind, vollständig gedruckt vorliegenden nekrologien der diöcesen Passau-Wien, Regensburg, Salzburg spuren hinterlassen hat. in Alemannien und im ganzen übrigen Deutschland überhaupt kommt weder der ortsname noch der familienname vor<sup>1</sup>.

Die urkundlichen zeugnisse, welche Diemer zuletzt Kl. beitr. XV d.i. WSB. phil.-hist. cl. bd XVIII (1856) s. 269 zusammengestellt hat, zu vermehren bin ich leider trotz fortgesetzter bemühungen nicht in der lage. das von D. handschriftlich benutzte salbuch von kl. Göttsweig ist gleichzeitig im druck veröffentlicht: Font. rer. austr. II 8 (1855): dort erscheint in n. 272 (ca 1160) am schluss einer zwölfstelligen zeugenliste ein *Herrand*, über dessen namen *uuzzesprunnen* überschrieben ist, sodass also die familie und der stand nicht unbedingt feststeht; weiter in

<sup>1</sup> der ort erscheint als *Vosprunne*, *Fuezprun* mehrfach in Passauer güterlisten d. 13 jh.s: Mon. Boica XXIX 2, s. 217. 248. 383.

nr 333 (ca 1200) ein *Werinhardus de fuhsprunn*, der immerhin ebendahin gehören könnte. man wird aber vorsichtshalber beide lieber aus der edelfreien familie von Fussesbrunnen fernhalten, die in 2 oder 3 urkundlichen eintragungen des Codex traditionum von Klosterneuburg erscheint. dieser lag Diemer bereits in der ausgabe des greisen archivars Max Fischer (Font. rer. austr. II 4, 1851) vor, dessen lesungen für nrr 383 u. 550 in kleinigkeiten (stillschweigend) zu bessern mir durch die gütige hilfe des herrn bibliothekars und archivars dr Berthold Černík möglich ist. hier haben wir in nr 344 (s. 69) als zeugen einen *Gerungus de Siussprunnen* (!), der doch wol in nr 382 (s. 81) widerkehrt: *Chûnrat et frater eius Gerunch de Vuzsprun* bezeugen neben andern eine schenkung des Albertus de Phafstetin; und weiter in nr 550 (stiftung des Walther von Meissau 'in extremis positus'), wo an der spitze der zeugen erscheinen: *Testantur hoc per aures moniti dominus Gerungus* [übergeschrieben *de Phusprunnen*] *cum filio Chûnrado, dominus Albertus de Phafstetin* — es folgen 14 weitere zeugen, sämtlich ohne 'dominus'. die schenkung von nr 382 erfolgte um 1187, die tradition von nr 550 lässt sich um 1182 ansetzen (so nach dr Černík); für nr 344 wäre der früheste termin 1179. wir haben also für diese zeit ein adliches herrengeschlecht 'von Fufs(es)brunnen' und in diesem zwei träger des namens Konrad: den (ältern) bruder eines Gerung und den sohn dieses Gerung. eine wahrscheinlichkeitsrechnung die schon Diemer angestellt hat, führt darauf, dass dieser zweite Konrad, wenn er 1182 als zeuge auftreten konnte, spätestens zu anfang der 60er jahre geboren war.

Ich frage: was will die litteraturgeschichte mehr?! hier haben wir alles was wir brauchen, das was uns für HvVeldeke, HvAue, GvStrafsburg, WvEschenbach, WvGravenberg, RvEms usw. leider fehlt — und dabei fabelt man von einem nicht erweisbaren österreichischen kloster und setzt in dies einen nach osten verschlagenen ritter aus unbezeugtem alemannischem geschlechte!

Wie man bei dieser sache die heimat des dichters der KJ. anderswo als in Niederösterreich suchen mochte, bleibt mir, ehrlich gesagt, durchaus unverständlich. Zwierzina, und der für mich hier wie anderwärts nicht eben eindrucksvolle Schirokauer haben im reimgebrauch einzelnes unösterreichische gefunden, Leitzmann glaubt auch den wortschatz dafür ins feld führen zu können und fühlt sich da durch seine eigenen sammlungen sicherer als andere, die nur mit den wörterbüchern operieren. nun gibt es ja ganz unzweifelhaft dichter bei denen die sprachmischung nur aus dem wechsel des aufenthaltes zu erklären ist: so der verfasser des Rother (mittelfränkisch + bairisch), Philipp der Karthäuser (desgl.), der verfasser der von Schönbach ans licht gezogenen evangelien-bearbeitung (hessisch + alemannisch), vielleicht auch (nach meinen darlegungen) Otto, der dichter des



Eraclius (hessisch + bairisch) und schließlich der ein und der andere reimende autor des deutschen ordens. aber nicht einmal das scheint mir für Konrad von Fussesbrunnen zutreffend: die angeblich alemannischen, in wirklichkeit nur eben nichtbairischen elemente in reimgebrauch und wortschatz sind derart dass sie durchaus als bequemer, nur halb bewuster litterarischer erwerb gelten können, und ihnen steht besonders im wortgebrauch durchaus bodenwüchsiges bajuvarisches gut gegenüber.

Wir dürfen an der durch die listen Rudolfs von Ems bestätigten tatsache festhalten, dass Konrad von Fussesbrunnen neben und vor Heinrich v. d. Türlin der früheste im eigentlichen sinne höfische dichter österreichischer herkunft war. dabei ist wol zu beachten, dass er keinerlei spuren wolframischen oder (wie sein nebenbuhler Konrad v. Heimesfurt) gottfriedischen einflusses zeigt, und weiter, dass alle bei ihm nachweisbaren reminiscenzen aus Hartmann sich allein auf Erec und Gregorius beziehen. ich will nicht behaupten, dass der Iwein damals noch nicht erschienen war, aber gekannt hat ihn Konrad noch nicht. anderseits aber hat er selbst sofort und stark auf Konrad v. Heimesfurt gewürkt, einen dichter der seinerseits, wie Leitzmann mit recht betont, viel deutlichere beziehungen zum stil der ältern geistlichen dichtung aufweist. wenn sich nun der verfasser der KJ. 88 ff *swâ mich der werlde sîeze ûf ander rede geschündet hât, daz der mit dirre werde rât* zu frühern dichtungen rein weltlichen charakters bekennt (es brauchen nicht epische gewesen zu sein!), so dürfen wir seine litterarischen anfänge gestrost ins 12. jh. hinaufrücken und damit annehmen, dass er im dritten viertel desselben geboren war. auffällig mag in so früher zeit der gebrauch französischer wörter erscheinen, wie die grufsformel *domne dex ro comdiu* 1922, das frühgericht *petit mangier* 1872 und vor allem die tischordnung 'nach französischer sitte' 2416 ff. allein nachdem ich vor kurzem (oben s. 77 f) auf die französischen elemente in dem um 1200 entstandenen glossar von SFlorian hingewiesen habe, erscheint es gewis nicht nötig, unsern dichter zur erlernung französischen brauchs in alemannische gesellschaftskreise zu schicken. und noch weniger ist dies nötig um der alemannischen reime und reimfreiheiten willen, die wir auch bei andern dichtern des südostens widerfinden. wir denken doch heute über diese dinge anders als vor 30 jahren: einen ausdruck wie 'der einen ganz ähnlichen dialekt reimende K. F.' (Zs. 45, 53) würde Zwierzina gewis nicht widerholen: kein einziger dichter dieser zeit hat 'dialekt gereimt'! — auch nicht Ebernand von Erfurt! sie haben nur alle in verschiedener weise die mundart gemieden oder zugelassen. — Von dem wortschatz zu reden verbietet mir heute schon der raum; es ist wol auch nutzbringender wenn ich meine stark abweichende auffassung einmal in anderem zusammenhang vorlege.

E. S.

## DIE FASSUNGEN DES TEUERDANK.

Der Teuerdank kaiser Maximilians I ist uns in zahlreichen gedruckten und handschriftlichen fassungen<sup>1</sup> bekannt, die ziemlich stark von einander abweichen. in diesem aufsatze soll nur von den ältesten die rede sein, die nicht von dem ersten druck von 1517 abhängig sind. davon sind uns die 3 Wiener hss. N, O und P vollständig erhalten, während wir von der ältesten bearbeitung, dem 'Unfallo' des silberkämmerers Siegmund von Dietrichstein, nur aus einem briefe des kaisers an diesen aus Niederwesel vom 14. X. 1512 wissen. die den Unfallo betreffenden stellen lauten in diesem von Q. v. Leitner in seiner Freidalausgabe (Wien 1880—82) s. IX abgedruckten briefe: *Haben auch den Vnfall empfangen vnd übersehen; lassen Vnnsz den auch wolgefallen — und: Dan als du anzeugst, du woltest den Vnfall noch weider extendirn, mit mehrern wortten erlengern; füegen Wier dir zu wissen, das solches diser Zeit ohn noth ist; dan die figuren alzeit guett sein. So mögen wir solches mit der Zeit, wan wier nimer Krieg haben, wol thun.*

Diese durch den brief bezeugte kurze, zu späterer erweiterung bestimmte urfassung des Teuerdank glaub ich nun aus den vorhandenen texten erschliessen zu können. schon lange war bekannt (L s. 24), dass diese texte übereinstimmungen aufwiesen, die teilweise bis ins wörtliche giengen, in andern capiteln aber kaum zu merken waren. nun kam ich bei einer genauen untersuchung darauf, dass die den verschiedenen fassungen gemeinsamen wörter 1. den ganzen verlauf der jeweils erzählten geschichte enthielten und 2. eine große zahl von reimen umfassten. das findet seine erklärung wol am leichtesten in der annahme, dass diese wörter einer urfassung angehören, welche von verschiedenen bearbeitern unabhängig erweitert wurde. ich halte es für methodisch gerechtfertigt, den so erschließbaren text mit dem bezeugten Unfallo des Siegmund v. Dietrichstein zu identifizieren.

Dieser annahme scheint zu widersprechen, dass eine anzahl von capiteln, wie der augenschein in der hs. O zeigt, einmal vom Fürwittich auf den Unfallo übertragen worden ist. aber dass das nur ein secundärer vorgang ist, beweist der befund an den holzstöcken, der schon Laschitzer (L s. 102) bewogen hat

<sup>1</sup> Erklärung der angewendeten zeichen: A der druck des Teuerdank von Hans Schönsperger d.ä., Nürnberg 1517 — D der hier erschlossene Unfallo des Siegmund v. Dietrichstein — L der Teuerdank ed. Simon Laschitzer, Jahrb. d. kunsth. samml. des ab. kaiserhauses bd VIII, Wien 1888 — N der 'Neidelhart' eines unbekannten schreibers VNB 2889, beschr. L s. 37 — O der 'Fürwittich' des schwäbischen adelichen mit einleitung von Marx Treitzsaurwein VNB 2867, beschr. L s. 15 — P der halbe Teuerdank des Marx Treitzsaurwein VNB 2806, beschr. L s. 21.

anzunehmen, dass dem ursprünglichen plan des Teuerdank aufser dem Neidelhart nur ein Unfallos angehörte. es sind nämlich bei den holzstöcken, die zu den texten in O gehören, correcturen bei den köpfen gemacht worden, welche den Fürwittich darstellen sollten. die köpfe des Unfallos aber sind nicht corrigiert. also war ursprünglich auf allen holzstöcken die figur des Unfallos.

Zu der annahme, dass die erschließbaren kurzen fassungen wirklich einen Unfallos darstellen, stimmt auch sehr gut ihr bestand.

Ich lasse zunächst den erschlossenen text folgen. er ist in der weise hergestellt, dass ich die übereinstimmenden wörter aus der handschriftlichen fassung (cursiv) ergänze. dabei hab ich mich möglicher kürze befeilsigt, ohne behaupten zu wollen, dass nicht noch mehr in der ursprünglichen fassung gestanden sei. wo die übereinstimmungen nicht ausreichten, um den text mit wahrscheinlichkeit herzustellen, hab ich eine lücke angesetzt. im gemeinsamen text ist die orthographie vorsichtig normalisiert, die ergänzungen erscheinen in der schreibung der hss.

## DER UNFALLO DES SIEGMUND VON DIETRICHSTEIN.

- |  |   |
|--|---|
| <p>1. Teuerdank bei Unfallos<br/>(entspr. A 25)<br/>Unfallos fragt den Tewrdanck<br/>    vmb die mere,<br/>    Wie er doch daher komen were.<br/>    Fürwar es wundert mich so vast,<br/>    Ir seyt mir ain wunderparlicher<br/>    gast<br/>5 In meiner Jungen Frawen lannd.<br/>    Mein herr wer hat euch her<br/>    gesandt?<br/>    Lücke. gemeinsame wörter: beger,<br/>    beklaidd mit ... schicklichait,<br/>    tugent. Teuerdank spricht:<br/>    Darumb sy hat beweget mich,<br/>    Das ich sy gern wolt schauen an<br/>    Vnd werden ir getrewer dienst-<br/>    man<br/>10 In hoffung, glück werde mir<br/>    wonen bey,<br/>    Das mich ewer fraw wannfels<br/>    frey<br/>    Naem zu ainem Irm dienstman;<br/>    Darauf ichs ie vnd noch ge-<br/>    wagt han.<br/>    Deszhalb antwurt im der Vnfallos:<br/>15 Herr ich bin ewr in meinem<br/>    herzen fro.<br/>    das folgende ist nicht zu erschliessen.<br/>    gemeinsam: erfordert das, damit,<br/>    lannd, destpas der, bey stan.</p> <p>2. Bärenjagd ohne hilfe<br/>(A 27)<br/>Habt ir ainen lust zu jagen da?</p> | <p>Da antwurtet im derselb helde:<br/>    ja,<br/>    Ich hab sein lust vnnd jag auch<br/>    gern.<br/>    Vnfallos sprach: habt ir kainen<br/>    pern<br/>5 Gestochen ye? da sprach er:<br/>    neyn.<br/>    Vnfallos sagt: nun weysz ich ain.<br/>    Ich wil euch weysen an dieselb<br/>    stat,<br/>    Da der per sein wonung hat.<br/>    Der Jungling sagt: es gefelt<br/>    mir wol.<br/>10 Wenn ich mich darzu richten sol.<br/>    Vnfallos weyset den Jungling an<br/>    Auf das gejaidd den werden man.<br/>    Vnfallos den jegern beuolhen het<br/>    Das kainer den pern stechen tet.<br/>15 Des peren nam sich kain jeger<br/>    nit an,<br/>    Tewrdanck muest in allein be-<br/>    stan.<br/>    Mit seinem waffen er sich für-<br/>    pasz schickt.<br/>    Alspald in das vngeheuer thier<br/>    erpfickt,<br/>    Es begert seins tods zu derselben<br/>    stundt,<br/>20 Gar fraysamlich es sich zu im<br/>    wenden kundt.<br/>    Der per vast grosz vnd graus-<br/>    sam was.<br/>    Tewrdanck sein selbs da nit<br/>    vergasz.</p> |
|--|---|

Aus synnigkait trat er hindan,  
 Ain stauden sach er vor ime stan.  
 25 Zu allem geluck ime da geschach,  
 Das er dieselb stawden sach.  
 Der per het vberhöcht den man,  
 Mit grymen lieff er den jungling an,  
 Das er im da gar hart entwaich  
 30 Wol aus dem pisz vnd aus dem strach.  
 Der per die stawden mit zorn  
 ergrais sicherlich,  
 Tewrdanck tet zu im ainen stich  
 Mit seinem spiesz, als es tet not,  
 Vnd stach das wilde thier zu todt.

### 3. Tiefsprung zu pferde I (A 33)

der anfang ist nicht zu erschliessen.  
 gemeinsame wörter: Dieweyl es  
 yetz ist in der gruess: fuess,  
 gern, jaghund  
 Die man dozumal alle abliesz.  
 Der Jeger in das horn plies.  
 Do jagten sy mit heller stimm.  
 Ein annder jeger schray: wol  
 hin, von hynnen!  
 5 Lieben jaghund jagt nach hayl!  
 So wirdt euch hewt noch ewer  
 tayl.  
 vnd wardt geblasen manich horn.  
 Des erfrewt sich der held hoch-  
 geborn.  
 Auf den hirschen was im gach,  
 10 Mit rechter gir eylet er im nach  
 Vnd rennt durch stauden vnd  
 durch dorn,  
 Den rechten weg het er verlorn.  
 Der weg was stickel und darzu  
 smal  
 Das pferdt must mit Im sprin-  
 gen zutal  
 15 Vnd tet damit ainen niderhauch  
 Das es erlag gannz auf dem  
 pauch.  
 Lücke. gemeinsame wörter: stund,  
 schon  
 Dann es gut was von art,  
 Das war des helden gluck dest  
 mer,  
 Dann wo es mit im gestrauchet  
 wer  
 Lücke. gemeinsame wörter: zaum,  
 rannt, waldes ort  
 20 Do er den hirschen bey den  
 hunden fandt,

Den er do stach mit seiner hanndt.  
 Der Vnfallo fragt den helden ser,  
 Wie es im doch erganngen wer.

### 4. Teuerdank erlegt einen hirschen mit dem schwert (A 13)

Ain hirsch im prunst lieff gegen  
 her.  
 Der was gejagt on alls gefer,  
 Vnfallo zu dem jungling sprach:  
 Furwar das wer ain loblich sach,  
 5 Wo ainer solchs vnderstandt,  
 Dem hirschen vnnder augen  
 ranndt  
 Vnd den fellet mit seinem  
 schwert.  
 Mein herr, ir habt ein gutes  
 pferdt.  
 Facht ir den hirschen in solcher  
 weys,  
 10 Dardurch erlangt ir hohen preys  
 Für alle jeger in dem lanndt.  
 Also folgt im der held zuhanndt  
 Vnd sprengt im vnnder augen  
 im schertz  
 Vnd traf in eben in sein hertz.  
 15 Vnfallo sprach: herr, ich sich  
 es gern,  
 Das ir ewer schicklichait also  
 tuet bewern,  
 Als es euch dann gar wol gezimt.  
 Furwar, wann das mein fraw  
 vernimt,  
 Es wird euch zu gutem kommen,  
 20 Dann sy die geschickten vnd die  
 fromen  
 Liebet also vast vnd ser.  
 Das sag ich euch, herr aller-  
 liebster.  
 Mich bedunckt, es sei vber mit-  
 tag weyt,  
 Es ist nun wol vmb essens zeit,  
 25 Darumb wölle wir nit langer  
 beyten,  
 Wir wollen zu der herbergreyten,  
 Dasselb man vnser wol pflegt.  
 Den hirschen man auff ainen  
 wagen legt  
 Vnd fuert in auch hin in die  
 herberg mit,  
 30 Da man in zerwurckt nach je-  
 gers sytt.

### 5. Die bärin (A 14)

Die jeger brachten im die mer,  
 Wie da ain vast gross pyrin wer.



Ein junges welflein bey ir was.  
 Vnfallo hiesz die jeger das,  
 5 Das man das welflein fienng zu  
 mass,  
 Dardurch die pirin erzurnet  
 dester pass.  
 Als er auf das gejaid kam,  
 Der pirin er eben war nam,  
 Mit seinem pernspies lieff er  
 sy an  
 10 Vnd trat mit vortail auf ain  
 seyttten hindan  
 Vnd stach die greulich pirin zu  
 todt.  
 Sein pernspiesz was von pluett  
 gar rot.  
 Mit seinem horn er vrkunt gab,  
 Das die pyrin vor im lag.  
 15 Sollichs die jeger wol erkannten,  
 Zu dem helden sy do rannten  
 Vnd fannden die pyrin bey im do.  
 Die jeger waren all vber die  
 mass fro.  
 Allein Vnfallo erschrack von  
 herzen seer,  
 20 Das der helldt nit fur die pirin  
 todt wer.  
 Doch stellt er sich der gleichen  
 nit,  
 Mit dem helden er wider zu  
 haus ritt.  
 Mit vil worten er do fragen tet,  
 Wie ers so maisterlichen ge-  
 troffen het.

6. Schweinejagd im  
 dickicht zu pferd (A 35)  
 Vnfallo ye nit feyrn kunt,  
 Erdacht aber einen neuen fundt,  
 Ob er den helden mocht verfuern,  
 Er lies die jeger aber spuern  
 5 Nach einem groszen wilden swein.  
 In kurz trat ein jeger ein  
 Zu dem Vnfallo also pald.  
 Der sagt, er het in einem wald  
 Ein greulich swein gefunden.  
 10 Vnfallo hiesz die jeger mit den  
 hunden  
 Alspald ziehen gegen dem wald.  
 Lücke.  
 Er furt in auf die recht refier.  
 Der jeger sprach: beleybet hier  
 Vnd glaubt den worten mein:  
 15 Vber ein weil wirdt komen das  
 swein.

Lücke.

Er rannt es an auf seinem pferdt

Vnd wolt es stechen mit dem  
 schwerdt.  
 Tewrdannck in ain stawden kam,  
 Das ros behienng mit seinem  
 zaum.  
 20 Er was geschwind; mercht, in  
 der eyl,  
 Do er nicht haben mocht die  
 weyl,  
 mit ainem fusz er die erd er-  
 graiff,  
 Der annder noch hieng im steg-  
 rayff,  
 Das er nit gar zur erde kam.  
 25 Sein schwert er zu beiden henn-  
 den nam  
 Vnd stach das swein meisterlich,  
 Das im kain laid geschach, sag  
 ich.  
 Vnfallo in aber ser lobet,  
 Aber haimlichen vor jamer tobet,  
 30 Das es im so wol erganngen was,  
 Vnd dacht im aber furbas,  
 Wie er in vms leben mocht  
 bringen  
 Oder aus dem lannde zwingen.

7. Schweinejagd auf  
 einem kleinen pferd (A 41)  
 Vnfallo sagt: mein lieber herre!  
 Es ist nicht sonnder weit noch  
 verre,  
 Dort leytt ain schon gejaidt im  
 waldt hinein.  
 Dort wollen wir finden grosze  
 hawende swein.  
 5 Wolt ir auf dem ros swein  
 stechen lern?  
 Der helt sprach: ich thu es gern!  
 Vnfallo redt aus valschem muet:  
 Ewr ros ist darzu vil zu guet.  
 Nemet ain klainers, schlechters  
 pferdt,  
 10 Damit ewrs nit geschedigt werd!  
 Das thet Vnfallo allein vmb das,  
 Damit das wild swein dester  
 bas  
 Den helden beschedigen kunt.  
 Der held wol an derselben stundt  
 15 Sass auf das kleyne ros  
 Vnd rayt dahin wol vber ain  
 mos  
 Vnd eylet also bald,  
 Bis er kam zu dem wald.  
 Als ich euch nun weyter will  
 sagen,  
 20 Die hundt begundten jagen.

- Zuletzt ain gar grossz swein ge-  
lauffen kam.  
Der held sein waffen zu hann-  
den nam  
Vnd stach das swein mit seinem  
schwert  
Nemlich sitzent auff dem kleinen  
pferdt.  
25 Das swein sich aus dem stich  
swann,  
Hin auf den helden es do dranng  
Vnd schlug dem pferdt ain  
schenckel ab.  
Damit es ainen strawch zu der  
erden gab  
Fiel mit dem held in ain hag  
Lücke.  
30 Tewrdanck sagt Vnfallo die mer,  
Als, wie es im erganngen wer.  
Vnfallo sprach: mein herr,  
secht an,  
Das ich euch recht geraten han.  
Ir het sunst verlorn ewr gutes  
pferdt.  
35 Sein rat was valsch vnd nit  
gerecht.  
Damit zoch man im ain annder  
ros her,  
Er sasz darauff vnd eylet ser  
In die herberg zu morgen essen.  
Vnfallo tet nit vergessen  
40 Vnd betracht manchen valschen  
fundt,  
Wie er den helden in schaden  
bringen kundt.  
Darin het en vil arbit  
Des helden gluck was im laidt.
8. Zwei löwen (A 42)  
Der anfang lässt sich nicht erschliessen.  
Gar trostlich in der lewen haus  
Tratt er hinein on allen grausz.  
Die lewen in fraysam blickten an.  
Do das ersach der kone man,  
5 Do leint ain schaufel an der  
wandt,  
Die zuckt der held schnell in  
sein handt.  
Damit er auf die lewen schlug,  
Vmb die kopf er in do zwueg,  
Damit sy flohen in ir hol.  
10 Die schaufel kam dem helden  
wol.  
Die schaufel ward dohin gelait,  
Damit man die vnseubrigkait  
Auszraumen solt als kot vnd mist.  
Damit der held sein leben frist.

- 15 Vnfallo sagt zu dem tewrn man:  
Ir dorfft sy nit geschlagen han,  
Dann sy hetten euch beleydigt  
nicht.  
Der held antwurt dem argen  
wicht  
Lücke.  
Valschlich er lacht vnd sach in an  
20 Vnd sagt von anndern swenck-  
hen her.
9. Teuerdank greift einem  
löwen ins maul (A 16)  
... saget er,  
Wie in einem klainen heuslein  
wer  
Allein ain lew fraissam gethan.  
Wenn zu im keme ain freidig  
man  
5 Vnd griff im trutzlichen in sei-  
nen muntt,  
Er wer sicher zu derselben stundt,  
Das er im furwar tet kain laid.  
Ich rats aber nit bey meinem  
aidt.  
Misriet es euch, ir gebt mir die  
schuld,  
10 Dardurch verlur ich ewer huldt.  
Darumb thut recht, was ir da  
welt,  
Aber meiner frawen es wol ge-  
felt,  
Wann sy hört von ainem solhen  
man,  
Der solhs sich darff vnnderstan.  
15 Der Tewrdanck des gefers sich  
vnnderfiennng,  
Pald hin zu dem grossen leben  
giennng.  
Er grayff dem leben in den  
mundt  
Vnd raysz im auff seinen  
schlundt.  
Gar kainen schaden er im tet.  
20 Vnfallo solhs nit gemeinet het.
10. Schweinejagd mit dem  
handbogen (A 17)  
Von dannen zugen sy furbas.  
Vnfallo sagt dem helden das:  
Ich waisz ain swein an einem  
ort,  
Von dessgeleychen ir nye habt  
gehört.  
5 Mein jeger habens wol bestalt  
An ainem graben in ainem waldt.

Lücke. gemeinsame wörter: hauen-  
des swein, hantpogen, pogen,  
sytt hie, der vngetrew man,  
gejaid: laid, von seinem pferd,  
stach.

*Damit ward Vnfallo aber nit  
erfrewdt,*

*Er kam zum held mit groszem  
neydt,*

Wiewol er nit desgleichen tet  
10 Vnd stellt sich, als er grosz  
frewdt het.

Das swein liesz er hin tragen  
Vnd legen auf ainen sawbern  
wagen,

Dacht: was grosz gluck hat der  
man?

Ich waisz nit, wie ich es sol  
fahen an.

15 Mich helfen nit alle mein list,  
Wann das gluck allzeyt bey im ist.

#### 11. Schlechter stand auf der bärenjagd (A 48)

*Vnfallo west ein grosz pern ge-  
jaidt.*

*Solhs war dem held nit laydt.  
Vnfallo liesz in weysen an die  
stat,*

Da der grosz per sein wonung hat  
5 Gehabt in einer hohen wanndt.  
Der jeger furt in dohin zuhanndt  
Ober einem hohen hol.  
Dem helden gefiel der standt  
nit wol.

*Es kamen auch etlich pauren dar,  
10 Die sagten: lieber herr, nembt  
war!*

Es ist ain solch groszes thier.  
Ja weren vnser mer dan vier,  
Wir dorffens nit wol bestan  
Vnerschrocken was der man

15 *Er stellet sich sicher vnd nit  
plosz.*

Sein spiesz er nach dem pern  
schosz

Vnd traff in recht vnd behenndt,  
Das er fiel ab vber perges wenndt.

#### 12. Tiefsprung zu pferde II (A 51)

Der anfang ist nicht zu erschliessen.  
gemeinsame wörter: jeger, komen  
(Pt. Pf) Ich wil auch dar reyt  
Vnd schencket im ein pferdt,  
Das ros het ain solche art:

*Wo mans reyt ein smaln steyg  
lanng,*

*Mit gewalt es vber ab spranng.*

5 *Das wiste Vnfallo wol,*

*Dann er was aller posshait vol.*

*Damit was er auff in der nacht,*

*Den helden er auffz ros bracht*

*Vnd fuert in da zutal*

10 *Auf ainen steyg, der was gar  
smal,*

*An ainem fels ains gadem hoch.*

*Vnfallo vor dem edeln degen  
zoch.*

*In dem wolt es schier tagen*

*Ain hund begund zu jagen,*

15 *Vnfallo sprach: es wil nit gut  
wern,*

*Diser hundert wirdt verjagen den  
pern.*

*Vnfallo vber das velsl ruckt,*

*Des helden ros sein fusz zuckt*

*Vnd spranng mit im hinab.*

20 *Der held saz in guter hab  
Vnd nam darauf gar kainen  
swannck.*

*Das ros vom sprung nider sanck.*

*Der Held sich frey in sprung  
gab,*

*Seinen hals het er sunst ge-  
fallen ab.*

Lücke. Teuerdank spricht:

25 *Das ros nam mir den zaumb  
an der stundt,*

*Das ichs nicht erhalten kundt.*

*So hiest ir mich euch eyln nach,*

*Den smaln steyg ich nit sach.*

Lücke.

*Des dannck ich dem werden got.*

#### 13. Die poliermühle (A 21)

Vnfallo gieng zu dem helden  
mit eyl,

*Fragt in, ob er wolt durch kurz-  
weyl*

*Mit im zu ainer mul geen spa-  
zieren,*

*Darinnen man stein tet pallieren.*

5 *Vnfallo furt den helden dar,*

*Der pallirmul nam er eben war,*

*Wie die was kunstlich zugericht.*

*Vnfallo, der poszwicht,*

*Mit dem helden zu reden an-  
fieng.*

10 *Zu ainem pallierrad er mit im  
gieng*

*Vnd, als er bey dem rad was,*

*Es gieng geschwind, glawbt das!*

Nun het Tewrdanck, der werde  
man, [an.  
Zwen schuch mit langen spitzen  
15 Vnfallo sprach: bey meinem aid,  
Das wer ain rechte behennig-  
kait

Von ainem jungen tewren man,  
Der sich bedorfft vnnderstan  
Vnd stiesz ein spitz von schuch  
in das radt,

20 Vnd kundt den widerzucken  
also drat, ...

Lücke. Teuerdank spricht:  
Ich wird euch volgen nymermer.  
Vnfallo ime do antwurt gab:  
Ich euch das nit gehaissen hab,  
Sonder ich hab gesagt:

25 Ain kecker held ein solhs wagt.  
Mit ewer kunst vnd schick-  
lichait

Da warendt ir sobald berait.  
Ich gedacht nit, das irs hett  
getan.

Ich dannck gott in dem höchsten  
thron.

30 Dann, wo es euch miszraten wer,  
So must ich die schuld han,  
sagt er.

Damitswaigeter den jungen man,  
Dabey er es auch must beleyben  
lan.

14. Die überladene haken-  
büchse (A 57)

Vnfallo gedacht sich ainer val-  
schait noch

Vnd fueret in in ain schlosz  
gar hoch.

Ich thue das sagen ganz furwar.  
Ain alte hacken buchsen was dar;

5 Die het der Vnfallo voran  
Mit pulver vberladen lan,  
In solcher masz was sein be-  
gierdt

Vnd welcher daraus schieszen  
wierdt,

Das die zu stucken preche so  
seer.

10 Im slosz fuert er den helden  
hin vnd her

Vnd zaigt im daz vnd auch das.  
Er kam da die hacken puchs was.

Der Vnfallo hueb an vnd sprach,  
Als er die puchsen vor im sach

15 Zudem Tewrdannck in der stundt,  
Ob er mit hackenpuchsen schie-  
szen kundt.

Der held sagt zu Vnfallo: ja,  
Vnd were halt ain hauptstuck da,  
Ich vernaint zu schieszen damit  
20 Vnd wolt mich besorgen nit.

Vnfallo schicket nach ainem fewr.  
Tewrdanck wist nit sein aben-  
tewr.

Also raumbet der Tewrdanck  
fein

Die puchsen mit zuntpulver ein  
25 Vnd nam den zundtstrickh in  
die hant.

Des Vnfallo diener het verstandt,  
Das er die puchsen anzundten  
solt.

Sy waren dem Edl helden nit  
holt.

Als Vnfallo die puchsen sach  
zundten an,

30 Verparg er sich neben sich hindan.  
Tewrdanck dieselb puchsz schosz  
ab,

Die im schusz zerbrach gar.

Lücke.

Vnd sprach zu seinen knechten:  
welicher

Die selb puchs vberladen hat,  
35 Den will ich straffen zu diser  
fart;

Vnd stelt sich, als wer im das  
laid.

Tewrdanck wist nit seinen be-  
schaid,

Den er seinem knecht het getan.  
Der held sagt: es ligt nichts  
daran.

Lücke.

40 Der Vnfallo im in zorn furnam,  
Disen helden zu vberlisten.

Er wird sich nit albeg mugen  
fristen.

15. Das grofse segel (A 32)

Vnfallo liesz machen ain schif-  
lein klein blosz.

Vnd darein ainen segel, der  
was zu grosz,

Damit, wan ain windt daran  
käm,

Das der windt den segel mit  
gewalt an näm

5 Vnd das schiflein mocht werffen  
vmb,

Damit dem held ain malmiszlung.

Lücke.

Der Vnfallo ainen valschen ver-  
zug nam,



*Bis wind vnd vngewitter kam.  
Da der Vnfallo das wetter emp-  
pfand,*  
10 *Zu den scheflewten er da sanndt  
Vnd liesz inen sagen, sy solten  
farn.*

*Die antwurt sy im geben warn:  
Es komb aingroszer windt daher,  
Dardurch miszlichen zu farn wer.*

15 *Vnfallo schuef, sy sollen sich  
nit lassen ieren,  
Oder die augen muessen sy ver-  
liern.*

*Die scheflewte solichs erschracken  
sere,  
Kain wort bedorfft kainer reden  
mere.*

*Het Tewrdanck gewest disen  
verpandt,*

20 *Er wer nit komen von dem lanndt.  
Dann da kam ain solher grausz,  
Das sy iere klaiden alle zugen  
aus,*

*Aber die hembder behielten  
sy an.*

*Tewrdanck schray die schef-  
lewte an,*

25 *Das man von dem segl sneyden  
solt,  
Auch stuckh dauon reyszn, wie  
man wolt.*

*Mit groszer mue kamen sy zu  
lanndt*

*In ain anndere schone stat zu  
hanndt.*

*Der Vnfallo die mer vernam.*

30 *Gar bald er zu dem Tewrdanck  
kam.*

*Tewrdanck klagt im sein swere,  
Wie kumerlichen es inen er-  
ganngen were.*

*Darauf Vnfallo im antwurt gab:  
Solichs ich nit vermaint hab;*

35 *Das schiplin solt so liederlich  
nit vndergan,*

*Wie halt nun die schiflewte haben  
gethan.*

#### 16. Bootfahrt im treibeis (A 46)

Anfang nicht zu erschliessen.

*Darynnen er mocht haben sein  
wonung recht,*

*Dann dise herberg were im vil  
zu schlecht.*

Lücke.

*Vnd schrib pald dem werden man,*

*Das er zu im kome zu stund an.  
Lücke.*

5 *Die Eysz schielen zerschnitten  
das scheflein gar.*

*Das wasser gieng darein furwar.  
Grosze not ward Inen alda be-  
kannt,*

*Ee das schiflein kam zu lanndt.  
Es gieng ganz vnd gar zu grundt*

10 *Vnd versanck zu derselben stundt,  
Wiewol doch nyemandts er-  
tranckh.*

*In seinem herzen gedacht Tewr-  
danck:*

*Ich wil komen auf kain wasser  
mer.*

*In daucht, wie der Vnfallo  
prauchet gefer.*

15 *Tewrdanck zu dem Vnfallogienng,  
Der Vnfallo den helden wol  
emphienng.*

*Aus valschem herzen tet er also,  
Als wer er seiner zukunfft fro.*

*Tewrdanck den Vnfallo an sach.*

20 *Nun horet, wie er dizmal zu im  
sprach.*

Lücke.

*Tewrdanck saget: es geet wol  
hin,*

*Seydt ich nun wider bey euch  
hie bin.*

#### 17. Die fallgrube (A 45)

Der anfang ist nicht zu erschliessen.  
gemeinsame wörter: ein groszes  
swein, geleich (überall mit pro-  
nomen im fem.) 2 (3) spiez tieff  
Damit het der jeger seinen be-  
scheidt.

*Der huch an dasselb swein-  
gejaidt.*

*Vnfallo sprach zu dem held:  
ich hör*

*Meine hund kriegen mit der  
saw daher.*

5 *Wir wellen furpasz reyten auf  
den perg.*

*Tewrdanck wisset nit des tewfls  
werckh,*

*Er rit geschwind mit seinem  
pferdt,*

*Das rosze die grueben traf on  
geferdt,*

*Vnd trat auf dieselb grueb hinein*

10 *Im trab mit den vordern füezen  
sein.*

*Teuerdanck empfand das pald.*

Das pferdt *er aufhielt* mit gewalt,  
Warffs *mit ime auff* die seyten gar.

Lücke.

Das er nit fiel hinab.

15 *Er sas* wider auf sein *guetes* ros,  
*Rait* nach *der saw* ...

Lücke.

*Der Vnfallo* kam *Tewrdanck* nach,

Aus valschem mund er zu im sprach:

Habt ir das swain gefanngen alda?

20 *Der Tewr held* sprach zu *Vnfallo*: ja!

Aber ich het mich also schier *Vergachtet* am perg, das sag ich dir,

Dann ich gar nahend verfallen was.

18. Der turniergaul rennt in den graben (A 54)

*Vnfallo* des helden gluck verdrosz,

Fuert in in ain schonn vest schlosz —

Darynn het *Vnfallo* sein weib gelan —

Vnd fragt alda den tewren man,

5 Ob er vormalen nye gestochen het.

Ja, sagt der *Tewrdanck* an der stet:

Ich hab gestochen etliche mal. Da sagt *Vnfallo*: habt euch die wal!

Lücke. gemeinsame wörter: war, het, art.

Kam dem tiefen graben also nach.

10 *Do das Tewrdanck* durch den helm sach,

Das piz zucket er demselben gawl

Mit ganzer kraft in das maul. *Das pferdt* so gar erschrockhen was,

*Es kam* nit ainen tritt furbasz.

15 *Der gaul* genzlich verstutzt daran. *Damit* behielt sich der jung man

Vnd fristet sein leben zu der stundt.

Lücke. gemeinsame wörter: *Vnfallo*, laid, boser anschlag nicht, geraten

Er fraget den held, wie der gaul het gethan.

*Tewrdanck* sagt zu dem valschen man:

20 Gannz nichts ist es *vberall* wert. *Ir solt ainem* nit leihen ain

solch pferdt,

*Sonder Ir solt das selber* behalten.

*Dann es hat* mit mir thun walten, *Das es* mit mir wolt geloffen sein

25 In den tieffen graben hinein. *Vnfallo* im die antwort gab:

*Ich warlichen* kain pesser pferdt hab

Vnd *solichs* ist mir *treulichen* layd,

*Das sag ich* euch auf meinen aid.

30 *Ir solt mirs* nit halten für gefer, Dann ir wist, *das* ich bin kain sticker.

#### 19. Die überladene schlange (A 50)

*Vnfallo* betrachtet zu der fart, *Wie ime* der held wurd entgeen

hart.

Lücke. gemeinsame wörter: abschliessen wolt, slanngen, het

... *vberladen* lan, ich gemelt hab

Als man die *schlang* schosz ab, nembt war,

prach sy gar zu vil stucken zwar

5 Vnd ain stuck dauon schlug in die erdt

*Gleich* neben dem *thewren* held wert,

Aber im damit kain laid geschach.

*Der held* schalt vnd zu *Vnfallo* sprach:

Warumb er im solhs nit het gesagt,

10 So het er sich nit also dabey gewagt.

Lücke. gemeinsame wörter: *Vnfallo*, schuld, solchs vor beschehen.

*Er solt selbs* daran haben gedacht.

Ich hab ewr *meiner* gescheft halben nit acht,

Ich hab auch gemeint, ir wurd furter geen,

Dann ich euch nit hab gehaissen da steen.

- 15 *Ir wist wie man mit schieszen*  
tut.  
Weit hindan ist für die schusz  
gut.  
*Der Tewrdanck must die red*  
nemen an,  
Gedacht: er hat mir recht getan.  
Warumb vertrauw ich im ...
20. *Der brunnen beim zer-*  
*schossenen schloss (A 63)*  
Vnfallo het kain rast vnd kain  
rue,  
*Im fiell ain annder valschait zue.*  
*Vnd sagt dem helden vil vnd*  
grosz,  
*Ob er nit besehen wolt ain sloss,*  
5 *Das starckh vnd vest gewesen*  
wer  
*Vnd doch in kurz gewonnen*  
mit sonnder gefer.  
*Der held sprach zu Vnfallo: ja,*  
*Ist es anders in der nähend da.*  
*Nun wist Vnfallo ainen prunn.*  
Lücke.
- 10 *Dann der prunn lag an der strass.*  
*Darumb vor zeiten ain meurle*  
was.  
*Das ward zerprochen vnd zer-*  
rissen gar.  
Lücke.  
Vnfallo het eylendz zu reyten  
grosz gir.  
Als sy kamen zu dem brunn  
schier,
- 15 *Vnfallo dem helden sagt von*  
dem schlosz,  
Wie es gewonnen wer worden  
mit geschosz,  
*Zaigt im die löcher hin vnd her,*  
*Auch wie es mit morsern ge-*  
worfen wer.  
*Damit sy riten hinzu pasz*
- 20 *Gar nahend der prunnen da was*  
Dieweil der held das slosz sachen  
Liesz er sein pferdt dannocht  
für sich gan  
*Vnd in disem beschaun vnd vn-*  
muesz  
*Da trat sein ros z mit dem ainen*  
fuesz
- 25 *In disen tieffen prunnen on al-*  
les gefer  
*Solichs was des Vnfallo beger*  
*Das ros seinen fuesz an sich*  
zucket  
*Der Tewr held den zaum rucket*

*In dem der held den tieffen*  
prunnen sach

# 21. *Die brennende stube* (A 73)

- Vnfallo het in seinem herzen  
groszen zorn,  
Das all sein anschleg waren  
verlor, n,  
*Vnd sprach zu dem helden:*  
lieber herr mein,  
Kumbt mit mir in ain klain  
statlein.  
Lücke.
- 5 *Also teten sy mit ainander geen*  
*In ein besonder stüblein, das*  
was schön.  
Ain hülzein kamer was daran.  
Darein weist er den werden man.  
Darinnen was bereit ain guet  
pet.
- 10 *Daran der held wol zu ligen het.*  
Vnfallo sein valschen list nit  
spart,  
*Er fieng an zu derselben vart*  
*Vnd schlich bald von der kamer*  
hindan  
*Vnd zündet das stüble haim-*  
lichen an.
- 15 *Vnfallo vermainet zu derselben*  
stundt,  
*Wie der Edl heldt nit auskunt.*  
*Dann, wann das stüble hüeb an*  
zu prinnen,  
*So muest er bleiben dynnen*  
*Vnd verprinnen oder ersticken*  
gar.
- 20 *Tewrdanck ward des fewrs pald*  
gewar,  
Er schmeckt den rauch von  
stundan.  
Von natur leys schlieff der man.  
Er sprang bald von dem bet  
herfur,  
*Zustundan stiesz er auff die tur.*
- 25 *Kain laid dem helden nit be-*  
schach.  
Da das der Vnfallo ersach,  
Das der theur held herfur kam  
Ain seltsam red er fur sich nam  
*Vnd sagt: ich kum jetz gleich*  
her gan
- 30 *Vnd wolt euch auffgewecket han.*  
*Tewrdanck fraget in grym der*  
mer,  
*Was das fewr fur ein wisen wer.*

## 22. Unfallos flucht (A 74)

Der *edl* held zu Vnfallo sprach:  
Es ist ain wunderliche sach,  
Die mir ist *jetz* kundt,  
Das ich *nit* sicher bin kain stundt  
5 Weder auff wasser noch auff  
landt.

Im pet wolltest du mich habn  
verprannt.

Vnfallo mit *sueszen* worten redt,  
Wie er *solch* sach nit getan het.  
*Aber* das die stub yetz prun-  
nen ist,

10 Das ist *nit* beschehen aus kai-  
nem list.

Vnfallo hub halb zu zürnen an  
Mit Tewrdanck dem werden man  
Vnd sagt, ob er sich in solher  
sach

Erschrecken *liesz*, so wer er  
swach.

15 *Er* wer auch nit ain *rechter* man  
Für *sein* fraw kunigin lobesan.

Lücke. gemeinsame wörter: Tewr-  
danck, den Vnfallo bey seinem  
hals, hielt ... er in, furt in,  
entran

Das was dem *edl* held vast laid

*Also* machet er sich bereit  
Vnd zoch zu dem dritten pasz,  
20 *Daran* Neidelhart ein haubt-  
man was.

Der Neidelhart den helden er-  
kannt,

*Dann* er het von Vnfallo ver-  
stanndt,

*Darzu* ward ime von Vnfallo  
geschriben,

Was *valschait* er mit im het  
triben.

25 *Er* het im auch dabey geben zu  
verstan,

Wie der held wer ein *weyszer*  
man.

*Er* hiet auch mit seiner valschait  
In nye bringen kündten in laidt.

Lücke.

So wurde er die kunigin er-  
langen,

30 Vnd sy wurden getodt vnd ge-  
fanngen.

Neidelhart gedacht in seinem  
vntrewen synn:

*Der* held kumbt lebentig nit  
von hin.

Anhangsweise mögen hier noch einige andere kurze stellen folgen, die sich aus übereinstimmungen aller fassungen erschliessen lassen. sie können nicht zum Unfallos gehören, sondern betreffen turnierkämpfe und episoden aus dem schlussteil. vielleicht dürfen wir darin zeugen der arbeit Siegmund von Dietrichsteins am 'Neidelhart' erkennen, die ihm der kaiser in dem brieft vom 14. X. 1512 nahegelegt hatte. es heisst dort: *Wollest auch den Neidhart auff das fürderlichst, so sein mag, dannen richten, vnd Vns den zugeschnitten, dan das gemel darzue alles beraith vnd geschnitten ist.*

## 1. Schwertkampf I

(A 102, 1—36)

*Der* Tewrdanck forcht den  
starcken nicht.

*Dys*chrancken wurden zugericht.

*Do* das geschach mit litzel wort,

*Do* stelt man ieden auf ein ort,

5 *Bis* man sy zusammen tretten hiesz.

*Der* starcke sich auf sein kreft  
verliesz,

Kuenhait man an in baiden sach,  
Manger gewinder slag von in  
geschach.

Zuesamen sluegen die zwen man,  
10 *Yeder* het gern den sig gehan.

*Ir* baiden slege waren starck.

Tewrdanck sein krefft nit ver-  
barg.

Ain ander tribens hin vnd her,  
*Ir* baiden kamp was do gewer.

15 *Sy* lieffen baid an ainander an.

*Da* ward manger gewinder slag  
gethan.

Tewrdanck sein manhait wol  
bewert,

In baid hend nam er sein swert  
Vnd slug den starken auff sein  
haubt,

20 *Das* er ward seiner *stim* be-  
raubt.



Tewrdanck traff in ein wenig  
pass,  
Der starck viel nider auf das  
gras.  
Der Tewrdanck macht in do  
siglos.  
Den Neidelhart haimlich ver-  
dross.

- 25 Der Neidelhart gros laid drumb  
het,  
Wiewol er nit des gleichen tet.  
Also Tewrdanck der werde man  
Den kampf so ritterlich gewan.

## 2. Schwertkampf II

(A 106, 21—40)

- Anfang nicht zu erschliessen.  
Dan im was sein hertz gar leicht,  
Damit waren sy zum kampf  
vergleicht.  
Zesamen tratten dy zwen man  
Ze fuesz an ainem plan.  
15 Der ritter slug mit groszem neyd  
Auff den jungen helden vnuer-  
zeit,  
Der Tewrdanck merckt solchen  
hass,  
Das im der ritter neydig was.  
Lücke. gemeinsame wörter: Mit  
krefften, slug, straih.  
10 Er slug in durch sein helm so  
guet,  
Das im sein rosenfarbes bluet  
Darab von seinem haubte flosz.  
Tewrdanck dem ritter gab ain  
stosz,  
Das er viel auf ain knyge vestan.  
15 Damit Tewrdanck den kampf  
gewan  
Demselben alten ritter ab,  
Der ritter im gewonnen gab.

## 3. Wälsch stechen

(A 103, 7—26)

- Der held mit seinem stechzeug  
guet,  
Derselb het aines lewen muet.  
Desgleichen kam die kunigin dar  
Mit irem frawenzymmer gar.  
15 Do hueben dy zwen an vnd  
stachen,  
Gar manig holz sy do zer-  
brachen.  
Do maniger harter stich geschach,  
Der held zum allermeisten brach.  
Lücke.  
Do das des helden wapner sach

- 10 Seinem helden gab er auch dar-  
nach  
Starcke vngefuege holtzer grosz.  
Einander gaben sy manign stosz.  
Der schluss ist nicht zu erschliessen,  
doch dürfte der tödliche ausgang ur-  
sprünglich sein.

## 4. Teuerdanks gefangene (A 91, 1—22)

- Hie kam Neidelhart zu dem  
heldt,  
Zum edln Tewrdanck vor gemelt  
Vnd fragt in aber mals der mer,  
Vnnd wie es im ergangen wer.  
5 Sagt im der heldt den handl vor:  
Wir haben die stat gewonnen  
zwor,  
Die stat ergab sich gar an mich,  
Darzu die kriegsleut all sicher-  
lich.  
In glubnüss nam ichs all gar,  
10 Das sy sich solten stellen dar  
An den hof der kunigin zart.  
Darab erschrack der Neidenhart  
Vnd sorgt, die edl kunigin klar  
Wurd seiner thewrlikait gewar.  
15 Er het doch nit desgleichen tan,  
Oder das er sich het merckhen  
lan.  
Er sorgt, wen es von im aus kem  
Vnd das der held solhs vernem,  
Er tot in selbs mit seiner handt  
20 Desgleichen het er auch verstand.  
Ja, das dem helden yeder man  
anhenngin wer, als er besann.  
Furpass sagt Neidenhart dem  
heldt,  
Wie gern er haben welt.

## 5. Neidelharts letzte mord- anschläge (A 96, 41—201)

- Die ersten 40 verse füllt der brief,  
der in allen fassungen im wesentlichen  
den gleichen worlaut hat.  
41 Hie kam der pot zum Neidel-  
hart,  
Bracht im den brief gar wol  
bewart,  
Nemlichen von der kunigin her.  
Der Neidelhart erschrackt gar  
ser,  
45 Von ganzem grundt des herzen  
sein  
Laid er grosz haimlich pein  
Vnd fandt aber ain synn.  
Also gedacht er her vnd hin,

*Kam zu dem helden, wo ern  
fandt,  
50 Vnd sagt: herr ich han ainen  
poten gesandt.*

Lücke. gemeinsame wörter: Mit  
ewrem rat, Ich wil mich  
Nach Furwittich vnd Vnfallo  
Schicket er behendt aldo.  
Lücke. gemeinsame wörter: ich wais  
nit mer, selb geschosz, garten.  
*Nun hat es ietz zu diser vrist  
Geregnet wol drey oder vier tag,  
55 Das ich nit anders dennckhen  
mag,*

*Das die planeten all gemein  
All wurcken nach dem willen  
sein.*

*Yedoch so schweigent still.  
Einen trost ich euch geben will:  
60 Ich hab geschickt in kurzer vrist  
Nach giff, das mir hewt komen  
ist.*

*Das giff las ich beraitten fein  
Dem helden in das essen sein.  
Wir wellen vnser regiment  
65 Noch lenger han in vnser hendt.*

Lücke.  
*Der Fürbittich einen dienner hat,  
Der albeg sein thur huetter was,  
Stuendt vor der thur hort alles  
das.*

*Der Tewrdanck het im guets  
than,*

*70 Des wolt er in geniessen lan,  
Lücke. gemeinsame wörter: ver-  
trawen, trifft, leyb vnd lebn,  
ob tisch vand.*

*Der herr stund auff, vernam die  
wort*

*Trat mit dem herolt auff ein ort  
Lücke.*

*Der Neidelhart in sall do kam  
Vnd wolt do han besechen das  
75 Wie der herr ob tisch ass  
Als er kam in den sal gan*

*Sach er den herolt bey dem  
helden stan*

#### 6. Der Türkenzug (A 116, 73—90)

*So zweiffelt vnns nit daran,  
Ir sollend sonnder wissen han,  
Das vnns lannd etlich gar  
Stost an dye vnglaubigen zwar.  
5 Dy thuend vnns grossen vber-  
muert,*

*Vergossen hannd vill cristen  
bluet,*

*Dar zu verheret lewt vnd  
lannd*

*Mit hin fueren raub mord vnd  
brand.*

*Solch gros widerwertigkait*

*10 Ain abbruch ist der cristenhait.  
Das ist dy not, dy vns ligt an,  
Welt Ir euch selbs vnderstan,  
Do ab zu treiben iren gewalt,  
So hat es eben die gestalt,*

*15 Das ich die Ee gelob zu hannd.  
Darzue gib ich euch lewt vnd  
lannd.*

*Doch wellen wir nit beiligen vor,  
Bis ir herkomen wider zwor,  
Bis euch der almechtig got  
Gibt gluck sig in aller not.*

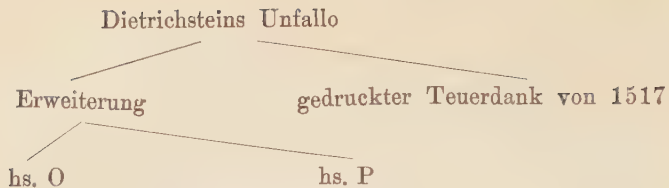
#### 7. Hochamt (A 98, 211—227)

*Das er den helden lobesan  
Hin zu der kirichn fueren sot.  
Dasselb geschach nach irem pot.  
Ein frolich ambt das hueb man  
an,*

*5 Des gleichen kaum erhort ain  
man*

*Mit cantorey pusaunen vil,  
Mit manigem saytten spill  
Das ambt wardt loblichen vol-  
bracht.*

Die eben vorgelegten texte liegen allen fassungen des Teuerdanks zugrunde, sowol dem druck als auch den Wiener hss. Melchior Pfinzing hat sie in der ursprünglichen form benützt. dagegen lagen sie Marx Treitzsaurwein und dem mit ihm nicht identischen bearbeiter des gröfseren 'Fürwittich' in einer bereits erweiterten fassung vor. beide haben übrigens auch noch selbstständig und unabhängig von einander zusätze und erweiterungen angebracht. die textgeschichte der abenteuer, die auf Dietrichsteins 'Unfallo' beruhen, veranschauliche folgender stammbaum:



die gewöhnliche meinung, dass die Wiener handschriftlichen texte im wesentlichen eine arbeit marx Treitzsaurweins seien, hat eine genauere untersuchung als falsch erwiesen. zunächst lehrte schon der augenschein, dass Tr. am Neidelbart überhaupt nichts weiter getan hat, als dass er in die fertige reinschrift zettel mit den überschritten einklebte. aber auch seine einwirkung auf die erste hälfte ist bei weitem überschätzt worden. ein maßstab zur beurteilung von Tr.s würllichem anteil ergibt sich aus der vergleihung der hs. P, die er ganz mit eigener hand geschrieben hat, mit der nahe verwanten hs. O. die zusätze die P aufweist, zeigen die charakteristischen eigentümlichkeiten des alten kanzleibeamten und geheimsekretärs, der einmal einen abstecher ins gebiet der poesie macht und dabei doch kanzleischreiber bleibt: Tr. macht niemals bedeutsame tatsächliche zusätze, sondern beschränkt sich darauf, eine vom kaiser vorgeschriebene oder angedeutete anordnung durchzuführen. höchstens correcturen im sinne der höfischen etikette wagt er da und dort. seine hauptarbeit aber betrifft den wortlaut: er ist immer bemüht, kanzleimäßige wortfülle zu erreichen. überall fügt er seine lieblingswörter wie: *edl, teur, mercklich, gannz, aigentlichen, sonnder* und seine zusammensetzungen ein. an die unmöglichsten stellen setzt er zweigliedrige formeln. dabei ist so mancher allzu kurze vers, an denen Dietrichsteins Unfallos nicht arm ist, der normalen länge angenähert worden. aber ich glaube nicht, dass diese feile am vers, wie Laschitzer annimmt, in Tr.s absicht gelegen war. der alte schreiber hat nur einfach seinen gewohnheiten nachgegeben. verfährt er doch ganz ebenso auch in langen versen. Tr. wendet also eine vorsichtig schonende bearbeitungsmethode an, die nirgends ernstlich das gefüge des vorhandenen textes angreift. es ist dieselbe methode die er später bei der herstellung der reinschrift des Weiskunig angewendet hat<sup>1</sup>.

Ein ganz anderes bild zeigen die Fürwittichabenteuer in der hs. O, die man bisher fälschlich im wesentlichen auch für eine arbeit Tr.s hielt. ich glaube jetzt nicht mehr, wie ich noch vor kurzem geschrieben habe<sup>2</sup>, dass die von anderer hand mit

<sup>1</sup> s. meinen aufsatz Mitt. d. österr. inst. f. gesch.forsch. 44,83.

<sup>2</sup> Wissenschaft und schule I 80 b.

schwäbisch-augsburgischen dialekteigentümlichkeiten<sup>1</sup> geschrieben abenteuer eine von Tr. redigierte fassung darstellen, und dass der schwäbische schreiber nur ein werkzeug des kaiserlichen secretarius war, sondern ich stelle mir die entstehungsgeschichte der hs. O jetzt folgendermassen vor: von Tr. stammt die äufser anlage, die verteilung aufs papier, die aussparung des raums für die bilder. auch in O. sollten, wie es später beim Weizskunig tatsächlich durchgeführt worden ist, die holzschnitte eingeklebt werden. dass dafür nicht wie dort ganze seiten, sondern vielfach nur teile davon ausgespart wurden, hängt mit dem format der holzschnitte zusammen. von Tr. stammt dann wahrscheinlich der text und sicher die niederschrift der einleitung. das sind 12 capitel entsprechend A 1—9. 11. 12. 27. für das 11. capitel (A 12) kann man eine vorlage von gröfserem umfang nachweisen, für das 12. dürfte ihm D 2 in unerweiterter gestalt vorgelegen sein. sein werk ist die 12zeilige einleitung zu diesem capitel, die er dann auch in P als einleitung für ein ganz anderes capitel (D 4, A 13) verwendet hat, das durch die umgruppierung an den anfang des Fürwittich geraten war. dagegen glaub ich, dass Tr. mit den übrigen capiteln des Fürwittich in der hs. O nichts zu schaffen hat. ich nehme an, dass die hs. in die hände eines schwäbischen adelichen gelangt ist, der vom kaiser den auftrag erhalten hatte, aus dem vorhandenen material, in dem der gegner des helden durchaus den namen Unfallos führte, eine reihe von abenteuern auf den neu erfundenen gegner Fürwittich zu übertragen. dieser mann hat nun seine arbeit ebenso selbständig in die für den kaiser bestimmte provisorische reinschrift eingetragen oder eintragen lassen wie Treitzsaurwein die seine. später ist die hs. O wider in die hände Tr.s gelangt, der nun erst auf den für die holzschnitte freigelassenen raum die bildervorschriften und die vermerke über das vorhandensein der holzstöcke eintrug.

Ich nehme für die Fürwittichabenteuer in der hs. O einen besonderen bearbeiter in der person eines schwäbischen Adelichen an, weil die dort nachweisbaren zusätze am besten bei dieser annahme sich erklären. dieser bearbeiter setzt oft sachlich nicht unwichtige, geschickt ausgewählte einzelzüge zu, die den eindruck des erlebten machen und beweisen, dass ihr urheber bei den pferden und auf der jagd zuhause ist. als beispiel führ ich erweiterungen in der schilderung einer bärenjagd an: O 43 a setzt zum text von D 5 (s. s. 180) nach v. 8 zu:

*Die [bärin] was so grewlich vnd auch so grosz.*

*Er dacht: du must sy stechen mit der masz*

*Vnnd sy treffen also eben,*

*Es gilt dir sonnst dein leben.*

(D 5, 9) *Mit seinem pernspiess lieff er sy an,*

<sup>1</sup> vgl. Teuthonista 5, 245.



*Die pirin begeret auch des man  
Vnd graiff nach Im mit zorn.  
Der held werdt gar hoch geborn,  
Auf ein seyten er da spranng,  
Mit dem tritt saumpt er sich nit lanng* (D 5, 10 fehlt)

(D 5, 11) *Vnd stach die gewlich pyrin zutodt.*

O 71 a braucht der bearbeiter für das lob des geschenkten pferdes 11 verse statt der 5 ersten von D 12.

Der bearbeiter von O wagt es sogar, gegenüber seinem helden spöttische töne anzuschlagen. in einem kapitel zu dem eine vorarbeit von Dietrichstein nicht nachzuweisen ist, lesen wir:

53b *Fürwittich im spottlich anntwurt gab,  
Das er ein ander mal sein hut  
Selbs ab solt thun, das gedeucht in gut  
Damit er vmb sich lügt dest pas*

Tr. schrieb dafür in P nur:

*Vnfallo Ime spottlich anntwurt gab,  
Das er hinfuro schawet vmb sich pas.*

Der bearbeiter der Fürwittichabenteuer versteht es endlich, nach dem gebör recht gute, meist kurze verse zu bauen, die Tr. bei seiner völligen ahnungslosigkeit in metrischen dingen nie zustandegebracht hätte.

Der Schwabe hat seinen Fürwittich aus folgenden kapiteln zusammengesetzt: aus der erweiternden bearbeitung von Dietrichsteins Unfallo übernahm er nrr 3—13, dazu kamen 3 kapitel, in denen nur ganz wenige stellen mit dem druck übereinstimmen, die also auf einer vorlage beruhen, die später Melchior Pfinzing nicht zu handen kam. diese sind: A 28: Balkenbruch, A 31: Ein gefährlicher sprung und A 37: Steinschlag I. dazu kommen ferner 4 kapitel die Melchior Pfinzing in derselben umfangreichen gestalt vorlagen wie dem bearbeiter von O und Treitzsaurwein. es sind: A 39: Pulver und windlicht, A 18 Gensenjagd, A 43 Steinschlag II und das schlusskapitel, das später in zwei zerlegt wurde: A 23. 24. schliesslich findet sich ein kapitel, das in keiner andern fassung eine parallele hat. es ist eine recht schlecht erzählte bärenjagd. woher mag sie der sonst so geschickte bearbeiter haben? ihm selbst möchte ich sie nicht zutrauen.

Mit dieser verteilung der abenteuer war kaiser Maximilian nicht zufrieden. er beauftragte Treitzsaurwein damit, die kapitel auszuwählen, welche wider in den Unfallo zurückversetzt werden sollten. der geheimschreiber hat das ausgeführt, indem er bei den bildervorschriften in der hs. O entsprechende vermerke anbrachte. er wollte 7 kapitel in den Unfallo zurückversetzen. aber der kaiser war noch nicht zufrieden und dictierte schliesslich seinem geheimschreiber den von ihm gewünschten bestand der Fürwittichabenteuer in die feder. das dictat ist erhalten im cod. VNB 2834 (Weiskunig C) fol. 132 b. auf der vorderseite stehn aufträge über namengebung und den inhalt der ka-

pitel der einleitung. die ausführung dieses befehls stellt die hs. P dar, die als druckvorlage gedacht war. hier ist die verteilung des textes auf 12zeilige seiten durch querstriche über das ganze blatt angedeutet. im zusammenhang damit stehn die zahlreichen zusatzreimpaare am ende der kapitel, die von Tr. gedichtet wurden, um den vorhandenen raum voll auszunützen. die einleitung ist mit geringen abweichungen mit der niederschrift in O gleichlautend. Tr. hat es auch jetzt nicht gewagt, das vom kaiser anbefohlene kapitel über den besuch des bösen geistes auszuführen. es folgt der stark gekürzte Fürwittich: A 13 (D 4), A 14 (D 5), A 16 (D 9), A 17 (D 10), A 18, A 21 (D 13), A 23 und 24. als vorlage diente nicht die hs. O, sondern deren vorlagen. der Unfall in der hs. P ist sehr umfangreich. er enthält alles übrige aus dem Unfall Dietrichsteins und aus der hs. O und noch einige kapitel mehr: A 29: Glatteis, A 30: Sporn im dickicht, A 30: Schiff im sturm, A 44: Gespannte armbrust im dickicht, A 60: Narr als büchsenmeister weisen nur ganz geringfügige übereinstimmungen mit dem druck auf; A 26: Stiegen-einbruch, A 58: Pulverbrand auf der entenjagd, A 64: Schiffsuntergang, A 65: Schiffszusammenstoß haben Treitzsaurwein und Pfinzing in großem umfang vorgelegen.

Marx Treitzsaurwein scheint auch mit dieser arbeit nicht die zufriedenheit seines kaiserlichen auftraggebers erreicht zu haben. er war der aufgabe offenbar nicht gewachsen. daher hat ihm der kaiser im sommer 1514 die arbeit am Teuerdank abgenommen und in die geschickteren hände Melchior Pfinzings gelegt. Treitzsaurwein hat damals für die übergabe des Teuerdank ein fass wein erhalten<sup>1</sup>, vielleicht als eine art schmerzengeld für die mit der abnahme der arbeit verbundene kränkung. einen beweis dafür dass Treitzsaurwein einen ganzen Teuerdank verfasst hat, seh ich darin ebensowenig wie in der von jüngerer hand stammenden bemerkung in der hs. O: *Das ist der Fürwittich, den Marx Treitzsaurwein mit schrift und gemäl in ordnung gestellt hat.*

Bei dieser auffassung der textgeschichte sind nun offenbar auch die zahlreichen zusätze, welche schon die gemeinsame vorlage von O und P gegenüber D aufweist, nicht Treitzsaurwein zuzuschreiben. ich nehme dafür wider eine besondere person an, einen kanzleibeamten, der vom kaiser die aufgabe erhalten hatte, Dietrichsteins Unfall nach einem ganz bestimmten schema zu bearbeiten. vor und nach der erzählung des eigentlichen abenteuers stehn bei jedem kapitel recht umfangreiche gespräche mit den feindseligen hauptleuten. die gefahr in die sich der held begibt, wird ausführlich und oft recht plump verdentlicht. oft finden sich formelhafte kapitaleinleitungen. dagegen fehlen sach-

<sup>1</sup> L s. 44.

liche zusätze fast ganz. dabei ist aber dieser bearbeiter selbständiger als Treitzsaurwein. er bringt seine zusätze recht geschickt mit eigenen worten heraus, ohne reminiscenzen an die vorhandene erzählung und gelegentlich auch an andere kapitel zu scheuen. die kanzleigewohnheiten machen sich bei ihm nicht so peinlich bemerkbar wie bei Treitzsaurwein. mit diesem ist der bearbeiter also sicher nicht identisch. eher könnte man an Siegmund v. Dietrichstein denken, der ja dem kaiser gegenüber die absicht zur erweiterung des textes ausgesprochen hat. aber ich scheue mich, diese rein schematische arbeit des kaisers persönlichem jugendfreund und einem so frischen geiste zuzuschreiben, wie er sich in D offenbart.

Gleichzeitig mit der erweiterung von Dietrichsteins Unfallo und der bearbeitung des Fürwittich durch den schwäbischen adelichen, aber völlig unabhängig davon muss die hs. N entstanden sein. ihre textgeschichte ist von der des ersten teiles völlig verschieden. nur ein einziges kapitel, das von Neidelharts letzten mordanschlägen handelt, weist erweiterungen der art auf wie sie der bearbeiter von Dietrichsteins Unfallo vornimmt. sonst ist die hs. N keine bearbeitung, sondern eine ziemlich fehlerhafte abschrift ihrer vorlagen. von diesen haben 10 kapitel später auch Pfinzing vorgelegen, nämlich A 75—77. 82. 84—87 und der brief der königin in kap. A 96. alles übrige, etwa die hälfte des ganzen textes, hat Melchior Pfinzing nicht gekannt.

Mit rücksicht darauf dass, abgesehen von der einen erwähnten spur, beziehungen zwischen der textgeschichte der beiden hälften des Teuerdank nicht nachzuweisen sind, dürfte der Neidelhart der hs. N überhaupt nicht als ein teil eines gröfseren ganzen aufzufassen sein, sondern als ein besonderes werk. dieses sollte im gegensatz zum Unfallo, die *widerwertigkeit*, welche der held *überkommen hat*, darstellen, also von den kriegsabenteuern handeln, die später im Neidelhart und auch im Weiskunig definitive gestalt gewonnen haben, ganz im sinne der pläne welche der kaiser am ende des Freidalcodex entwickelt<sup>1</sup>. die idee die beiden werke zu einem Teuerdank zu vereinigen, wäre dann jünger und zuerst teilweise von Marx Treitzsaurwein in der handschrift P verwirklicht worden. diesem ist jedenfalls auch N zur einfügung der holzschnitte und entsprechender kapitaleinteilung übergeben worden.

Die Wiener fassungen sind nie zum druck gelangt. offenbar haben sie den anforderungen des kaisers nicht entsprochen. die endgültige fassung, welche 1517 gedruckt worden ist, stammt von dem Nürnberger propst Melchior Pfinzing. dieser hat die Wiener fassungen nicht in händen gehabt, sondern arbeitete nach älterem material, das auch für jene als grundlage gedient hatte.

<sup>1</sup> abgedr. in der ausgabe des Freidal v. QvLeitner s. XV.

Dietrichsteins Unfallos hatte er in ursprünglich unerweiterter form vor sich. die kapitel welche ihm und den älteren bearbeitern in größerem umfang vorlagen, sind schon aufgezählt worden. die übrigen hat er wol selbst verfasst.

Melchior Pfinzing brachte von allen bearbeitern des Teuerdank die beste natürliche anlage mit. er handhabt eine geordnete metrik nach silbenzählenden grundsätzen. die meisten änderungen die er vorgenommen hat, sind durch metrische rücksichten veranlasst. er gibt dem ganzen buch einen festern zusammenhang durch verweisungen nach vorn und rückwärts, wie durch geschickte zusätze im einzelnen. namentlich aber ist er um den psychologischen zusammenhang der geschichte bemüht. die hauptmasse seiner zusätze betrifft die gefühle der handelnden personen in den verschiedenen lagen. charakteristisch für ihn ist eine starke vorliebe für die directe rede.

Nach dem bisher ausgeführten stellt sich die entstehungsgeschichte des Teuerdank folgendermassen dar: als der kaiser, wol im jahre 1511, daran gieng, mit rücksicht auf die verschiedenen formate der bereits geschnittenen holzstücke das bisher ungeschiedene material zu seiner verherrlichenden selbstbiographie auf verschiedene werke zu verteilen, plante er zunächst, abgesehen von den bereits zum Freidall vereinigten beschreibungen seiner turniere und mummereien, zwei werke: die zufälle die dem kaiser zugestossen waren, stellt der Unfallos Siegmunds von Dietrichstein dar. die behandlung der kriegsabenteuer, die später im Neidelhartteil des Teuerdank und im Weiskunig gestalt gewannen, wurde damals auf spätere zeit verschoben. vielleicht dürfen wir die hs. N als ausführung dieses planes ansehen. als dann im herbst 1512 der Unfallos Dietrichsteins fertig vorlag, hat der kaiser seine pläne geändert. die rahmenerzählung gewann feste gestalt und die 3 hauptleute wurden erfunden. zu dem längst geplanten Unfallos trat nunmehr Neidelhart, mit neuem stoffe, und Fürwittich, dessen ränke aus dem vorhandenen reichen material zum Unfallos ausgesondert werden sollten. diese auswahl aus dem bereits durch schematische zusätze zu den einzelnen kapiteln von Dietrichsteins Unfallos erweiterten material nahm der schwäbische adeliche vor. so entstand die hs. O. im jahre 1513 hat dann Marx Treitzsaurwein, der früher schon an der einleitung gearbeitet hatte, die zusammenschweifung des ganzen übernommen. er hat neue anordnungen des kaisers über die verteilung der abenteuer durchgeführt und die vorhandenen bilder eingeordnet, erwies sich aber sonst als für die arbeit ungeeignet und musste sie schliesslich dem geschickteren Pfinzing überlassen, während er selbst zu der ihm gemäusseren redaction des Weiskunig übergieng.

Durch die dargelegten annahmen über das verhältnis der Teuerdankfassungen finden aber ein paar übereinstimmungen



von geringem umfang keine erklärung. es sind dies die übereinstimmenden verse in den sonst selbständigen kapiteln: A 1—9, A 28. 29. 37. 43. 60. 93. 104, und ein paar stellen welche der druck mit der hs. P gegenüber von O gemeinsam hat. es finden sich nämlich darunter solche bei denen man nicht einsehen kann, warum sie O geändert hätte, wenn sie in der gemeinsamen vorlage gestanden wären, z.b.

P 16 b *Dann sy die geschickten vnd die fromen  
Gor lieb vnd in groszen eren hat (: vart)*

A 13, 70 *Dann sy aus Ir art die fromen  
Lieb vnd in grossen eren hat. (: spat)*

dagegen O 41 b *Dann sy die geschickten vnd die fromen  
Liebet also vast vnd ser  
Das sag Ich euch herr allerliebster.*

hier ist doch sicherlich die la. von O die ursprüngliche, welche die anderen fassungen schon mit rücksicht auf den üblen reim gebessert haben. solche stellen erklär ich aus mündlicher redactionstätigkeit, wie sie am hofe Maximilians anzunehmen und auch tatsächlich bezeugt ist. ich halte es für möglich, dass sowol bei der ursprünglichen conception als auch bei späterer redactionsarbeit mehrere bearbeiter desselben gegenstandes markante äusserungen des kaisers oder auch eines andern mitarbeiters gedächtnismässig festhielten und unabhängig von einander in den text setzten. in solchen stellen seh ich aber auch die einzigen spuren einer einwirkung des kaisers, die über die blofse anordnung des inhalts hinausgieng. damit ist meines erachtens die alte legende von poetischer arbeit kaiser Maximilians I zerstört. nicht von ihm ist der Teuerdank verfasst, sondern wahrscheinlich von verschiedenen dichtern, unter denen wir Siegmund von Dietrichstein und Melchior Pfünzing beim namen nennen können. an der bearbeitung dieser texte, an ihrer verschmelzung zu einem ganzen haben dann verschiedene personen mitgearbeitet, unter ihnen auch Marx Treitzsaurwein, dessen einwirkung sich aber auf rein kanzleimässige behandlung beschränkt, wie sie dem alten secretarius ansteht.

Wien.

Clemens Biener.

MFR. 113, 17 (Bernger vHorheim) lesen die herausgeber den stropheneingang gemäß den hss. (*trübenden* B, *trübendē* C)

*Ich mache den merkæren 'truobenden' muot.*

gibt es für diese ausdrucksform mhd. parallelen? mir ist dabei das fehlen des artikels gleich ungewohnt wie das part. präs. die änderung *trüebe den läge* nahe genug, aber wir kommen ohne jeden eingriff aus, mit blofser worttrennung:

*Ich mache den merkæren truoben den muot.*

E. S.

## BARDITUS.

Unmittelbar vor der beschreibung des barditus (Germ. c. 3) sagt Tacitus, dass die Germanen *ituri in proelia* den 'Hercules' ansingen (*canunt*). die darauf folgenden worte *sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos* usw. beweisen, dass hier wie dort in worte gefasstes, liedartiges gehört wurde, nur dass beim barditus Tacitus über den inhalt nichts zu sagen wuste. der wortlaut der stelle lässt es nicht zu, im barditus ein 'feldgeschrei womöglich noch unartikulierter natur' zu sehen (HNaumann Germ.-rom. mon.schr. 15, 260).

Es ist nicht zu leugnen, dass die stelle über den barditus, der satz *sunt illis bis percussu intumescat*, völlig aus dem zusammenhange der capp. 2—4 herausfällt (s. besonders die stilistische analyse dieses abschnittes bei Norden Die germ. urgeschichte s. 42). Fr. Hertleins conjectur *illius* für *illis* schafft dieses bedenken zwar fort, scheint mir aber stilistisch nicht einwandfrei. das vorhergehende *ituri in proelia canunt* rechtfertigt bis zu einem gewissen grade die abschweifung über eine zweite art des schlachtgesangs. das sachinteresse darf doch auch selbst bei Tacitus einmal den vorrang vor dem rhetorischen aufbau beanspruchen (Norden aao. 181).

Sieht man im barditus ein 'feldgeschrei mit sinnvollen worten oder sogar sätzen' (Heusler Altgerm. dichtung 54), so ist der barritus, wie er im barbarisierten heere der späteren kaiserzeit geübt wurde und zuerst von Ammianus Marcellinus beschrieben wird, bei der erläuterung eines germanischen brauches, der fast drei jahrhunderte früher bezeugt wird, völlig außer acht zu lassen. Ammian spricht oft genug vom barritus, aber nirgends deutet der kriegserfahrene officier irgendwie an, dass es Germanen oder grade germanische truppen im römischen heere sind, die diese kampfsitte haben. auch in der schlacht von Straßburg sind es nicht die Alemannen, wie Gudeman in s. commentar zur Germ. c. 3 angibt, sondern barbarische hilfsvölker im heere Julians, die mit dem barritus den angriff einleiten, wie es dann Vegetius vorschreibt (3, 18: *clamor, quem barritum vocant, prius non debet attolli, quam acies utraque se iunxerit*). bei der schilderung der Alemannenschlacht bringt Ammian die deutlichste beschreibung des barritus: *barritum ciere vel maximum: qui clamor ipso fervere certaminum a tenui susurro exoriens paulatimque adulescens ritu extollitur fluctuum cautibus inlisorum* XVI 12, 43. vgl.: *et Romani quidem voce undique Martia concinentes, a minore solita ad maiorem protolli, quam gentilitate appellant barritum, vires validas erigebant*. die gegenüber stehenden Goten aber *maiorum laudes clamoribus stridebant inconditis* XXXI 7, 11. das charakteristische des barritus ist also das anschwellen des tones von leisem

gemurr zur stärksten stimmfaltung. die natürliche annahme ist, dass man ursprünglich das gebrüll der kriegselephanten (*barri*) nachzuahmen versuchte, dessen furchtbaren eindruck noch Vegetius hervorhebt: *elefanti in proeliis magnitudine corporum, barritus horrore, formae ipsius novitate homines equosque conturbant* 3, 24. deutlich sagt Ammian, dass der barritus für die barbarischen truppen des römischen heeres charakteristisch ist: *pro terrifico fremitu, quem barbari dicunt barritum* 26, 7, 17; in gleichem sinne ist oben *gentilitate* zu verstehen, wodurch *barritus* als vulgär gekennzeichnet wird. *gentiles* heißen die barbarischen truppen, Kromayer Heerwesen (1928) 576. das römische heer der späteren kaiserzeit war sicherlich in weit höherem mafe vielsprachig als etwa in unsern zeiten die k. u. k. armee. alt-römischer art entspricht der barritus nicht. dass er grade durch die germanischen truppen eingeführt worden sei, wird nirgends angedeutet, und man ist nur wegen der doch leicht zufälligen ähnlichkeit von barritus und barditus darauf verfallen. denn in der sache selbst ist das unterscheidende nicht zu übersehen. der charakteristische zug des bedrohenden anschwellens vom leisen ansatz zum gebrüll findet sich nicht bei Tacitus. die dem barritus untergelegten sprachlaute mögen gewesen sein welche sie wollen, dass sie den carmina des Tacitus gleichgestellt werden könnten, scheint mir trotz des allgemein gehaltenen ausdrucks *Martia concinentes* (Amm. XXXI 7, 11; s. oben) undenkbar.

Daher ist der von H. Fischer (Zs. 50, 145) befürwortete vorschlag, die variante *baritum* als *barritum* in den text der Germania einzusetzen und *barditum* für die erfindung eines humanisten anzusehen, der eine verbindung mit den gallischen *bardi* herstellen wollte, abzulehnen. wir müssen die besser bezeugte lectio difficilior festhalten.

Bei der erklärung der Tacitusstelle kommt es vor allem darauf an, dasjenige auszuschneiden, was sich als rhetorische ausschmückung oder fremde ausdeutung erweist. in dieser beziehung scheint mir nun besonders der letzte satz einer prüfung bedürftig: *adfectatur praecipue asperitas soni et fractum murmur, obiectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat*. das *obiectis ad os scutis* mag auf beobachtung beruhen, wird auch durch das eddische *undir randir ek gel* (Háv. 156) gestützt, alles übrige halt ich für ausschmückung und ausdeutung, aus dem einfachen grunde weil die germanischen schilde jener zeit nicht im entferntesten solche wirkungen hervorbringen konnten, wie sie Tacitus oder sein gewährsmann ausmalt. der germanische schild (vgl. zum folgenden MJahn Die bewaffnung der Germanen in der älteren eisenzeit, Würzburg 1916, s. 167 ff) bestand aus verhältnismäfsig sehr dünnen brettern, die flach an einander gefügt waren. die gräberfunde ergeben, dass die schilde klein und leicht waren (Jahn aao. s. 217). in der mitte des runden, vier-

oder sechseckigen schildes war ein loch ausgespart, über dem der eiserne buckel befestigt war; in seiner höhlung lag die linke hand, die an dem über das loch greifenden fessel den schild hielt. der schwere gewölbte legionsschild war eine gute deckung, der leichte, flache schild der Germanen konnte stärkeren hieben und stichen nicht widerstehn, einen schutz gewährte er nur dem gewanten und gelenken krieges, der mit ihm, besonders unter benutzung des buckels, hiebe oder stiche abzdängen verstand. natürlich gab es auch geringere schilde: *ne scuta quidem ferro nervore firmata, sed viminum textus* (vgl. bell. Gall. 2, 33) *vel tenuis et fucatas colore tabulas* Tac. Ann. 2, 14. seltsam dass Tacitus hier den Germanicus von den *immensa barbarorum scuta* reden lässt. das widerspricht den funden und abbildungen und ist aus der situation ersonnen.

Ein solches dürrtiges brettgefüge wie der typische germanische schild jener zeit kann vor den mund gehalten den ton überhaupt nicht beeinflussen, höchstens schwächt es ihn. nun aber der schildbuckel! die zum angriff vorrückenden konnten nicht in die freie höhlung des buckels hineinsingen, denn sie hätten den schild mit beiden händen an den mund halten müssen, in der rechten trugen sie aber doch die waffe. hoben sie mit der linken den schild so hoch, dass der buckel vor dem munde lag, so hatten sie die um den schildfessel geballte faust grade vor den lippen. überhaupt sind die mase der buckel (s. Jahn aao. 170 ff) zu klein, als dass man damit hätte den ton wesentlich beeinflussen können. auch muss man doch bedenken, dass, wenn der Germane den buckel bis zum munde hob, er nicht mehr über den schild hinweg sehen konnte. aus alledem ergibt sich, dass es nicht die absicht der Germanen gewesen sein kann, den klang des schlachtgesanges mit dem sild zu nuancieren.

Wenn wir dies als feststehend annehmen, so erscheint uns auch der unmittelbar vorhergehende satz (*futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur; terrent enim trepidantre, prout sonuit acies, nec tam vocis ille quam virtutis concentus videtur*) in etwas anderem lichte. von einem sozusagen technischen augurium kann nicht die rede sein. zu einer *frétt* gehört auch ein deuter. es handelt sich um einen ganz natürlichen vorgang, der nichts spezifisch germanisches enthält, dass nämlich von den angreifern selbst gespürt wird, inwieweit in ihrem schlachtgesang mut und siegeshoffnung zum ausdruck kommt. die taciteische fassung beruht vielleicht auf gedanken des Poseidonios (Norden aao. 118 ff).

Nun aber muss doch zwischen der besonderen schildhaltung, die wir als glaubhaft bezeugt annehmen, zwischen dem singen gegen den schild oder schildrand und dem gesang, dem 'lied' selbst irgend ein innerer zusammenhang bestehn. unmittelbar an die Hávamálstelle kann man gewis nicht anknüpfen, dort spricht der einzelne wissende, von seinem ihm allein bekannten



zauberlied wird sichere wirkung erwartet. und doch kann die stelle uns zur wegleitung dienen. den barditus bespricht Heusler mit recht unter der ritualdichtung, die man wol theoretisch von der zauberdichtung trennen kann, die doch aber auf das engste sich mit dieser berührt. auch das christliche mittelalter hat niemals, trotz den definitionen der kirche, gebet und magischen spruch reinlich scheiden können. die uralte vorstellung von der macht des wortes, besonders von der zwingenden macht gehobener und irgendwie feierlich gebundener worte ligt auch der heidnischen ritualdichtung zu grunde. in diesem sinne wird man auch den barditus auffassen dürfen, denn niemand bezweifelt wol, dass vor und in der schlacht der Germane die gegenwart seiner götter fühlte.

Auch das eigentliche zauberlied kann übrigens von mehreren zusammen angestimmt werden, so von Kotkel mit seiner frau und seinen zwei söhnen herunter von einem *seidhjallr* in der Laxd.s. (cap. 35). und die einzig dastehende nachricht von dem chor der 15 knaben und 15 mädchen, den die zauberin in der Orvar-Oddss. cap. 2 mit sich führt (*hon hafði með sér XXX mánna: XV sveina ok XV meyjar. þat var raddlid mikit, þriat þar skyldi vera kredandi mikil, sem hon var*) zeigt doch so viel, dass man sich, im norden mindestens, einen zauber von einer menge vorgetragen wol denken konnte.

Der zauberweise nähert sich der barditus insofern, als er nach wortlaut und vortragsweise gebunden ist und von ihm eine wirkung erwartet wird, die wir mit den worten der Háv.-strophe wenigstens teilweise ausdrücken können: *enn þeir með ríki fara heilir hildar til, heilir hildi frá, koma þeir heilir hvalan*. dass in dem barditus siegeshoffnung zum ausdruck gelangte, ist eine annahme, die eines besonderen zeugnisses nicht bedarf, das ansingen des schildes aber (*objectis ad os scutis*) dürfen wir am ehesten als eine art von waffenzauber auffassen. zur zeit des Tacitus kann das schwert nicht wie später eine besondere würde gehabt haben (*rari gladiis . . . utuntur* cap. 6, bestätigt durch die funde, s. Jahn aao. 217); nicht vom speer, aber nachdrücklich vom schilde sagt Tacitus, dass er das symbol der kriegs- und mannesehre war: *scutum reliquisse praecipuum flagitium, nec aut sacris adesse aut concilium inire ignominioso fas; multique superstites bellorum infamiam laqueo finierunt* cap. 6. der satz hat ganz das aussehen eines τόπος, aber die parallelen machen die nachricht selbst nach ihrem hier für uns wesentlichen inhalt nicht verdächtig, dass der schild, mit leuchtenden farben geschmückt, das bedeutungsvollste stück der bewaffnung war. es scheint also, dass man in primitiver aber deutlicher weise den schild in das lied oder die formel mit einbezog: der schlachtgesang war zugleich waffenweihe.

Wenn wir uns an den wortlaut des Tacitus halten, so muss

barditus die vortragsart, nicht das inhaltliche bezeichnen (*carmina, quorum relatu, quem barditum vocant*). da nun bei dem vortrag der schild eine besondere verwendung fand, so empfiehlt sich sachlich die deutung des latinisierten wortes als 'schildgesang' vor allen andern. freilich, diese etymologie hängt nur an einem dünnen fädchen, da das nord. *bardi*, nur in einer pula überliefert (Skjalded. IA 667, r 2), eine nordische neubildung zu *bard* n., teil des stevens, sein kann (vgl. *bardljós, bardmáni*, schild). die möglichkeit dass hier ein altes wort erhalten ist, kann anderseits nicht bestritten werden.

AHeusler (aao. 55) führt zwei stellen an, die sachlich für die deutung des barditus als schildgesang sprechen sollen. die erste steht in der altenglischen Elene (24):

*wordum and bordum*

*hōfon herecumbol.*

Heusler: 'mit worten und schilden erhoben sie das heeresabzeichen d.i. die losung'. es handelt sich hier nicht um den angriff eines heerhaufens in der schlacht, sondern um die versammlung eines großen hunnisch-germanischen heeres und den aufbruch zu einem langen, vieltägigen marsch gegen Constantinus (25):

*þa wæron heardingas*

*sweotole gesamnod and eal geador,*

*fōr folca gedryht.*

dass aber *herecumbol* in dem von Heusler angegebenen sinne gebraucht sei, scheint mir unmöglich, denn stets bezeichnet *cumbol* in der altengl. dichtung ein sichtbares zeichen, und ebenso wenig lässt sich aus dem gebrauch des wortes im as. (Hel. 635. 648. 657), ahd. (Graff IV 405) oder nordischen die bedeutung losung, kriegsruf irgendwie glaublich machen. *herecumbol* (plur.) können hier nur die fahnen und standarten sein, die zum abmarsch des heeres erhoben werden (107 ist vielleicht zu lesen: *hebban herecumbul* statt *h. heorucumbul*); vgl. *þā was þūf hafn, segn for swēotum* Elene 123; *hōfon herecyste hwīte linde, segnas on sande* Exod. 302. die reimende formel *wordum and bordum* deutet dagegen auf eine alte verbindung von schild und schlachtruf, ohne dass wir freilich die sicherheit haben, dass es die taciteische verbindung ist<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> nach dem zusammenhang wäre eher hier an ein marschlied zu denken, bei dem der tact auf die schilde geschlagen wurde. dies geschah auch ohne gesang (s. über dies schlagen auf die schilde unten). in der altengl. dichtung ist es typisch dass beim marsch das dröhnen der schilde erwähnt wird; von selbst konnten die bretter das nicht bewerkstelligen. ausmarsch der juden aus Bethulia (Judith 202):

*fōron tō gefeohte fōrd on gerihte*  
*hæleð under helmum of ðære hāligen byrig*  
*on ðæt dægred sylf; dynedan scildas,*  
*hlūde hlummon.*

Neckel<sup>1</sup> hat in einer strophe der Glymdrápa des Þorbjörn hornklofi (Skjalded. IA 22, 4; IB 20) ein zeugnis dafür zu finden geglaubt, dass noch am ende des 9 jhs bei den Norwegern die kampfsitte des schildgesanges sich erhalten hatte (Zs. 51, 110):

*ok alsnæfir jofrar  
ordalaust at mordi —  
endisk raudra randa  
rødd — dynskotum krøddusk.*

Neckel: 'und die tatbereiten fürsten grüßten einander wortlos — es verstummte der roten schilde stimme — zum streite mit dröhnschüssen'.

*randa rødd* (*nadds hámana rødd* Skj. IB 56, 6; *randöp* 209, 9 nach Kock § 591, vgl. *hrings hárrødd* Skj. 542, 14; *geirrødd* 543, 19) stellt sich stilistisch zunächst zu der zahlreichen gruppe von kenningar, die einen gehörseindruck aus der schlacht durch gesang, sprache der waffen bezeichnen und daher im satze die vorstellung der schlacht selbst vertreten können. Neckel sagt dass des *endisk* wegen hier davon nicht die rede sein könne, da der kampf ja erst beginne, und dass daher hier die schildstimme etwas anderes bedeuten müsse und nichts anderes als den barditus bedeuten könne, eine annahme zu der wir in diesem altertümlichen gedichte berechtigt seien.

anmarsch des hunnisch-germanischen heeres (Elene 50):

*þonne rand dynede,  
campwudu clynede.*

<sup>1</sup> Bj. M. Olsen (Arkiv 18, 196) wollte in HALEYGIATAL 3 eine hindeutung auf den barditus finden:

*þann skjaldblátr* (var.: *skaldblátr*)  
*skattfæri gat*  
*ísa niðr*  
*við jarnviðju.* Skjalded. IB 60; IA 68.

*skjaldblátr* soll bedeuten 'der mit den schilden verehrte', d.i. im schildgesang angerufene und verehrte kriegsgott (Odin). *skaldblátr* ist hier die weniger gut bezeugte lesart. wenn auch in *blóta* der begriff der verehrung ligt, so kann doch für den nordischen sprachgebrauch die vorstellung des opfern nicht davon getrennt werden. ganz willkürlich scheint es mir, die abstracte farblose bedeutung als die ursprünglichere anzusehen. die verwendung des wortes im gotischen (*λατρεῖν, τρέσθαι*) kann natürlich hierfür nichts beweisen. wenn auch *skaldblátr* (poetis colendus E. O. Brim) sprachlich eher zu verstehn ist, so ist doch am wahrscheinlichsten eine alte verderbnis anzunehmen. Bj. M. Olsen nimmt die etymologie 'bartrede' für barditus wider auf. er weist auf die Odinsheiti *Hárbarðr*, *Langbarðr* hin und denkt sich, dass die Germanen auf sieg hofften, wenn sich in ihren schildgesang die 'bartrede' des gottes zu mischen schien. ich kann solchem gedankenspiel keinen hohen wert beimessen. — Thors bartrede (*skeggrodd*, -*raust* Fornm.s. I 303), die unwetter erregt, ist schon früher für die Tacitusstelle benutzt worden.

Trotz den auf den ersten blick einleuchtenden ausführungen Neckels kann ich doch nicht zugeben, dass hier ein sicheres zeugnis für den barditus vorliegt, von dem sonst in dem wahrhaftig nicht stummen norden nicht die leiseste andeutung gemacht wird<sup>1</sup>. die schwierigkeit des *endisk* zu beseitigen hat man sich natürlich längst bemüht, aber Neckel verwirft mit recht die matten übersetzungen mit 'durare, sufficere, være tilstrækkelig'.

Die anfangsstrophe der Skjaldardrápa des Egil beginnt (Skjalded. IB 42; IA 48):

*mál es lofs at lýsa*  
*ljósgarð, es þák, barda*  
 — *mér kom heim at hendi*  
*hoddsendis boð — enda.*

Egil will den ihm geschenkten schild und damit den geber, Einar skálaglamm, verherrlichen. *lofs endi* kann hier natürlich nicht das aufhören des lobes, sondern nur dessen reichste entfaltung bedeuten. Finnur Jónssons erklärung (im Lex. poet. 108<sup>b</sup>): 'fremfore det rosende digt fra ende til anden', wobei er *enda* als acc. plur. fasst, ist mir unverständlich. das object zu *lýsa* ist doch *ljósgarð barda*. *enda* ist also dativ. richtig übersetzt dagegen EAKock: 'med ett fullständigt lov' (Not. norr. § 1042). ein entsprechender sinn darf auch für das verbum angenommen werden, entwicklung bis zur begriffserfüllung. *opt endask mál* in einer lausavísa des Sigvat (Skjalded. IB 248, 10) würd ich nicht wie EAKock (aao. § 675) mit: 'ofta sluter saker väl' übersetzen, das 'väl' müste meinem gefühl nach auch in der alten sprache ausgedrückt sein. hier trifft Finnur Jónsson das richtige: 'ofta går ord i opfyldelse'. bei der erklärung des absichtlich unbestimmt gehaltenen satzes ist die parallelstrophe des

<sup>1</sup> Bezeugt ist vielmehr das schlagen auf die schilde verbunden mit dem kriegsruf (*heróp*), Hj. Falk Altnord. waffenkunde 153. dieser lärm soll natürlich schreckend wirken. verbunden noch mit christlichem gesang (1163): *þá mætti Erlingr, at hans menn skyldi syngja Pater noster ok bidja, at þeir hefði gagn, er betr gegndi. þá sungu þeir kirjál allir hátt ok bórðu vápnum allir á skjöldu sína*, Heimskr. 3, 453 F. I. es bedarf kaum der erwähnung, dass das schlagen auf die schilde sich nicht nur bei den Germanen findet: *ad hoc cantus ineuntium proelium et ululatus et tripudia et quatientium scuta in-patrium quendam modum horrendus armorum crepitus, omnia de industria composita ad terrorem*, Livius 38, 17 (von den Gallograeci). verwirrend wirkt es, wenn man die mantische bedeutung des barditus, die doch wahrscheinlich nur von den fremden berichterstatlern erfunden ist, auf diesen schilldlärm überträgt. Hj. Falk sieht gar 'eine abgeschwächte form dieses glaubens' in einem bericht der Gongu-Hrólfss. von einer zauberischen *burtslong* (ritterliche lanze), die auf einen schild geschlagen durch glockenton sieg, durch schweigen niederlage verkündet (Fornaldars. III 239). das ist späte magie.



Óttar (Skjalded. IB 275, 1) zu berücksichtigen. der könig, in irgend einer verstimmung, ärgert die skalden dadurch, dass er ihnen von seinem tische eine schüssel mit nüssen zuschickt, die sie unter sich teilen sollen (über solche *sendingar* vgl. Zs. 62, 21). beide antworten mit einer lausavisa (Fornm.s. V 175), Óttar unwillig und scharf, Sigvat mit verhaltener bitterkeit: *man þengill sá drengi* ist ironisch, und der schluss, dass sie die nüsse *sem fǫdurarfi* teilen sollen, zeigt deutlicher, wie sich der dichter verletzt fühlt. die worte *opt endask mál* drücken die erwartung aus, dass die dem skalden mit worten bezeugte königliche gesinnung sich auch einmal in einer würdigeren gabe zeigen würde (Óttar: *meir sék þar til fleira*). deshalb will Sigvat trotz der beleidigung fortfahren den könig mit seinen versen zu preisen: *síð munk heldr at hróðri letjask*<sup>1</sup>. ich würde also *endask* hier ähnlich auffassen wie in einem satze der Gísla s. cap. 25: *ok þat er sagt, at þá er þorgrím nef gerdi seilinn, at hann mælti svá fyrir, at Gísla skyldi ekki at gagni verða, þó at menn byrgi hánun hér á landi. en þat kom hánun eigi í hug at skilja til um úteyjar, ok endiz því þetta hóti lengst, þótt eigi yrði þess álengdar audit* (die andere hs.: *þótt ekki væri með fullu*). weil þorgrím nef vergessen hat in seinem fluche die inseln zu nennen, gelang es männern wie Ingjald, Gíslir so lange (*hóti lengst*) vor seinen verfolgern zu schützen, auf die dauer natürlich nicht. das subject zu *endiz* ist *gagn*. der vorteil verwirklicht sich für Gíslir. es ist unmöglich *endiz* mit 'aufhören' zu übersetzen (Thule VIII 109), das *hóti lengst* ist dann sinnlos. ausführlich bespricht Neckel eine stelle des Bólverk (Skjalded. IB 356, 7), die schon Sveinbjörn Egilsson, wie ich glaube, mit recht zur erklärung von Glymdr. 4 herangezogen hatte:

*endisk ykkar frænda*

*allfríðliga á miðli,*

*sætt, en síðan vætti*

*Sveinn rómglödu einnar.*

Neckel nimmt *endisk* auch hier im sinne von aufhören und paraphrasiert: 'hier nahm der friede (nämlich die versöhnung zwischen Harald und Magnus) einmal ein friedliches ende'. das sei mit besonderer bedeutung gesprochen, weil kurz vorher der vertrag zwischen Harald harðráði und dem Dänen Svein in stücke gegangen war. ich kann mir nicht denken dass sich jemand so ausdrücken sollte. wenn eine *sætt* ein ende nimmt, also aufhört, so ist der zustand der feindseligkeit da. der dichter will doch aber sagen, dass die *sætt* zwischen den beiden königen unverbrüchlich ist und nur der Däne feindseligkeit zu erwarten hat. nimmt man *endisk* in der oben angegebenen bedeutung: 'sich bis zur vollkommenheit des begriffs entwickeln',

<sup>1</sup> neben *letjazt* ist allerdings *snytrazst, vitraze* überliefert (Skjalded. IA 268).

so ist der satz klar: 'zwischen euch beiden verwanten kam ganz friedlich eine vollkommene versöhnung zu stande'. *allfridliga* ist bedeutsam, denn der übereinkunft hätte doch auch ein kampf zwischen den so nahe verwanten vorausgehn können. dass der dichter in seinem preisgedicht auf Harald hätte auf den vertrag anspielen sollen, den er mit dem landesfeind gegen den rechtmäßigen könig von Norwegen geschlossen hatte, ist an sich nicht zu erwarten, eine leise anspielung ligt aber doch in dem schlusssatz, besonders dem *einnar*.

Auch das deutsche *enden* wird in älterer sprache in der bedeutung 'zur vollen entfaltung verwirklichen' gebraucht:

*der alte spruch der ist wâr:*

*swer guoten boten sendet,*

*sinen vrumen er endet.* Iwein 6066.

*si kan wenden sorge und enden vröuden kraft.*

Hadloub MSH. II 294 a.

besonders charakteristisch (Gott spricht):

*weil mein die welt in gueten dagen,*

*vergist und wil mir nit dancksagen,*

*so wil ich ain anders anfahen,*

*sie mit mancherley plagen schlagen.*

*wil sües nit, so mues sawer helfen,*

*auf das si zw mir müesen gelffen*

*umb hilff. ich wil ain engel senden,*

*der mus solch plag auf erden enden.*

H. Sachs, Fastn.sp. 6, 60, 222 Goetze.

Übersetzt man nun den satz der Glymdrápa mit 'die stimme der roten schilde entwickelte sich zur vollsten kraft', so bleibt doch eine schwierigkeit bestehen, die Neckel scharf betont. solche eingeschobenen sätze sind in den kampfschilderungen der skalden typisch. die bilder und gehörseindrücke der schlacht werden gern ineinander geschoben. die erregung wird dadurch gesteigert. gleich in der Glymdrápa haben wir solche beispiele (7):

*riks — þreifsk reiddra óxa*

*rymr, knóttu spjör glymja —*

*svartskyggð bitu seggi*

*sverð þjóðkonungs ferdar.*

vgl. die zweite halbstrophe und str. 5. aber es erscheint zunächst auffallend, dass der zwischensatz *endisk raudra randa røð* in die darstellung des ersten anhebens der schlacht, in die *skot-hríð* eingeschoben ist. nicht mehr so auffallend freilich bei unserer übersetzung, denn wenn die wurfspeere auf die schilde krachen, so entwickelt sich eben die stimme der schilde. aber ich möchte darauf nicht einmal besonders gewicht legen, denn es fehlt nicht an beispielen, dass solche eingeschobene sätze bilder der entwickelten schlacht vorwegnehmen. den skalden

kommt es eben nicht auf ein getreues nacheinander an. ich führe nur eine besonders bezeichnende stelle an:

*herðu hjörvi gyrðir  
Halland jöfurs spiallar —  
heit blés und — fyr útan  
atróðr — á sæ blóði.*

Stein Herðisarson (Skjalded. IB 377, 3).

also schon beim ansegeln der flotten strömt das blut aus den wunden in die see. zwischen dieser und der nächsten str. der Nizarvisur schiebt Snorri (Heimskr. 3, 162 F. I.) den satz ein: *síðan tóksk orrosta ok var in snarpasta, eggjar hvárrtveggi sitt lid; svá segir Steinn Herðisarson:*

*nýtr það skjöldungr skjóta  
(skamt vas liðs á miðli)  
hlífar styggr ok hoggva  
hvárr tveggja lið seggja.*

die Glymdrápa zeigt den skaldischen stil in seinen wesentlichen zügen entwickelt: methodisch erscheint es mir richtig, bei der interpretation zunächst wenigstens von dieser grundlage auszugehen und *randa rōdd* nach analogie der übrigen wortgruppen dieser art aufzufassen. die waffen sind in der schlacht lebende wesen, der sausende speer, der krachende schild singt und spricht (Kenningar 196 ff). Glymdr. 7: *hór vas syngr flugbeiddra vígra*, vgl. noch: *pars gamlir sungu geirar* Skj. IB 216, 14; *pars sungu við háseymda hjalma hōrd jōrn* 649, 2; *hlíðir gullu* 506, 37<sup>b</sup>; *sungu slōg við hringa* 507, 38<sup>b</sup>; *sungu hōtt hjōrvar við hlífar gōrvar* 537, 6. die getroffene brünne singt ein klagelied: *byrne sang gryrelēoda* sum Byrhtn. 284. die mannigfaltigkeit der variationen für die stimme der waffen zeigt, dass auch später die verbindung der beiden begriffe lebhaft empfunden wird. es ist nur ein bequemer ausdruck, wenn man verbindungen wie *randa rōdd* als umschreibungen für 'kampf' bezeichnet. in dieser durchaus sinnlichen weise ist *randa rōdd* auch in der Glymdrápa gebraucht, damit aber fällt die beziehung auf den barditus hin.

Störend war meinem gefühl nach bei der Neckelschen auffassung auch das *krōddusk ordalaust*. geht ein schildgesang vorher, verliert dieser satz sehr an schärfe, denn dann hat eine kriegerrische begrüßung mit worten eben schon stattgefunden. offenbar will der dichter aber das ungestüm beider parteien darstellen, die sich nicht durch das *heróp* oder trutzreden, sondern gleich mit der schusswaffe begrüßen. vgl.: *ok er þeir finnast, eru þar engin orða ákōst, þrúat þegar lýstr i bardaga með þeim* Fornaldars. II 205.

Bonn.

R. Meissner.

ZU DEN GOTICA VERONENSIA ZS. 66, 209. Die besprechung der von abbé dom Capelle (*Revue Bénédictine* jahrg. 40 [1928] h. 1, 2) veröffentlichten gotischen marginalien durch CvKraus lässt einige fragen offen, die es wünschenswert machten, dass jemand den Cod. bibl. capitol. Veron. 51 (49) noch einmal selber in augenschein nähme. ich habe mich dieser aufgabe unterzogen und kann nach vergleich der schrift dieser randnoten mit der des codex argenteus bestätigen, dass die vermutung von Kraus, es handle sich hier nicht nur um gotische worte sondern auch um gotische schriftzüge, zutrifft. so fanden sich die charakteristischen schriftzeichen  $\Omega = o$  und  $\Psi = p$  (th).

Die andere frage, warum die copie der *Revue Bén.* auch cursive schrift aufweist, liefs sich durch die autopsyie nicht lösen. deshalb wante ich mich brieflich an abbé dom Capelle, den abt des klosters Mont César in Löwen und erhielt überaus freundlichen bescheid. danach hat dom Capelle selber das original der Veroneser hs. nie zu gesicht bekommen, sondern nach photographieen gearbeitet, die sein mitarbeiter dom Mayeul Lang, 'qui a déchiffré les inscriptions et lu ce qu'il a pu et restitué par conjecture le reste', ihm zur verfügung stellte. dom Capelle schreibt ferner: 'la différence d'écriture est simplement la différence entre ce qui sur la photo était encore lisible et ce qui était conjectural'. offenbar muss diese photographie einen andern deutlichkeitsgrad als das original haben, denn ich konnte in der hs. einige stellen die die copie cursiv druckt, mit unbewehrtem auge oder doch mit der lupe unter günstigem lichteinfall lesen, während andere nicht cursiv gedruckte stellen im original unleserlich blieben. bei XIII f 22 sieht man auch mit der lupe gar nichts mehr, und es bleibt rätselhaft wie man dort durch conjectur gleich einen ganzen satz erschliessen kann.

Sollten den gelehrten des faches, was ich nicht beurteilen kann, die cursiv gedruckten conjecturen nicht überall endgültig erscheinen — dom Capelle halt auch andere ergänzungen für möglich — so ist zu raten, dass sich noch jemand nach Verona aufmache, aber ausgerüstet mit einer quecksilberlampe, die in der dortigen Kapitularbibliothek nicht zur verfügung steht, oder auch dass man sich die hs. an einen platz in Italien schicken lässt — die hs. war vor 2 jahren zur ausbesserung in Rom — wo ein solcher apparat zur verfügung steht. dann lässt sich vielleicht bestimmteres ermitteln als jetzt ohne diese technischen hilfsmittel bei den fast verschwundenen schriftzügen deutlich wird.

Köln a./Rh.

Percy Gothein.



ZUM TEXT DES MITTELDEUTSCHEN KARL UND ELEGAST hat mir mein alter freund Fritz Burg, als die besprechung von Quints ausgabe Anz. XLVI 148 ff erschienen war, allerlei notizen übermittelt, von denen ich nach seinem tode hier widergeben will was er nicht später selbst brieflich eingeschränkt oder zurückgenommen hat. *Blaßflores* (anderweit der name von Karls schwester, der gemahlin Ekkerichs) heisst nicht nur 186 sondern auch 1289 die gemahlin des kaisers: den gleichen namen (*Blanciflor*) führt im sog. Macaire diejenige gattin Karls die sonst Sibille heisst. — 249f und 1738f dürfte ursprünglich gereimt haben ... *liche* : *herzogriche* (vgl. 1822f); *herzogriche* wurde mechanisch durch das geläufigere *herzogtuom* ersetzt und schliesslich darauf ein reim versucht. — 488 könnte gelautes haben *Mich jagete der konig mit den* [oder zahlwort] *helden sin* (vgl. 48). — 1305 ist natürlich *warm* st. *harm* zu lesen. — 1418 *dy hugen al mit alle* scheint mir ein französischer scherz: 'die sämtlichen Hugos'. ELanglois Table des noms propres hat ca. 150 träger dieses namens, und in der Karlamagnussaga stehn auf Ungers s. 8 allein vier verschiedene. — zu 1540 *bedreffelich* vgl. jetzt *bedrieftliker* Nd. jahrb. 52 (1928), 70 m. —

Zu den sonstigen eigennamen: 10 *Pegāwe* doch wol entstellt aus *Beyern*? — 50 usw. *cyffir*, *cyffyr*, *czyffyr* ist ursprgl. *Riviers*, s. Rolandslied ed. Stengel I 2209; aber die namenverbindung *Renier de Riviers* steht da freilich nicht und kommt bei Langlois überhaupt nicht vor. — 1547 *asfor von daffant* ist aus einem (obliquen) *Astor l'enfant* entstanden. dem *Estout* (*Estouf*) *de Langres* (Langlois s. 207f) entspricht nämlich einerseits (wenn ich Mussafia La prise de Pampelune s. V z. 1 v.u. recht versteh) im italienischen *Astolfo*, anderseits an vielen stellen der Karlamagnussaga der junge *Estor*. ausser dem gelegentlichen zusatz *de langres* beweist zb. ein vergleich von saga 435, 4 mit Otinel (Paris 1859) v. 101 ff die identität. — 1548 *reselin* = *Rensalin* (Karlamagnussaga 8, 1 v.u.)? — es fällt auf dass der von dem dichter so bevorzugte *junge rytter gyße* 1402 in der spätern aufzählung 1459 ff durch *segestab*, *der fürste wys* 1463 ersetzt ist. sollte es sich da nicht um einen *Segestab von Guise* handeln? [wobei natürlich *Segestab* freie rück- oder umdeutschung sein würde].

Aus anlass von *Riviers* bemerkt Burg zu Karlamagnussaga ed. Unger 522, 17: hier ist *riviers* als name gefasst und darum übersetzt, denn anstatt *sjau löndum* sollte es natürlich heissen *själöndum* oder *sjölöndum*, das der übersetzer geradezu *sjavldum* geschrieben haben kann.

E. S.

## RUDOLF VON EMS UND SEIN LITTERATURKREIS.

Die nachfolgenden studien und einzelbeobachtungen sind zum teil schon vor jahren entstanden, zum teil rühren sie, wie gerade die eingangspartieen, erst aus allerjüngster zeit her. sie entstammen also keiner planmäſsig geführten untersuchung, sondern stellen ein loses bündel dar, in dem sich naturgemäſs allerlei widerholungen eingestellt hatten. beim zusammenschnüren hab ich diese nach möglichkeit beseitigt, mich aber nicht bemüht, den leser über die entstehungsweise durch eine künstliche umordnung hinwegzutäuschen, unter der die überzeugungskraft meiner beweise und die lebendigkeit meiner einfälle wol gelitten haben würde. — (Zur litteratur bitt ich unten s. 242 zu vergleichen.)

1. DER NAME UND DIE FAMILIE. Seit der dichter, durch Goldast und aufs neue durch Bodmer, in die litteraturgeschichte eingeführt worden ist, hat man geschwankt wie man ihn nennen solle, und noch heute erleben wir es, dass dem namen Rudolf von Ems etwa ein Hohenems in klammer hinzugefügt wird: sei es weil es schöner klingt, sei es weil es durch die erinnerung an die beiden Hohenemser Nibelungenhss. die phantasie anregt. gänzlich aufgegeben hat man dagegen den namen mit dem noch der erste herausgeber eines vollständigen werkes den dichter vorstellte: Rudolf von Montfort steht auf dem titelblatt der unter Lachmanns beihilfe zustande gekommenen ausgabe des Barlaam u. Josaphat von Fr. Karl Köpke (Königsberg 1818); und so dürften wir den dichter genau mit demselben rechte nennen wie wir den 'dienstmann zu Aue' 'Hartmann von Aue' nennen, und wir würden ihn auch so nennen, wie er selbst sich ja bezeichnet an der einzigen stelle wo er seinem taufnamen etwas hinzufügt, WvO. 15 627 ff *einem knappen erkant, der ist Ruodolf genant, ein dienestman ze Muntfort* — wenn wir nicht die eine und allerdings unbezweifelbare nachricht von dem unmittelbaren fortsetzer seiner Weltchronik hätten, der sich an seinen und Rudolfs engsten leserkreis wendet mit den worten: *sîn name ist iu<sup>1</sup> wol bekant: Ruodolf von Ense<sup>2</sup> (Anse ZP) was er genant* (Ehrismann 33 495 f). es ist tatsächlich das einzige zeugnis für diesen namen und auffälliger weise auch die einzige erwähnung

<sup>1</sup> Königsberger hs. (Ehrismann 26; Zs. 13, 413) *uns*    <sup>2</sup> ebda *eimz*

des dichters in der litteratur der nächsten folgezeit, denn die von Pfeiffer Germ. 12, 478f aus der Heidelberger hs. des 'Wilhelm von Österreich' hervorgeholte stelle erweist sich, nachdem Regels ausgabe vorliegt, als ein später schreiberzusatz (s. 286), der mit seinem *von ains Rüdolf* über die vorlage dieser hs. auf ein ms. der gruppe ZP der Weltchronik zurückzugehn scheint.

Rudolf selbst hat sich, von jener einen stelle gegen schluss des WvO. abgesehen, immer nur mit dem vornamen genannt, dies aber oft und so nachdrücklich dass es zu denken gibt, als akrostichon treffen wir RUODOLF am eingang des Alexander, des Wilhelm von Orlens und der Weltchronik, und am schluss von Barlaam und Josaphat; im g. Gerhard 683 gibt er sich neben seinem gönner und litterarischen gewährsmann *dem werden Steinachære hern Ruodolf dem genamen min* so zu erkennen; im BJ. 295, 16 lässt er sich von dem eigenen herzen anreden: *Ruodolf, mir ist ungemach*, WvO. 2164 von frau Aventüre: *Ruodolf, nu sprich du mich*<sup>1</sup>.

Wir fragen uns unwillkürlich: wie mag wol der 'dienstmann zu Montfort', der mit reichlich 40 jahren noch 'knappe' war (WvO. 15 627), in den kreisen in denen er während des größten teils seines lebens, sagen wir in seiner zweiten lebenshälfte verkehrte, genannt und angesprochen worden sein? und ich weiß keine andere antwort als 'Rudolf', oder aber 'meister Rudolf'. er selbst kann sich den titel nicht gut beilegen, wie er das bei Freidank (WvO. 2206) und den beiden Strafsburgern Gottfried und Hesse (WvO. 2185f. 2280f), bei Walther (WvO. 4468) und mit leichter nuance bei Heinrich vdTürlin (Al. 3222) tut, aber gewis ist er so von denen die ihn anregten und unterstützten und die seine ersten zuhörer und leser waren, genannt worden. das einfache 'Rudolf' ist eher zeugnis seines wachsenden litterarischen selbstbewusstseins als etwa der bescheidenheit, denn allem anschein nach konnte der allmählich alternde knappe Rudolf von Ems mit seiner familie, oder vielmehr mit der rolle die er in ihr spielte, keinen staat machen, und einer bloßen herkunftsbezeugung bedurfte er je länger je weniger: da hatte die visitenkarte 'dienstmann zu Montfort' immer noch mehr wert.

Die familie des dichters ist an sich wol beachtlich, durch ihr hohes alter sogut wie durch ihren spätern aufstieg: die

<sup>1</sup> vgl. Erec 7493 'lieber Hartman', 9169 'geselle Hartman'.

‘Amides’ reichen gewis zwei generationen über unsern Rudolf hinaus, und ihre nachkommen, die ‘Hohenems’, die 1759 als grafen im mannesstamm ausstarben, sind sogar einmal nahe an der fürstenkrone gewesen, gleich hervorragend durch kriegstüchtigkeit, erwerbssinn und ausnutzung aller conjuncturen: kaiserliche feldobersten, granden von Spanien, päpstliche nepoten, verschwägert mit den Medici und Borromei. aber davon fällt allenfalls ein leichter abglanz auf die Nibelungenhandschriften und andere wertvolle codices, die ein litteraturliebhaber, wir wissen nicht welcher generation, auf schloss Hohenems geschafft haben mag, vielleicht im wettbewerb oder gar aus dem nachlass des benachbarten letzten grafen von Werdenberg, aus dessen besitz die hs. B des Nibelungenliedes (nebst Parzival D) auf umwegen nach SGallen gelangt ist — unser Rudolf hat damit nichts zu tun. zu seiner zeit war es noch eine kleine, bescheidene dienstmannenfamilie, wenn auch bestimmt dieselbe welche später unter dem namen Hohenems zu hohem glanz emporstieg.

Denn es ist ein irrthum was die germanisten für aufklärung eines solchen gehalten haben, indem sie den vorarlbergischen dichter nach Churrätien setzen wollten<sup>1</sup>.

In welchem zeitlichen siedelungsverhältnis die orte Ems eine knappe meile westsüdwestlich Chur und Hohenems etwa 60 kilometer nördlich (wnw.) davon, dritthalb meile südlich Bregenz, zu einander stehn, braucht uns hier kaum noch zu interessieren, seitdem wir durch die gründliche untersuchung von JZösmair<sup>2</sup> wissen, dass bis ins 14 jh. hinein kein geschlecht des namens ‘von Ems’ als begütert in Ober-Ems nachzuweisen ist, geschweige das vorarlbergische. der romanische ortsname *Amedes*, *Amides*, *Emides* ua., umgedeutcht *Emz* (*Empz*) (so zuerst 1255 belegt) ist freilich für beide orte derselbe<sup>3</sup>, und da es ein seltener

<sup>1</sup> ich selbst habe erst kurz vor abschluss dieser arbeit aus AHelboks schöner Geschichte Vorarlbergs [1926] die neue litteratur kennen gelernt (seit ca 1890), nachdem ich mich mühselig durch veraltete monographien zu den quellen durchgearbeitet hatte.

<sup>2</sup> ‘Heimat u. stellung der ritter u. spätern grafen von Ems zu Hohenems in Vorarlberg’ im Jber. d. Vorarlberger Museum-vereins üb. d. j. 1890 s. 21 ff.

<sup>3</sup> der beste kenner der churrätischen ortsnamen prof. A. Kübler in Münsterstadt weiß keine sichere deutung, betont aber, dass den ältesten belegen das -s noch fehlt; danach schiene mir ein \**amitae* (*villa*) nicht ausgeschlossen. Zösmair s. 30 möchte den on.



name ist, so besteht wol von haus aus ein zusammenhang, wobei man dem oberrätischen ort, der schon 766 als *Amede* erscheint, den altersvorrang wird zusprechen müssen. die ersten herren von Ems überhaupt, *Rudolfus et Goswinus de Amides* treten als zeugen in einer urkunde herzog Friedrichs von Schwaben, des sohnes von k. Friedrich I, für das prämonstratenser-kloster SLucius in Chur auf, die in die zeit 1179—1189, am ehesten auf 1186 zu datieren ist (jetzt bei Helbok Regesten von Vorarlberg u. Liechtenstein nr 261). diese ritterlichen herren von Ems sind ebenso wie die ihnen nächstverwandten herren von Jucken unzweifelhaft staufische ministerialen und im vorarlbergischen Ems wahrscheinlich schon seit längerer zeit ansässig (Zösmair s. 24 ff). der eine jener beiden (brüder?), Goswin, erscheint einige zeit später (1210) als untervogt und stellvertreter k. Ottos IV über das bistum Chur. einer seiner jüngern söhne oder ein neffe von ihm könnte sehr wohl unser dichter sein.

‘Dienstmannen zu Montfort’ können die Emser erst nach dem jahre 1208 geworden sein, wo sich graf Hugo, der jüngere sohn und bruder des pfalzgrafen von Tübingen, zum ersten male so nennt, merkwürdigerweise den namen eines dienstmannengeschlechtes adoptierend<sup>1</sup>. diesem Hugo I, der 1228 gestorben ist, folgte Hugo II, der seinen dienstmann Rudolf von Ems überlebt hat, denn er starb erst 1260.

Die unklarheit resp. confusion zwischen dem churrätischen Ems (Ober-Ems) und dem vorarlbergischen Ems, das im gegensatz zu jenem Ems ‘Emz inferior’ hiefs, das also ‘Nieder-Ems’ heissen sollte, aber seit der mitte des 15 jh.s nach der burg ‘Hohenems’ genannt wird, ist keineswegs neuen datums: wir treffen sie bereits bei historikern aus dem anfang des 13 jh.s, und sie wird nicht wenig dadurch gefördert, dass das vorarlbergische geschlecht der (Hohen-) Emser vielfache beziehungen bes. zu dem domstift in Chur hatte: von dem am 29 märz 1387 verstorbenen *canonicus eccl. Curiensis*

auf einen deutschen personennamen zurückführen, und allerdings weist die betonung wenigstens auf frühe andeutschung. <sup>1</sup> vVanotti Gesch. d. grafen v. Montfort u. v. Werdenberg (1845): veraltet; s. jetzt Helbok Vjschr. f. gesch. u. ldeskde Vorarlbergs 9 (1925), 12—22 mit stammtafel; ders. Die dienstmannen zu Montfort ebda 8 (1924), 33 ff. 71 ff, wo aber nur über die dienstmannen des namens Montfort gehandelt wird.

*Brünlî de Emptz* meldet der nekrolog ausdrücklich *requiescit in Emptz inferiori* (Zösmair s. 24).

Eine weitere unklarheit entstand dadurch dass es in unmittelbarer nähe des heutigen marktfleckens Hohenems zwei burgen Alt- und Neu-Ems (auch Hohenems) gibt, die aber nicht älter, sondern beide jünger als jener ort sind: die neuburg ist erst 1343 gebaut worden, Altems war staufisches lehen und mag noch dem 13 jh. angehören, aber sicher erst der zeit nach unserm Rudolf. damals gab es nur éine burg Ems nach der der dichter heissen konnte, sie lag innerhalb des fleckens wahrscheinlich an der stelle wo heute noch die grafen von Waldburg-Zeil als rechtsnachfolger der grafen von Hohenems ihr 'palais' haben: eben das schlossgebäude in dem sich bis nach 1800 die beiden Nibelungenhandschriften befanden.

Diese alte burg Ems, die offenbar familieneigen war, muss aber schon im 12 jh. ein fester und besonders zuverlässiger bau gewesen sein, denn sie hat in jener zeit zweimal als staatsgefängnis gedient: zuerst 1195—1197 für den jungen könig Wilhelm III von Sicilien, der hierhin von k. Heinrich VI verbannt wurde (Toeche Jahrbh. k. Heinrichs VI s. 345: *in Rhetiam Curiensem perductum ... in castro Amiso* Otto v. SBlasien MG. SS. XX 326); und dann 1206 für den erzbischof Bruno von Köln, den kg Philipp nach der schlacht von Wassenberg hier gefangen halten liefs (Winkelmann Jahrbh. kg Philipps s. 395: *in Retiam Curiensem transportatus in castro Amedes non sine vinculis servandus committitur* Continuatio Weinspergenis). zugleich aber beweisen diese vorgänge die besondere vertrauensstellung deren sich die familie von Ems bei den staufischen herschern erfreute, und von der in seiner art wol auch unser Rudolf vorteil gezogen haben mag. da wir seine geburt um oder bald nach 1190 ansetzen müssen, hat er als knabe die anwesenheit der hohen zwangsgäste auf seiner väterlichen burg miterlebt, auch, zumal wenn Goswin vEms sein vater war, den vorübergehenden wechsel von den Staufer zu den Welfen (s.o. s. 212), bevor es zu dem engern lehnsverhältnis bei den Montforts kam.

Es ist — mindestens zur zeit — nicht möglich, einen stammbaum der familie aufzustellen und in ihn den dichter bestimmt einzuordnen. aber wir erkennen deutlich den kreis zu dem sie gehörte und in dem sich auch unser Rudolf zunächst

bewegte, schon eh er mit andern seiner generation dienstmann der neubenannten grafen von Montfort wurde: es sind die südwest-deutschen reichsministerialen Oberschwabens und der Bodensee-gegend, die großenteils damals wie auch die Emser (al. v. Juggen und Haiden) noch keinen festen familiennamen hatten; so die von Ravensburg, die auch als v. Baumgarten, Bienburg, Aistegen, Löwenthal erscheinen (Meyer vKnonau in den St. Gallischen geschichtsquellen V s. 51 ff anm. 89), die schenken v. Tann, die sich v. Winterstetten nennen, die Thumb gen. v. Neuburg usw. sie alle haben besitz und beziehungen nördlich, südlich und westlich des Bodensees. und so konnten auch diejenigen von den vorarlbergischen herren von Ems, welche wie Rudolf dienstmannen der grafen von Montfort wurden, die ihrerseits herren der herschaft Tettngang waren und deren streubesitz sich noch viel weiter nach norden erstreckte<sup>1</sup>, frühzeitig über ihre alte heimat hinauswachsen.

Der feste grund der familie, der ausgangspunct ihres ehrgeizigen strebens und schließlich der mittelpunct ihrer erfolge blieb aber doch 'Nieder-Ems' südöstlich des Bodensees, und hier haben auch die Montforter die unabhängige stellung ihrer dienstmannen nicht beeinträchtigt. nach dem untergang der Staufer gelangten wie zahlreiche andere familien Schwabens auch die Emser zur reichsunmittelbarkeit: schon 1315 wird ein Marquard von Ems als 'nobilis vir' bezeichnet; sein älterer bruder Ulrich (urk. 1313—1358) errang sich unter k. Ludwig dem Baier eine bevorzugte stellung und wurde der stammhalter des geschlechtes; wider ein Marewart war es der sich 1453 zum ersten male 'von Hohenems' nannte: zweifellos nach der burg Alt-Ems, deren neue bezeichnung nun auf das im tale gelegene dorf übergieng und ihm officiell verblieben ist: die landbevölkerung sagt noch heute dafür schlechthin 'Ems'.

Doch damit sind wir weit über unsern Rudolf hinausgekommen. wir kehren zu ihm zurück.

Im epilog des Wilhelm von Orlens (15 601 ff), wo der dichter den Johannes von Ravensburg als übermittler der quelle

<sup>1</sup> gleich für graf Hugo I ist der aufenthalt in Tettngang wiederholt bezeugt. wo übrigens das schloss Montfort, nach dem sich eben dieser Hugo zuerst benannt hat, gelegen war, hat die localforschung merkwürdigerweise bis heute nicht mit sicherheit feststellen können.

und anreger seines eigenen werkes nennt, sagt er von sich (15 625 ff): durch J.v.R. ... *wart diz mære, wie ez geschehen wære, einem knappen erkant, der ist Ruodolf genant, ein dienestman ze Muntfort* — jedem fällt sofort die parallelstelle ein aus dem eingang des armen Heinrich: *Ein ritter sô gelêret was ... der was Hartman genant, dienstman was er ze Ouwe*<sup>1</sup>. danach ist es für mich ohne weiteres selbstverständlich, dass man hier *knappe* (wobei ich auf die schreibung keinen wert lege) als standesbezeichnung und nicht als altersangabe zu nehmen hat<sup>2</sup>. dass der dichter mit reichlich vierzig jahren noch nicht die schwertleite erfahren hatte, ist bei der angespannten literarischen tätigkeit — er hatte damals bereits eine production von 50- bis 60 000 versen hinter sich — immerhin verständlich und erklärt es vielleicht auch, warum er sich anderwärts immer nur einfach 'Rudolf' und niemals mit dem vollnamen nennt. ganz unfassbar aber wäre es wenn er sich damals noch einen 'knaben' d.h. jüngling genannt hätte, wie das Pfeiffer Münch. Gel. anz. bd 14 (1842) sp. 562 hinstellte, Bartsch<sup>1</sup> s. 6 nachschrieb und Baechtold anmm. s. 32 damit verteidigen wollte, dass Rudolf 'die quelle als junger mann erhalten' habe, 'die ausführung aber später erfolgt' sei — das ist nach dem wortlaut der stelle eine unmögliche deutung. ob Rudolf, der nach der niederschrift jener verse noch mehr als 10 jahre gelebt haben

<sup>1</sup> Ich vermute dass Rudolf den v. 5 im aHeinr. noch gelesen hat *ein dienestman ze Ouwe*, was gegenüber der miserabeln überlieferung des gedichtes ohnedies eine notwendige änderung scheint: *was er A* und *der was B* sind gleich falsch; Hartmann hat das unflectierte *dienest* nie syncopiert und ebensowenig in *diensthäft*, *dienestmân*, wo er keine andere scandierung zulässt: *dienstmán* (oder 'mit schwebender betonung') in A und *dienstman* in B sind beide anstößig; und auch das *der was* — *was er A* resp. *der was* — *und was B* erscheinen mir nicht gut hartmannisch. — Ich beobachte übrigens, dass, vom guten Gerhard ab, die parallelstellen und reminiscenzen aus dem armen Heinrich bei Rudolf relativ zahlreicher sind als die aus einer andern dichtung Hartmanns.

<sup>2</sup> sogar viel entschiedener als wenn Hartmann im Erec zweimal (1603. 7479f) sein dichterisches unvermögen dem *tumben knechte* nachzusehen bittet; so konnte Hartmann natürlich nur schreiben solange er noch nicht 'ritter' war, aber es lag nicht direct in seiner absicht den 'knecht' als standesgrad herauszukehren.



muss, etwa unter kg Konrad noch ritter geworden ist? wir wissen es nicht.

2. RUDOLFS LITTERARISCHE GÖNNER UND ANREGER. Jacob Burckhardt soll einmal eine äusserung getan haben wie: 'die erste frage bei jedem kunstwerk muss für den historiker die nach dem besteller sein'. sehen wir von der gewollt drastischen formulierung dieses grundsatzes ab, für die ich nicht einstehn kann<sup>1</sup>, so ist er derart dass man ihn auch dem geschichtschreiber der mittelhochdeutschen litteratur, insbesondere für die höfische epik nicht nachdrücklich genug empfehlen kann. die fachgenossen wissen, dass ich selbst seit vielen jahren bemüht gewesen bin danach zu handeln, obwol es uns die herren dichter mit ihrer schweigsamkeit oft schwer genug machen und auch die mäne ihrerseits auf die ausdrückliche nennung ihres namens leider wenig wert gelegt haben. es muss immer und überall unser bestreben sein, wo nicht den auftraggeber, so doch den zuhörer- und leserkreis zu ermitteln, für den ein werk, ich meine vor allem ein gröfseres werk, in erster linie bestimmt war. wenn etwa Wirnt von Gravenberg, als er gut zwei drittel seines werkes hinter sich hatte, in einem ganzen absatz (8058—92) den tod des herzogs (Berthold I) von Meran<sup>2</sup> beklagt, bei dessen

<sup>1</sup> [correcturnote.] Heinrich Wölfflin, von dem ich den wortlaut zu erfahren hoffte, vermag ihn so nicht zu bestätigen, verweist mich aber auf verwante äusserungen B.s, die in seinem mir eben zukommenden akademievortrag vom Leibniztage d. j. (BSB. 1930 s. LXXXVIII) widergegeben sind: ... 'daneben sollte eine systematische kunstgeschichte dafür sorgen, die wurzeln der aufträge freizulegen, nicht nur für den einzelnen fall, sondern gattungsmäfsig, allgemein'; und weiter: 'wann und wo hat sich zuerst ein bestimmter liebhaber- und sammlergeschmack gebildet, und was ist die folge davon für die kunst gewesen? und so in der architektur: man studiere nicht die psychologie der stile allein, sondern auch die psychologie der bauperren, der auftraggeber, gleichgültig ob es einzelpersonen oder städtische gemeinden gewesen sind'. hier ist also nicht von der 'ersten frage des historikers' die rede, vielmehr werden diese aufgaben der 'systematischen kunstgeschichte' zugewiesen.

<sup>2</sup> er wurde in dem familienkloster Diefen beigesetzt, MG. SS XVII 339; Necr. I 24. übrigens ist er = Berthold IV von Andechs, und es ist derselbe fürst dessen litterarische interessen etwa 20 jahre früher dem *libello teutonico de herzogem Ernesten* galten, wegen dessen er (vor 22. mai 1186) an den abt Ruprecht von Tegernsee schrieb.

leichenfeier (1204) er selbst zugegen gewesen ist, so wissen wir nicht nur, in welcher umgebung der dichter lebte, sondern auch wer die kosten der umfangreichen Wigaloisdichtung getragen, d.h. für den unterhalt des verfassers, für pergament und schreiber gesorgt hat.

Rudolf von Ems gehörte einer ritterlichen familie an, die zwar damals unzweifelhaft im aufstieg begriffen war, aber schwerlich über die mittel verfügte, einem jüngern sohne die kostspielige liebhaberei einer freien litterarischen tätigkeit zu gestatten, in der er es während rund 30 jahren auf etwa 100 000 verse gebracht haben mag (erhalten sind uns nahezu 94 000). wenn also Leitzmann <sup>1</sup>309 (widerholt <sup>2</sup>300) aus dem fehlen eines persönlichen hinweises im Alexander, an dem Rudolf viele jahre gearbeitet haben muss, den schluss zieht, hinter diesem werke habe 'kein treibender auftraggeber, sondern nur der eigene idealismus des dichters gestanden', so erscheint mir diese vorstellung reichlich naiv.

Es gibt dichter bei denen wir unterscheiden müssen zwischen dem gewährsmann, der den stoff bot oder beschaffte, und dem litterarischen auftraggeber, der die bearbeitung des werkes direct anordnete oder unter gewährung der notwendigen mittel guthiefs. so etwa bei Herbort von Fritzlar, dem der 'Roman de Troie' durch den grafen Friedrich von Leiningen zugänglich wurde, während er den auftrag zu seinem eigenen werke durch den landgrafen Hermann von Thüringen erhielt. da Herbort in Paris studiert hatte, konnte er französisch und mithin die weitere hilfe des Leiningers entbehren. bei Rudolf liegen die dinge anders und im einzelfalle verschieden.

Beim guten Gerhard gab ihm Rudolf von Steinach, ein sanctgallischer ministeriale, der 1209 und 1221 (!) urkundlich nachweisbar ist (Wartmann III 54. 66) zugleich den stoff und den auftrag (6834 ff). — Für den Barlaam lieferte ihm der abt Wido (Guido) des cisterzienserklosters Kappel (1223 u. 1232 als solcher nachgewiesen)<sup>1</sup> die lateinische vorlage (5, 4 ff), am

<sup>1</sup> bei Meyer v. Knonau Die regesten d. abtei Cappel (Chur 1850) s. 2: 1223 V 25; 1232 VI 12; in der abtliste ebda s. 33: Wido 1222 bis 1232, Ulrich I 1234, Diemo 1236; danach wäre Baechtold s. 102 zu berichtigen.

schlusse (403, 4 ff) wird ihm und seinem gesamten convent<sup>1</sup> direct der auftrag zugeschrieben.

Beim Wilhelm erscheint die sache einigermaßen compliciert: zweimal, am schlusse der litteraturparade (2318 ff) und am schlusse des werkes (15 649 ff, bes. 662 ff) wird mit aller denkbaren deutlichkeit als auftraggeber der schenk Konrad von Winterstetten genannt; vor ihm aber erscheint an der zweiten stelle Johann von Ravensburg (15 601 ff) als derjenige welcher dem dichter das wälsche buch aus Frankreich mitgebracht hat und der um seiner gemahlin willen (die offenbar kein französisch konnte) ein lebhaftes interesse bekundete, das werk ins deutsche übersetzt zu sehen. Johannes von Ravensburg ist zweifellos derselbe dessen vornamen der dichter im akrostichon des eingangs (v. 8—15) dem eigenen unmittelbar angeschlossen hat. mit dieser verbrüderung RUODOLF—JOHANNES, die gewis dem vorgang der akrostichischen huldigung meister Gottfrieds an DIETERICH folgte, aber doch wider anderer art ist, muss es eine besondere bewantnis haben: ich vermute dass Rudolf, von dem wir nicht wissen wo er französische kenntnis erworben haben könnte, bei der bearbeitung des 'wälschen buches' von Johann von Ravensburg in ähnlicher weise unterstützt wurde, wie wir das von Konrad vWürzburg (beim Partonopier) und von den Strafsburger fortsetzern des Parzival bestimmt wissen: er war also mitarbeiter, mitverfasser, und erscheint darum neben Rudolf im akrostichon des eingangs. auf einen dritten gönnner oder interessenten am Wilhelm, den grafen Konrad von Öttingen, komm ich weiter unten zu sprechen.

Beim Alexander fehlt, wie gesagt, jeder hinweis auf einen anreger oder förderer. wenn wir aber in der Weltchronik die kunde, dass es könig Konrad (IV), 'mein lieber herr' — 'des kaisers kind', ganz persönlich war der ihm den auftrag gab das grofse geschichtswerk zu übernehmen, wenn wir diese mitteilung erst v. 21 636 ff erhalten, so dürfen wir das fehlen einer

<sup>1</sup> *al diu samenunge* — darauf ist besonderer wert zu legen wenn, wie Baechtold es für möglich hält, der abt selbst romanischer abkunft war. übrigens ist das besondere interesse der cisterzienser für den Barlaam-roman mehrfach bezeugt: die frühesten auszüge in der litteratur find ich unter den fabeln des Odo von Cirintonia, die hs. des Laubacher Barlaam stammt aus dem kloster Arnsburg usw.

solchen persönlichen beziehung in den ersten 6 (von 10 geplanten) büchern des Alexander nicht als ein absolutes vacuum bezeichnen. hat doch Rudolf auch im Gerhard den gönner erst ganz am schluss genannt, im Barlaam wird abt Wido und im Wilhelm Konrad von Winterstetten freilich schon früher einmal erwähnt, aber die umständliche kennzeichnung ihres mäcenats erfolgt beidemale auch erst am schluss des werkes. wir werden also auch beim Alexander mit einem auftraggeber zu rechnen haben — und zwar mit einem hochgestellten!

Der schwäbische kreis. Man verteilt ziemlich allgemein die dichterische production des Rudolf vEms auf eine schweizerische und eine schwäbische periode und lässt ihn in der litterarischen gunst und wertschätzung aufsteigen: von einem sanetgallischen ministerialen zu einem abt und dann über einflussreiche adliche herren des Schwabenlandes zum deutschen könig selbst. das ist ja nicht geradezu falsch, fust aber doch wol auf nicht ganz klaren vorstellungen von den standesbeziehungen des dichters und der historischen geographie seiner zeit und heimat. zunächst wissen wir ja bereits, dass das brüderpaar (wir wollen es einmal kurz so nennen — es können auch vettern gewesen sein) Goswin und Rudolf staufische ministerialen waren, und dass die grafen von Montfort, die diesen namen nicht vor 1208 führen, einen zweig der pfalzgrafen von Tübingen vorstellen, dessen besitzungen nicht nur östlich, sondern auch nördlich des Bodensees lagen. wenn also der Vorarlberger dichter in späterer zeit den schwerpunct seiner beziehungen und seiner protection mehr und mehr in Schwaben und, wie ich sofort hinzufüge, in ausgesprochen staufischen kreisen fand, so war das durchaus auch im rahmen seiner montfortischen dienstmannschaft möglich. wir wollen doch im auge behalten, dass er sich gerade auf der höhe seines litterarischen schaffens, am schlusse des Wilhelm danach benennt: so lange also sind diese beziehungen fest geblieben, die vielleicht in das zweite decennium des jahrhunderts hinaufreichen.

Es wäre natürlich sehr wichtig — in jeder beziehung — wenn wir die entstehungszeit der WvO. genau festlegen könnten; denn damit ist man seit Bartsch um keinen schritt vorwärts gekommen. der terminus ante quem stand von vorn herein fest: der tod Konrads v. Winterstetten am 23 febr. 1243. daneben ist



ein anderer schlusstermin wertlos: im j. 1250 stiftete Johann vRavensburg das dominicanerinnenkloster Himmelwonne (später Löwenthal genannt) bei Buchhorn, dessen erste priorin seine frau Tuta wurde (Chph. Fr. Stälin Württemberg. gesch. II 739) — dieselbe dame also, um deren willen s.z. die übersetzung des französischen liebesromans gewünscht ward.

Unter diesen umständen müssen wir uns an die totenklage um den grafen Konrad vÖttingen halten, die gegen schluss des I buches und hier unbedingt aktuell erscheint. aber da konnte der beste kenner der öttingischen genealogie, der frhr v. Löffelholz, der auf anregung von germanistischer seite schon 1854 im Correspbl. d. Gesamtvereins der deutschen geschichts- u. altertumsvereine jahrg. 2 (1854) 'Einige zeitangaben über die alten Konrade aus dem hause Öttingen' geboten hatte, auch späterhin Bartsch nicht weiterhelfen, und von den Öttingischen regesten seines nachfolgers G. Grupp (1 heft Nördl. 1896) darf man das erst recht nicht erwarten<sup>1</sup>. unser graf Konrad II war unbedingt tot am 5 april 1242 (Grupp nr 57), aber sicher auch schon 1238 s.d. [Grupp nr 68] und wahrscheinlich bereits 1237 (Grupp nr 67), immerhin klappt zwischen 1231, wo er zuletzt urkundlich auftritt, und 1237 noch eine breite lücke. können wir diese nicht ausfüllen? ich wage einen versuch.

Graf Konrad II erscheint in den regesten Grupp's nrr 45 bis 55 von 1223—1231 bezeugt, darunter 6 mal in urkunden könig Heinrichs. aber sein untertauchen darf sicher nicht auf einen so frühen tod gedeutet werden: es hat einen andern grund. in nr 57 (widerholt als 76) bezeugt unterm 5 april 1242 graf Ludwig d. ält., dass sein verstorbener bruder Konrad s.z. den ritterdienst des deutschen ordens gewählt habe. von da aus verstehen wir erst die stelle des WvOrl. 2084 ff, die ich deshalb vollständig hersetze: *als man nû bi disen tagen den edeln Oetingære claget, der solhen pris hât bejaget, daz alsô kurzlich nieman sô gemeinez lop gewan sô der grâve Cuonrât bejaget in drin jâren hât,*

<sup>1</sup> an diesem geradezu scandalösen opus (das Leitzmann 'das neuste urkundenbuch' nennt) ist nichts brauchbar als was von vLöffelholz stammt; nur um der bequemlichkeit willen citier ich die von mir durchweg nachgeprüften nummern. — der 'Chunradus de Otinga' den Leitzmann 1312 n. 1 zweifelnd aufführt, ist 1) kein graf und gehörte 2) der 'familie' des klostere Raitenhaslach an!

*dô er ritter was genant, ê daz er rûnde tiuschiu lant. nu helfe im Got durch sinen tôt und læse in dort ûz aller nôt.* die drei jahre seiner ritterschaft können sich hier nur auf seinen dienst im deutschen orden beziehen, denn es erscheint ganz ausgeschlossen, dass graf Konrad, der fast ein jahrzehnt am hofe kg Heinrichs weilte und bei seinem tode einen erwachsenen sohn hinterliefs, die schwertleite nicht schon früher erhalten haben sollte. nehmen wir also an, dass der graf um die zeit wo er aus den königsurkunden verschwindet, in den deutschen orden eintrat (1231/32) und, nachdem er diesem drei jahre gedient hatte, im ausland, auf eine weise die Rudolf als rühmlich ansah, seinen tod fand, so würde dies ereignis mit hoher wahrscheinlichkeit in das jahr 1235 fallen, und dies jahr würde den beginn der arbeit am Wilhelm bezeichnen. ich denke diesen termin alsbald noch weiter zu festigen.

Wir müssen uns Rudolf nach dem gesamten eindruck der persönlichkeit, wie wir sie namentlich auch durch Ehrismann gewonnen haben, als einen schriftsteller von rastlosem fleisse vorstellen, der keinen andern beruf als eben den litterarischen übte und in seiner tätigkeit keine ruhepausen eintreten liefs. nun wissen wir, wenn wir andere unbestimmte andeutungen auf sich beruhen lassen, dass er nach dem Gerhard den Barlaam und einen uns verlorenen Eustachius schrieb, der gewis kein sehr umfangreiches werk war und schwerlich auch nur die verszahl des Gerhard erreicht hat. die reihenfolge Gerhard → Barlaam steht fest, ob der Eustachius, den er nur im Al. und hier hinter dem Barlaam nennt, auch zeitlich dahin gehört und nicht etwa nur als eine bagatelle angefügt ist, will ich nicht entscheiden. nun ist der abt Wido von Cappel, den der dichter am eingang und am schlusse seines mehr als 16 000 verse umfassenden geistlichen romans nennt, 1232 oder 1233 gestorben — setzen wir den Gerhard in den anfang der zwanziger jahre, den Barlaam und den Eustachius an ihren schluss und allenfalls noch in den beginn des vierten jahrzehnts, dann bleibt für den anfang des Alexander, der ganz gewis eine längere vorbereitung durch quellenstudium erforderte, ein zeitraum von etwa drei jahren bis zur ersten arbeitspause und dem beginn des Wilhelm von Orlens. ich setze also den Alexander in den anfang der dreifsigiger jahre, den abbruch dieses grofs geplanten und

mit einsatz der vollen geisteskraft und künstlerischen fähigkeit begonnenen werkes in das jahr 1235, um ganz präcis zu sein.

Dass ein dichter ein grofs angelegtes und wol auch mit besonderer liebe begonnenes werk zeitweise liegen lässt und sich andern aufgaben zuwendet, ist eine gar nicht seltene und wol begreifliche erscheinung, die recht verschiedene ursachen haben kann: sei es nun dass ein auftrag von aussen die störung bewirkt, oder dass sich eigene pläne, alte wie neue, vordrängen. aus der mittelhochdeutschen litteratur hat Ehrismann den Hugo von Trimberg angeführt; näher liegen, nicht nur zeitlich, Wolfram von Eschenbach und Konrad von Würzburg. bei Wolfram besteht wol kein zweifel, dass er nicht unter abbruch des Willehalm, sondern in arbeitspausen sich seinem Lieblingsplan, dem Titurel zugewendet hat. und für Konrad, den der tod an der fertigestellung des Trojanerkriegs hinderte, scheint gesichert, dass er das Turnier von Nantes in der letzten schaffenszeit einschob, und ist mir wahrscheinlich, dass er mit dem Schwanritter schon früher eine extratour gemacht hatte: beidemale um sich mit einer rasch zu erledigenden litterarischen leistung gönner und verdienst zu erwerben.

Wider anders, ganz anders ligt die sache bei Rudolf. als ich im j. 1904 nach abschluss der handschriftlichen lectüre von Alexander, Wilhelm und Weltchronik kecklich meine überzeugung aussprach, dass der Wilhelm vor den Alexander gehöre (PBBeitr. 29, 197), da geschah es unter dem starken eindruck des hohen sittlichen und künstlerischen ernstes der den Alexander durchzieht: ich hielt das für einen letzten anstieg über den Wilhelm hinaus, auf den dann der deutliche abstieg in der Weltchronik folge. dass ich die alte auffassung der chronologie nicht festhalte, hab ich mit nachdruck betont, aber ich bleibe auch, trotz allem was Schneider und Leitzmann zu gunsten des WvOrl. sagen mögen, dabei, dass die höhe vieler, auch späterer partien des Alexander hier nicht erreicht ist, und ich bin jetzt geneigt den abstieg eben mit dem Wilhelm beginnen zu lassen, nachdem ich mich unter hinzutreten eigener beobachtungen von der richtigkeit der von Junk angebahnten, von Leitzmann selbständig begründeten these überzeugt habe.

Nunmehr aber erscheint mir das abbrechen des Alexander geradezu wie eine katastrophe, die von aussen her über den

dichter hereingebrochen ist, deren schmerzhaftes tragik er später durch einmalige oder wiederholte rückkehr zu der verlassenen arbeit zu überwinden suchte, bis er schließlich selbst erlahmte und die fertigestellung des werkes — nun vielleicht schon leichtern herzens — aufgab, als ihm ein neuer königlicher auftrag winkte.

Ein neuer königlicher auftrag — an stelle eines ältern? jawohl, denn der Alexander war begonnen worden im hinblick auf einen andern königlichen gönner, wenn nicht auf dessen geheiß. er wurde abgebrochen, als dieser, der aufrührerische könig Heinrich VII, von dem kaiserlichen vater, dem endlich der geduldsfaden riss, im j. 1235 gefangen gesetzt und in die verbannung nach Italien geschickt war. so kam ich mit der ersten niederlegung der arbeit am Alexander auf dasselbe jahr hinaus, das ich aus bestimmten gründen als das frühstwahrscheinliche für den beginn des Wilhelm von Orlens oben ermittelt zu haben glaube. wieweit Rudolf damals mit dem Al. war, darüber mag ich mich nicht bestimmt äußern: sicher ist nur soviel dass er schon die litterarische revue des II buches geschrieben, aber noch nicht lange geschrieben hatte, als er den Wilh. begann, wo er sie, ebenfalls im II buche, in neuer einkleidung und mit leicht verändertem bestand variierte. zwischen beiden liegt aber nur allenfalls der zwischenraum von zwei oder drei jahren — und schon darum ist es verkehrt ermitteln zu wollen, welche dichter von Rudolf als inzwischen verstorben hingestellt oder angedeutet werden. fest steht nur soviel dass schon im II buch des Al. Freidank eine würdigung erhalten hat die ganz wie ein nachruf klingt: Freidank ist 1233 gestorben. auch von hier aus nähern wir uns meinem chronologischen ansatz: immer wider 1235 abbrechen des Alexander und beginn des Wilhelm.

Dass der lebensfrohe und tatendurstige, aber freilich politisch zügellose könig Heinrich<sup>1</sup> einen poetenkreis um sich versammelt habe, ist eine angabe die in unserer litteraturgeschichte längst heimisch geworden ist. sie gründet sich hauptsächlich darauf dass man in seiner nähe die minnesänger Burkard vHohenfels und Gottfried vNeifen antrifft, zu denen man dann etwas unvor-

<sup>1</sup> die reiche litteratur über ihn bietet noch immer kein befriedigendes gesamtbild: insbesondere fußt die neuste und umfangreichste arbeit, die von Emil Franzel (Prag 1929) nicht einmal durchweg auf den ersten quellen.



sichtig als dritten den sicher weit jüngern Ulrich von Winterstetten hinzugesellt, verführt wol durch den namen seines verwanten des schenken Konrad von Winterstetten, der in der nähe kg Heinrichs eine bedeutsame politische rolle gespielt hat. aus seinen litterarischen interessen, die er gegenüber Rudolf von Ems und Ulrich von Türheim freilich erst nach dem sturze Heinrichs und jetzt vorzugsweise in der nähe des weit jüngern bruders kg Konrad weilend betätigte, darf man immerhin schlüsse auf die geistige atmosphäre auch um kg Heinrich ziehen. — Mit dem schenken aufs engste verbunden als treuer anhängen der Staufer und berater der königssöhne war ferner der edelherr Gottfried von Hohenlohe, der stammvater des noch heute blühenden hauses. er ist zwar nicht der von Rudolf gerühmte dichter eines Artusromans, den vielmehr ein gleichnamiger dienstmann verfasst hat<sup>1</sup>; aber beides zusammen genommen: sein nahes verhältnis zu Rudolfs gönner Konrad von Winterstetten (s. Leidinger-festschrift) und die einstellung des gewis unter seiner ägide entstandenen höfischen romans in die dichterliste des WvOrl. machen auch ihn zu einem mitglied des kreises in dem Rudolf vEms verkehrte und geschätzt wurde. — Dass sich weiter graf Konrad von Öttingen jahrelang in der nähe kg Heinrichs befand, ist schon erwähnt worden. — Schliesslich gehörte auch Johann von Ravensburg einer familie an deren mitglieder unter wechselnden namen (s. Stälin Württemberg. gesch. II 446. 644. 659. 739. 773; Meyer vKnonau Anz. f. schweiz. gesch. 3, 382) in diesen jahren in staufischen diensten auftreten, so auch sein bruder (?) Heinrich als reichskämmerer.

Wenn diese ganze gruppe: Winterstetten, Hohenlohe, Öttingen, Ravensburg, einerseits als litterarisch interessiert gelten muss und anderseits sich um den staufischen hof, zunächst kg Heinrichs, dann kg Konrads, lagert, so wäre es wunderbar, wenn neben ihnen, die zum Wilhelm vOrlens in mehr oder weniger naher beziehung stehn, und neben seinem jüngeren bruder, der die Weltchronik anregte, kg Heinrich selbst allein ausfallen sollte. das werk das für ihn übrig bleibt, ist eben der Alexander, die in des verfassers und seiner zeitgenossen augen

<sup>1</sup> ich habe das näher ausgeführt in einem gleichzeitig mit diesem aufsatz erscheinenden beitrage zur festschrift für Georg Leidinger: 'Der dichter Gottfried von Hohenlohe'.

geschichtliche darstellung eines jugendlichen heldenlebens auf dem hintergrund der wunder des orient.

Ich bin mir vollständig klar darüber, dass ich hier etwas vortrage was ich nicht beweisen kann, und was auch nach mir schwerlich ein anderer wird beweisen (aber auch nicht widerlegen!) können. doch wo bleibt unsere alte litteraturgeschichte, wenn wir nicht ernstlich überall danach streben, sie mit der mittelalterlichen gesellschaft und ihren politischen trägern in die verbindung zu bringen die ihre existenzbedingung ausmacht und ihr geschichtliches interesse trägt?

Dass dieser 'schwäbische kreis', in dem uns natürlich die fränkischen Hohenlohes nicht stören, nach der litterarischen seite noch einiger ergänzung aus den dichterlisten Rudolfs bedarf und diese möglich ist, werde ich unten zeigen. hier sei nur noch ein hinweis auf eine andere sphäre gestattet, eine in der unserm dichter eine starke nachwirkung beschieden war: ich meine den deutschen orden.

Es ist eine bekannte tatsache, dass unter der nicht allzu umfangreichen poetischen litteratur, die man innerhalb des deutschen ordens pflegte: las, abschrieb und sich bei eigener production zum vorbild nahm, der Barlaam und die Weltchronik eine bedeutsame rolle spielen; ja man kann sagen, dass Rudolf hier durch den dichter des Passionals und neben ihm her schulebildend gewürkt hat im nordosten, wie anderseits durch den (Barlaam und) Wilhelm im südwesten. man braucht darin kein problem zu sehen, denn das stoffliche interesse würde ausreichen, um die beliebtheit und nachwirkung eben dieser beiden werke des Alemannen im Ordenslande zu erklären. immerhin aber scheint der hinweis nicht überflüssig, dass eben in Rudolfs zeit und in seiner unmittelbaren nähe ein überaus lebhaftes interesse für den deutschen orden existierte. von den vier brüdern des Gottfried von Hohenlohe sind drei in den orden eingetreten und haben ihm eben jene besitztümer überwiesen, in deren centrum Mergentheim bis zur auflösung der sitz seiner weltlichen herschaft war: einer von ihnen Heinrich (II) v. Hohenlohe steht als siebenter in der reihe der hochmeister, noch in Rudolfs zeit (1244—1249). und dass der wahrscheinlich 1235 verstorbene graf Konrad v. Öttingen in seinen letzten lebensjahren dem orden (dem er in Öttingen selbst ein eigenes heim schuf) angehörte,

hab ich schon erwähnt. so könnte das litterarische ansehen des dichters in diesen kreisen recht wohl schon bei lebzeiten eingesetzt haben — eine rasche steigerung erfuhr es dann durch die Weltchronik bald nach seinem tode.

3. FREUNDE UND BEKANNTE IN DER LITTERARISCHEN WELT. Rudolf vEms ist der einzige dichter der uns nicht nur eine weite übersicht über die zu seiner zeit lebendige litteratur eines halben jahrhunderts — vom auftreten Veldekes bis zum tode Freidanks — gibt, sondern auch einen blick tun lässt in einen engern und weitem kreis litterarischer freunde. als '*min friunt*' bezeichnet er in revue Al. 3249 Absolon, 3261 hern Wetzol, in revue Wilh. neu 2290 den kritiker Vasolt; bei Ulrich vTürheim, der zunächst in beiden litterarischen partien ohne das prädicat erscheint, wird dies Wilh. 4390 ff mit großer wärme nachgeholt, und schliesslich kann es keinem zweifel unterliegen, dass auch ein concurrent auf dem engsten stoffgebiete so genannt wird: Al. 15 789: *min friunt her Biterolf*<sup>1</sup>.

An dem Absolon resp. Absolon der überlieferung hätte man wol kaum gezweifelt und herumconjectiert, wenn man gewusst hätte, dass der sohn kg Sauls in Deutschland seit der Karolingerzeit oft genug pate gestanden hat: von den 9 belegen die das register zu den Libri confrat. 401<sup>c</sup> aufweist, gehört wol die mehrzahl in die gegend des Bodensees. verstummt ist der zweifel erst seit HHerzog Germ. 29, 33 einen urkundlichen beleg erbracht hat, der nach alter und landschaft recht wohl auf Rudolfs freund Absolon bezogen werden kann. die nachweise Herzogs stehn im Cod. dipl. Salemitanus ed. Weech bd I (1884) nr 370 (s. 410), 391 (s. 438), 400 (s. 489); dazu kommt (auch von Socin [1903] nicht berücksichtigt) in bd II nr 426 (s. 4), nr 480 (s. 76). nrr 391 u. 400 (a. 1264), 480 (a. 1273) bieten nur eben den zeugen *Johannes filius Absolonis* (nr 400) resp. *dictus Absolon, Absolon* (nr 391. 480); wichtiger sind nr 370 und nr 426, weil wir hier etwas über die familie Absolon erfahren. der erste träger des alttestamentlichen namens, der offenbar keinerlei her-

<sup>1</sup> diese selbstverständliche emendation Zachers hätte Junk seinem text keinesfalls vorenthalten sollen; s. schon Zs. 51, 152 anm. 1; Junks bedenken in der anmerkung zu v. 15 789 denk ich s. 229 entkräftet zu haben.

kunfts- oder beinamen führte, hinterliefs, als er vielleicht nicht lange vor d. 1 aug. 1262 starb, eine wittwe Guta und neben dem schon genannten sohne Johannes eine tochter die den namen der mutter führte. in nr 370 (1262 aug. 1) verkauft graf Wolf-  
rad von Veringen als vormund dreier unmündiger söhne des grafen Berthold von Heiligenberg dem kl. Salem gewisse grund-  
stücke in Weildorf, darunter *pheodum Güte vidue Absolin, quod reddere potest XXXV solidos*, also ein ganz beträchtliches object; in nr 426 (1267 märz 23 resp. 26) heissen die (inzwischen mündig gewordenen) grafen Konrad, Berthold und Heinrich von Heiligenberg nachträglich den verkauf einer gröfseren wiese und dreier joch ackerland gut, welchen Johannes genannt Absolon, seine mutter und seine schwester, *qui omnes iure proprietatis nobis vel ad nos spectare dinoscuntur*, ohne ihre genehmigung mit dem kloster Salem abgeschlossen hatten: *ob favorem religionis et dilectionem dicti Johannis*. freund Absolon, den Rudolf beidemale ohne jeden zusatz nennt, gehörte also 'mit seiner familie zu den eigenleuten der grafen von Heiligenberg. dabei muss zweierlei hervorgehoben werden: a) die mutter der jungen grafen, Hedwig, war eine geborene gräfin Montfort (s. die stammtafel bei Fickler, Heiligenberg [1853] s. 130); b) ein graf von Heiligenberg kehrte 1229 mit kaiser Friedrich II aus dem hl. lande zurück (Böhmer-Ficker Regg. imp. nr 1756); ob es der vater Berthold, der vatersbruder oder gar der grofsvater der vorher genannten jungen grafen gewesen ist, lässt sich nicht entscheiden: aber die möglichkeit ist gegeben, dass ihn sein dienstmann Absolon nach Palästina begleitet hatte und dort die anregung empfing, leben und tod kaiser Friedrichs I dichterisch zu behandeln. es war das derselbe kreuzzug den auch Freidank mitmachte.

Rudolfs freund herr Wetz el (von Bernau), dessen Margarethenleben Zwierzina in einer Konstanzer (!) hs. aufgefunden hat, wird von diesem in der ADB. 42, 260 dem geschlecht der 'liberi de Bernowe' zugeteilt, das am ausgang des Frichtailes (südlich von Säckingen) safs und mit Berthold v. B. 1236 resp. kurz vorher ausgestorben ist (Regg. epp. Const. I nr 1485), ohne dass sich hier ein Wetz el oder Wernher nachweisen lässt. ganz sicher scheint das nicht zu sein: es gibt auch nördlich des Rheins mehrere orte des namens Bernau: einen weiler im ober-



amt Tettngang und ein pfarrdorf im bza. St. Blasien: hierhin setzt Kindler-Knobloch Oberbad. geschlechterbuch I 62 wol irrig sowohl die alten *liberi de Bernowe* wie das '*castrum Bernowe*', das 1262 im besitz Ulrichs vGutenberg erscheint (Regg. epp. Const. nr 2054). Wetzels, der im Al. unmittelbar vor Ulrich vTürheim steht, also damals sicher am leben war, fehlt im WvO. — aber dies kann auch andere gründe als seinen tod haben (s.u. s. 246. 247), obwohl der sehr gut zu Zwierzinas feststellung vom aussterben der familie stimmen würde.

Auch freund Vasolt — der kein dichter war! — könnte recht wohl der gleichen gegend angehören: Socin Mhd. namenbuch s. 570 hat das vorkommen für Säckingen seit 1300 als familiennamen notiert — aber freilich, es ist ein name der fast ebenso häufig und verbreitet ist wie etwa der name Fleck.

Während wir es hier allemal mit hochalemannischen landsleuten Rudolfs aus der Bodenseegegend zu tun haben würden, also vielleicht jugendfreunden, mit denen ihn litterarisches interesse zusammengeführt hatte, müssen wir mit 'herrn Biterolf' diesen kreis überschreiten. nachdem die betr. Alexanderstelle jetzt bei Junk der interpretation bequem zugänglich ist, kann ich die sache nur so ansehen. 15767 ff hat Rudolf von herrn Berthold von Herbolzheim berichtet, dass er 'im auftrag des edeln Zäringers', d.h. doch wol Bertholds V (1186—1218), eine Alexanderdichtung geschaffen habe, die Rudolf offenbar kennt, denn er lobt die darstellungsweise (*geruoge und wol gesprochen dran*), aber er tadelt dass sie noch nicht den 10<sup>ten</sup> teil des gewaltigen stoffes umfasse: so wie er, Rudolf, ihn als geschichtlichen (*historje*) kenne. nach seiner ausdrucksweise muss man aber annehmen, dass R. die schuld daran der dürftigen vorlage zuschreibt (16777 f): *und tet bescheidenliche erkant daz er von im beschriben vant*. dass er nicht fertig geworden sei und dann in Biterolf, wie man wol vermutet hat, einen fortsetzer gefunden habe, davon kann nicht die rede sein. nun gibt es unter allen in betracht kommenden quellen des Alexanderromans keine auf die der ausdruck Rudolfs zutrifft, dass sie nur *der zehende* (sc. teil) *möhte wesen des ich von im hân gelesen* 15781 f. ich kenne übh. nur eine einzige darstellung des stoffes für die diese angabe geltung besitzt: das alte werk des pfaffen Lamprecht so wie es uns Wilmanns kennen gelehrt hat! und da scheint

es mir doch höchst beachtenswert, dass Rudolf gleichsam in parenthese hier unmittelbar (15 783 ff) anschließt die gering-schätzige bemerkung: *ez hât ouch nâch den alten siten stumpf-lich, niht wol besniten, ein Lamprecht getihtet, von welsch in tiutsch berihtet, und hât ouch niht gar geseit von im die rehten wârheit. dies stumpflich, niht wol besniten* hat man, soviel ich sehe, bisher als eine erläuterung für den 'alten brauch' genommen und auf die unvollkommene verskunst Lamprechts bezogen — es kann aber doch wol auch auf die ungeschickte verkürzung der darstellung gehn, die Rudolf hier richtig tadelt, denn sicher hätte er dann das ursprüngliche werk und nicht etwa die Strafs-burger bearbeitung und fortsetzung im auge. aber hat er den alten Lamprecht wirklich gelesen? war nicht am ende das werk des Berthold von Herbolzheim, das ihm stofflich ebensowenig genügte, nur eine Neubearbeitung der rheinischen dichtung aus der ersten hälfte des 12 jahrhunderts? wuste Rudolf von Lamprecht etwa nur aus einem prolog Bertholds? die frage muss jedenfalls aufgeworfen werden.

Diese Neubearbeitung Lamprechts, die offenbar formell allen ansprüchen der höfischen blütezeit genügte, hat RvE. jedesfalls bei beginn seines großen 'historischen' Alexanderwerkes gekannt (sie ist ja vor 1218 anzusetzen), aber wegen ihrer stofflichen dürftigkeit war sie für ihn nur ein anreiz mehr gewesen. jetzt, als er nach längerer oder mehrfacher unterbrechung seiner arbeit das 5<sup>te</sup> buch begann und sich damit dem abschluss der ersten hälfte seines hauptwerkes (denn als solches schwebte es ihm noch immer vor) näherte, da erfuhr er (*als mir ist geseit* 15 793), der vielleicht den eigenen Alexanderplan bisher geheimgehalten hatte, dass der ihm befreundete herr Biterolf, den er als lyriker kannte und schätzte (15 795 f), mit einem aus eigenem kunstbedürfnis heraus (*durch sîner vuoge rât* 16 790) concipierten Alexanderepos schon seit längerer zeit beschäftigt sei (*hât ... getiht ein neizwaz mære von dem wîsen wunderære*). er erklärt dass er diese concurrenz nicht bedauere: *deist wâr des ist mir niht leit: ob des sprûche als ebene gânt als ebene sîniu liet stânt, só mac er wol vollevarn*; und er warnt den freund, sich nicht von dem pfade der geschichte zu entfernen und ins romanhafte abzuschweifen: *swâ diu mære spellent sich ...* (15 801 ff). dies *volle-varn* beziehe ich jetzt nicht mehr, wie ich es früher für möglich

hielt (Zs. 51, 153), auf die fortführung eines fremden werkes, sondern auf den abschluss des eigenen. aus Rudolfs worten darf man weder entnehmen, dass das ihm gar zu mager erscheinende werk Bertholds von Herbolzheim ein torso war, noch dass Biterolf diesen torso ergänzt habe. träfe es also zu, dass Biterolf der Freiburger familie dieses namens angehörte (Zs. 51, 153), dann wäre als einzige beziehung nur die denkbar, dass man auch in der breisgauischen heimat Bertholds die stoffliche dürftigkeit seines werkes mehr und mehr empfand, ähnlich wie Rudolf, und so ein landsmännischer dichter 'aus eigener fuge rat' sich gedrängt fühlte, etwas vollkommeneres an die stelle zu setzen.

Näher wol als alle andern autoren stand unserm dichter Ulrich von Türheim: was er Al. 3622 ff und noch WvO. 2257 ff unterlässt, die besondere betonung des freundschaftsverhältnisses, das holt er hier 4390 ff mit eindrucksvoller wärme nach. mit Ulrich teilte Rudolf den gleichen einflussreichen gönner, den schenken Konrad von Winterstetten, ja, wenn meine obige vermutung bezüglich des Alexander zutrifft, höher hinauf auch die gunst könig Heinrichs (VII): denn ich glaube bestimmter als Busse Palastra 121, 43 daran, dass der 'könig Heinrich' dessen tod Ulrich im Willehalm beklagt, der unglückliche Staufer gewesen ist, von dessen ende in der fernen gefangenschaft die kunde im frühjahr 1242 nach Deutschland gelangte.

Ulrich vTürheim gilt mit gutem grunde als der epigone κατ' ἐξοχήν, der für unsere kenntnis nur eben der fortsetzer Gottfrieds, K. Flecks, Wolframs ist. ja er mag so schon den zeitgenossen von anfang an erschienen sein, denn so möchte ich mir die auffällige charakteristik seiner production Al. 3262 ff erklären: *von Türheim her Uolrich hât als ein bescheiden man geuoge und wol gevangen an, ouch sô wol gendet daz er hât ein lop daz bi den wîsen stât.* das soll doch gewis nicht heißen: 'er hat (dasselbe werk) gut angefangen und gut abgeschlossen' — diese umständliche trivialität trau ich Rudolf nicht zu —, sondern es besagt: 'er ist nicht nur ein vollender, sondern auch ein beginner', und dies widerum liefse allerdings zwei deutungen zu: a) er hat sowol vorgeschichte (wie etwa

später UvdTürlin) wie nachgeschichte geschaffen; b) er hat sowol eigenes produciert als auch fremde werke zum abschluss gebracht.

Nun hat Ulrich tatsächlich fortgesetzt den Tristan und den Willehalm; es bliebe also für die deutung a) nur allenfalls der Cliges übrig. der Cliges des Chrestien zerfällt in die geschichte der eltern (Alexander und Sordamor) und des sohnes (Cliges): die möglichkeit dass KFleck, für den eine Cliges-übersetzung durch Al. 3246 ff unbestreitbar bezeugt und obendrein durch FPfeiffers beobachtung am Wälschen Gast (Freie Forschung s. 153) gesichert ist, die vorgeschichte ausgelassen und Ulrich sie nachträglich hinzugefügt hätte, wäre also von vorn herein nicht grundsätzlich abzulehnen. aber dagegen spricht: 1) dass ja Thomasin unter den vorbildlichen frauen gerade die mutter Sordamor nennt; 2) dass Rudolf da wo er das werk Ulrichs ausdrücklich einführt, im WvO. 2260 ff nicht nur die dichtung rundweg als 'Cliges' bezeichnet (2266), sondern auch deutlich auf die fahrt des jugendlichen helden nach Britannien, wo er sich den beistand könig Artus erbitten will, anspielt: *der hât Artûse einen man von Kriechen niuliche gesendet in sîn rîche*<sup>1</sup>. dies 'neuerdings' weist unbedingt darauf hin dass es sich um eine erst eben fertig gewordene dichtung handelt, und der ausdruck lässt es zum mindesten möglich erscheinen, dass Ulrichs Cliges eine fortsetzung war, die eben mit der fahrt des jünglings zu kg Artus einsetzte. in diesem falle wäre uns mit dem durch Bachmann bekannt gemachten fragment, das Steinmeyer sofort mit bestimmtheit dem Türheimer zugewiesen hat (Zs. 32, 123 ff), gerade ein stück aus dem anfang von Ulrichs arbeit überliefert: denn hier erbittet sich Cliges urlaub von seinem oheim Alis und nimmt abschied von Fenice.

Da nun der zuerst im WvO. und zwar als jüngst erschienen bezeichnete Cliges Ulrichs 1) für die Alexanderstelle chronologisch nicht in betracht kommt, und 2) der wahrscheinlichkeit nach eine fortsetzung war, wie vorher sein Tristan und nachher sein Willehalm, so scheidet die oben als a) bezeichnete interpretationsmöglichkeit aus: Rudolf schreibt also im Al. seinem freunde neben (mindestens) einer fortsetzung (nämlich der des Tristan) auch (mindestens) ein eigenes werk zu, das für uns verloren ist. er

<sup>1</sup> so les ich statt *gesant in siniu rîche* M (und Junk).



war demnach doch wol nicht 'der bloße fortsetzer', als der er uns in der überlieferung erscheinen muss. die reihenfolge der erhaltenen werke Ulrichs aber ist: Tristan—Cliges—Willehalm<sup>1</sup>.

Damit wäre die liste der 'freunde' Rudolfs erschöpft — aber ganz gewis nicht die seiner litterarischen bekanntschaften. zu diesen rechnen ich weiterhin mit gröfserer oder geringerer wahrscheinlichkeit einmal den kritiker meister Hesse von Strafsburg, dem er geneigt ist die beurteilung seines Wilhelm anzuvertrauen (WvO. 2280 ff), und dann neben dem Franken Gottfried von Hohenlohe (für den ich auf meinen beitrage zur Leidinger-festschrift verweise) den pfarrer Konrad von Heimesfurt aus dem Ries, die beiden Schwaben Heinrich von Leinau und Albrecht von Kemenaten — und schliesslich Freidank!

*von Heimesvurt her Kuonrât von gote wol getihtet hât* Al. 3189f braucht sich natürlich nicht auf die 'Urstende' zu beschränken (so Leitzmann), sondern bedeutet einfach 'ist der verfasser lobeswürdiger geistlicher dichtungen'. KvH. wird *her* genannt wie vorher Wolfram, wie gleich darauf Wirnt, aber auch wie Ulrich vZatzikhoven, von dem wir wissen, dass er ritterlicher abkunft war, aber dem geistlichen stande angehörte. so dürfen wir auch bei KvH. beides getrost vereinigen — in anderer weise freilich, wie sich alsbald ergeben wird. die directen urkundlichen zeugnisse für den dichter in den regesten der bischöfe von Eichstätt ed. Heidingsfelder (seit 1915 erscheinend) ergeben nämlich unter den laienzeugen:

nr 511 *Chünrat de Heimesfurt*, 1198 zw. märz 6 u. sept. 8 (original);

nr 513 *Cunrat de Heunesfurt* (l. *Heimesfurt*), 1198 ohne datum (abschrift d. 18 jh.s);

nr 534 *Conradus de Heimsfurt*, 1204 ohne datum (original).

die letzte urkunde<sup>2</sup> ist die wichtigste: C. de H. erscheint hier

<sup>1</sup> gegen Busse s. 40, der Cliges—Tristan—Willehalm folgen lässt.

<sup>2</sup> es ist diejenige aus welcher KFJung *Miscellaneorum* tom. I (Francof. 1739) s. 5 schöpfte: denn seine 'Matricula nobilium', welche Haupt Zs. 15, 468 und danach Steinmeyer ADB. XI 331 f wie ein überliefertes document werten, hat sich Jung selbst aus allerlei gelegheitsnotizen zusammengestoppelt.

als ministeriale des bischofs Hartung (1196—1223), eines grafen von Kreglingen-Tollenstein, die sich von 1205 ab von Hirschberg nannten, und zwar mitten unter den inhabern der hofämter, also sicher ihm nahestehend. vor 1198 und nach 1204 ist er nicht nachzuweisen, aber, was bedeutsam ist, es erscheint übl. kein zweiter träger des namens von Heimesfurt. damit lässt es sich sehr wol vereinbaren, dass sich der dichter MH. 20 f *ich armer pfaffe Kuonrât geborn von Heimesfürte* nennt: blieb er unverheiratet oder war er ein kinderloser wittwer, so kann er immerhin nach dem jahre 1204 in den geistlichen stand eingetreten sein. gedichtet hat er ja, da er bereits unter dem stilistischen einfluss Gottfrieds von Strafsburg steht, bestimmt nicht vor dem zweiten jahrzehnt. RvE., der den im öttingischen gebiet, in Heinsfarth a. d. Wörnitz, heimischen dichter, sehr wohl persönlich gekannt haben mag und ihm im Alexander ein paar freundliche worte widmet, hat ihn im WvO. fortgelassen: aus gründen die wir zu kennen glauben, aber es mochte ihm auch dadurch erleichtert werden, dass KvH. inzwischen gestorben war: als Rudolf den Wilhelm schrieb, konnte KvH. die 60 längst überschritten haben.

Leinau und Kemenaten. Sicherlich zu localisieren, wenn auch vorläufig nicht urkundlich zu belegen ist *Heinrich von Linouwe* Al. 3254 (*der von Linouwe* WvO. 2226), dessen offenbar einziges werk beidemale '*der Wallære*' heisst (Al. 3256. WvO. 2229), wobei die zweite anführung noch '*Ekkennes manheit*' (wie vorher '*Parzifalis manheit*' 2181, '*Wigolaises manheit*' 2204) voranstellt; die lesarten bei Wackernagel sp. 787, 10 bezeugen nur, dass das werk allen schreibern gleichfremd gewesen ist wie uns. es gibt nur einen ort des namens Leinau (oder allenfalls auch 'Lienau') auf dem deutschen sprachgebiet: das ist ein kleines kirchdorf 4 kil. nw. von Kaufbeuren, rechts an der Wertach, und dies war der sitz eines dienstmannengeschlechts der markgrafen von Ronsberg, in welchem der vorname Heinrich traditionell scheint. freilich wird man weder den Heinrich von Leinau, der um 1170 in einer liste der lehensleute des klosters Ottenbeuren auftritt (Baumann Gesch. d. Allgäus I 339), noch den 'H. von Linowe' einer urkunde der schenken von Warthausen (Waldburg) v. j. 1283 (Vochezer Gesch. d. fürstl. hauses Waldburg I 239) mit dem dichter gleichsetzen wollen, da der eine wol zu alt und der andere sicher zu jung ist.

Orte des namens Kemnat(en) u.ä. und familien die sich nach einem solchen nennen, gibt es wol ein halbes dutzend, und aus einem tirolischen geschlecht, das in Kematen im Tauferertal ansässig war, hat IVZingerle Germ. 1, 296 zu den jahren 1219 und 1241 auch einen Albertus nachgewiesen. ich glaube nicht dass wir uns dabei beruhigen sollten: 'Vorarlberg-Tirol' klingt zwar geschwisterlich vertraut, aber mit der 'nachbarschaft' von Hohenems im obern Rheintal und Kematen im gebiet der obern Drau steht es doch nicht ganz so. unter diesen umständen leg ich mehr wert darauf, dass im Alexander 3252 von *Kemenât her Albrecht* unmittelbar vor *hern Heinrich von Linouwe* erscheint und in der von Baumann aao. 492 aufgestellten ronsbergischen dienstmannenliste die geschlechter von Kemnat und von Leinau auftreten. diese familie von Kemnat (10 kil. s. Burgau) hat eben zu Rudolfs zeit und in der gegend und höfischen umgebung in der er damals lebte, eine gar nicht unbedeutende rolle gespielt (s. das register zu Baumann bd I), den schwäbischen kämmerer Volkmar von Kemnat nennt Baumann aao. 269 geradezu den bedeutendsten der ronsbergischen dienstmannen: sein siegel ist s. 270 abgebildet, plan der burg und ansicht des bergfrieds von Kemnat s. 45. uns germanisten ist dieser Volkmar v. K. wol bekannt durch die älteste königsurkunde (Konrads IV) in deutscher sprache v. j. 1240, welche sich auf die beilegung eines streites zwischen ihm und der stadt Kaufbeuren bezieht (facsimile bei Baumann zu s. 572). dass sein vielleicht jüngerer bruder Albrecht in urkunden bisher nicht nachgewiesen ist, das hat er mit so manchen litterarisch tätigen jüngern söhnen aus der ritterschaft gemein, die eben naturgemäfs in politik und wirt-schaft zurücktreten.

Die merkwürdigste erscheinung in den beiden dichterlisten Rudolfs stellt jedenfalls, ohne dass man das bisher bemerkt zu haben scheint, Freidank dar: denn während es sich sonst durchweg um dichter handelt die wir als höfische epiker bezeichnen müssen, auch wenn sie wie die drei adlichen herren

<sup>1</sup> die schreibung des namens wechselt: im siegel stand sicher DE KEM[ENAT], in der urkunde von *Kemenathen*; Rudolf schrieb beidemal von *Kemenât*, im Goldemar ist überliefert von *Kemenâten Albreht*: es könnte immerhin auch ursprünglich gestanden haben von *Kemenât her Albreht*, also genau wie im Al. 3252.

vBernau, vFulslesbrunnen und vHeimesfurt geistliche stoffe oder, wie höchst wahrscheinlich Albrecht vKemenaten, solche aus der heldensage bearbeitet haben, wird uns hier ein autor genannt den wir nur als verfasser eines grossen spruchbuchs kennen, und den ich mir schlechterdings nicht anders wie als didaktiker vorzustellen vermag<sup>1</sup>. und das ist doppelt auffällig wenn meine ausführungen unten s. 246 f zutreffen: über das was Rudolf veranlasst haben könnte, bei der zweiten aufstellung seiner revue gewisse dichter wie Konrad vHeimesfurt und Wetzlar vBernau fortzulassen und seinen eigenen Eustachius nicht wider zu erwähnen. tat R. das aus dem grunde — oder doch mit aus dem grunde, weil es keinen sinn hatte, die frau Aventüre für einen liebesroman an die adresse von dichtern zu verweisen, die ausgesprochen nach der geistlichen seite neigten, so ist es doch recht unverständlich, dass er ihr den verfasser der 'Bescheidenheit' als einen mann nennen konnte, der die sache besser gemacht haben würde als er selbst. R. schweigt doch beidemal von dem ihm wolbekannten Walther vdvogelweide.

Ich finde dafür keinen andern grund, als dass Rudolf diesen Freidank persönlich gekannt und hochgeschätzt und es darum nicht über sich gebracht hat, ihn aus seiner litterarischen musterrung fortzulassen.

Durch einen glücklichen fund GLeidingers kennen wir das todesjahr des dichters der Bescheidenheit: zum jahre 1233 melden die 'Annales Caesarienses': *Fridankus magister moritur* (Sitzber. d. k. bayer. Ak. d. wiss. phil.-hist. kl. 1910, 7 abh. s. 29 — widerholt Münchener Museum 1, 45), und diese nachricht muss nach ihrem fundort und ihrer umgebung gewürdigt werden.

Das cisterzienserkloster Kaisheim (Kaisersheim), eine meile nördlich von Donauwörth am obern ausgang eines waldtals gelegen und noch heute, wo es zu einer strafanstalt umgewandelt ist, durch seine stattliche, von den conventsbrüdern 1352—1387 selbst aufgeführte kirche besuchenswert, ist eine stiftung der grafen von Lechsgemünd, die dann in der ersten hälfte des 13 jhs einen glänzenden aufschwung erlebte<sup>2</sup>. ich hebe daraus

<sup>1</sup> ich weiche hier bewusst ab nicht nur von W Grimm, sondern auch von J Grimm Kl. schr. III 8, der zuerst auf die starke betonung Freidanks bei Rudolf hingewiesen hat.

<sup>2</sup> Joh. Knebels Chronik des kl. Kaisheim (1531) brsg. v. Hüttner (Tübingen LV. 1902); M. Schaidler Chronik d. ehemal. reichsstifts



nur ein paar wichtige daten hervor: 1214 machte d. reichsmarschall Heinrich von Kalden (Pappenheim), nachdem er sich aus dem öffentlichen leben zurückgezogen hatte, eine große schenkung, auf die hin er 1227 in der kirche zu Kaisheim beigesetzt wurde — 1217 nahm k. Friedrich II das kloster in besondern schutz des reiches, woraus die einzigartige reichsfreiheit dieses cisterzienserstifts erwuchs — 1241 erfolgte eine größere (freilich erst 1251 auf mahnung von ihrem sohne ausbezahlte) schenkung der gräfin Elisabeth von Öttingen geb. gräfin von Grüningen, durch die sie sich offenbar das begräbnis in der klosterkirche sichern wollte: es ist die wittve des von Rudolf v. Ems im WvO. beklagten grafen Konrad<sup>1</sup>.

Wenn in die am ende des 13 jh.s aus verschiedenen (von Leidinger festgestellten) quellen compilierten und an eigenen nachrichten überaus mageren annalen von Kaisheim eine notiz wie die vom tode des 'magister Fridankus' eingetragen wurde, so erscheint diese nicht nur von vorn herein zuverlässig, sondern es muss damit auch eine besondere bewandnis haben. wir finden nur noch eine zweite ähnliche notiz: zum j. 1281 (s. 33) über den 'magister Trutwinus', den stadtarzt von Esslingen, der zu dem kloster durch lange jahre nähere, schliesslich in einer wertvollen grundstückschenkung gipfelnde beziehungen unterhielt. damit erhalten wir vor allem auch einen wertvollen hinweis auf die heimat des dichters: er gehörte einer landschaft an wo Schwaben, Bayern und Franken zusammenstossen, und dadurch ist den bemühungen, ihn einem bestimmten dialektgebiet zuzuweisen, ein riegel vorgeschoben<sup>2</sup>.

Hat Freidank um 1230 in dieser gegend, vielleicht den aufenthalt wechselnd (*Frydankus vagus* nennen ihn ja die Colmarer annalen), aber doch im wesentlichen auf Südwestdeutschland beschränkt, gelebt und ist er hier 1233 gestorben, so könnte er recht wohl mit Rudolf von Ems, der einen ziemlich grossen

Kaisersheim (Kaisheim), Nördlingen 1867: ganz dilettantisch; viele einzelne urkunden sind in der litteratur über d. bistum Augsburg zu finden, dazu neuerdings in den Regesten d. bischöfe v. Eichstätt ed. Heidingsfelder (seit 1915).

<sup>1</sup> dieser ist wahrscheinlich bei den deutscherren in Öttingen beigesetzt worden, was für die wittve ausgeschlossen schien.

<sup>2</sup> wunderlich ist es wenn Schirokauer PBBeitr. 47, 13 in Freidanks spruchdichtung nach einem *kam*-reim sucht.

litterarischen bekanntenkreis hatte, in persönliche beziehungen getreten sein. es gibt verschiedenes was dafür spricht, aber ich will auch die bedenken nicht unterdrücken.

Die beiden revue-stellen lauten: 1) Al. 3229 ff *tumpheit strâfen unde spot, die welt erkennen, minnen Got, des lîbes nnd der sêle heil, weltlicher êren teil in dirre welte kurzen tagen lêrte kurzlich bejagen*<sup>1</sup> *der sinnerîche Frîgedanc*<sup>2</sup>, *dem âne valschlichen wanc elliu rede volge jach, swaz er in tiutscher zungen sprach* — 2) WvOrl. 2206 ff *wolde iuch meister Frîgedanc getihtet hân, sô wæret ir baz fûr komen danne an mir.* die zweite stelle ist ziemlich nichtssagend: fûr frau Aventûre war hier eine weitere empfehlung auch kaum angebracht. um so eindrucksvoller ist die erste. Rudolf spricht hier mit ungewöhnlicher wärme: von einem dichter der (wir wissen es jetzt genau) damals nicht mehr lebte, wol erst wenige (zwei?) jahre tot war. er widmet dem didaktiker, den er ausdrücklich als solchen würdigt, hier in der reihe der epiker volle 10 verse, genau so viele wie unmittelbar vorher dem Heinrich v. d. Tûrlin; auch fûr die gruppe Veldeke-Hartmann-Wolfram hat er blofs eben 30 verse insgesamt übrig; nur allein der grofse lehrmeister Gottfried wird reichlicher bedacht, die meisten andern müssen sich mit einem oder zwei reimpaaren begnügen. dem ethos dieser würdigung Freidanks im Alexander aber vergleicht sich nur allenfalls das lob des Tûrheimers WvOrl. 2256—70, das, wie wir wissen (vgl. 4390 ff) und deutlich fühlen, aus der feder eines nahen freundes kommt. wenn er den toten dichter der Bescheidenheit nicht direct 'mîn friunt' nennt, wie die offenbar lebenden Absalon, Wetzol, Vasolt, vTûrheim, Biterolf, so mag es darin seinen grund haben, dass er dem offenbar bejahrten Freidank mehr mit den gefûhlen des respects gegenübergestanden hat: er nennt ihn 'meister', wie Gottfried und Hesse von Strafsburg, die beiden bürgerlichen, und 'meister Walther von der Vogelweide' (WvO. 4468 f).

Mit namensnennung zu citieren liebt Rudolf nicht besonders: aber während wir den angeführten Waltherspruch (L. 102, 8) und die wertvolle citierung von Gottfrieds spruch vom gläsernen glück Al. 20621 ohne weiteres feststellen können, bringt uns die auf diesen gleich folgende Freidankstelle in verlegenheit:

<sup>1</sup> ich übersetze 'in knappen sentenzen einfangen'. <sup>2</sup> so beide hss., über die namensform s. unten.

Al. 20 632 *ouch sprach meister Frîgedanc: gelücke enwelle zuo dem man, sô hilfet nicht swaz er kan* finden wir in keiner handschrift der Bescheidenheit<sup>1</sup>. dem gegenüber steht nun die eigentümliche erscheinung dass Rudolf in dem frühesten uns erhaltenen werke, dem guten Gerhard, ein paarmal Freidanksprüche citiert ohne den verfasser zu nennen: v. 37 f *die wîsen jehent, swer sich lobe sunder volge, daz er tobe* ist = Freid. 60, 23; und 153 ff, wo 'die schrift' d.i. Eccl. 3, 33 'ignem ardentem extinguit aqua et eleemosyna resistit peccatis' citiert wird mit einem doppelten reimpaar *-êt-uo*t, das nur aus der umformung dieser bibelstelle in dem vierzeiler Freid. 39, 6 ff stammen kann. M. Haupt, der diese beiden versteckten aber unzweifelhaften Bescheidenheit-citate (in den anmm. zum gGerh.) nachgewiesen hat, zog daraus die falsche folgerung, dass das gedicht Rudolfs erst nach dem vermeintlichen ersten erscheinungsjahre der spruchsammlung 1229 entstanden sein könne. ich komme vielmehr zu der vermutung, dass Rudolf, der sicher vor 1230 (denn der gGerh. fällt unbedingt in die zwanziger jahre) zwei uns bekannte spruchfassungen Freidanks aus dem gedächtnis citiert, ohne den verfasser zu nennen (gleichviel ob er ihn damals noch nicht kannte oder die namensangabe für überflüssig hielt), und der nach 1233 unter nennung des autors einen uns unbekannten spruch anführt, mit der Bescheidenheit zu einer zeit vertraut gewesen ist, als sie noch in keiner der uns vorliegenden ausgaben zugänglich war<sup>2</sup>.

Es kommt noch etwas hinzu was auf ein näheres verhältnis Rudolfs — oder seiner familie — zu dem spruchdichter hinweist. hier aber muss ich einen kleinen excurs über den namen einschalten.

Bekanntlich schwankt unsere überlieferung schon in den handschriften der Bescheidenheit, und ebenso bei den anführungen späterer autoren die daraus citieren, zwischen Fridanc und

<sup>1</sup> W Grimm u. Bezzenberger führen noch eine weitere Rudolfstelle an als zeugnis für einen anderwärts nicht bezeugten spruch: es ist in Junks ausgabe 9118—32, wo ich aber in den worten *als einer sprach der sich verstuont des besten wol* keinen zuverlässigen hinweis auf Freidank anerkennen mag.

<sup>2</sup> die annahme von Pfeiffer-Bartsch, dass umgekehrt Freidank aus dem gGerh. geschöpft habe, lehn ich unbedingt ab: sie hängt mit der verkehrten auffassung zusammen, dass die Bescheidenheit aus lesefrüchten und volkstümlichen reimsprüchen zusammengestoppelt sei.

Frigedanc. welche form ist die richtige? ich halte sie beide für 'echt', ja es scheint mir möglich dass sich der autor selbst beider formen bedient habe: *Frîdanc* war der wirkliche taufname, als *Frîgedanc* hat ihn der autor der Bescheidenheit in dem bekannten kurzen vorwort gedeutet.

\**Frithu-thanc* ist zwar bei Förstemann I<sup>2</sup> 1401f unter den 20 namen auf *-thanc* nicht bezeugt, aber unbedenklich anzusetzen als vorstufe eines durch dissimilatorischen silbenschwund entstandenen *Frî-thanc*, *Frîdanc* — genau so wie aus *Frithu-dag*, *Fridutag* (Förstemann I<sup>2</sup> 390. 532), wie schon Förstemann erkannt hat, *Frîdag*, *Frîtag* werden musste. der gar nicht so selten vorkommende familienname *Freidank* (ich habe als student in Berlin einen briefträger gekannt der so hiefs) hat mit der durch unsern dichter geschaffenen umprägung resp. deutung des namens von haus aus nichts zu tun — und der unfug den man immer wider mit der auswertung seines vorkommens getrieben hat, sollte endlich einmal aufhören. dass aber speciell Rudolf von Ems den namen *Frîdanc* in dieser form zunächst als einen richtigen vornamen gewürdigt hat, ergibt sich aus der überraschenden tatsache dass er als solcher in der familie der herren von Ems zwei generationen nach Rudolf auftaucht: am 17 nov. 1329 präsentierte bei einer ordination für das domcapitel zu Chur ein jedenfalls schon älterer herr der familie: *Fridancus*<sup>1</sup> *de Emptz Burchardum filium Rudolphi de Emptz* als domherrn. ich überlass es gern der phantasie des lesers, sich die 'patenschaft' meister Freidanks so oder so auszumalen. dass in ihr ein weiteres zeugnis für ein wie immer geartetes persönliches verhältnis unseres Rudolfs zu dem dichter der Bescheidenheit fortlebt, glaub ich ganz bestimmt.

Mit Freidank komm ich auf (5 + 6 =) 11 litterarische persönlichkeiten die dem Emser näher bekannt waren, und nehm ich den Rudolf selbst hinzu, so umfasst dieser kreis mit 12 nahezu die hälfte aller namen die innerhalb und aufserhalb der dichterlisten genannt werden<sup>2</sup>. dabei ist selbstverständlich nicht

<sup>1</sup> im druck bei C. v. Moor Die urbarien des domcapitels zu Cur aus dem XII. XIII. u. XIV sec. (Cur 1869) s. 32 steht freilich *Frîdantus* — mit dem bekannten lesefehler. <sup>2</sup> revue Al. 18 + revue WvO. 4 + Al. 3 (BvHerbolzheim, Biterolf, Lamprecht) + WvO. 1

(Walther): in summa 26.



ausgeschlossen, dass der dichter noch einen und den andern der autoren die er nennt, gelegentlich von person kennen gelernt habe: in erster linie denk ich da an den Stricker. scheiden wir die dichter der blütezeit aus, die ganz sicher schon vor den litterarischen anfängen des RvEms gestorben waren, so bleiben nur ganz wenige übrig die ihm persönlich fern geblieben sein mögen.

Dass R. sich bei seinen revuen im wesentlichen auf 'Schwaben' beschränkt habe, wie ich das mehrfach ausgesprochen finde, trifft keineswegs zu, denn was daran richtig ist, erscheint auch natürlich, ja selbstverständlich. um von den klassikern nicht zu reden, gehören doch HvdTürlin, KvFufsesbrunnen und der Stricker ihrer herkunft und wol auch ihrer litterarischen wirksamkeit nach nicht nach Alemannien — und was wissen wir denn überhaupt von höfischen epikern dieser frühen zeit die Rudolf vermissen lässt? im Al. spricht er fast ausschliesslich von den autoren, die er mehr oder weniger zu charakterisieren strebt, im WvO. nennt er häufiger als vorher auch ihre werke. anonyme werke nennt er überhaupt nicht, und ein gedicht wie das Nibelungenlied — das er gewis kannte — zu erwähnen lag ihm vollends fern: aus gründen die verschieden sind im Alexander und im Wilhelm.

Er hat weder die absicht gehabt, eine übersicht über die dichtung speciell des deutschen südwestens zu geben, noch war seine litteraturkenntnis landschaftlich beengt. die mittel- und norddeutschen dichter (von vater Veldeke abgesehen) treten allerdings zurück, aber bemerkenswert ist dabei eigentlich nur das fehlen Herborts von Fritzlar: ihn würde Rudolf sicher genannt haben, wenn er ihn gekannt hätte.

Im ganzen aber bleibt es dabei: Rudolf besaß eine sehr umfassende kenntnis der zeitgenössischen litteratur und ihrer personalien, eine kenntnis wie man sie damals nur in den vornehmsten kreisen des deutschen südwestens erwerben konnte.

4. LITTERARISCHER VERLUST? Die dichterlisten des Al. und WvO. haben Herchenbach s. 153 und Leitzmann <sup>1</sup>313f gegenübergestellt: mit gleichartiger hervorhebung der namen welche nur in einem der beiden verzeichnisse erscheinen — wobei Leitzmann auch die beiden litteraturkritiker Hesse und Vasolt

hinzunimmt, die doch nicht als productive autoren gelten dürfen. halten wir diese fern, nehmen aber Rudolf selbst hinzu, so ergibt sich eine gesamtzahl von 20 dichtern. nachdem es Zwierzina gelungen ist, die hl. Margaretha des Wetzels von Bernau aufzufinden, bleiben 3 dichter übrig von denen wir durch Rudolf die einzige kunde haben: Absolon, Heinrich vLeinau, Gottfried vHohenlohe, und 2 die noch anderweit bezeugt sind: Blicker vSteinach und Albrecht vKemenaten. das ergäbe also einen verlust an dichterpersönlichkeiten von 25 procent — die einbuisse an werkumfang dürfte wesentlich geringer sein, da ja unter den uns erhaltenen autoren die gesamte production eines Hartmann und Wolfram, die umfangreichen werke des Heinrich vVeldeke, Gottfried, Wirnt, HvdTürlin sind, denen unter der zahl der verlorenen nur allenfalls Blicker, Gottfried vHohenlohe und Albrecht vKemenaten vergleichbar gewesen sein dürften, während die gedichte des Absolon und des Leinauers wol nur mäßigen umfang gehabt haben. die verlustliste erhält freilich noch einen doppelten zuwachs, indem 1) unter bekannten dichtern der Cliges des Konrad Fleck als vollständig, der des UvTürheim als grofsenteils verloren gebucht werden muss; 2) bei der aufzählung der Alexanderdichter Al. 15 774 und 15 789 noch die namen Berthold von Herbolzheim und Biterolf auftauchen. von anderweitigen dichternennungen<sup>1</sup> bietet Rudolf nur eben den Walther vdVogelweide, von dem er WvO. 4466 ff einen spruch anführt (L. 102, 8), der auf das jahr 1225 datiert wird und sich auf verhältnisse bezieht die unserm autor gewis bekannt waren: die früh zerrüttete ehe kg Heinrichs.

Alles in allem entzieht sich von der poetischen litteratur welche Rudolf überblickte, resp. soweit er sie aus seinem gesichtswinkel anzuführen veranlassung hatte, keinesfalls mehr als ein viertel unserer heutigen kenntnis. es wird nützlich sein das einmal festzustellen, um überschwänglichen vorstellungen von untergegangenen litteraturmassen vorzubeugen, wie sie vielleicht hier und da gehegt werden — wo nicht in Deutschland, so jedesfalls anderwärts: hat doch der romanist Paul Meyer den verlust an provenzalischer litteratur auf das 5- bis 6fache des uns erhaltenen veranschlagt<sup>2</sup>, und glaubte Singer aus vermuteten

<sup>1</sup> wenn wir von den sprüchen Gottfrieds Al. 20 621 ff und Freidanks Al. 20 632 ff absehen. <sup>2</sup> wobei es sich freilich vorwiegend um lyrische dichtung handeln dürfte.

französischen quellen deutscher gedichte des mittelalters eine sehr beträchtliche verlustliste für die altfranzösische epik aufstellen zu können. mag dem sein wie ihm wolle, zum mindesten für die höfische epik der mittelhochdeutschen zeit trifft etwas derartiges auch nicht annäherungsweise zu!

5. ZUR RELATIVEN CHRONOLOGIE der werke Rudolfs hab ich schon im vorausgehenden allerlei beigebracht, ja es liefs sich mehrfach nicht vermeiden, dass ich meine ansicht — die ja im wesentlichen der neuerdings zum durchbruch gelangten entspricht — schon zur voraussetzung von ausführungen machte, denen ich ihren platz an früherer stelle nicht versagen konnte. gleichwohl fühl ich mich gedrängt hier das notwendige zusammenzufassen, um es in nicht unwichtigen puncten zu ergänzen. ich stelle ein knappes litteraturverzeichnis voran, muss es aber ablehnen, mich schritt für schritt mit meinen vorgängern auseinanderzusetzen. ich mache niemandem die priorität streitig die er beanspruchen mag: wenn diese studienkette als ganzes die fragen um Rudolf neu aufgerollt und gefördert hat, ist es mir gleichgiltig wieviel man davon im einzelnen auf mein conto schreiben will.

MHaupt GGerhard (1840) s. IX f und Zs. 1, 199; FPfeiffer Münch. gel. Anz. bd 15 (1842) nr 70 sp. 562 f und Barlaam u. Josaphat (1843) s. X f; KBartsch<sup>1</sup> Germ. stud. I (1872) 1—7; JSchmidt PBBeitr. 3 (1876), 140—181; KBartsch<sup>2</sup> Germania 24 (1879) 1—9; JBaechtold Gesch. d. dtschen litt. in d. Schweiz (1892) s. 96 ff u. ann. s. 29 ff; VJunk PBBeitr. 29 (1904), 445—449, 466; HHerchenbach Das präs. hist. im mhd. (Pal. 104, 1911) s. 152—163; ALeitzmann<sup>1</sup> Zs. f. d. phil. 43 (1911), 308 ff; EKBusse Ulrich vTürheim (Pal. 121, 1913) s. 36—43; GEhrismann Studien zu Rudolf vEms (1919) s. 79—102; ALeitzmann<sup>2</sup> PBBeitr. 54 (1930), 294—305.

Die zeitfolge der uns erhaltenen gedichte Rudolfs stand von vorn herein soweit fest, dass der gute Gerhard und Barlaam u. Josaphat, in dieser ordnung, an den eingang gehören, die unvollendet gebliebene Weltchronik sein letztes werk ist. ob aber der Alexander vor oder nach dem Wilhelm entstanden sei, darüber giengen die meinungen lange auseinander. gleich am eingang steht das schwanken Milaups, der unmittelbar nach dem erscheinen seiner Gerhard-ausgabe die dort angenommene ordnung Wilh. → Al. widerrufen hat, nun aber sofort den einspruch Pfeiffers erfuhr. abgesehen davon dass beide werke erst 1905 resp. 1928/29 zum druck gelangten (und auch die Welt-

chronik bis 1915 schwer zugänglich war), bestanden zwei hauptschwierigkeiten: 1) der Al. schien, im gegensatz zum Wilh. und auch allen übrigen werken, jeder persönlichen hinweise oder zeitgeschichtlichen beziehungen zu entbehren; 2) Rudolf, der in beiden gedichten von seinen frühern werken spricht, nennt weder im Al. den Wilh. vOrlens noch im Wilh. den Alexander. So hielt man sich denn an die in vdHagens Minnesängern bd IV und in Wackernagels Lesebuch bequem erreichbaren beiden litterarischen revuen, und in ihnen besaß man in der tat einen höchst wertvollen stützpunkt. allein die sehr äußerliche art wie man dabei verfuhr und in der einzelinterpretation im wesentlichen bis heute verfahren ist, konnte zu keinem befriedigenden resultat führen; die schon von Bartsch<sup>2</sup> gut bekämpfte methode, aus dem wechselnden gebrauch von präsens und präteritum auf lebende und tote dichter zu schliessen, ist dann von Herchenbach glücklich ad absurdum geführt worden, aber derselbe junge gelehrte hat es doch wider für wahrscheinlich gehalten, dass die revue Wilh. vor der revue Al. entstanden sei.

Die ganze frage hatte ein neues gesicht erhalten, nachdem Junk in seiner untersuchung der überlieferung des Alexander zu dem ergebnis gelangt war, dass dies gedicht von Rudolf nie vollendet und also schwerlich bei seinen lebzeiten und mit seiner einwilligung an die öffentlichkeit gelangt sei. Junk hat auch bereits s. 466 (was merkwürdigerweise nachher übersehen worden ist) die vermutung ausgesprochen, dass Rudolf am Al. in 'verschiedenen arbeitsperioden' resp. 'mit einer größern arbeitspause' geschaffen habe; er setzte auch gleich den eintritt dieser arbeitspause vor oder in das zweite buch, d.h. möglicherweise 'nach der litterarischen stelle'. sonderbar genug enthielt er sich aber jeder äufserung über 'die andere arbeit' die Rudolf 'vielleicht' damals vorgenommen habe.

Auf die frage die Junk hier absichtlich offen liefs, gaben dann einige jahre später unabhängig von einander Herchenbach und Leitzmann<sup>1</sup> die einzig mögliche antwort: dies werk vor dem der Alexander zurücktreten musste, war der Wilhelm von Orlens. an Herchenbach hat sich mit einem wenig glücklichen versuch die chronologie auszubauen Busse angeschlossen, ohne Leitzmanns präzisere fassung zu berücksichtigen. nachdem Ehrismann in seinen für das geistige bild des dichters höchst auf-



schlussreichen Rudolfstudien dieser durch Junk, Leitzmann<sup>1</sup>, Herchenbach, Busse eröffneten perspective zu folgen abgelehnt hatte, ist dann Leitzmann<sup>2</sup> nach dem erscheinen von Junks Alexander-ausgabe auf die frage zurückgekommen und hat seine these vorläufig durch weiterführung früherer beobachtungen über die Wolframreminiscenzen bei Rudolf zu stützen versucht: sein ergebnis ist, 'dass der Will. in die pause zwischen dem zweiten und dritten buch des Al. zu setzen sei, wenn er nicht etwa schon vor der niederschrift der schlusspartie des zweiten buches entstanden ist'. also ganz ähnlich wie Junk.

Man beachte dass bei allen früheren äusserungen über die chronologie Rudolfs die litterarischen stellen der ausgangspunct oder stützpunkt waren, während sie später mehr und mehr in den hintergrund treten. ich selbst gedenke die interne chronologie nicht im gegensatz zu Busse oder über Leitzmanns vorläufig etwas einseitige und äusserliche betrachtungsweise hinaus auszubauen, sondern zunächst die frage zu beantworten: welche der beiden litterarischen stellen ist die ältere? und was lässt sich aus ihrer vorauszusetzenden folge schliessen? meine betrachtung geht allerdings von der durch Junk und Leitzmann begründeten wahrscheinlichkeit aus, dass hier dem Alexander der vortritt gebührt (vgl. insbesondere Leitzmann<sup>1</sup> s. 310), und ich habe ja dafür schon in den vorausgehenden abschnitten allerlei anhaltspunkte gefunden.

Als Rudolf im Alexander bei der thronbesteigung seines jungen helden anlangt, da schaltet er vorher, mit dem beginn seines II buches, seinen ersten 'litterarischen excurs' ein (3063 bis 3298), wobei er sich selbstverständlich des vorbildes bewusst ist das ihm (Gottfried von Strafsburg gegeben hatte: an einer ähnlichen stelle seiner erzählung, da nämlich wo er im begriff ist von Tristans schwertleite zu berichten. indem Rudolf seinen meister hier nachahmte, wollte er ihm zugleich huldigen und seine charakteristik der zeitgenössischen dichtung weiterführen — um ein menschenalter dürfen wir wol sagen: wenn Rudolf, wie ich gezeigt zu haben hoffe, 1234 oder 1235 schrieb, Gottfried aber diese partie mit der totenklage um Reimar 1203 oder allenfalls 1207 gedichtet hat. wie ein antiker dichter die musen, so ruft er 'aller seiner meister kür' an: ihren beistand und ihre kritik.

Im Wv(). hingegen hält er, bedrückt von der neuen aufgabe

eines liebesromans, der frau Aventiure in langer liste die dichter entgegen, die so etwas besser gemacht haben würden als er, und gibt sich schliesslich zufrieden mit dem vorbehalt zweier kritiker.

Ich mache hier gleich auf eine äusserlichkeit aufmerksam, die mir nicht gleichgiltig scheint. Gottfried hat, ohne den fluss seiner rede irgendwie zu hemmen, für den ganzen excurs 232 verse gebraucht (4587—4818); wenn nun Rudolf bei einem viel gröfsern repertoire im Alexander 236 verse (3063—3298) daran wendet und im Wilhelm bei verschobenem zweck des programms den umfang noch unter 200 verse einschränkt (2143—2334), so tritt hier eine bewuste und für den dichter charakteristische ökonomie zu tage, die sich alsbald weiter betätigt.

Rudolf hat die zahl der litterarischen namen im Wilhelm absichtlich nicht vermehrt, sondern auf der gleichen höhe erhalten, was unmöglich zufall sein kann<sup>1</sup>: sie beträgt im Al., wo nur dichter aufgeführt werden, mit einschluss des autors selbst, der hier den schluss bildet, 18, und genau dieselbe zahl wird im Wilh. erreicht, trotz allen eingetretenen verschiebungen: für 4 gestrichene autoren (HvdTürlin, KvHeimesfurt, Wetzlar [vBernau], RvEms) werden 2 neue dichter (GvHohenlohe, KvFufsesbrunnen) eingeführt und dazu 2 vertreter der kritik (Hesse und Vasolt). auch hier ist an bewuster ökonomie nicht zu zweifeln.

Wohlerwogener ersatz ligt zunächst vor wenn für Heinrich vdtürlin, dessen 'Krone aller abenteuer' im Al. 3219—28 ein starkes lob erhalten hatte, im Wilh. 2234—42 Gottfried vHohenlohe mit einer Artusdichtung eingestellt wird, die anscheinend ein ähnlich umfassendes programm (aber doch kaum den gleichen versumfang) gehabt hat. hier dürfen wir vermuten, dass das werk des hohenlohischen dienstmanns inzwischen fertig geworden war (etwa 1234/35) und in Rudolfs kreis nicht übergangen werden konnte; die 'Krone' musste ausscheiden, denn es sollte gespart werden — und das war hier möglich, wo zwei werke von ähnlichem stoffkreis zur wahl standen.

Als ersatz ist auch unzweifelhaft der eintritt KvFufsesbrunnens an stelle des ausgeschiedenen KvHeimesfurt anzusehen — wir würden von unserm standpunct aus sagen: hier hat der kritiker Rudolf eine gute entscheidung getroffen, indem er von

<sup>1</sup> vgl. hierzu die tabellen bei Herchenbach s. 153 und Leitzmann<sup>1</sup> 313f, sowie unten abschnitt 6.

zwei dichtern, deren stilverwantschaft und litterarische nähe den modernen philologen zeitweise schwierigkeiten bereitet hat, dem zweifellos wertvollern den vorzug gab, obwol der dem öttingischen Heimesfurt entstammende verfasser von 'Urstende' und 'Marien Himmelfahrt' (s.o. s. 232f) ihm persönlich gewis näher lag, als der Österreicher der die 'Kindheit Jesu' gedichtet hat. die schwierigkeit dass er sich hier anders als im falle Hohenlohe: gegen den 'landsmann' entschied<sup>1</sup>, wird durch die einsicht behoben, dass eben KvHeimesfurt, der *von gote wol getihtet hât* (Al. 3190), d.h. der 'der verfasser trefflicher geistlicher werke ist', der frau Aventüre unmöglich als befähigt für die abfassung eines liebesromans empfohlen werden konnte. derselbe grund war auch für die fortlassung des freundes Wetzels entscheidend, wenn dessen einziges an die litterarische öffentlichkeit gelangtes werk die Margaretenlegende gewesen ist. bei KvFufsesbrunnen ligt die sache doch nicht ganz so: einmal ist die Kindheit Jesu an sich in ganz anderer weise als etwa die nur eben vom höfischen stil beeinflussten gedichte des KvHeimesfurt ein werk des höfischen litteraturkreises, und dann haben wir bei diesem dichter die möglichkeit, dass er auch — vorher — weltliche stoffe behandelt hat.

Dass Rudolf sich selbst aus der litterarischen revue des Wilhelm fortliets, war bei deren ganzer anlage selbstverständlich. er hat es aber am schlusse des umfangreichen werkes, als er aufatmend sagen konnte, er habe es *'bräht unz an daz ort'*, nachgeholt, und wenn er hier (15 631—41) nur den Gerhard und den Barlaam nennt, so ist das verschweigen des Alexander, den er mit dem einsatz seiner vollen kraft und mit hochgespanntem ziel begonnen hatte, ein sicherer beweis, dass er diesen nicht 'unz an daz ort' gebracht und noch weniger publiciert hatte.

Schwieriger ligt die sache mit der verschweigung des Eustachius, den Rudolf Al. 3287ff hinter dem Gerhard und Barlaam als ein doch gewis fertiges werk aufgeführt hatte. ich sehe da nur zwei möglichkeiten: entweder war dies vielleicht kürzere gedicht nur einem engern kreise zugänglich geworden und speciell dem förderer des 'Wilhelm von Orlens', scheuk

<sup>1</sup> der freilich wol schon von vornherein zu den toten gehörte.

Konrad von Winterstetten aus irgend welchen gründen unbekannt geblieben — oder die fortlassung geschah (wenn der freund noch lebte) aus einer bescheidenen rücksicht auf Wetzels, dem R. sagen konnte: ich habe diesmal von meinem Eustachius hier so wenig aufhebens gemacht wie von deiner Margarete — märtyrerlegenden brauchen in einem liebesroman nicht genannt zu werden<sup>1</sup>.

Eine frage die sich spätestens Junk hätte aufdrängen müssen, sobald er der priorität der zwei ersten bücher des Alexander vor dem Wilhelm sicher war, die man aber merkwürdigerweise weder vorher noch nachher discutiert hat, ist die nach dem nebeneinander der beiden dichterlisten. dies hätte eigentlich von vorn herein darauf führen sollen, dass da complicierte verhältnisse vorliegen, die mit der einfachen entscheidung Wilh. → Al. oder Al. → Wilh. nicht aufgeklärt sind.

Als Rudolf die revue Al. schrieb, hatte er die nachahmung und zugleich den lobpreis Gottfrieds im auge: er versuchte sich hier in litterarischer charakteristik, besonders seines meisters, und wie weit er auch im abstand blieb, er hat den wert dieses von ihm liebevoll ausgearbeiteten abschnitts gewis nicht unterschätzt. die revue Wilh. ist, wie wir jetzt wissen, gar nicht viel später geschrieben: wenn Rudolf mit Al. buch II (an dessen eingang sie steht) abbrach und sofort zur arbeit am WvO. übergieng, dessen buch II die neue revue bringt, so braucht da nur eben ein zwischenraum von 1—2 jahren angenommen zu werden<sup>2</sup>. die revue Wilh. ist ganz anders geartet: zwar beschränkung auf die gleiche autorenzahl unter einigem austausch (den ich oben zu verstehn suchte), dazu einschaltung einiger neuen buchtitel bei Hartmann, Wolfram, Wirnt, (Leinau), Absolon, Stricker, Türheim, aber verkümmern der charakteristik bis zu bloßen noten — nur allein der freund Ulrich wird mit deutlich zunehmender wärme bedacht.

Man hat den eindruck: als Rudolf die revue Wilh. schrieb, hatte er mindestens vorübergehend den Alexander ganz aufgegeben,

<sup>1</sup> die möglichkeit dass Wetzels inzwischen verstorben war und Rudolf seinem kleinen gedicht mit einmaliger nennung genug ehre angetan zu haben glaubte, soll freilich nicht ausgeschaltet werden.

<sup>2</sup> schon allein daraus ergibt sich, wie verkehrt das bemühen war festzustellen, welche dichter (in der einen oder andern liste) von Rudolf als inzwischen verstorben gekennzeichnet seien.



er versuchte nun, die dichterparade auf jeden fall in den Wilhelm hinüberzuretten. nur so ist die doublette zu erklären, für die der dichter zwar einen neuen rahmen, das gespräch mit frau Aventure schuf, aber sich doch immerhin selbst ausgeschrieben hat: in einer weise die bei ihm nie widerkehrt. was er mit der revue Al. angefangen haben würde, wenn er nach vollendung des historischen liebesromans zur publication seines großen 'geschichtsbuches' über Alexander gelangt wäre, ist schwer zu sagen, denn nach längerer fortarbeit am Alexander machte der neue auftrag zur Weltchronik den abschluss des werkes unmöglich, dem er seinen größten ernst und seine wärmste liebe zugewendet hatte.

6. DIE ANORDNUNG DER LISTEN. Ich verweise nochmals auf Herchenbach s. 153 und Leitzmann<sup>1</sup> 313f. ich selbst werde im nachfolgenden die namen der revue Al. mit 1—17 (18 Rudolf), die der revue Wilh. mit I—XVII (XVIII Vasolt, XIX Hesse) numerieren.

Wir dürfen von vorn herein kaum erwarten dass Rudolf irgend eine anordnung streng durchgeführt habe, und die verschiedenheiten in der abfolge zwischen Al. u. Wilh. bestätigen das. welche ordnung hätte er wol wählen sollen? die nach dem litterarischen hervortreten der einzelnen autoren? die nach dem todesjahr? die scheidung zwischen lebenden und toten? und wieweit war er nach seinem wissen um diese dinge überhaupt dazu im stande? ich bin freilich geneigt zu glauben, und ich hoff es auch weiter zu bestätigen, dass Rudolfs informationen sehr gute waren. aber man beachte doch dies: es gab dichter die der tod an der beendigung eines werkes gehindert hatte, wie Gottfried beim Tristan, Wolfram beim Willehalm, wo also das lebensende mit dem abschluss der litterarischen laufbahn zusammenfiel; es gab andere bei denen dies nicht zutraf: konnte R. ohne weiteres wissen, wie lange Wirnt die vollendung des Wigalois, Heinrich vdtürlin die ausgabe der Krone überlebt hatte? möglich war freilich auch dies, wenn solche personen mit bestimmten höfischen centren eng verknüpft waren, und das trifft, wie ich glaube, für so ziemlich alle zu die er anführt. denn Rudolf erwarb seine litteraturkenntnis und sein wissen um die litterarischen persönlichkeiten in der hauptsache eben auf dem wege dynastischer beziehungen, und eben diese besorgten

die verbreitung von dichtwerken sehr viel rascher als man sich im allgemeinen vorzustellen scheint — ja unter umständen kaum weniger rasch als das heute im zeitalter des gedruckten buches und des buchhandels der fall ist. die fürsten und ihre staatsmänner, die schreiber und die litteraten ihrer umgebung waren weit weniger an den ort gebunden, befanden sich zumeist mehr auf reisen als die menschen von heutzutage.

Diese allgemeinen bemerkungen vorauszuschicken schien mir nützlich, ja notwendig.

Rudolfs dichter kataloge beginnen beide mit der vierzahl der klassischen epiker, in der gleichen reihenfolge, die ein litterarhistoriker von heute nicht besser treffen könnte<sup>1</sup>: Veldeke—Hartmann—Wolfram—Gottfried (1—4 = I—IV). beide schliessen mit dem bruder in Apoll Ulrich vTürheim (17 = XVI); darüber hinaus ragen einmal Rudolf selbst (18), das andere mal die beiden kritiker Hesse und Vasolt (XVII. XVIII).

Dem Türheimer voraus geht beidemale eine vierergruppe, die lebende und dem Rudolf persönlich bekannte dichter umschliest: 13 Kemnat, 14 Leinau, 15 Stricker, 16 Wetzels<sup>2</sup> — XII Leinau, XIII Stricker<sup>3</sup>, XIV Hohenlohe, XV Kemnat.

Für die mitte bleiben im Al. acht, im WvO. sieben nummern, die ich wider in zwei gruppen teile:

a) 5 Heimesfurt, 6 Wirnt, 7 Zatzikhoven, 8 Blicker — V Blicker, VI Zatzikhoven, VII Wirnt. es handelt sich um dichter zweiten ranges, die sämtlich noch als zeitgenossen der grossen vorbilder anzusehen sind; Rudolf wuste selbstverständlich dass Blickers Umbehanc älter als Gottfrieds Tristan war; er hat hier die rangordnung über die zeitfolge gestellt.

b) die vierzahl die übrig bleibt umfasst 9 HvdTürlin, 10 Freidank, 11 Fleck, 12 Absolon — VIII Freidank, IX Absolon, X Fufsesbrunnen, XI Fleck. davon gehören freund Absolon und Freidank zu den persönlichen bekannten des dichters, bilden also den übergang zu der schlussgruppe (wobei Absolon im Al. noch den anschluss an sie bewahrt hat), während wir die zwei beiderseits verbleibenden zu der gruppe a) zählen

<sup>1</sup> Gottfried hat eine ganz freie reihenfolge: Hartmann, (Wolfram), Blicker, Veldeke. <sup>2</sup> ich sperre die namen die nur in einer liste erscheinen. <sup>3</sup> hierzu vgl. s. 240 oben.

würden. dass Türlin durch Hohenlohe ersetzt wurde, Fufsesbrunnen für Heimesfurt eintrat, kam schon oben zur sprache.

Soweit ist alles in einer wohlverständlichen ordnung — bis auf Konrad Fleck. der nimmt in beiden listen den elften platz ein, steht aber im Al. zwischen Freidank und Absolon, die zu dem engen kreise Rudolfs gehören, im WvO. zwischen Fufsesbrunnen und Leinau, wohin er beidemale weder chronologisch noch sachlich recht passen will: wir würden ihn vielmehr zu a) stellen — denn wenn es zutrifft dass der Cliges, den Thomasin kannte, unvollendet blieb, also das spätere werk Konrads war, dann fällt dessen ganze production (da der Floire ja vor Gottfrieds Tristan nicht zu denken ist) in die jahre 1210—1215. —

Unzweifelhaft war die umfangreiche schöne litteratur die Rudolf von Ems mit kenntnis und urteil umspannte, in seiner vorstellung auch bereits geschichtlich wohl geordnet. ich habe sogar den eindruck, dass er auch über die entstehungsfolge der werke der einzelnen dichter recht gut bescheid weifs, und wo sich gelegenheit bietet, dies wissen offenbart. kann man bei Parzival + Willehalm (WvO. 2181 ff) noch an eine wertordnung denken, so trifft das für Erec + Iwein (ebda 2177 ff) nicht zu — und so dürfte auch bei KFleck die folge Floire + Cliges vorsichtig als bestätigung der annahme aufgefasst werden, dass der Cliges das spätere werk und unvollendet geblieben war. ich muss darauf noch etwas näher eingehn — freilich auf einem unwege.

Die beiden listen unterscheiden sich, wie ich schon hervor gehoben habe, auch dadurch dass im Wilh. sehr viel mehr büchertitel genannt werden: Hartmann, Wolfram, Wirnt, Absolon. der Stricker und der Türheimer erhalten erst jetzt derartige zusätze, ohne dass das zum princip erhoben wird: Veldeke und Kemnaten gehn auch im Wilh. leer aus, und Fufsesbrunnen wird ohne nennung eines werkes neu eingeführt. eine bemerkenswerte ausnahme macht aber Konrad Fleck: im Al. wurde er mit Floire und Cliges vorgeführt, im WvO. verbleibt ihm nur der Floire — und dafür steht nun ein Cliges bei UvTürheim mit starker und widerholter betonung. aus diesem sachverhalt allein hätte man längst die priorität der revue Al. vor der revue WvO. folgern müssen! denn wenn Rudolf das hohe lob dieser dichtung seines freundes im WvO. vorher gesungen hätte, dann wäre ihr völliges ver-

schweigen im Al. und umgekehrt die einstellung eines Cliges unter KFleck nur allenfalls als ein act der feindseligkeit gegen den frühern freund auszudeuten. ein bruch des verhältnisses hätte aber im Al. naturgemäß zur gänzlichen auslassung Ulrichs führen müssen; statt dessen treffen wir auch Al. 3262 ff eine warm empfundene charakteristik des befreundeten dichters, die dann freilich im WvO. 2257 ff zum lobe der 'meisterschaft' gesteigert wird und ebenda 4390 ff in die wärmste empfehlung seines Cliges ausklingt.

Nicht ganz so sicher bin ich indem ich hier auf das verhältnis der beiden Cliges-dichtungen zurückkomme und eben auch in der gewis auffälligen streichung des Cliges von KFleck und der gleichzeitigen einfügung des Cliges von UvTürheim im WvO. eine bestätigung der hypothese erblicke, dass der letztere auch nur (wie vorher sein Tristan und nachher sein Willehalm) eine fortsetzung gewesen sei. gewis, man kann sagen: es mochte Rudolf widerstreben, nachdem der (selbständige) Cliges seines freundes erschienen war, beim dichter des Floire eine bearbeitung des gleichen stoffes stehn zu lassen; schliesslich war ja KFleck auch so genug ehre angetan. ich ziehe indessen die andere möglichkeit vor: das erscheinen des vervollständigten werkes, in dem Rudolf eine glanzleistung Ulrichs erblickte, überhob ihn einer umständlichen auseinandersetzung darüber dass KFleck davon einen torso hinterlassen hatte. anders ist R. ja freilich beim Tristan verfahren, wo er weder von dem fehlenden schluss noch von Ulrichs fortsetzung spricht. aber hier lag die sache doch auch ganz anders: bei Cliges hatte Fleck, wie wir aus Rudolfs angabe WvO. 2260 ff ersen und uns das erhaltene fragment Ulrichs bestätigt, seinem fortsetzer die hauptarbeit überlassen — und eben das bezeugt uns das verhalten Rudolfs von Ems.

#### INHALTSÜBERSICHT.

1. Der name und die familie s. 209 — 2. Rudolfs litterarische gönner und anreger s. 216 — 3. Freunde und bekannte in der litterarischen welt s. 226 — 4. Litterarischer verlust? s. 240 — 5. Zur relativen chronologie s. 242 — 6. Die anordnung der listen s. 248.

Göttingen.

Edward Schröder.



KLEINIGKEITEN ZU MINNESANGS FRÜHLING.  
116, 16 (Hartwig von Rute). Indem die herausgeber den schlecht überlieferten vers auf das streckbett legen und zur erzielung der fünf hebungen den leser zwingen zu scandieren *inde dár zuo mánic úngemách*, verfahren sie im grunde gewalttätiger, als wenn sie sich zu einer ergänzung, d.h. einschaltung, entschlossen hätten — und dabei haben sie doch den auftact, den die entsprechenden verse 2 und 9 bieten, nicht erreicht. list man die verse 15. 16 hintereinander, so ist dies *inde dár zuo* schlechterdings unerträglich. man kann nur rhythmisieren *ind dar zúo* oder *und dár zuo* — und beides geht hier nicht. also möge man schreiben

*und dar zuo manic <leit und> ungemach.*

die entstellung in \*BC mag durch hsl. *vñ vngemach* verursacht sein: mit haplographie entstand *leit vngemach*, und nun wurde das synonyme *leit* als überflüssige glosse oder variante mechanisch ausgestoßen.

119, 13 ff. In diesem reichlich späten spruche, von dem eine neugestaltung von MFr. nicht nur den Bigger von Steinach, sondern das ganze corpus der frühen lyrik wird befreien müssen, ist, wenn ich ihn recht versteh, von einem glasgefäls die rede, das zwar stofflich 'hart' sei, aber trotzdem leicht den platz (die *stat*) wechsele: *war ez ze mâte herte* ('hätte es die richtige art von härtigkeit'), *ez stüende raster* (16); es hat eben nur harte: ohne standfestigkeit. dann aber darf das *stete* der hs. (1), die ja *e* gleichmäfsig für *e* und *a* braucht, nicht in *state* ungeschrieben werden, sondern es muss heissen:

*Ich merke ein wunder an dem glase, das niht von herte mac  
gewern an sîner stete einen ganzen tac.*

E. S.

## DER GOTENNAME UND DIE GERMANISCHE LAUTVERSCHIEBUNG.

Bei H. Jacobsohn Zs. 66 list man in einem gedankenreichen und in vielen hinsichten fördernden aufsatz mit dem titel 'Altgermanisches' s. 227 folgendes: 'aber bislang ist noch kein einziges beispiel mit sicherheit nachgewiesen, das als lehnwort aus dem germanischen oder ins germanische vor die lautverschiebung in seinem lautbestand zurückwies. die ganze frage betr. die finnisch-lappischen wörter, deren consonantismus man auf unverschobene verschlusslaute zurückführt, kann hier nicht aufgerollt werden. aber selbst unter den in ältester zeit aus dem keltischen entlehnten germ. wörtern ist kein einziges das zwingend auf die zeit vor der lautverschiebung wies'. auch ich will hier nicht die frage nach den ältesten germanisch-finnischen lehnwörtern aufnehmen, und zwar weil diese frage schon im grofsen und ganzen erledigt ist, denn dass eine ganz andere erklärung als die von mir zuletzt in dem aufsatz 'Die fortschritte der germanisch-finnischen lehnwortforschung seit Vilh. Thomsen' (Germ.-rom. monatschr. 1928, s. 369 ff) entwickelte gegeben werden könnte, ist nach den materialien und anderen umständen zu urteilen ausgeschlossen. auch die gleichung kelt. *Volcae* = urgerm. \**Walχōs* zeugt sicher von entlehnung vor der lautverschiebung. nach Jacobsohn wäre germ. *χ* hier mit lauts substitution für urkelt. *kh* (= idg. *k*) eingetreten. aber kelt. *Volcae* > urg. \**Walχōs* ist schon wegen seines vocalismus eine uralte entlehnung, wie schon in meinen 'Fragen aus dem gebiete der germ.-finn. berührungen' s. 40 f (vgl. auch Acta phil. scand. 1926, s. 277) dargelegt worden ist: die lautentwicklung *o* > *a* ist ja nicht speciell germanisch: sie erscheint auch im altind., avest., alban. und lit., ausserdem altbulgarisch in *om*, *on* (> *q*). und wenn lat. *mare* für zu erwartendes \**more* (= kelt. *mori*) ein lehnwort aus urgerm. *mari* ist (RMuch Stammesk. <sup>3</sup> s. 40) spricht auch dies für ein sehr hohes alter des germ. lautübergangs *o* > *a*. germ. \**Walχōs* hat diesen lautübergang mitgemacht, mit aller wahrscheinlichkeit daher auch die lautverschiebung *k* > *χ*, die etwas specifisch germanisches ist. dass Kelten und Germanen sich schon vor der lautverschiebung berührten, zeigt auch das keltische lehnwort germ. \**rīkia*:- im germ. erscheint das wort hauptsächlich als *ja*-stamm, vgl. finn. *rikas* < urg. \**rīkiaz* = lat. *rēgius*, aind. *rājyās*. man kann doch nicht mit Jacobsohn annehmen, dass das germ. *k* in *rīkia*- aus dem ganz vereinzelt got. nom. *reiks* 'fürst' herrühren sollte (*g* vor *s* > *k*): der nur sparsam belegte got. nom. *reiks* = lat. *rex* war wol ein sehr seltenes wort (vgl. finn. *kuningas* u. *ruhtinas* < urg. \**druhtinaz*).

Aus bekannten archäologischen gründen (vgl. germ. *rīkia*- und die keltische oberherrschaft auf dem continent) weist dies

auf eine verhältnismäßig späte durchführung der germ. lautverschiebung: auf eine zeit die nicht vor 500 v. Chr. liegen dürfte.

Darauf deutet auch der Gotenname in dessen ältesten auf uns gekommenen belegen. dieser name ist in der form *Gūdas*, plur. *Gudaĩ* noch heute bei den Litauern üblich, indem er bei den ehemals preussischen Litauern die ehemals polnischen Litauer, bei den litauischen Žemaiten aber die südlicheren Weißrussen bezeichnet. vgl. schon Buga in der Streitbergfestgabe s. 31: 'früher haben die Aisten (d.h. die Balten) nicht nur die Goten *gudai* genannt, sondern auch die unter gotischer herrschaft stehenden Slaven'. der consonantismus von lit. *Gūdas* scheint — bemerkt nun mit vollem recht Jacobsohn s. 226 — kaum eine andere erklärung zuzulassen, als dass der name der Goten noch vor der lautverschiebung, zum mindesten vor der mediaverschiebung in der form *\*gudas* oder *ghudas* (bzw. *\*gudos*, *\*ghudos*) den Balten bekannt geworden sei; für die relative chronologie der völkerränge an der Weichsel wäre das von fundamentaler bedeutung. denn es wäre daraus zu folgern, dass schon vor der lautverschiebung zum mindesten Goten und Slaven an der unteren Weichsel wohnhaft gewesen wären, die Slaven den Gotennamen damals aufgenommen und in seiner unverschobenen form an die Litauer weitergegeben hätten. Jacobsohn kann aber seine merkwürdigen vorurteile in dieser frage unmöglich überwinden, obwohl sie unter den heutigen germanisten so gut wie überall schon überwunden sind (denn ich wenigstens kenne keinen ausnahmefall). er macht einen verzweifelten versuch, eine erklärung für *d* von lit. *Gūdas* zu finden, die der lautverschiebung entraten könnte, und meint dass diese erklärung auch anderen forschern willkommen sein müsste. das *d* liefse sich hier begreifen, wenn man annähme, dass der name der Goten zu den Litauern über die Finnen gekommen wäre. sachlich betrachtet wäre diese annahme nicht ganz unmöglich, denn die Finnen haben in ihren südlichsten (livischen) wohnsitzen in alter (schon vorchristlicher zeit) auf sprachlichem wege erwiesene verbindungen mit den Balten gehabt, wie wir aus dem bekannten Thomsenschen werke wissen. die schwierigkeit ist hier lautlicher art. die Finnen hätten Jacobsohn zufolge den gotischen volksnamen sg. *gutaz* pl. *gutos* durch ein finnisches paradigma sg. *\*gudas*, plur. *\*gutaat* aus *\*gutaz-at* widergegeben und diese finnische namenform wäre zu den Litauern gewandert und hätte hier das genannte lit. *Gūdas*: plur. *Gudaĩ* ergeben. die reconstruction der finnischen namenform leidet aber an einem verhängnisvollen fehler: es musste doch — das sieht doch freund Jacobsohn selber ein bei etwas näherer erwägung — finnisch *\*kudas*, plur. *\*kutaat* gelautet haben, denn germ. *d* erscheint als *t* im finnischen nicht nur im inlaut (in offener silbe), sondern auch und vor allem im anlaut, da wir ja wissen dass die Finnen ihren haupt-

ton immer auf die erste wortsilbe verlegen. im estnischen und livischen, ja überhaupt in allen ostseefinnischen sprachen ist ein germanisches *b, g, d* in dieser stellung immer durch ein *p, k, t* ersetzt, das lehrt uns schon ein erster blick auf das in Wilh. Thomsens Einfluss gegebene wortverzeichnis: vgl. z.b. fi. *kaira*: an. *geirr*, fi. *kaisla* (estn. *kaizel*): an. *geisl*, fi. *kartano* (liv. *kārand, kōrand, karn*): got. *garda*, fi. *kernas*: got. *-gairns*, fi. *kihla* (estn. *kīhl*, liv. *kīl*): an. *gisl*, fi. *kulta* (liv. *kūlda, kūld*): got. *gulþ*, und die sammlungen bei Setälä Bibliographisches verzeichnis der in der lit. behand. älteren germ. bestandteile in den ostseefinn. sprachen zeigen uns dasselbe bild. und in einem ins litauische oder lettische gedruckenen livischen \**kudas*: plur. \**kutaz-at* musste sich das anlautende finnische *k* erhalten, das lehren uns die sammlungen in Thomsen Beröringer s. 255 ff: lett. *kaija* 'möve' < liv. *kajāgos*, lett. *kama, kamba* < liv. *kāma*, lett. *kangars* 'bergrücken' < liv. *kāngar'* usw. usw.

Die erklärung des litauischen *Gudaĩ* durch das finnische ist also entschieden verfehlt, und es bleibt nur übrig, den *d*-laut des namens als ein unverschobenes vorgerm. *d* zu fassen. dieser standpunkt ist sachlich wie sprachlich der nächstliegende und so viel ich weiß hat er bei allen neueren forschern anschluss gewonnen, zuletzt, und zwar in sehr überzeugender aber zugleich vorsichtig abwägender darlegung bei Ernst Schwarz in seiner wichtigen untersuchung 'Die frage der slawischen landnahmezeit in Ostgermanien' (Mitt. d. österr. inst. f. gesch. 43 [1929], s. 237 ff). s. 239: 'für die alten, schon vor der ersten lautverschiebung einsetzenden sprachlichen beziehungen der baltischen Germanen zu den Preussen zeugt auch der ptolemäische flussname *Chersinos*, in dem RMuch Deutsche stammeskunde<sup>3</sup> s. 30 wol mit recht ein verschobenes litauisches \**Kirsnas* 'der schwarze fluss' sieht. die annahme von sprachlichen beziehungen zwischen Germanen und Slawen bzw. Balten schon vor der ersten lautverschiebung halt ich ebenso wie bei den finnisch-germanischen berührungen für glaubhaft, da lehnwörter wie altslaw. \**cerda* 'herde', *kury* 'hure' darauf weisen. den gleichen standpunkt nimmt trotz vorgebrachter einwände Vasmer bei Volz s. 122 ein'.

Damit rückt aber die erste lautverschiebung in eine späte vorchristliche zeit, denn die verhältnismäßig nahen sprachlichen berührungen zwischen gotisch und nordisch (bes. gotländisch) sind möglich nur unter annahme einer relativ späten gotischen auswanderung aus Skandinavien bzw. Gotland. und eine späte, in die letzte hälfte des ersten vorchristlichen jahrhunderts zu verlegende lautverschiebung ist auch die sprachliche bedingung meiner theorie von finnischen entlehnungen aus dem germanischen vor der durchgeführten lautverschiebung. mein letzter opponent in dieser frage, der seinen gegnerischen standpunkt zu begründen versucht — von opponenten die keine argumente vorbringen



spricht man nicht — ist Jacobsohn. noch Zs. 66, 229 meint er wegen des bekannten lehnworttypus finn. *nauta* 'rindvieh': gen. *naudan* (= altnord. *naut*) gegenüber dem normaltypus finn. *nauttia* 'genießsen' (mit *-tt-*) = altnord. *neyta* < germ. \**nautjan*, dass der finn. typus *nauta* (mit *-t-*) gewis der ältesten entlehnungsschicht angehöre, will darin aber nicht (wie ich) den beweis sehen, dass zu der zeit der entlehnung auf germanischer seite noch druckschwache *tenues* vorlagen, die die letzte stufe der germ. mediaverschiebung, die druckstarke *tenuis*, noch nicht erreicht hatten. nach wie vor setzt er diese doppelte art der aufnahme germ. *tenues* in parallele mit der gleichen doppelheit bei litauischen lehnwörtern. 'der grund des wechsels in der aufnahme der lit. u. germ. *tenues* wäre auf finn. seite in einer verschiebung der aussprache der *tenuis*reihen zu suchen' (H. Jacobsohn). für die annahme dieser finnischen verschiebung der *tenuis*aussprache hat man aber nicht den leisesten grund vorbringen können: es handelt sich um eine ganz willkürliche hypothese. diese ist erstens unnötig; es ist mit aller wahrscheinlichkeit zunächst die alte litauische silbenbetonung und die davon abhängige *tenuis*-quantität, die den in den finnischen entlehnungen sich abspiegelnden quantitätswechsel der litauischen *tenues* geregelt hat, d. h. der widerspruch in der finnischen widergabe der litauischen *tenues* hat seinen wahren grund in der litauischen originalsprache, wie der widerspruch in der finnischen widergabe der ältesten germanischen *tenues* seinen grund in der germanischen originalsprache hat. und sie ist zweitens von finnischem gesichtspunct aus ganz unwahrscheinlich: die finnische vertretung der germanischen *tenues* ist im mittelalter und in der neuzeit wegen einer späteren, durch phonetische messungen tatsächlich erwiesenen ausgleichung der finnisch-schwedischen articulationsverschiedenheiten<sup>1</sup> wider dieselbe wie bei den litauischen lehnwörtern mit inl. *k, p, t* = lit. *k, p, t* und bei den ältesten germanischen lehnwörtern des typus *nauta* (vgl. die ganz jungen schwedischen lehnwörter fl. *katu* = schwed. dial. *gatu* 'gasse' und fl. *rati* = schwed. dial. *fät* 'schüssel'). man kann doch nicht annehmen dass die im grofsen und ganzen so conservative finnische sprache ihre *tenuis*-aussprache in etwa 1500 jahren zwei verschiedene male so grundwesentlich verändert hätte, wie man früher vermutet hat. Jacobsohns anhaltende skepsis erklär ich mir nur so, dass er von den schwedisch-finnischen lautverhältnissen als ausländer keine hier genügende persönliche kenntnis bekommen hat.

<sup>1</sup> hierüber des näheren in meinem aufsatz 'Zur kenntnis der ältesten germanischen lehnwörter des ostseefinnischen' (Acta philologica scand. 1926, s. 253 ff) und in einer soeben erschienenen schrift 'De första Germanerna', Finskt Museum 1930, s. 49.

## FRÜHMITTELHOCHDEUTSCHE BRUCHSTÜCKE AUS KLAGENFURT.

### 1. GEREIMTE PARAPHRASE DES PSALTERS. 2. JOHANNES BAPTISTA.

Die pap.-hs. XXIX e 27 der bischöflichen bibliothek in Klagenfurt hab ich im handschriftenverzeichnis der Kärntner bibliotheken I s. 25 beschrieben und auch auf die perg.-streifen mit mhd. text in den falzen hingewiesen; damals musste ich die genauere bestimmung aufschieben.

Se. excellenz der hochwürdigste herr fürstbischof von Gurk dr Adam Hefter hat nun gestattet, die falzstreifen in der Nationalbibliothek loszulösen und als eigene perg.-hs. zusammenzustellen. für dieses hochsinnige entgegenkommen sei hier der geziemende dank ausgesprochen.

Die neu gewonnene perg.-hs. dürfte im Klagenfurter diözesanmuseum ausgestellt werden. schwarzweißaufnahmen besitzt die Nationalbibliothek.

Die falzstreifen nach bl. 6. 89. 54. 77 ergaben in dieser ordnung 4 mal je 7 zeilen aufeinanderfolgenden textes, noch nicht ein viertel eines doppelblattes, jetzt bl. 1 und 2; es war, wie ich unten zeigen werde, das zweite doppelblatt von innen, vermutlich im 8. quaternio. die streifen sind hier parallel zur schriftzeile abgeschnitten worden, leider sind aber auch teile des äusseren randes von bl. 1 und fast die ganze äussere hälfte von bl. 2 verloren. die streifen nach bl. 42 und 141 der pap.-hs. sind kümmerliche reste eines wahrscheinlich unmittelbar auf bl. 2 folgenden blattes. dieses 3. blatt ist senkrecht zur schriftzeile zerschnitten worden; der eine streifen ligt am äusseren rand des schriftspiegels, der andere um die breite eines verlorenen streifens nach innen zu. aus der beschaffenheit des pergamentes und einigen ergänzungen lässt sich zwar die aufeinanderfolge feststellen, die bestimmung des textes aber war begreiflicherweise sehr erschwert. — Ein 7. streifen gehört einer lat. hs. des 14 jhs, vermutlich einer grammatik an, die mit den altdutschen bruchstücken gar nichts zu tun hat.

Die abmessung der bruchstücke ergibt als beschriebenen raum  $160 \times 112$  mm. auf der ungespaltenen seite stehn 27 zeilen, die zeile ist durchschnittlich 6 mm hoch, zeilen und randstriche sind mit tinte ausgezogen. von bl. 3 ist einmal der 4 cm breite untere rand ganz erhalten; wir können daher die blattgrösse mit  $22 \times 15$  cm annehmen. ich erwähne gleich hier, dass auf der zeile durchschnittlich 39 buchstaben stehn; auf dieser grundlage ist die widerherstellung des textes auf bl. 1<sup>r</sup>—2<sup>r</sup> versucht worden. die verse sind nicht abgesetzt.

Die schrift ist eine gotische minuskel des frühen 13 jahrhunderts. als abkürzungen kommen vor 7 = et, eo<sub>4</sub> = eorum, ms = meus, psallā = psallam, im deutschen text nur un̄ = unde. in der

regel sind die verse durch puncte, einigemale auch durch ! getrennt. am anfang der lat. stellen stehn etwas größere rote anfangsbuchstaben, am anfang jedes deutschen reimpaars rot gestrichelte majuskeln, am anfang der 2. reimzeile ungestrichelte minuskeln.

Die mundart ist oberdeutsch und mangels ausreichender belege nicht genauer zu bestimmen<sup>1</sup>. als eigentümlichkeiten der rechtschreibung verzeichne ich e für æ in mere : schirmere 1<sup>r</sup> z. 4, ere : s[che]phere 2<sup>r</sup> z. 6, [re]ttre 3<sup>v</sup> z. 7, [en]phehes 1<sup>v</sup> z. 1, were 2<sup>v</sup> z. 7, [z. 1]; auslautendes e in mineme 2<sup>r</sup> z. 6, dineme 1<sup>v</sup> z. 6, deme 2<sup>r</sup> z. 2, 3<sup>r</sup> z. 5, gote 2<sup>r</sup> z. 6 und 2<sup>v</sup> z. 7, [ime] 2<sup>r</sup> z. 7, vgl. uze 1<sup>r</sup> z. 6; herro 1<sup>v</sup> z. 1. 5, neben herre 1<sup>r</sup> z. 4 f; geloibech 2<sup>v</sup> z. 7 neben ungeloubigen 2<sup>v</sup> z. 3 (Weinhold Mhd. gr. § 126 öi namentlich in alem. hss.); megen euperen 2<sup>v</sup> z. 2; bei (?) 3<sup>r</sup> z. 7; hocuart 1<sup>r</sup> z. 7; corne 1<sup>v</sup> z. 6; dreimaliges has 1<sup>v</sup> z. 5. 6. 7, dazu bis 1<sup>v</sup> z. 3.

Für die zeit der abfassung geben die freiheit des versbaus ( $\frac{1}{4}$  überlanger verse, kurzvers [I]ch sol dir singen) und die asso- nenzen lant : gewalt, singen : gesin[ne], vinsternisse : mueze, were : [erde], der rührende reim herze : barmherze anhaltspuncte : beide gedichte müssen noch dem 12 jh. angehören.

Ich bringe zunächst die bruchstücke möglichst getreu zum abdruck; meine ergänzungen stehn in [ ].

bl. 1<sup>r</sup>

. e . . Die uon abraham waren geborn. die er zu inge<sup>2</sup>  
finde hate erkorn. Disperge illof in uirtute tua. Ze[r-]  
fende fi in daz lant. al nach diner craft uñ na[ch di-]  
ner gewalt. Unde lege fi der nider immer mere[.] her  
5 re got min schirmere. Delictum orif eoꝝ. Diz ist ir  
worte missetat ! daz unreht uze ir munde gat. An  
ir hocuart werden fi beuangen. mit ungnaden be

bl. 1<sup>v</sup>

phehes du mich herro got. Adiutor m̄s tibi pfall[ā]<sup>2</sup>  
[I]ch fol dir fingen wande so ich dich helfe an gefin  
[ne. S]o getroftes du min herze. du bif selbe min  
Deus repulifti nos. barmherze  
5 7 destruxifti nos. Herro got dv has vns ge  
storet. unde uertriben. nach dineme corne haf du  
vns entliben. Conmouifti terram[.] Du haf bewe-

bl. 2<sup>r</sup>

mūt. Veruntamen deo lubi[ecta esto. Mine fele fol]  
gote wesen undertan[.] uon deme [ich mine gedult]  
han. Quia ipse deus meus. Wa[nde er ist selbe min]

<sup>1</sup> der schreiber der pap.-hs. XXIX e 27 nennt sich (1428. 1430) Georgius de Amberga = Amberg in der bayr. Oberpfalz.

<sup>2</sup> diese ganze zeile ist oben halb abgeschnitten.

got. un̄ min heilant mit f[.....]  
 5 das lant. In deo salutare m[eum. Min heil und mine]  
 ere • ftat an gote mineme f[chephære. Min hoffnung ift]  
 an [ime ..... ff...

bl. 2<sup>v</sup>

... r]e we[r]e geg[en .....]  
 ... ue]he megen enperen niht. Daz  
 ...] in des ungeloubigen uinfterniffe  
 ... d]az uinfterniffe. / gewahen joch mueze.  
 5 ...] gefant. johannes was er ge  
 [nant .....] urkunde were • also wit fo div  
 [erde .....] uernemen gote geloibeich wa  
 ... des lihtes

bl. 3<sup>r</sup>

	ul	
da]uid !	fan	
n h	u hi	
t ule	oder	
d]eme	nin	5
uil	fe •	
was	bei	
as ef	uro	
was	e ur	
hifz	eim	10
wor[den] • daz		
zacha]rias	e de	
s gan	be	
gond[e	ne	
dem [he]rze		15
e ene	f]e	
d]ie ft[a	iden	
lib. S	ward	
zoge f	e	
k]unig d[au]id •		20
ehet	daz	
gebor[en]	wart •	
ung	ede •	
zcen	de •	
un̄	en	25
gant[wurt]e		
nen	des.	

bl. 3<sup>v</sup>

Des	
des a	e]meif
daz	daz] k
not.	ich d
ung[e	r]de p
daz	e m
her	re]ttère [g
den [wif]	fage[t
dim	che if
mich	unreh[t
me •	de gi
huf[e	k]am • d
ein	ul a
Diz	e er
des	h uer
den	rede
ge	f dife
lig	orn e[z
hat	c]h fich
fai	r] heil[ig
beg	an be
du	fime
fin	[ge]bet
Er i[ft]	mai
erw	en • [U]
te[r]	in fa
nec[h	e • vn̄



1. DIE GEREIMTE PARAPHRASE DES PSALTERS<sup>1</sup>.

bl. 1r

Die von Abraham wâren geborn,  
die er zu ingesinde hâte erkorn

Disperge illos in virtute tua.  
Ze[r]sende si in daz lant  
al nâch diner craft und n[âch]  
di[n]er gewalt.

Unde lege si der nider immer mære,  
hërre got mîn schirmære.

Delictum oris eorum.  
Diz ist ir worte missetât,  
daz unreht ûze ir munde gât.  
An ir hôchvart werden si bevangen,  
mit ungnâden be[hangen].

bl. 1v

[en]phêhes du mich hërro got

[Adjut]or [meu]s tibi psalla[m].  
[I]ch sol dir singen,  
wande so ich dich helfe an ge-  
sin[ne],

[S]o getrôstes du mîn herze,  
du bis selbe mîn barmherze.  
Deus repulisti nos et destruxisti nos.  
Hërro got, du hâs uns gestôret  
unde vertriben,

nach dineme zorne hâs du uns  
entliben.

Conmovisti terram.  
Du hâs bewe[get] die erde].

bl. 2r

[unde fluohten in ir] muot.  
Veruntamen deo subi[ecta esto.]  
[Min sêle sol] gote wesen undertân,  
von deme [ich mîne gedult] hân.  
Quia ipse deus meus.

Wa[nde er ist selbe mîn] got und  
mîn heilant,

mit s[..... rûmen] daz lant.

In deo salutare m[eum]

[Min heil und mîn] êre  
stât an gote mîneme s[chephêre]

[Min gedinge stât] an [ime ...]

Vulgata, Psalm 58, 11, schluss:

Ne occidas eos, ne quando obli-  
viscantur populi mei (*anti-  
qua: legis tuæ*).

Ps. 58, 12.

et depone eos, protector  
meus, Domine.

Ps. 58, 13.

sermonem labiorum ipso-  
rum: et comprehendan-  
tur in superbia sua, et de  
exsecratione et mendacio  
annuntiabuntur (*antiqua: con-  
vellentur*).

Ps. 58, 17 schluss:

quia factus es susceptor meus,  
(*antiqua: Domine*), et refu-  
gium meum in die tribulationis  
meae.

Ps. 58, 18.

quia deus susceptor meus  
es, Deus meus,  
misericordia mea.

Ps. 59, 1—2, ausgelassen.

Ps. 59, 3.

iratus es (*ant. nobis*) et mi-  
sertus es nobis.

Ps. 59, 4.

Ps. 61, 5 schluss:

et corde suo maledicebant.  
Ps. 61, 6. ... anima mea.

quoniam ab ipso patientia mea  
Ps. 61, 7.

et salvator meus, susceptor  
meus, non emigrabo.

Ps. 61, 8.

deus auxilii mei, et spes mea  
in Deo est

<sup>1</sup> im deutschen text hab ich accente und satzzeichen angebracht und hochvart, bevangen, vertriben, uns, zorne geschrieben, im lat. text sind die übersetzten stellen gesperrt gedruckt; die benützte hs. scheint einen mischtext von Vulgata und Itala gehabt zu haben.

Auf bl. 1<sup>r</sup> setzt mit *Disperge illos in virtute tua Psalm 58, 12* ein. der lat. satz ist durch ein deutsches reimpaar widergegeben. die lat. fortsetzung *et depone eos protector meus* ist unterdrückt, wol aber entspricht ihr wider ein deutsches reimpaar. diese art der bearbeitung ist im allgemeinen eingehalten, doch steht dem lat. satze öfter nur ein deutscher vers gegenüber, und wiederholt sind lat. sätze ganz weggelassen, so z.b. auch die prosaische einleitung (überschrift) von Psalm 59<sup>1</sup>. die übertragung folgt dem original ohne hinzufügung einer erklärung oder auslegung. nur gleich am anfang (Ps. 58, 11) scheint in der übersetzung von *populi mei* größere freiheit vorzuliegen, aber es wird wol keiner der zahlreichen psalmencommentare<sup>2</sup> des mittelalters mitbenützt sein, weil ja der deutsche bearbeiter nach kürze strebte.

Zwischen bl. 1<sup>r</sup> und bl. 1<sup>v</sup> fehlt Ps. 58, 14—17, zwischen bl. 1<sup>v</sup> und 2<sup>r</sup> Ps. 59 mit 14, Ps. 60 mit 9 versen und von Ps. 61 noch r. 1—5. mit berücksichtigung der oben dargelegten art der bearbeitung sind zwischen bl. 1 und 2 höchst wahrscheinlich zwei blätter, also das innerste doppelblatt der lage gewesen.

Wir können demnach sagen, dass zwischen dem anfang von bl. 1<sup>r</sup> und dem schluss von 2<sup>r</sup> sicher eine gleichmüßig gearbeitete frühmhd. übertragung der psalmen 58—61 gestanden hat. höchst wahrscheinlich hat die dichtung mit psalm 61 geschlossen, denn der inhalt von bl. 2<sup>v</sup> ist mit dem psalter oder einem seiner commentare nicht mehr vereinbar. eben dieser umstand lässt auch darauf schließen, dass unsere bruchstücke der letzten lage des verlorenen bandes angehört haben. denn der noch angefügte Johannes Baptista hat gewis nicht viel raum erfordert. wie weit hat sich die psalmenverdeutschung nach vorn erstreckt? wir dürfen annehmen, dass psalm 1—57 auf etwa 56—58 bl. platz fanden, also auf etwas mehr als 7 quaternionen. unsere bruchstücke wären dann splitter des letzten (8.) quaternios. dass eine bearbeitung der psalmen mit dem 61. psalm abschloss, ist nichts unerhörtes. viele lat. commentatoren des mittelalters haben nur teile des psalters erläutert.

Die Klagenfurter gereimte paraphrase des Psalters hat ihre parallele in Willirams prosaischer paraphrase des Hohen liedes. es wäre denkbar, dass die erste anordnung des frühmhd. psalters ähnlich der zuerst von Williram getroffenen war: links hätte der text der vulgata, rechts der deutsche text stehn können. später könnte die niederschrift vereinfacht, der lat. text auf das notwendigste be-

<sup>1</sup> es ligt im stil der psalmen, in den zahlreichen widerholungen, anaphern, zweigliedrigen ausdrücken, dass weglassungen stets leicht erfolgen konnten.

<sup>2</sup> Migne IX 380 (*Hilarius, Tract. in LVIII psalmum*) wird in anderm zusammenhang Joh. VIII 33 citiert: *patrem habemus Abraham. ebensowenig ist Migne XXVI 1053 (Hier., Brev. in psalmos) von einfluss gewesen. die stelle filios Abrahæ se esse iactitant steht erst bei der erklärung von Disperge illos in virtute tua. es lag jedem geistlichen nahe, das volk Gottes als kinder Abrahams zu bezeichnen.*

schränkt worden sein, wie ja auch im sog. St. Trudperter Hohenliede das latein gegenüber Williram zurückgedrängt erscheint.

Der frühmhd. psalter tritt als neues denkmal des 12 jhs nicht unerwartet ans tageslicht. es wäre vielmehr zu verwundern, wenn er jener zeit gefehlt hätte. denn die religiös tief bewegten gemüter mussten in den psalmen, dieser innigen hingabe an Gott, bekannte saiten anklingen hören. und prosaische bearbeitungen bzw. teile von solchen sind uns ja in größerer anzahl überliefert.

## 2. JOHANNES BAPTISTA.

Auf bl. 2<sup>v</sup> ist erstens die stelle ... gesant, Johannes was er ge[nant], auffällig; weder in irgend einem psalm nach 61,8 noch in einem der vielen commentare findet sich dazu eine parallele. zweitens ist hier keine silbe latein zu finden. auch die wenigen silben die von bl. 3 gerettet sind, bieten nirgends sicher lateinisches. in dem wortausgang -a]rias bl. 3<sup>r</sup> z. 12 scheint der name Zacharias erhalten zu sein. dadurch werden wir auf das leben Johannes des Täufers gelenkt, und unter der voraussetzung, dass wir da einen neuen Johannes Baptista der frühmhd. zeit vor uns haben, schließen sich die wenigen halben sätze zu einem vorstellbaren inhalt zusammen.

Bl. 2<sup>v</sup> dürfte eine einleitung enthalten, in der von der heidnischen zeit die rede ist, ähnlich wie in den 'Drei jünglingen im feuerofen'. darauf deutet der ausdruck des ungeloubigen vinsternisse. als vorbote Christi, der den wahren glauben brachte, wurde Johannes d. T. von Gott gesant: gesant, Johannes was er ge[nant]. alle gläubigen vernahmen seine botschaft gern und erwarteten das kommende licht: urkunde ... vernemen ... [des lihtes].

Bl. 3<sup>r</sup> scheint z. 2 u. 20 berufungen auf David zu enthalten. z. 12 ist wahrscheinlich zu Zacharias (dem namen des vaters) zu ergänzen: hier wird die geburt und die jugend Johannes d. T. erzählt sein. eine bestätigung scheint die ergänzung von z. 22 gebor[en] wart zu bieten.

Bl. 3<sup>v</sup> z. 7 kann [re]ttere, z. 8 den [wis]sage[ten]<sup>1</sup> ergänzt werden. wider wäre eine weissagung des retters zu vermuten und gut am platze. z. 12 hus[e k]am könnte wie in Avas Joh. Bapt. v. 159—176 der besuch Marias im hause Elisabeths berichtet sein.

Avas Joh. Bapt. mit 446 vv. steht in der Görlitzer hs. auf nicht ganz 3 bl. der Baumgartenberger Joh. Bapt. wird auf 200—250 vv., der des priesters Adelbrecht auf etwa 300 vv. geschätzt. so wird auch der Klagenfurter Joh. Bapt. geringen umfang gehabt haben und auf dem unbeschriebenen teil der psalter-hs. nachgetragen worden sein.

<sup>1</sup> nach den ansatz von w oder v sicher.

## ZUR BEDEUTUNGSGESCHICHTE DES WORTES REIM.

In der bekannten abhandlung über 'Reim und vers'<sup>1</sup> hat WBraune 1916 gegen gedankenlose ausdeutungsgewohnheit wider die tatsache zur geltung gebracht, dass das wort *rīm* im mhd. in der bedeutung 'vers' auftritt, und hat dargetan, dass dies offenbar die grundbedeutung des aus Frankreich herübergekommenen wortes ist. so notwendig und heilsam diese feststellung ohne zweifel war mit rücksicht auf die neigung dem mhd. wort un-  
besehen unsere nhd. bedeutung zuzuschieben, so gieng der vor-  
stofs doch entschieden übers ziel hinaus. die behauptung, *rīm*  
wäre im mhd. nur der vers gewesen, und erst im 17 jh. wäre  
die bedeutung 'homoeoteuton' mit einer neuen flutwelle frz. ein-  
flusses zu uns gedrunken und durch Opitz eingeführt, ist ein  
etwas gewaltsamer versuch, die gegebenen sprachverhältnisse zu  
vereinfachen, und schafft durch seine einseitigkeit neue schwierig-  
keiten. da man das ergebnis Braunes meist als feste tatsache  
bucht<sup>2</sup>, ist es wol angebracht, einmal ausdrücklich die notwendige  
einschränkung vorzunehmen und darauf hinzuweisen, dass der  
tatbestand in wirklichkeit nicht ganz so einfach ligt. einige  
beispiele mögen also zeigen, dass die bedeutung 'reim' im deut-  
schen weit über Opitz zurückreicht; es scheint dass sie neben  
der bedeutung 'vers', die ich hier nicht aufs neue zu belegen  
brauche, bei uns von anfang an bestanden hat.

Um zur klarheit zu gelangen, ist es nötig, dass man in  
jedem einzelfall ohne vorgefasste meinung die bedeutung aus  
dem ganzen zusammenhang zu ermitteln sucht. an den anfang  
können wir die worte Gottfrieds über Bligger von Steinach  
stellen, Tristan 4708 ff:

*der selbe wortwîse,  
nemt war wie der hier under  
an dem umbehangе wunder  
mit spæher rede entwîrfet;  
wie er diu mezzер wirfet  
mit behendeclîchen rîmen.  
wie kan er rîme lîmen  
als ob si dâ gewachsen sîn.*

beim bild vom messerwerfen wûrkt offenbar, wie Bechstein mit  
recht betont, in der phantasie des dichters noch jene vorstellungs-  
reihe von allerlei fahrenden leuten nach, die vorher bei den  
schmähungen gegen Wolfram ans licht getreten ist; es muss sich  
um die waghalsige kunstfertigkeit der gaukler handeln, die ge-

<sup>1</sup> Sitzungsberichte der Heidelberger akademie der wissenschaften,  
phil.-hist. kl., 1916, 11. abh.

<sup>2</sup> z.b. bei AHeusler Deutsche vers-  
geschichte § 440 u. PHabermann 'Reim' im Reallexikon der dt. lite-  
raturgeschichte, hrsg. v. Merker u. Stammler, 3. bd (Berlin 1928/29).



legentlich auf alten miniaturen dargestellt wird. sicher wäre ein so ungewöhnliches bild nicht gewählt, wenn es den gedanken nicht besonders scharf und treffend zum ausdruck brächte. wirklich sinnvoll aber wird es nur, wenn wir die worte auf den reim beziehen. die reime sind die messer die der künstler in die luft wirft und mit erstaunlicher geschicklichkeit immer wieder richtig auffängt, auch wenn es den voll spannung harrenden unmöglich dünkt; das spiel vollzieht sich mit solcher sicherheit, dass die *behendeheit* den reimen oder messern selber innezuwohnen scheint. eine besondere meisterschaft ungewöhnlicher reime, wie etwa Konrad von Würzburg sie in der Goldenen schmiede verwirklicht, wird Bligger, dem *wortweisen*, also nachgerühmt. obgleich er aber zu so seltenen reimen greift, für welche dem hörer zunächst die antwort fehlt, löst er die spannung doch immer wider mit einem reimwort, das so natürlich und notwendig an seinem platz zu stehn scheint, als ob es da gewachsen wäre. beisspiellose kühnheit und selbstverständlichkeit verbinden sich, ich weifs nicht wie man auf andere weise zu einer angemessenen deutung dieser stelle kommen könnte. der einzige einwand wäre, dass Gottfried zwar an die reime dächte, aber doch vom ganzen, den versen und dem reimschmuck, spräche.

Für die klarstellung der bedeutungsgeschichte muss man auch die beiden eng zusammengehörigen formeln *rime sammen* und *rime brechen* noch einmal überprüfen<sup>1</sup>. die art wie Wolfram sie im Parzival 337, 25 verwendet, zeigt dass es sich um kunstausdrücke handelt, die dem hörer ohne verdeutlichenden zusatz verständlich waren. über die sache die sie bezeichnen, ist man sich seit den tagen JGrimms einig: zwei zusammengehörige reimzeilen auch durch den sinn zusammenhalten oder sie verschiedenen sätzen zuteilen, so bestimmt es Zarneke im Mhd. wörterbuch. unentbehrlich ist hierbei der begriff der zusammengehörigkeit, nur in bezug auf die reimbindung haben die worte *brechen* und *sammen* einen sinn. man verbindet wenn man *rime sammet*, nicht verse schlechthin; das mittel zum aneinanderketten einer gröfseren zahl von versen ist ja gerade die reimbrechung. so könnte man vielleicht auf den gedanken kommen, die bedeutung 'reimpaar' zu hülfe nehmen zu wollen; Braune fand sie seit spätmhd. zeit bezeugt. wir brauchen die frage nach dem ursprung dieser bedeutung hier zunächst noch gar nicht aufzurollen, denn sie reicht auch nicht zur erklärang aus. sie passt wol für das *rime brechen*, nicht aber für das *rime sammen*, bei welchem das reimpaar gerade vereinzelt wird: nur die glieder werden zusammengefasst. so kommt man, wenn man die formeln als treffende bildungen begreifen will, auf die bedeutung 'reim': was man auseinanderbricht oder auf syntaktischem und gedanklichem wege erst vollends

<sup>1</sup> das *rime brechen* im tadelnden sinne ist hier natürlich fernzuhalten.

zusammenkittet, ist die bindung die durch den schließenden gleichklang aufeinanderfolgender verse hergestellt wird. wenn im grunde auch hierbei noch eine doppelte bedeutung vorliegt einerseits das einzelne klangstück eines verses, so weit es dem entsprechenden stück eines anderen antwortet, und anderseits die klanggemeinschaft, die sich aus den zwei entsprechenden klangstücken aufbaut, so ist das unbedenklich, denn anders als beim nebeneinander von vers und reimpaar handelt es sich ja um ein und dieselbe klangfolge, die man entweder an der einen stelle als entsprechung zu der anderen oder als eine einheit an beiden zugleich feststellt; und noch im nhd. gebrauchen wir die beiden bedeutungen nebeneinander. sofern die sachliche erklärang der formeln richtig ist, und ich sehe keinen anlass sie zu bezweifeln, sind sie also nur aus der bedeutung 'reim' voll zu erklären. freilich will ich nicht verschweigen, dass sich aus der Parzivalstelle noch ein letzter einwand ergibt: das *rîme sprechen* im vorausgehenden vers deutet man am natürlichsten auf verse, und damit hätte man also in der nächsten zeile eine verschiebung der bedeutung festzustellen. da aber kein durchgehender gedanke vorliegt und Wolfram keinen selbstgeprägten ausdruck, sondern eine fertige formel aufnimmt, scheint mir das kein entscheidender gegengrund, so lange man für die wendung keine andere erklärang geben kann.

Ich glaube, wenn man die bedeutung 'reim' nicht von vorn herein ausschalten will, findet man auch in dem prolog Albrechts v. Halberstadt zur bearbeitung der metamorphosen einen beleg<sup>1</sup>. er bittet für etwaige mängel seiner dichtung um nachsicht, denn er sei weder ein Schwabe, Baier, Thüringer oder Franke, sondern ein Sachse:

*des lât in sin in danke,  
ob ir ründet an den rîmen  
die sich zeinander lîmen  
valsch oder unreht (42ff).*

unmöglich wäre die übersetzung 'in den versen' schließlicly nicht. aber dann wäre die zeile *die sich zeinander lîmen* leerer flickvers. sachlich aber kommt es hier doch nur auf die reime an. wegen einzelner sächsischer formen im versinnern, die ihm wider willen unterlaufen, hat Albrecht schwerlich tadel zu befürchten; solche formen pflegt der mittelalterliche schreiber, wenn er anstofs nimmt, nach eigenem sprachgebrauch zu ändern, und wo sie stehn bleiben, können sie als entstellende überlieferungsfehler gelten; die verantwortlichkeit des dichters ist nicht festzustellen. wohl aber muss er darauf gefasst sein, im reim, der durch eine änderung zerstört wird, weil die reimworte *sich zeinander lîmen*, mit formen die der hd. dichtersprache widersprechen, misfallen zu erwecken.

<sup>1</sup> kritischer text von E. Schröder, Nachrichten der gesellschaft der wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. kl., 1909, s. 64 ff.

die unterschiedliche behandlung der verschiedenen versstellen, die sich aus diesen tatsachen ergibt, kennen wir ja aus reimuntersuchungen, die auf das fehlen reimbarer worte achten; die verbannung zweifelhafter formen in das versinnere zeigt, dass der dichter im reim auf allgültige bindungen bedacht ist, dass er im übrigen jedoch dem leser freistellt, seine eigene form zu brauchen. so werden auch Albrechts besorgnisse den reimen gelten, und man wird seinen worten die bedeutung 'reim' zusprechen, sofern sie in dieser zeit überhaupt schon denkbar scheint. soll der zusatz *die sich zeinander lînen*, der sich allerdings durch das fehlen anderer reimworte aufdrängt, hier und anderwärts dem hörer trotz der mehrdeutigkeit des wortes die richtige auffassung nahelegen?

In genau derselben lage wie Albrecht ist Thomasin von Zircläre: auch er befürchtet, wegen unzureichender sprachsicherheit gelegentlich die reime zu verfehlen, *etlichen rim ze überheben, daz er nien werde reht gegeben* (Wälscher gast 55 ff). der vers wird nicht zerstört, wenn man eine falsche form durch die richtige ersetzt, zumal bei der freiheit Thomasins, sondern nur der reim. so bleib ich trotz Bech (Germania 7, 79 ff) bei der auffassung Rückerts.

Einen vollkommen klaren beleg für die bedeutung reim bringen die Mariengröße, die Pfeiffer Zs. 8, 276 ff herausgegeben hat. der dichter bittet die hl. jungfrau um entschuldigung, dass er sie nicht öfter in seinem gedicht mit namen anruft, v. 257 ff:

*wis gegriezet unde erkenne:  
daz ich, vrouwe, selten nenne  
dinen namen in dem getihte,  
daz kumt von der rîme nihte.*

'vom nichtvorhandensein brauchbarer reime' muss das heißen<sup>1</sup>, die bedeutung vers kommt nicht in frage. wenn man die dichtung darauf prüft, sieht man wie ehrlich dies bekenntnis ist. der name der Gottesmutter ist im deutschen schwer zu reimen (vgl. KHeim PBBetr. 24, 183 ff), aber der dichter wendet die größte mühe auf, um ihn dennoch so oft wie möglich in den reim zu bringen und greift hierfür zu allen kunstgriffen, die er finden kann. er reimt *Mariâ*, das er offenbar als die geheiligte gottesdienstliche form bevorzugt, auf *hîa* 136, dazu zweimal unrein auf je zwei einsilber, auf *owî*, *dâ* 742 und *dîn*, *jâ* 780, ferner *Marie* auf *vrie* 209, *massenie* 276, *drie* 376 und *Marîen* (schwester der Martha): *schrien* 656. dazu kommt noch im versinnern *Mariâ* 56 (versanfang): 320. 788; *Marjâ* 220 (versanfang, in einer zugesetzten strophe).

<sup>1</sup> Steinmeyer Zs. 18, 13 ff will *nihte* in *rihte* bessern, was mir nicht nötig scheint, und sieht die ganze strophe als spätere einschaltung an; die bemühungen des dichters im ganzen werk zeigen aber, dass ihn diese gedanken tatsächlich bewegten. vgl. indessen ESchröder Zs. 25, 129 f.

Auf den reim beziehen sich auch zwei äufserungen Ulrichs von Lichtenstein; es ist merkwürdig dass Braune das wegdeuten wollte. von seinem liede 33 sagt Ulrich Frauendienst 444, 8 (ausgabe von Lachmann):

*Diu liet vil maneger niht verstuont,  
als noch die tumben ofte tuont:  
swer aber was so rehte wis,  
der si verstuont, der gap in prîs.  
si wârn getihtet wunderlîch,  
die rîm gesetzet meisterlîch,  
diu wis kund bezzer niht gesîn:  
ich redet drinn mit der frowen mîn.*

von der art und anordnung der verse ist bei diesem liede nichts besonderes zu sagen, die reime aber sind meisterlich angeordnet, und dadurch hebt sich dies lied aus allen anderen heraus<sup>1</sup>. die 5 strophen werden in kunstvollster weise zu einem klanglichen gesamtbau zusammengefasst. die erste (worte Ulrichs) trägt siebenfachen reim auf -în, die zweite (worte seiner herrin) enthält nur 7 kornreime, die dritte (Ulrich) wider siebenmal denselben reimklang -agen, die vierte (herrin) gibt die erfüllung für die 7 kornreime von str. 2, und die fünfte bringt den abschließenden zusammenklang, im ersten teil (Ulrich) den vielreim -ât, im zweiten (herrin) die nochmalige aufnahme der entsprechenden kornreime; die reimstellung geht gleichzeitig mit dem inhalt hand in hand. wie GMüller mit recht hervorgehoben hat, trägt die besondere wahl der reimklänge (a-laute) noch wesentlich zur wirkung bei; es ist begreiflich dass viele diese höchst eigenartige reimkunst, die über mehrere strophen wegreift, nicht verstanden haben.

Beim liede 52 spricht Ulrich ebenfalls von seinen reimen, Frauendienst 564, 1:

*Diu liet diu wâren meisterlîch  
und ir rîm gar sinnerlîch;  
dâvon si gerne maneger sanc.*

auch die musikalischen eigenschaften hätten das lied beliebt gemacht. der versbau ist widerum besonders einfach. auch der inhalt ist ganz schlicht und gibt zu keiner auszeichnenden bemerkung anlass, die rühmende kennzeichnung kann ihm unmöglich gelten, wie Braune meinte ('ihre verse waren gehaltvoll'); auch sprachlich müste das anders ausgedrückt sein (*diu liet* oder allenfalls *die rîme wâren sinnerlîch*). die reime hingegen zeichnen sich aus durch eine ganz besondere künstelei. es sind grammatische reime. in allen 5 strophen folgt immer auf einen zweisilbigen reim im nächsten vers ein einsilbiger vom gleichen stamm (str. 1 *singen, sanc, gelingen, gelanc, twingen, twanc*). daraus versteht man das

<sup>1</sup> vgl. GMüller Zs. 60, 63.



besondere beiwort: ein solches reimspiel, an dem der verstand sich freuen soll, konnte Ulrich wol als *sinnerich*, als geistvoll, bezeichnen; das lied steht hiermit im Frauendienst vollkommen unvergleichbar da. diese sonderstellung ist entscheidend. zweimal hebt Ulrich, wie wir sehen, die meisterschaft der *rime* hervor: unter 58 liedern (unter einschluss des leichs) sind es die beiden einzigen, die sich durch ungewöhnliche reimekünstelei auszeichnen, während der versbau im gegensatz zu den kunstvollen bildungen anderer lieder besonders einfach ist. ich weifs nicht, wie ein beweis zwingender sein könnte.

Weitere belege können zeigen dass die bedeutung ganz geläufig war. Konrad v. Würzburg spricht in der einleitung der Goldenen schmiede von der gröfse seiner aufgabe (v. 60 ff):

*er muoz der künste meienrîs  
tragen in der brüste sîn  
swer dîner werde schäpelin  
sol blüemen unde flehten,  
daz er mit ræselehten  
sprûchen ez flôriere  
und allenthalben ziere  
mit vîolinen worten,  
sô daz er an den orten  
vor allem valsche ez liuter  
und wilder rîme kriuter  
darunder und da'nzwischen  
vil schône künne mischen  
in der süezen rede bluot.*

ohne weiteres sieht man, dass die *wilden rime*, die er möglichst reich einstreuen möchte, und die er v. 88 noch einmal als erstrebenswert bezeichnet, keine seltsam gebauten verse sind: wo wäre der versbau zeile für zeile regelmässiger als hier? die gedankenentwicklung dieser stelle ist klar. Konrad möchte seine dichtung mit *ræselehten sprûchen* schmücken, mit farbenschönen, eigenartigen wendungen, wie sie uns in den bildern schritt für schritt entgegentreten, und mit *violinen worten*, die ebenfalls wie bunte blüten aus dem gewöhnlichen kraut der sprache herausleuchten. solche worte, die grosenteils durch die grundvorstellungen der bilder gegeben werden, stellt er gerne an die stelle, wo sie am meisten ins auge fallen, in den reim, und so kann er mit einem folgesatz fortfahren, der den reim ins auge fasst: der auserlesene schmuck soll so beschaffen sein, dass die dichtung an den *orten*, an den eck- und wendepuncten ihrer verse, von jeder unrichtigkeit, von jeder reimungenauigkeit, gereinigt wird, und in dem schön angelegten blütengarten, den die worte in ihrer gut abgetönten folge bilden, die reime immer wider gleich fremdartigen stauden die blicke auf sich ziehen. ungewöhnliche reime sind die zierde die er erstrebt, und das ist ja

die besonderheit dieses werkes, dass es in 1000 reimpaaren immer wider neue bilder und worte und neue, überraschende und klangvolle reime bringt.

Aus der sorgfalt, die Konrad der äufseren schönheit seiner verse zuwendet, und aus seinem streben nach ständiger ergänzung seines reimschmucks durch neue blüten versteht man auch die kritischen, wenn auch nicht ganz gerechten äufserungen Hugos v. Trimberg, Renner 1202 ff, zumal 1217 ff:

*Swer gar sich flîzet an seltsên rîm,  
der wil ouch, sînes sinnes lîm  
ûzen an schœnen worten klebe  
und lûtzel nutzes dâr inne swebe.*

Bei Heinrich v. Hesler tritt in dem grofsen dichterischen rechenschaftsbericht der Apokalypse (v. 1303—1482) die verwendung des wortes *rîm* für reim unmittelbar neben die für vers<sup>1</sup>. von den lehrhaften erörterungen über die verskunst beschäftigt sich der erste teil (1364—1435) mit den reimen. es werden unterweisungen gegeben, wie man *rîm* zu *rîme* vinden müsse, wie man sich zu hüten habe, dass der *rîm* nicht vorwilde, wie alle *rîme*, bei denen sich nicht die gleichen vocale begegnen, falsch wären, und man also mit *gelegenen worten* die *rîme* suchen müsse, wie man aber bei den eigennamen, die sich nicht durch synonyma ersetzen lassen, gröfsere freiheit habe: man müsse *rîme* (reime, aber nicht verse) *zien dar in die sich den namen glichen*; der schwer zu reimende name der Gottesmutter gibt ein beispiel, dass etwas was man sonst als falsch betrachte, hier am platze wäre, *wen sich dâ rîmet der name*.

Auch das zeitwort *rîmen* tritt hier also schon kurz nach 1300 mit der bedeutung 'reimen' auf, die Braune erst der 2. hälfte des 16 jhs zusprach und zuerst bei Puschmann fand. seine beweisführung hatte an dieser stelle einen besonders schwachen punct. weil das wort *reim* im neuen sinn erst seit Opitz auftreten sollte, konnte er das Puschmannsche *reimen* nicht unmittelbar von seinem stammwort ableiten und musste sich einen recht künstlichen umweg suchen (s. 31—34). für uns entfällt die schwierigkeit, und wir werden gerade umgekehrt die ausdrücke *gerîmen* 'in einklang bringen' bei Heinrich von Laufenberg und *sich reimen* 'zusammenpassen' seit dem 16 jh., die Braune als schwer erklärbare mittelstücke und vorstufen der bedeutung 'reimen' in anspruch nehmen musste, ganz einfach aus bildlich verallgemeinernder verwendung des dichterischen kunstausdrucks verstehen.

<sup>1</sup> vgl. KHelm PBBeitr. 24 (1889) 178 ff; CvKraus Festschrift Max H. Jellinek (Wien 1928), s. 51 ff. das *lîmen* auch auf das aneinandersetzen der worte im versinnern zu beziehen, scheint mir nach dem sprachgebrauch gewagt; hier fehlt es ebenso am leim wie beim aneinanderfügen von *sin* zu *sinne*.

Es ist kaum nötig auch aus den späteren zeiten noch belege für die bedeutung 'reim' zu bringen; man vergleiche etwa noch im nd. die zweimalige rechtfertigung Eberhards v. Wampen (1325) für die zahlreichen reimlosen und die vielen mangelhaft gereimten verse in seinem lehrgedicht<sup>1</sup>. unverkennbar zeigt sich trotz Braune die doppelbedeutung in den meisterliedern der Colmarer hs. die *verborgen rime* in lied nr 82 sind keine verborgenen verse, sondern responsionsreime, wie CvKraus in einer lehrreichen abhandlung gezeigt hat<sup>2</sup>. die *houbeprime* in nr 33 sind die endreime aller verse im gegensatz zu den *clebrimen*<sup>3</sup>, und wenn sich der singer vorsehen soll, *daz er der rimen iht vergezze* (nr 82, I 12), so sind das ebenfalls die reime, um nur einige besonders deutliche belege anzuführen. für manche fälle, in denen man sich bisher an die bedeutung 'vers' gebunden fühlte und damit allenfalls auch fertig werden konnte, ergibt sich nun die freiheit zu einer deutung, die sich bloß nach der besondern lage richtet. auch die berühmte äufserung Rudolfs vEms über Heinrich vVeldeke als den bahnbrechenden urheber *rehter rime* kann man nochmals überprüfen, da die untersuchungen von Jan van Dam so unterschieden darauf deuten, dass Heinrichs verdienst auf dem gebiet der form nicht im bau der verse, sondern im fortschritt zum reinen reime ligt<sup>4</sup>. trotz der beeinträchtigungen, die sich aller seiner bemühungen ungeachtet aus den sprachformen Heinrichs für den hd. und zumal den obd. leser noch ergeben, war der fortschritt in dieser hinsicht über den Strafsburger Alexander doch noch deutlich genug.

Schon seit anfang des 13 jh.s, haben wir gesehen, wird das wort *rîm* verwendet, wenn eine aussage über den reim gemacht wird, und verschiedene belege, in denen die bedeutung 'vers' unmöglich ist (z.b. in den Mariengrüßen oder bei Heinrich vHesler) zeigen, dass man sich keineswegs mit einem nicht wirklich angemessenen worte 'vers' für diesen zweck beholfen hat, sondern sich tatsächlich schon die bestimmte bedeutung 'reim' damit verknüpft hat. in den letzten jahrzehnten des 12 jh.s, in Albers Tundalus und der vorrede zum Lucidarius, erscheint das wort *rîm* überhaupt zuerst in deutscher sprache, zugleich mit dem zeitwort *rîmen* (in verse oder in reime bringen). diese tatsache macht es wahrscheinlich dass die beiden bedeutungen bei

<sup>1</sup> EBjörkman Everhards v.W. Spiegel der natur, Upsala universitets årsskrift 1902, prolog v. 90 ff; buch II v. 465 ff. <sup>2</sup> Sitzungsberichte der bayer. akad. d. wissensch., phil. u. hist. kl. 1929, heft 4, s. 12 ff.

<sup>3</sup> vgl. Kraus aao. s. 1 ff. übrigens müssen str. III 1f doch besagen: *zwên cleben an dem êrsten gên vier schön âf einander* 'zunächst (oder 'mit ihrem anfang') binden sich zwei verse mit dem vierten'. auch für die anfangsverse wird die bindung also richtig und genau angegeben, und der dichter schließt sich völlig der wirklichen reihenfolge an.

<sup>4</sup> Zur vorgeschichte des höfischen epos, Lamprecht, Eilhart Veldeke (Rheinische beiträge und hilfsbücher 8), Bonn 1923.

uns von anfang an bestanden haben. auch im ndl. und schliesslich im französischen reicht die bedeutung 'reim' sehr weit zurück. so ist es die natürlichste erklärung, dass das wort bei uns gleich in seiner doppelrolle übernommen ist. das grundwort *rithmus* bezeichnete ja den wägend gebauten vers im gegensatz zum antiken messungsvers, dem *versus*. da sich von diesem aber der rhythmische vers zugleich auch durch seinen endreim abhob, ist es verständlich, dass sich die bestimmtere bedeutung 'reimvers' mit dem wort verband (man vgl. die ebenfalls rhythmisch gebauten *prosen*). eben darum konnte man das wort *ritmus*, nicht aber *versus*, für den volkssprachlichen vers verwenden, wie uns die dramen mit ihrem *dicit rignum* zeigen, und darum konnte hieraus im provenzalischen oder französischen das wort *rim* (*rime*) entstehn. so ist denn vermutlich, wie auch Braune annimmt (s. 4), die bedeutung des volkssprachlichen wortes, das aus dem lateinischen hervorgegangen ist, genauer als 'reimvers' zu umschreiben; da die reimenden verse in der volkssprachlichen dichtung fast allein die herschaft führen, kann das nicht erkennbar werden. jüngere entwicklung wird es sein, begreiflich aus der tatsache dass in der regel zwischen vers und reimvers kein unterschied besteht, wenn Puschmann auch *weisen oder blose Reimen* kennt.

Wenn wir für das volkssprachliche wort die bedeutung 'reimvers' zugrunde legen, ist es leicht verständlich, dass es auch schon früh zur bezeichnung für die besondere erscheinung werden konnte die das kennzeichen dieser verse ist: Braune hat darauf hingewiesen, dass auch das lat. wort auf französischem und ebenfalls auf deutschem boden (bei Joh. Clajus 1578) in der bedeutung 'reim' erscheint, wol im anschluss an das volkssprachliche wort, das man als vollkommene entsprechung empfand. die bedeutung 'reim' wird schliesslich auch die grundlage sein, aus der schon spätmhd. die bedeutung 'reimpaar' hervorgegangen ist; ich sehe nicht wie die bedeutung 'vers' allein dafür ausreichen sollte. man vgl. das wort *reimpaar* im nhd., unter dem wir nicht blofs die beiden reime, sondern vielmehr die reimenden verse verstehn. ebenso ist das wort *rimen* 'reimen' jetzt ohne weiteres verständlich, und wir brauchen keine entwicklung anzunehmen, die haupt- und zeitwort auf verschiedenen wegen die gleiche bedeutungssphäre zugewiesen hätte. wenn also einerseits die lage nicht so einfach ist wie Braune sie darstellen wollte, und wir das wort *rim* bei uns von anfang an als mehrdeutig gelten lassen müssen, so vereinfacht sich auf der anderen seite das bild von der bedeutungsentwicklung dieser wortgruppe doch ganz bedeutend.

Göttingen.

Ludwig Wolff.



BOGENFÜLLSEL. Den in MFr. ed. Vogt<sup>3-5</sup> s. 408 von Haupt und dem herausgeber zusammengestellten urkundlichen belegen für den namen Engelhart von Adelnburg lässt sich ein weiterer hinzufügen: in den Regesten der bischöfe von Eichstätt ed. Heidingsfelder (Innsbruck 1915 ff) nr 508 (s. 165) erscheint unter einer urkunde bischof Hartwigs vom j. 1197 (schiedspruch für kloster Kaisheim), die im original erhalten ist<sup>1</sup>, unter den zeugen *Hengelhardus de Adelnburg*; da voran und auch nachher 'laici liberi' stehn, muss man auch ihn zu diesen zählen. es dürfte derselbe EvA. sein für den bisher zeugnisse aus ca 1180, 'vor 1189', 1200, 1202 vorlagen, während die daten 1224 und 1230 (jetzt Weiler Hohenlohisches urkb. I s. 55) gewis einem zweiten zuzuteilen sind: denn der um 1180 zuerst als zeuge auftretende wird schwerlich 1230 noch Friedrich II nach Italien gefolgt sein, um als greis von 70—80 jahren im lager des kaisers vor Anagni zu weilen. wer von diesen beiden der verfasser der vier strophen (zwei töne) der hs. C war, darüber kann nach wie vor nur das gefühl entscheiden — ein zuverlässiges kriterium seh ich nicht, und bei einer Neubearbeitung von Minnesangs Frühling, die etwa dem Hildebold vSchwangan und dem Otto vBotenlauben die pforte öffnen sollte, wird man den unscheinbaren platzfüller EvA. unbedenklich ausscheiden dürfen. —

Der heimatort Albrechts von Johansdorf lässt sich entgegen der noch MFr.<sup>3-5</sup> s. 363 betonten unsicherheit genau festlegen: es kommt von den drei Jahrsdorf, die heute diesem namen entsprechen, weder das oberpfälzische dorf im ldg. Hilt-poltstein noch das oberösterreichische im bza. Braunau in frage, sondern allein der niederbayerische weiler d. n. im ldg. Landau, pfarrei Dornach. beweis: das einzige kloster der diöcese Passau in dessen necrologium sich eine größere anzahl von angehörigen der familie 'de *Jahenstorf*' u.ä. eingetragen findet, ist das cisterzienserkloster Aldersbach im ldg. Vilshofen. das späte totenbuch, das aber die ältern übernommen hat (MG. Necr. IV 8—26), weist Johansdorfer auf unterm 17/3 *Hailka* (s. 11), 26/4 *Hartlieb* † 1342 (s. 13), 27/4 *Otho* (s. 13), 5/5 *Albertus* (s. 14), 13/5 *Elisabeth uxor Alberti* (s. 15), 20/5 *Margaretha ux.* (s. 15), 27/5 *Sbeigmudis (Swidmudis?)* (s. 15), 7/11 *Henricus Johansdorffer de Gätteneck eques auratus* (s. 23), 12/11 *Albertus* (s. 23). einer der beiden 'Albertus' mag wol der dichter sein, welcher? wissen wir nicht, und es ist auch ziemlich gleichgültig, da doch wie gewöhnlich die jahreszahl fehlt. — Nicht ohne interesse aber ist es dass eben dieses necrologium unterm 31/12 den todestag des *Dietmarus nobilis de Aist* meldet, und diesmal mit der jahreszahl: 1204, die freilich stark bezweifelt wird, über die aber das letzte wort noch nicht gesprochen scheint.

E. S.

<sup>1</sup> der chronist Joh. Knebel hat sie 1531 übersetzt in seine chronik des klostere Kaisheim (ed. Hüttner 1902, s. 40) aufgenommen.

## BEMERKUNGEN ZU KONRAD VON HEIMESFURT.

### 1. ZUR HIMMELFAHRT MARIAE.

Es begegnet wol nicht allzu häufig, dass neu gefundene bruchstücke eines altdeutschen textes, der uns allen in einer bestimmten form vertraut war und in folge dessen in ganz bestimmter weise beurteilt und litterarisch-künstlerisch gewertet wurde, dem betrachter der sich eingehender damit beschäftigt, eine solche überraschung bereiten, wie es die von Stöckli kürzlich (Zs. 65, 177) bekannt gemachten blätter einer nicht sehr alten, aber textlich um so wertvolleren handschrift von Konrads Himmelfahrt tun, die man kann sagen fast eine revolution unsrer ansichten über das gedicht bedeuten. schon dem ersten herausgeber Franz Pfeiffer, der seine auf drei vollständigen handschriften aufgebaute textherstellung 1850 (Zs. 8, 156 ff) erscheinen liefs, war es bei diesem versuch nicht immer so ganz geheuer. er erklärte (s. 157), die handschriften wichen häufig so sehr von einander ab, 'dass die erkenntnis des echten in vielen fällen sehr schwer, ja oft unmöglich ist', und suchte sich im übrigen vor sich und der wissenschaft mit den worten zu rechtfertigen: 'ich habe mich daher im allgemeinen an A als die ohne zweifel zuverlässigere überlieferung gehalten und nur, wenn BC übereinstimmend entgegen waren, bin ich diesen gefolgt. dabei weifs ich nun freilich nicht, wie weit mich immer das richtige gefühl geleitet hat'. bekanntermassen werden ja nun variantenapparate in der regel überhaupt nicht oder nur von ganz wenigen angesehen, noch seltener genauer gelesen und durchdacht, wie z.b. jeder blick in unsre wörterbücher deutlich zeigt: die mehrzahl der leser hält sich nur an den einmal hergestellten text, von dem eine starke suggestive gewalt ausströmt, und begnügt sich mit den daraus gewonnenen eindrücken. was die Himmelfahrt und überhaupt Konrad angeht, so hat sich Kramm in seiner Freiburger dissertation (Strafsburg 1882) durch diese oberflächlichkeit um alle schönen resultate gebracht, die für ihn am wege lagen, und es vorgezogen, fadenscheinige gewebe der sprache und metrik Konrads zu markte zu bringen. wer die lesarten unter Pfeiffers text unbefangen erwog, dem musste bald klar werden, dass nicht nur in B hier und da altertümlichkeiten und idiotismen des dichters sich erhalten hatten, die A ausgemerzt hat, sondern vor allem die auf weite strecken stark und eigenartig von AB abweichende fassung des gedichtes, wie sie uns in C erhalten ist, durchaus nicht den eindruck der unechtheit einer originalfremden bearbeitung macht. die seitdem neu hervorgetretenen fragmente D (Germ. 31, 93; Zs. 55, 296) und E (Frankf. bucherfreund 12, 217) haben ihre herausgeber nicht zu

einer gründlichen revision des processes angeregt, obwol allein schon die tatsache dass sie beide sich auf die seite von C stellen, einen solchen versuch hätte nahelegen müssen. nur Kossmann, der herausgeber von E, hat sich einige gedanken nach dieser richtung hin gemacht, ohne jedoch schärfer zuzufassen. als dann 1921 Lotte Kunze in ihrer Göttinger doctorschrift (ich kenne nur den auszug im Jahrb. der philos. fak. Gött. 1921 2, 149) das ergebnis ihrer studien über Konrad vorlegte, kam sie zu dem schon an sich recht unwahrscheinlichen resultat, in AB liege tatsächlich, wie auch Pfeiffer seiner zeit angenommen hatte, die ursprünglichere textform vor, wogegen UDE eine schon von Reinbot im Georg benutzte überarbeitung von fremder hand darstelle, und zwar diejenige überarbeitung, über die Konrad im eingang seines zweiten gedichtes, der Urstende, seinem berechtigten ärger mit scharfen worten luft macht. dieser auffassung, weit entfernt dass sie etwa als abschliessend zu gelten hätte, wird nun durch die von Stöckli herausgegebenen, glücklicherweise fast die hälfte des gesamten textes umfassenden neuen fragmente, wenn ich recht sehe, das lebenslicht vollständig ausgeblasen. die in ihnen vorliegende, außerordentlich gute überlieferung tritt gleichfalls in vielen fällen auf die seite von C, geht aber daneben in vielen andern fällen ihren eigenen, selbständigen weg zwischen den bisher bekannten textzeugen, auf dem sich mancherlei echtes aus der originaldichtung Konrads überraschend gut erhalten hat, obwol auch sie natürlich durchaus nicht fehlerfrei ist. Konrads original zurückzugewinnen, das müssen wir uns heute leider unumwunden gestehn, ist dauach als ein eitles bemühen und als eine unlösbare aufgabe anzusehen: ebenso sicher aber ist Pfeiffers text weithin apokryph und stellt gerade die form des gedichtes dar, die gegenüber dem original die spuren des schabens mit bimsstein und messer und die besserungen eines unberufenen bearbeiters und vorlauten kritikers enthält, die den dichter so aufser sich brachten. denn dass er selber alle beide texte zu verantworten habe, das wird mich niemand glauben machen. ich möchte im folgenden nur einige der wichtigsten stellen besprechen, an denen Pfeiffers text schwere bedenken erregen oder zweifellos von ihm abgewichen werden muss.

44. Da Konrad an vielen stellen bibleitate bringt und dabei in beiden dichtungen die psalmen und die propheten bevorzugt, so seh ich nicht ein, warum Pfeiffer, der sich ja doch sonst an A hält, die hier überlieferten 12 zeilen nicht in seinen text aufgenommen hat, zumal sie in den sonstigen stil des eingangs, der nicht ohne originalität ist, vortrefflich passen. Konrad umschreibt und deutet psalm 132, 2 'sicut unguentum in capite, quod descendit in barbam, barbam Aaron, quod descendit in

oram vestimenti ejus'. statt *hort* ist natürlich, wie der reim schon nahelegt, *bart* zu lesen.

83. *sich entstân* C, nicht *sich verstân* scheint nach Urst. 112, 49. 125, 35 Konrads sprachgebrauch.

146. *schihete sich* BD wird durch Urst. 112, 6 gestützt, wo Bartsch *schihete* richtig hergestellt hat.

169. *ir grimmen herzeleides brehen*, wie Pfeiffer im anschluss an A schreibt, ist sinnlos. C fehlt leider für die ganze partie 143—214. B hat mit *in grôzem herzeleides phnehen* (ist *phnehen* druckfehler, deren es eine ganze reihe in text und lesarten gibt, oder schreibfehler der hs.?) das echte. über *phnehen* 'schluchzen' hat Haupt zu Serv. 168 gehandelt: das wort steht aufer den in den wörterbüchern gebuchten stellen auch Krone 11530 und Udo 668. dass Konrad dazu neigt, seltenere wörter und dialektische idiotismen zu gebrauchen, auch in der reimstelle, ist auch sonst zu belegen und wird im folgenden wider begegnen. die abschreiber zerstören zuweilen dann direct den reim: so hat schon Hahn Urst. 116, 81 ganz richtig *start* (: *vart*) für das überlieferte *chayft* eingesetzt. in andern fällen verschwindet das ganze reimpaar und macht einer trivialen phrase platz.

196. BD haben *durch daz glas*, A *durch ganzes glas*, wie auch Pfeiffer list. hier wäre A eher aus B abzuleiten, wenn dem schreiber Freid. 24, 10 in den sinn kam (worauf natürlich auch der anhang zum Heidelberger Freid. 2, 4 beruht), als BD aus A. auch Walth. 4, 11 *ganz geworhtes glas* lag nahe.

197. 198. Dies verspaar weicht in AB und D völlig von einander ab. die in AB überlieferten verse decken sich nahezu wörtlich mit 365. 366 in CF und sind an dieser stelle echt, wie nachher erhellen wird. Konrad wird sie und namentlich die wendung *âne krachen und âne sûs* schwerlich zweimal innerhalb noch nicht 200 versen gebraucht haben. eine äußere veranlassung, warum AB geändert haben, seh ich allerdings nicht.

212. Hier folgen in D 6 verse, die BC nicht haben und die A erst nach 256 bringt. hier, wo Marias verlassenheit und dadurch motivierte ängstlichkeit eingehend geschildert wird, sind sie viel mehr an ihrer stelle, als da wo A sie hat.

226. AB haben an *antranc* in der reimstelle anstofs genommen, das in CD überliefert ist, wie sie es auch nachher 411 im versinnern und 955 im reim in *anevanc* entstellt haben. statt dessen setzten sie das alte conventionelle reimband *mit lobe und mit sange* ein, das Konrad in der Urst. 104, 19 selber im reim auf *antranc* verwendet (das letztere steht auch noch 118, 36).

250. *êrenkleit* AB und *richkleit* D sind verballhornungen des echten und in C allein richtig überlieferten *rêkleit*; F half sich dadurch dass es die auch ihm unverständliche erste hälfte des compositums fortliets und nur *kleit* schrieb. Pfeiffer, der 492 sicher unrichtig *rê* aus dem übereinstimmenden *ê* der hand-



schriften conjicierte, war hier nicht so glücklich, die verderbnis zu erkennen und zu heilen. erst Bech hat (Germ. 10, 400) für unsre stelle wie für die ähnliche 456 (ABF und Pfeiffer *kleit*, C wider allein *rêkleit*) das richtige gefunden: neben dem alts. *hrêogiwâdi* hätte er auf das parallele *rêgewant* Urst. 112, 65 verweisen können und sollen, das seine Vermutung über allen zweifel erhebt.

274. Bartschs conjectur *ah*t (Germ. 8, 322) gegenüber *mah*t ABCD wird durch F bestätigt.

283. 284. Dies verspaar bietet C in der form *der hete getworn in einen nuos von milche und von brôte ein muos* (in einen schreib ich mit D, das leider mit diesem verse abbricht, statt *ein*), und das ist zweifellos der originaltext Konrads, in engem anschluss an Dan. 14, 32 'ipse coxerat pulmentum et intriverat panes in alveolo', der als zu stark dialektisch und darum unverständlich in ABF durch die nichtssagenden flickverse *des sul wir niht vergezzen, der hâte bereit (gesoten, gemacht) ein ezzen* ersetzt wurde. *getworn*, das auch Pfeiffer, obwohl er sonst AB folgt, glaubte aufnehmen zu müssen, wird durch Urst. 110, 24 gestützt. in *nuos* haben wir eine altertümliche nebenform des uns aus Genesis und Exodus geläufigen *nuosch* 'wassertrog für das vieh', hier 'alveolus', zu sehen, die, hier durch den reim gesichert, sonst nicht belegt ist (die bei Graff II 1107 aus einer Weingartener glossenhs. belegte form *nuosā* ist nach Ahd. glossen I 416, 49 ein fehler für *nuoscā*).

302. Hier schreibt Pfeiffer *aller gâhens* nach *algâhens* C: A hat *in aller gâh*, B ändert fundamental (*ruorte disen guoten man*), F schreibt *in allen gâhen* und das ist im hinblick auf Urst. 105, 43. 127, 1 das richtige und echte. das reimwort *hie*, das ABC gemeinsam haben, erweist sich aus dem sinne des satzes heraus als falsch, da dieser *hin* verlangt, und dadurch wird nun auch 301 *gerie* als reimwort dringend der fälschung verdächtig. bedenkt man dass F *bi dem wirbellocke greif er in und sazte in allen gâhen hin* gibt, so wird deutlich, dass genau so und zwar mit einfügung des nach *sazte* (*ruorte*) notwendigen objects *in* für das original vorzusetzen ist und vielleicht an dem reimenden pronomen anstofs genommen wurde, das Konrad auch sonst gern braucht. auch das 332 von F *gebotene in allen gâhen*, für das die andern zeugen mit (*grôzen*) *vreuden* einsetzen, würde dann wol als echt gelten müssen. 419 hat es die gesamte überlieferung beibehalten.

325. Auch hier ist wider ein dialektischer idiotismus in der überlieferung von ABC entfernt worden und daher Pfeiffers text unbekannt geblieben. für das nichtssagende und triviale *âne allen schaden* bietet nun F das viel eigenartigere und lebendigere *âne kradem* und hat damit dem texte ein wort gerettet das Konrad auch Urst. 109, 36. 111, 81 verwendet.

343. 344. Pfeiffer schreibt mit einer combination aus A und B *den balmen und daz wize gewant. si sprach* (diese worte möchte er beseitigen): *diz kleinade hât mir gesant mîn sun bî sînem boten her.* C hat *die wizen wât* und dann *ditze kleinât hât mir gesant mîn sun her*, reimt also *wât : hât* und zieht *mir gesant* zum folgenden verse; ebenso F im reim und nur mit natürlicherer wortstellung *mir mîn sun gesant.* im original reimte, wie ich annehme, *wât : kleinât* und *hât* gehörte bereits zum folgenden verse: aus dem bestreben, dieses stark dialektische *kleinât*, das in der reimstelle als besonders störend empfunden werden musste, zu beseitigen, ergaben sich die verschiedenen schlimmbesserungen. die form *kleinât* ist nicht ausschliesslich österreichisch, wie man nach den wörterbüchern annehmen sollte, sondern überhaupt oberdeutsch (vgl. Hildebrand im DWb. V 1121).

349. *zierlich* CF ist viel prägnanter und epischer als *bezeichnenlich* AB. jenes ist im stil des 12 jahrhunderts beliebt und veraltet in der strengeren höfischen sprache, würde also niemals eingesetzt worden sein, wenn dieses das echte gewesen wäre.

365. Ein neuer beleg dafür dass eine originelle *lectio difficilior* durch einen farblosen und conventionellen ersatz verdrängt worden ist, tritt uns in *zersant* AB entgegen, auf das A das alltägliche *zehant*, B das nicht viel bessere *erkant* reimen lässt. C hat *zersæt*, das auch dem in F überlieferten *gesiet* > *geseiet* vorgelegen hat. mit diesem reimband wird dann auch der hübsche vers *als ein wint der durch ein venster wât* und das folgende reimpaar (vgl. schon oben zu 197), die CF über Pfeiffers text hinaus aufweisen, für das original gesichert.

380. *niuborne* ist das echte, auch *noborn* in F bedeutet nichts anderes: Stöcklis beziehung auf das biblische 'abortivus' (s. 179) versteh ich nicht. dieses wird überall durch *erworfen* oder substantivisch durch *urwerf* verdeutscht, wie Graff und unsere mhd. wörterbücher lehren.

396. Die starken abweichungen der handschriften deuten hier wiederum auf einen willkürlichen eingriff in einen schwer verständlichen originaltext: was herauskommt, *mit reinen herzen âne schal*, noch mehr die fassung von B, ist natürlich eine trivialität. nach der gleichfalls nicht fehlerfreien überlieferung von F ist zunächst *âne sal* zu lesen: vgl. dazu *sunder sal* Neidh. 14, 36 und Lit. S 462. aber auch das folgende, nur in F überlieferte verspaar scheint echt zu sein, ist allerdings in seiner ersten hälfte verderbt. glücklicherweise scheint es Barl. 186, 29 *âne anegeuge und âne drum per saecula saeculorum* citatartig widerzuklingen: danach vermut ich und ... in *âne endes drum per omnia saecula saeculorum*.

405. *vervarn*, wie F bietet, ist Konrads ausdrucksweise gemäß: das zeigt 1055 und Urst. 104, 55 (vgl. auch die bei Pfeiffer nach 256 im apparat widergegebenen verse).

422. *trehtin* scheint den schreibern verschiedentlich anstofs gegeben zu haben: so ändert F den gesamten wortlaut deswegen an unsrer stelle, ebenso BC 948; 634 setzt F dafür *herre got*.

474. *ze verluste* F steht hier *ze schaden* ABC gegenüber: das deutet auf zusammengezogenes *vlüste*, wie auch Urst. 108, 14 *rliesen* vom vers gefordert ist, wie Bartsch (Germ. 8, 328) gesehen hat.

486. Hier scheint das von CF gebotene *mit gemache* statt *wol* AB das echte zu sein. *mit gemache*, im 12 jh. sehr häufig und beliebt, veraltet im 13.

492. Pfeiffers conjectur *rê* für das in allen textzeugen stehnde *ê* ist zurückzuweisen und zerstört eine ganz geläufige mhd. redeweise (vgl. oben zu 250).

494. Ob *von munde* F gegenüber *von ir* AB, *von dem lîbe* C für Konrads original in anspruch zu nehmen ist, ist mir trotz der gewählten bildlichkeit zweifelhaft, da ich die wendung nur aus jungen denkmälern (Wolfd. D 8, 54, 3; Keller Altd. ged. 22, 16) kenne.

495. *âne alle swernde swære* CF muss gegenüber *in aller der gebære* AB, einer ganz trivialen wendung, schon deshalb echt sein, weil Konrad trotz der geistlichen färbung seiner dichtungen solche anklänge gottfriedischer diction liebt (vgl. Gombert De tribus carm. theot. s. 32).

517. 518. F überliefert den reim *dâ : arômatâ*, AC *ouch : wirouch*, schon durch das flickwort *ouch* als schlimmbesserung charakterisiert: das lateinische wort sollte beseitigt werden. gerade das gleiche wort steht aber auch Urst. 126, 14, dürfte also auch an unsrer stelle dem original gehören. B hat das ganze verspaar beseitigt, was einfacher war. auch 519. 520 fehlen in BF: ich halte sie mit dem in der luft schwebenden *deme* in der reimstelle für unecht.

529. 530. Hier ist wiederum ein selteneres, nicht überall verständliches wort, *tinne*, das im reim stand, der verbesserungssucht der abschreiber zum opfer gefallen. das echte hat allein F mit seinen parallelen triaden: *ir nase, ir munt, ir kinne, ir wange, ir hîufel, ir tinne*. BC geben statt dessen mit deutlich erkennbarem, verräterischem flickreim: *ir nase, ir wange, ir kinne, ir munt, ir hîufel wären dâ ze stunt*; A lässt die ganze beschreibung der schönheit der toten Maria 527—32 überhaupt fort.

532. Die echttheit der hier in CF folgenden, bei Pfeiffer nur im apparat abgedruckten beiden verse wird durch die widerkehr des seltenen ausdrucks *tôten meil* als *tôdes meil* Urst. 122, 60 über allen zweifel erhoben.

589. Sprengers conjectur *übertreit* (Germ. 28, 88), die er selbst schon sehr wahrscheinlich gemacht hatte, wird nun durch F bestätigt.

685. Hier hat einmal B einen echten ausdruck des ori-

ginals, *mûedinc*, erhalten, wofür ACF und Pfeiffer *arme* schreiben: die echtheit des im 12 jh. häufigeren, im 13. nur in alem. denkmälern sich länger haltenden wortes wird durch Urst. 105, 1 gesichert.

742. Das im 12 jh. häufigere, im 13. veraltende wort *widerbrühtec*, das CF hier bieten, dürfte Konrads original angehören: B schreibt dafür *niht gloubec*, A, dem Pf. folgt, einfach *wider*. schon Is. 29, 2 hat es als übersetzung von 'rebellis'.

Mit vers 742 verlässt uns leider der die aufmerksamkeit schärfende führer und wegweiser, der text F. ich schliesse trotzdem einige weitere zweifel an Pf.s text an, auf die gefahr hin dass sie eines teils der bisherigen sicherheit entbehren.

765. In der mit diesem verse beginnenden periode deutet die eigentümliche, unmd. verschachtelung der satzstücke und die differenz der drei handschriften auf ein stark abweichendes original, das nach verschiedenen richtungen verändert worden ist. in Pfeiffers text folgt auf den satzanfang *als dô die jûden diu mære* erst nach 4 zwischengeschobenen *wie*-sätzen 770 das verbum *vernâmen*, und zwar steht dies wort nur in A, während B dafür *alzehant*, *vernâmen* aber schon 765, und C *penamen*, also *benamen*, das bekannte adverb, hat. dies bei Hartmann so beliebte adverb hat Konrad in der Urst. 115, 58. 124, 12 und es dürfte auch hier als hartmannischer anklang im original gestanden haben (im allgemeinen vgl. über sein aufkommen Jänicke Zs. 15, 162). ist das aber zutreffend, dann muss das zu 765 gehörige verbum unmittelbar gefolgt sein, was auch dem stilistischen gebrauch der mhd. erzähler nach eigentlich zu erwarten ist. nun steht 766 in C *geaisten*: ich sehe darin den reflex eines *eischen* oder *vreischen*, schwacher formen, die ja erst im beginnenden 13 jh. den starken platz machen. den vollen originalen wortlaut zurückzugewinnen, fehlt uns freilich nun die überlieferung F.

797. *semperlichen* C gibt zu denken und könnte echt sein.

842. *wuocher* C möchte ich unter den gleichen gesichtspunct stellen.

1054. Für den druckfehler *wolte* statt *solte*, den schon W Grimm richtig erkannte (vgl. Kramm s. 56), sind dessen Kl. schriften IV 134. 337 zu beachten.

1111. 1112. Den unreinen reim *stade : klage*, der Konrads versgefühl trotz Kramm s. 65 unmöglich zuzutrauen ist, hatte schon Bartsch (Germ. 8, 317) in *stade : schade* gebessert: das fragment E zeigt nun, dass er recht gehabt hat.

1117—28. Konrad schließt sein gedicht mit einer künstlichen reimbäufung, einer klangspielerei, die wir dann auch am schluss der Urstende 128, 41—54 widerfinden. es ist klar dass bearbeiter oder schreiber sich in solchen fällen der reimbäufung am leichtesten verführt sehen konnten, des guten noch mehr und



zu viel zu tun und den dichter durch weitere verse eigenen machwerks zu übertrumpfen. dass dies in der Himmelfahrt geschehen ist und dass Pfeiffers text, der alles aufnahm was ihm seine handschriften boten, obwol ihn eine unrein reimende zeile hätte stutzig machen sollen, apokryphes enthält, beweist uns das fragment E. hier finden sich nun folgende 7 zeilen auf -ôz: 1117. 1123. 1121. 1122. 1124. 1127. 1128; die in einen neuen reim übergehenden verse 1129. 1130, die das geistliche gedicht mit einem 'amen' glauben schliessen zu müssen, die aber hinter der reimhäufung, die sehr passend, weil wahrhaft wie sonst ein dreireim abschliessend ungerade verszahl zeigt, ganz und gar nicht an ihrer stelle sind, hat E überhaupt nicht, und sie sind unecht. damit entfallen für Konrad laut E nicht nur die triviale bemerkung *diz was uns ein vil salic lôz* und der geschmacklose *klôz, der von des tiuvels rachen dôz*, sondern auch der unreine reim *entslôz: erkôs*, über den sich nur Kramm so naiv mit der bemerkung hinwegsetzen konnte (s. 65): 'die ungenauigkeit bemerkt man blofs in der schrift: in der aussprache sind die consonanten s und z gleich'. damit ist auch der letzte unreine reim aus der Himmelfahrt verschwunden. ich möchte glauben dass auch der reimhäufung am schluss der Urstende ungleiche verszahl zukommt, zumal ihre 14 zeilen das doppelte derjenigen der Himmelfahrt ausmachen würden. sind diese von 7 auf 12 erweitert worden, so müste man, die gleiche ausdehnung des reimspiels vorausgesetzt, für die Urstende höchstens 9 zeilen erwarten. meinem persönlichen empfinden erregen die verse 128, 48—50 und 53. 54 aus inhaltlichen oder stilistischen gründen lebhaft zweifel. eine sicherheit ist hierin aber nicht zu erreichen.

Man wird mir zugeben dass die resultate dieses kritischen streifzuges überraschend sind. zusammenfassend möcht ich noch zweierlei bemerken. Konrads stil zeigt trotz der anklänge an Hartmanns und besonders Gottfrieds art doch im wesentlichen ein rückwärts gewantes gesicht und ist fest im stil der geistlichen dichtung des 12 jhs verankert, die ihm seine vorbilder darbot. das würde noch deutlicher werden, wenn das 12 jh. nicht in unsern wörterbüchern vielfach so stiefmütterlich behandelt wäre, und es wäre mir ein leichtes, aus den reichen und fast vollständigen lexikalischen sammlungen, die ich mir seit über vier decenniën consequent für dieses gebiet angelegt habe, diese behauptung durch eine reihe höchst merkwürdiger parallelen zu belegen. und schliesslich: auf die lateinische quelle Konrads hab ich mich bei den obigen darlegungen niemals bezogen, obwol das an sich wünschenswert sein müste, — weil wir sie nicht haben und nicht wissen, welchen 'Transitus Mariae' der dichter bearbeitet, wie die specielle textfassung ausgesehen hat, die er bei seiner arbeit vor augen hatte.

In der Urstende bilden bekanntlich die anfangsbuchstaben der sinnesabschnitte ein akrostichon: nachdem Wülcker und Bartsch (Germ. 15, 157) die erste entdeckung gelungen war, hat dann Singer (Unters. und quellen für Kelle I 304) den wortlaut endgültig in ordnung gebracht<sup>1</sup>. die frage ligt nahe, ob auch die Himmelfahrt vielleicht ein akrostichon enthält, das dann natürlich nicht den namen des dichters, den er ja im texte selbst vers 20 nennt, verriete, wol aber einen persönlichen geleitswunsch oder ein paar gebetsworte an Maria aussprechen könnte. die beantwortung dieser frage wird dadurch erschwert, dass die texte so stark von einander abweichen, dass die initialen nur für DEF in den abdrücken angegeben sind, da Pfeiffer sich nicht darüber äußert, ob seine absätze durch die initialen von ABC begründet sind oder nicht, endlich dadurch dass die initialen Pfeiffers fast nur vulgärbuchstaben der satzeingänge zeigen. ich habe mich lange, aber bisher vergeblich bemüht, mit den initialen von DEF einige teile eines etwaigen akrostichons zu gewinnen: nur 279. 317. 339. 359. 379 (*ez*) scheinen das wort *wunne* zu ergeben. ich möchte darum die frage noch nicht absolut verneinen: vielleicht ist jemand findiger als ich. dass akrosticha, weil nicht bemerkt, in den handschriften zerstört werden, hat uns jüngst wider Rudolfs Alexander gezeigt (vgl. Junks ausgabe s. 754).

## 2. ZUR URSTENDE.

Der text der Urstende ist uns nur in einer handschrift und zwar in nicht schlechter, wenn auch sehr flüchtig niedergeschriebener fassung erhalten. leider haben wir bis heute noch keinen hergestellten text mit vernünftiger interpunction, was sehr zu bedauern ist. eine gröfsere zahl von besserungsvorschlägen haben, nachdem der herausgeber Hahn mit einer kleineren auslese vorangegangen war, Bartsch (Germ. 8, 328) und Sprenger (ebenda 28, 85) vorgelegt, der letztere ohne auf den ersteren zurückzugreifen, so dass nun vieles doppelt im gleichen sinne besprochen worden ist. es wird nicht überflüssig erscheinen, wenn ich im folgenden die weiter noch nötigen, oft sehr nahe liegenden verbesserungen zusammenstelle, die in der regel einer näheren begründung und rechtfertigung nicht bedürfen. ESchröder hatte die liebenswürdigkeit, mir eine reihe von ihm vor längerer zeit

<sup>1</sup> Nur seine ersetzung von *ein engel* durch *angelus* 126, 30 will mir nicht in den sinn: da auch 116, 5 und 120, 11 der unbestimmte artikel mit anlautendem *e* benutzt werden muss, kann man nicht einfach *ain* schreiben. schrieb Konrad etwa *ain* und wertete den anlaut nach bedürfnis zweifach? auch 111, 38 könnte man *eine* statt Singers *ene* lesen im hinblick auf Renner 16 145—59. 20 327—35. 21 027—35. 22 841—45, wo es sich allerdings immer um aufzählungen handelt. 113, 13 hatte Bartsch vor entdeckung des akrostichons (Germ. 8, 329) *sin* statt *ein* vermutet, was sachlich weit besser sein würde, aber nun doch wol nicht mehr angeht.

gefundener besserungen und vorschläge zur ergänzung der meinigen zur verfügung zu stellen, wofür ich ihm herzlich danke. ich habe sie im folgenden in eckige klammern eingeschlossen.

103, [6 *anbegin* (oder *anenge*), da der vers sonst zu kurz ist.] 9 *ze hören*; [25 *alsô*;] 26 *genuoge sô überünstig* (Bartsch wollte *urbünstig*, was ich aber nur in jüngeren texten finde; vgl. *ubirunst* Hartm. Glauben 1865 und Spec. eccles. s. 98); 36 *ich unwillig*; 52 *sîn verswigen*; 55 vielleicht *marcte*; [62 *swaz ander mære*]. — 104, 13 *die heiligen*; 24 *palme man bi wege*; 42 *gerreischent*; [*niumære* (das compositum veraltet im 13 jh., vgl. übrigens Kehr. 11 534 ff); 50 *einen rât oder iuch wise*;] 51 *der uns*; [62 *sicher*; 84 *sîn*]. — 105, 13 *rechte vîent* (Schr. will *rehter rede* behalten, das im sinne von *redeliche* stehn könne); 29 *sich in*; [37 *bat in dô daz*]; 42 *si in*; [53 *ein grôz oder grôzez*; 58 *daz geschach*]. — 106, [5 *gein dem*;] 11 *liezen*; 39 *jener*; [48 *in der hs. zigen aus zugen* geändert, vgl. 85.] — 107, 19 *die liute die*; [31 Lexers änderung *tischkrûme* ist gewis unnötig; vgl. 'abraum', 'abräumen' DWb. I 85 f;] 35 *iu*; [66 *daz er der*;] 86 *nâ merke*. — 108, [17 *ohne und*;] 25 *sô in*; 30 *teilnünftic* (Mhd. wb. II 1, 373 a); [34 *wer*;] 86 *in*. — 109, 29 *hôchzît* (vgl. 110, 47); [60 *wunderzeichen* oder mindestens *gesagen*, da dreihebige verse für Konrad undenkbar sind]. — 110, 37 *reip* (Gombert s. 40); [45 *dû was*; 78 *hân genant*]. — 111, 11 *die ze*; 29 *erbarmeclichez*; [57 *beidemal heiden*;] 68 *rohen* (Haupt zu Serv. 1322). — 112, [32 *gesprach*;] 51 *schinet* (Schröder will *schouwet* und 52 *disen*); 71 *er hete im* (vgl. Greg. 1272, welcher vers dem dichter im sinne lag); 72 *wurden im*. — 113, [22 *geît*; 57 *geloufen dar*;] 77 *unz*. — 114, 54 *erkukte in*; 81 vielleicht *tor* (vgl. 118, 72 *tür und tor*). — 115, 22 *wand er*; [27 *verschertet* : *verwertet*; 52 *mit einander*]. — 116, [6 *man erwartet endelösen* : oder gehört *unendelösen* in das kapitel von 'sich nicht entblöden?']; 18 *wîze* (vgl. 123, 23. 128, 50); [36 *die verderbnis cheben* scheint mir weder durch *lieben* noch durch *knaben* (Lex I 1533) verständlich gemacht (*knaben* obenein ein unmöglicher ausdruck für die apostel); 57 *beruochen*]. — 118, 57 *si sich heten*. — 119, [17 *in der naht*;] 21 *ist iu von uns*; [59 *seine*;] 81 *dîn êre*; 82 *wer*. — 120, 58 *drî* (vgl. 121, 3). — 121, [43 *stæte und vaste*;] 63 *tempel*. — 122, 41 *und der*; 47 *dâ vreude* (vgl. Himm. 920); 53 *tôten*; [79 *gebeiten*;] 81 *ohne iu*. — 123, 4 *die*; [65 *unsübern*]. — 124, [62 *al der*;] 71 *und daz*; [79 *wærez*]. — 125, 1 *bekert* ('fegt aus' = Himm. 966); 40 *mînem*; 61 *manîgen tac*. — 126, [17 *stieze*;] 56 *der*; 66 *ouch in in*. — 128, [41 *für alle zît*; 50 *wîze*; 51—54 sind unechter zusatz; vgl. hierzu oben s. 280] — die noch vorhandenen anstöße 115, 41. 119, 16. 123, 70 vermag ich nicht zu beheben.

Jena.

Albert Leitzmann.

ZU MAI UND BEAFLOR. *der tumbe und der wîse* 90, 14. so list der herausgeber mit B, während A, die nach seiner eigenen ansicht (s. XVII), die durch die dissertation von Schultz (Leipzig 1890) durchaus bestätigt worden ist, altertümlichere und bessere hs., *grîse* bietet. Schultz (s. 12) bemerkt, man 'begreife kaum', wie der schreiber von A *wîse* habe in *grîse* entstellen können. die sache ligt aber umgekehrt: der schreiber von B hat vielmehr aus seiner neigung heraus, idiotismen auszumerzen, *grîse* durch das geläufigere *wîse* ersetzt. die wortgruppe *tumbe unde grîse* entnahm der dichter aus Wolframs Tit. 70, 1. 170, 3, dem er ja auch sonst verpflichtet ist, wie Wächter in seiner dissertation (Erfurt 1889) s. 49 etwas zuversichtlicher hätte behaupten sollen; vgl. auch noch 180, 5 *er wære junc oder grâ*. die stilistische abhängigkeit des Mai von Wolfram, für die Wächter allerhand zusammengestellt hat, geht überhaupt erheblich weiter als man bisher gesehen hat. ich weise, ohne aufzählung der belegstellen aus beiden dichtern zu geben, auf folgende wendungen hin: *âvoy, klâr, niht vermîden, liehtgemâl, die hôhen (hochsten), grôz niht kleine* und ähnliches, *bekant* mit adjectiven, *kunt, sunder bart, gebendiu hant, zornes site, epitaphium*, substantivierte infinitive usw. usw. aber die wolframianismen bleiben bei dem dichter ein aufgehefteter zerrath: Hartmann und Gottfried sind seine wahlverwanten vorbilder, in deren gefolgschaft er ohne allen zweifel gehört. was Wächter (s. 37) anapher nennt, das spielen mit worten und gegensätzen, ist auf den einfluss Gottfrieds zurückzuführen.

*daz si solden den lip urbæren durch diu wip* 103, 15. beide hss. haben *urbaren*, was Schultz (s. 56) einsetzen will. natürlich ligt auch hier ein wolframianismus vor und es muss *urborn* heißen, wie auch 83, 9 *urborten* aus den verderbten formen der handschriften (*urworten* A, *verwarten* B) richtig hergestellt worden ist. *urbâren* (Lexer II 2000) ist ein ganz andres wort.

In dem liebesbrief 129, 14 *vîl lieplich liep, ich enbiute dir* hat der herausgeber ohne grund das in beiden handschriften stehnde substantiv gestrichen und nun *vîl lieplich* adverbial gefasst. mir scheint gerade die häufung der kosenden anreden stilvoll und charakteristisch zu sein.

Das citat aus Salomons proverbia (10, 26) 130, 3—10 erklärte der herausgeber für eine interpolation, und Schultz (s. 39) stimmt ihm darin bei. Wächter hat dem (Zs. f. d. ph. 23, 491) mit vollem recht widersprochen. die gleiche bibelstelle wird auch von Hugo von Trimberg im Renner 18305 citiert.

*daz hât mich gar ersuochet* 146, 40. die wörterbücher erklären *ersuochen* hier mit 'reizen, aufregen, gleichsam hervor-suchen'. ich möchte lieber *daz hete ich gerne ersuochet* in der gewöhnlichen bedeutung des wortes 'ergründet' lesen.

*zwîvel noch arcwân dehein wart nie gesamet under uns zwein*



177, 37. es muss doch wol *gesâmet* 'ausgesät' heißen: vgl. Grimm zu Athis F 22 und Benecke zu Iw. 8065.

*daz im diu ougen wurden vol zehar und sîfte sêre* 213, 4. B hat *er zühert*, und das ist aus zwei gründen das echte, dem sprachgebrauch des Mai entsprechende: er liebt einmal die wendung *diu ougen werdent vol* ohne zusatz eines erläuternden genetivs (127, 22. 221, 6. 235, 40), die ich sonst nur aus der Rabenschlacht 183, 4. 381, 4 kenne; anderseits kennt er das verbum *zehern* (221, 9).

Schließlich noch einmal die frage: wem verdanken wir die Leipzig 1848 als siebenter band der 'Dichtungen des deutschen mittelalters' erschienene ausgabe von Mai und Beaflo? auf dem titel und unter dem vorwort ist kein herausgebername genannt. als herausgeber galt allgemein Pfeiffer, der ja für die gleiche sammlung 1843 Rudolfs Barlaam, 1844 Boners fabeln und 1847 Wirnts Wigalois bearbeitet hat, alle drei natürlich unter seinem vollen namen (vgl. im allgemeinen Bartschs biographie Pfeiffers im Briefw. zwischen Lassberg und Uhland s. XXXVIII). in bezug auf den Mai sagt nun Bartsch (ebda s. XLVII): 'Es waren persönliche verhältnisse, die ihn bewogen, sich nicht zu nennen, und auf die wir nicht näher einzugehen brauchen'. dem steht entgegen ein brief Vollmers an den verleger Basse vom september 1838 (Dammann Aus den pap. der Bassetischen buchh. s. 57), worin dieser eine ausgabe des Mai anbietet; mit dem namen Vollmer sind auch eine reihe von besserungen im lesartenapparat der ausgabe bezeichnet. schon Schultz, dem die briefstelle Vollmers noch gar nicht vorlag, hat (s. 1) Pfeiffer 'im verein mit' Vollmer als herausgeber bezeichnet. wer ist aber nun als eigentlich verantwortlicher herausgeber anzusehen? sicherlich nicht Pfeiffer. er war ein guter kenner der mhd. sprache und des stils der höfischen zeit: die behandlung des textes jedoch und die in den apparat eingestreuten sprachlichen bemerkungen zeugen an manchen stellen von so starker unkenntnis, dass sie Pfeiffer unmöglich zugetraut werden kann. er hatte z.b. sicherlich nicht die 3. plur. der präteritopräsentia mit -t und attributives *dehein* im nominativ mit casusendungen angesetzt (vgl. Schultz s. 56); das ganz geläufige *enblanden* konnte ihm unmöglich unbekannt sein (im apparat zu 118, 40 wird ein gar nicht existierendes *erblanden* vorgeschlagen, während zu 70, 14 schon das richtige stand); auch *gern* als kunstaussdruck vom falken musste ihm sicherlich bekannt sein (zu 111, 20 wird ganz töricht *strites gerte* vermutet). wenn Pfeiffer an der ausgabe teil hat, was nach Bartschs bericht wol nicht ganz abgelehnt werden kann, so hat er vielleicht nur die vorrede geschrieben: text und apparat können ihm meiner ansicht nach in der druckgestalt nicht vorgelegen haben, ohne dass seine bessernde hand sich geregt hätte.

Jena.

Albert Leitzmann.

ZUM GREGORIUS PECCATOR. Arnolds von Lübeck lateinische übersetzung von Hartmanns Gregorius ist uns leider nur in später, schlechter überlieferung erhalten und zudem von dem ersten herausgeber (von Buchwald, Kiel 1886) durch zahllose lesefehler und flüchtigkeiten entstellt. das wuchernde unkraut im text ist durch Steinmeyers genaue und scharfsinnige revision (Anz. XII 200) zum allergrößten teile ausgerodet worden; eine zweite reihe besserungen, verbunden mit litterargeschichtlichen beobachtungen, verdanken wir Seelisch (Zs. f. d. ph. 19, 121). seitdem ist der text als solcher lange zeit unbeachtet liegen geblieben, und Arnolds werk wurde nur stofflich im h Hinblick auf Hartmanns gedicht als hülfsmittel herangezogen (vgl. meine bearbeitung von Pauls kleiner ausgabe s. IX anm. 2). erst 1914 erschien eine Leipziger dissertation von Schuppe (Zur textkritik des Gregorius peccator Arnolds von Lübeck), die mit hülfe der schallanalytischen methode zu weitgehenden, radicalen eingriffen in die überlieferung gelangte. dass diese methode in den händen ihres sie immer weiter verfeinernden und vervollkommnenden begründers und meisters Sievers eine reihe bedeutsamer, überraschender und vielfach überzeugender ergebnisse erzielt hat, kann niemandem zweifelhaft sein, der, mit der erforderlichen reagenzfähigkeit und dem nötigen guten willen zu unvoreingenommener prüfung begabt, einmal gründliche controlversuche angestellt hat. den ergebnissen Schuppes für den lateinischen Gregorius vermag ich jedoch auf grund solcher nachprüfung nur sehr wenig zustimmung zu zollen. die methode wie er sie verstanden und verwendet hat, hat ihn arglos über eine reihe schwerer gebrechen des textes hinweggleiten lassen, ohne dass er auch nur die ahnung eines hindernisses empfunden hätte, und er hat damit auch für viele seiner sonstigen aufstellungen glauben und vertrauen verwürkt. ich führe ein paar beispiele an, um zu zeigen, wie harthörig Schuppes analysierende obten gewesen sind. das sinnlose *hominum* 1,531 lässt er unbeanstandet durchgehn und macht (s. 28) eine 'metrisch und melodisch notwendige' conjectur an dem vorhergehenden worte, während schon Steinmeyer das allein richtige *hominium* (ein wort das Arnold auch in der Slavenchronik 2, 7. 17; 3, 1. 2. 7; 4, 3. 8 verwendet) eingesetzt hat (Steinmeyers und Seelischs textbesserungen finden überhaupt bei Schuppe keine berücksichtigung). dass 2,653 statt *piscatoris* vielmehr *piscantis* zu lesen ist und dadurch ein hexameter entsteht, hatte gleichfalls Steinmeyer richtig gesehen: Schuppe findet sich mit dem gegebenen ab. seine bemerkung zu *cusu* 3,387, woraus er (s. 44) ein gänzlich sinnloses *cursu* machen will, geht völlig in der irre: die von ihm abgelehnte interpretation ist wegen II reg. 18,21 die allein richtige. dass es 1,862 *limina*, 2,23 *ornatus*, 2,36 *viderunt*, 2,67 *tenui*, 2,112 *perspicere*, 2,402 *micat*, 2,708 *discere*, 4,623 *plus* heißen muss,

alles schon von Steinmeyer und Seelisch gefundene besserungen, hat er mit hülfe seiner methode nicht bemerkt. eine methode aber die so oft versagt, wo der grobe fehler der überlieferung klar am tage ligt, muss die stärksten zweifel gegen sich erwecken. zahllose änderungen Schuppes sind dadurch bedingt, dass er das nebeneinander auftactiger und auftactloser, jambisch und trochäisch beginnender verse aus versmelodischen gründen zu gunsten der erstgenannten versart glaubt ausgleichen zu müssen. nur setzt er sich durch dieses schematisierende vers-princip in fundamentalen gegensatz zu den resultaten WMeyers, der für die lateinischen verse des 12 und 13 jhs gerade dieses nebeneinander als die rhythmische regel erwiesen hat (Ges. abb. zur mlat. rhythmik I 243). wenn Meyer übrigens diesen metrischen zustand durchweg auf den einfluss der deutschen verskunst der zeit zurückführen will, so mag das in dieser all-gemeinen ausdehnung strittig sein: in unserm speciellen falle scheint es mir zweifellos, dass Arnold von der rhythmik Hartmanns zwangsweise beeinflusst worden ist. der metrische formwille des dichters ist in den drei ersten kapiteln (bis 1, 234 etwa) durch die überlieferung des schreibers, der ihn nicht sich zu assimilieren verstand, so stark verwischt und verundeutlicht worden, dass für uns kein klares bild sich abzurunden vermag: denn dass der dichter selbst so haltlos geschwankt habe, wie es nach der handschrift erscheint oder wie ihn Schuppe sich metrisch expectorieren lässt, davon kann ich mich nicht überzeugen. jedenfalls stecken in dieser partie, die im wesentlichen poetische prosa mit reimen ist, mehr leoninische hexameter als man bisher gesehen hat: dass solche 1, 7 durch streichung von *et*, 1, 16. 17 durch streichung von *divitiis* und *eis*, 1, 27 durch streichung von *fit*, 1, 139 durch streichung von *eadem*, während sich im übrigen alles aufs beste fügt, leicht hergestellt werden können, kann unmöglich zufall sein. die vollständige herstellung der ganzen eingangspartie scheint mir allerdings nicht möglich zu sein. auch der prosa seiner chronik streut Arnold mit vorliebe hexameter oder teile von solchen ein (vgl. 1, 10. 11; 2, 14. 18. 22; 3, 3. 5. 7; 4, 1. 7; 5, 26. 30 (gereimt); 6, 13; 7, 13 antik gebaute, 2, 22; 5, 24; 7, 13 leoninische).

Über die bildung des dichters hat bereits Seelisch einige beobachtungen zusammengestellt; dann ist Mey im ersten anhang seiner 1912 erschienenen Leipziger dissertation (Zur kritik Arnolds von Lübeck) verschiedentlich auf sie eingegangen. biblische gedanken, motive, gestalten begegnen vielfach im Gregorius, wie denn auch zahlreiche reminiscenzen an die sprache der vulgata zu beobachten sind, für welche letzteren eine zusammenstellung bisher fehlt und auch von mir nicht beabsichtigt ist. ich möchte nur folgende bisher unbeachtete beziehungen hervorheben. der *quatrivanus duricia petrae conditus* 1, 288 ist Lazarus nach

Joh. 11, 17. Petri tränen 1, 617 weisen auf Matth. 26, 75 und Marc. 14, 72; 1, 639 auf prov. 31, 10. 1, 678 citiert fast wörtlich psalm 33, 22; ebenso 3, 360 Joh. 14, 6. 3, 443 umschreibt Matth. 12, 31 oder Marc. 3, 28. 4, 77 geht auf die ähnlichen aussprüche Joh. 15, 19. 17, 14 zurück, combinirt vielleicht noch mit II Tim. 3, 12. auch Arnolds chronik gibt belege für biblische reminiscenzen. — Eine eigene bewantnis hat es mit den zeilen 1, 487, die, anknüpfend an ein wort über den *fidelis amicus*, lauten: *ipse enim diu quaeritur, vix invenitur, difficile servatur* (so ist statt *observatur* zu lesen). die metrik dieser zeilen hat bisher weidliches kopfzerbrechen hervorgerufen: Steinmeyer sieht darin 'ganz unscandierbare verse', Seelisch gibt ihnen (s. 125) eine unmögliche rhythmisierung, ebenso auch Schuppe (s. 27), der ausserdem aus melodischen gründen *quaeritur diu* lesen will. Mey (s. 94) erklärt die sätze für eine 'unnötige tirade' Arnolds. alle diese meinungen gehn fehl, denn wir haben es mit einem reinen prosasatz zu tun, der mir seit meiner tertianerzeit als musterbeispiel der lateinischen schulgrammatik geläufig und aus Hieronymus entnommen ist, der ihn zweimal und zwar das einermal aus *cujusdam controversia* citiert (ep. 3, 6; in Mich. 2, 7). der satz ist also ein citat, und 'citare durchbrechen die rhythmische form' (WMeyer Ges. abh. II 377).

Über antike anklänge bei Arnold hat gleichfalls Seelisch und dann Schuppe (s. 37) einiges zusammengestellt. bisher nicht angemerkt sind folgende reminiscenzen: *vela damus* 2, 3 aus Vergils Aen. 3, 191; *verba precantia* (so hatte schon Steinmeyer den fehler *precantica* verbessert) 2, 253 aus Aen. 7, 237 und Ovids metam. 6, 164 (nur diese eine stelle gibt Schuppe). 7, 590. 9, 159; *si vox adesset ferrea, linguarum centum copia* 2, 541 aus Aen. 6, 625 *mihi si linguae centum sint oraue centum, ferrea vox* (Mey s. 83 hält diese bilder für Arnolds originales eigentum). die chronik enthält eine noch reichere blütenlese antiker citate: aus Cicero (Laelius im prolog), Horaz (ars poetica im prolog, ferner 3, 6; 5, 7; 7, 8. 16; episteln 7, 16), Ovid (ex Ponto 3, 13; 7, 13; fasti 2, 14; heroiden 4, 2; remedia amoris 2, 4; tristien 2, 15), Statius (5, 10), Vergil (Aeneis 5, 28; eklogen im prolog, ferner 3, 19. 5, 29. 6, 6. 7, 18).

Ich schliesse mit einer reihe von besserungen zum text: prolog 2, 1 *scenicis* scheint mir einen fehler zu enthalten; ist vielleicht *obscenis* zu lesen? gemeint ist doch Hartmanns *daz nâch der werlde lône stât* (4). 2, 7 *descendit* (nach Luk. 10, 30). — 1, 1 *alluit*. 146 vielleicht *fidum* (oder *carum fratrem*), wodurch ein hexameter entstehn würde. 259 *machinare*. 591 *eam mandat* (*sororem* wol zu streichen). 908 *sint*. — 2, 12 *ipsa per istum*. 76 *vitamque*. 160 *instruxerat*. 237 *confisi*. 355 *contulerant*. 373 *clam* statt *occulte*. 394 *gratissime*. 471 *respiciet*. 475 *his*. 629 *morti*. 695 *ut plus sit*. 712 *et* zu streichen. 732 *volens*.



846 *nolo*. 1207 *quid?* 1348 *turbæ multæ*. 1409 *eligit*. 1443 *revertar*. — 3, 203 *edit*. — 4, 265 *propera*. 333 *singultuum*. 365 *suspicitur*. 996 *artificio*. 1231 *absorptus*.

Jena.

Albert Leitzmann.

ULINGER. Gerade weil die aufzeichnung unserer volkstümlichen balladen so spät einsetzt und dann neben der der Dänen und Engländer nicht nur zahlenmäÙig, sondern auch in der bewahrung altepischer werte weit zurücksteht, muss jeder mögliche anhalt zur altersbestimmung aufgespiirt werden. für das volkslied vom Ulinger, das bei Uhland als nr 74 das II buch, eben das balladenbuch eröffnet, ist ein solcher in dem namen des helden gegeben, an dem Uhland (Schriften IV 58 ff) achtlos vorübergegangen ist — und von den spätern, die man bei Panzer Hilde-Gudrun s. 303 verzeichnet findet, gilt wol das gleiche. unsere überlieferung geht nicht über das 16 jh. (1570) hinauf, es genügt für meinen zweck wenn ich mich an die texte bei Uhland (und das was er im entwurf des commentars hinzufügt) halte. Uhland und sein herausgeber Franz Pfeiffer fassten 'Ulinger' als einen herkunftsnamen (also wie 'Möringer') und verwiesen auf orte d. n. Ohlingen, Uihlingen im Elsass und Baden. aber es ist unzweifelhaft ursprünglich ein taufname, der in dieser art nur in der einen fassung A als *Ulinger* entstellt ist; in B heisst er *Adelger*, in C (nd.) mit einem erst im 16 jh. möglichen doppelnamen *Gert Olbert*; die niederländische version nennt ihn *Halwijn*, was wir wol auf *Adulwin* zurückführen dürfen, in mehreren jüngern fassungen (Uhland s. 60) treffen wir *Ulrich*. höchst altertümlich aber hat das dem 'Ulinger' nahverwandte stück 61 bei Meinert die anrede des verzweifelten mädchens an den mörder: *du Ollegehr!* bewahrt, was Meinert (und ihm folgend Uhland aao. s. 59) als 'du Nimmersatt!' übersetzt. möglich dass es das in der sprache des Kubländchens bedeutete — in wirklichkeit steckt dahinter der name *Uodalgêr*: es ist der ursprüngliche rufname des blaubarts, der einerseits zu *Adalgêr* und den andern *Al*-formen (*Olbert?* *Halwijn?*), anderseits zu *Ulrich* und über *Uiger*, *Uliger* (vgl. *Ruotger* > *Rüdiger*) zu *Ulinger* umgewandelt ward. bei *Gert Olbert* scheint im ersten namen das -ger nachzuspuken.

Nun gehört aber *Uodalgêr* (*Uodilgêr*) zu den seltenern namen: er verklingt zeitig im 13 jh. das gedicht mit dem so benannten helden kann unmöglich diessseits 1300 entstanden sein — es ist vielleicht ein jahrhundert älter.

E. S.

**ANZEIGER**  
FÜR  
**DEUTSCHES ALTERTUM**  
UND  
**DEUTSCHE LITTERATUR**

HERAUSGEGEBEN  
VON  
**EDWARD SCHRÖDER**

NEUNUNDVIERZIGSTER BAND

---

BERLIN  
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG  
1930

# INHALT.

	Seite
Abraham a S. Clara, s. Bertsche	
vAbschatz, s. G. Müller	
Alexander, Die bindungen im <i>ljóðahátt</i> , von Kuhn . . . . .	99
Alexis-bund, s. Jahresbericht	
Ammann, Die menschliche rede II, von Hermann . . . . .	49
Ancelet-Hustache, Traité sur l'amour de Dieu, von G. Müller .	205
Bächtold-Stäubli u. Hoffmann-Krayer, Handwörterbuch des deut- schen aberglaubens, von Trier . . . . .	91
Baethgen, Magister Boncompagno 'Rota Veneris', von Schumann	111
Bertsche, Neun neue predigten Abrahams a S. Clara, von Schröder	203
Beyer-Frölich, Deutsche selbstzeugnisse bd I. VI, von Schröder .	160
Biernath, Die alten deutschen straßennamen in Riga, von Schröder . . . . .	64
Böhm, Hölderlin I, von Böckmann . . . . .	38
Bolte u. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- u. hausmärchen der brüder Grimm, von Wolff . . . . .	171
Bolte, Gg Rollenhagens Spiel v. reichen Mann u. armen Lazarus, von Schröder . . . . .	61
Brestowsky, Der Rosengarten zu Worms, von Lunzer . . . . .	9
Brinkmann, Zum ursprung des liturgischen spieles, von Wolff	52
Buchner, Das vizepapsttum des abtes von St. Denis, von Hessel	56
Burdach, Reinmar d. A. u. Walther v. d. Vogelweide, 2 ausg., von Schneider . . . . .	148
WvChatillon, s. Strecker	
Collitz, s. Studies	
Corpus Catholicorum, s. Meisen u. Zoepfl	
Cranc, s. Ziesemer	
Daab, Studien zur ahd. Benediktinerregel, von Schatz . . . . .	149
JvDroste, s. Schulte-Kemminghausen	
Drescher, JHartliebs übersetzung des Dialogus miraculorum von Caesarius v. Heisterbach, von Wolff . . . . .	208
JEck, s. Meisen u. Zoepfl	
Edda, s. Neckel	
Elster, Die Heine-sammlung Straufs, von Schröder . . . . .	158
RvEms, s. Junk	
Epting, Der stil in den lyrischen u. didaktischen gedichten Fr. vHagedorns, von May . . . . .	185
Espérandieu, Inscriptions latines de la Gaule I. II, von Koepf .	144
Eszterle, Lautlehre d. dtschen mundart v. Budakeszi, v. Schröder	66
Flemming, Das schlesische kunstdrama, von Schröder . . . . .	159
Flugschriften zur ritterschaftlichen bewegung 1523, s. Schottenloher	
Fuchs, Th. Murner Von den vier ketzern, von Spanier . . . . .	25
Goedeke, Muncker, Rosenbaum, Grundriss d. geschichte d. deut- schen dichtung aus den quellen. 2 aufl., bd XII, von Strauch	103
Gueterbock, Otto Morena u. s. fortsetzer, von Schröder . . . .	154
WGrimm, s. Schulte-Kemminghausen	
Handwörterbuch des deutschen aberglaubens, s. Bächtold-Stäubli	
Ilanika, Hochzeitsbräuche der Krennitzer sprachinsel, von Hermann . . . . .	50
Hartlieb, s. Drescher	
Ilis, Der totenglaube in der geschichte des german. strafrechts, von Schröder . . . . .	152
Hoffmann-Krayer, s. Bächtold-Stäubli	
Hofstaetter u. Schnabel, Grundzüge der deutschkunde II, von Wolff	51

	Seite
Horner, Politische dichtung vor dem untergang des alten Reiches, von Schröder . . . . .	158
Ibel, Hofmann von Hofmannswaldau, von G. Müller . . . . .	182
Ingerslev, Genie und sinnverwandte ausdrücke in den schriften Friedrich Schlegels, von Rosenfeld . . . . .	57
Jäkel, Lausitzische gotische baukunst und ihre steinmetzzeichen, von Schröder . . . . .	156
Jahresbericht d. Willibald-Alexis-bundes 1. 2, von Ahrbeck . . . . .	199
Jahresberichte für deutsche geschichte 1927, von Schröder . . . . .	150
Junk, Rudolf von Ems Alexander, von Schröder . . . . .	14
Kapff, Vom ursprung und wesen der schwäbischen sage, von Ranke . . . . .	53
Kentenich, Die Genovefalegende, von Ranke . . . . .	54
Kochs, Das deutsche geistliche tagelied, von Schumann . . . . .	116
Körner, Briefe von und an AWSchlegel, von Unger . . . . .	186
v. Kraus, Über einige meisterlieder der Kolmarer handschrift, von Wiefsner . . . . .	129
Kubica, Die deutsche sprache des Florianer psalters, von Schwarz . . . . .	24
Kübel, Das fortleben des Kudrunepos, von Schneider . . . . .	149
vKünssberg, Der wortschatz d. österreich. Allgem. Bürgerl. Ge- setzbuches, von Schröder . . . . .	205
Küpper, Jean Pauls 'Wuz', von Ahrbeck . . . . .	196
Lexner, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 19. aufl., von Schröder . . . . .	155
Deutsche Literatur in entwicklungsreihen: s. Beyer-Frölich, Flem- ming, Horner, A. Müller, Underberg	
Lloyd, Studien zu HvBeringens Schachgedicht, von Schröder . . . . .	156
Martin, Bibliographie der deutschen mundartenforschung und -dichtung 1921—1926, von Steinhauser . . . . .	55
Meier, Zum reimgebrauch im herzog Ernst D u. bei Ulrich v. Eschenbach, von Rosenfeld . . . . .	126
Meisen und Zoepfl, Johs Eck Vier deutsche schriften, von Schröder . . . . .	62
Melchinger, Dramaturgie des Sturms und Drangs, von May . . . . .	28
Menhardt, Handschriftenverzeichnisse der Kärntner bibliotheken I, von Schröder . . . . .	201
Milch, Gustav Adolf in der deutschen u. schwedischen litteratur, von Rosenfeld . . . . .	56
Morena, s. Gueterbock	
Moser, Frühneuhochdeutsche grammatik I, von Jellinek . . . . .	169
AMüller, Märchen der romantik I, von Schröder . . . . .	161
GMüller, vAbschatz 'Anemons und Adonis Blumen', von Schröder —, s. Naumann	61
HvMüller, Zehn generationen deutscher dichter und denker, von Alewyn . . . . .	137
Muncker, s. Goedeke	
Murner, s. Fuchs	
Naumann u. GMüller, Höfische kultur, von H. Schneider . . . . .	132
Neckel, Edda bd I 2 aufl. u. bd II, von Krause . . . . .	1
Német philologiai dolgozatok: s. Eszterle, Vass, Vatter	
Neudrucke: s. Bertsche, Bolte, G. Müller	
LvNordhof, s. Zschaeck	
Olsen, Ættegård og Helligdom, von Neckel . . . . .	94
—, Farms and Fanes, von Neckel . . . . .	94
Orza, Wortvariationen in den handschriften Parzivals, von Hartl . . . . .	176
Polivka, s. Bolte	
Pouzar, Ideen u. probleme in Ad. Stifters dichtungen, von Ahrbeck . . . . .	197
Reckzeh, Grillparzer und die Slaven, von Kommerell . . . . .	193



	Seite
Rehm, Der todesgedanke in d. dtschen dichtung, von Kommerell	31
Reinach, Amalthée, von Schröder	153
Ries, Zur wortgruppenlehre, von Hermann	47
Rollenhagen, s. Bolte	
Rosenbaum, s. Goedeke	
Schatz, Sprache u. wortschatz d. gedichte Oswalds v. Wolkenstein, von Schröder	179
Scherrer, Th. Murners verhältnis zum humanismus, von Spanier	66
Schlegel, s. Körner	
Schnabel, s. Hofstaetter	
Schoemann, Die rede von den 15 graden, von Strauch	131
Scholz, Clem. Brentano und Goethe, von G. Müller	190
Schottenloher, Flugschriften zur ritterschaftsbewegung 1523, von Schröder	64
Schulte-Kemminghausen, Briefwechsel zwischen Jenny von Droste- Hülshoff und Wilhelm Grimm, von Schröder	60
Seip, Trondhjems byavn, von Reichardt	145
Sperl, Naturalismus und idealismus in der ahd. litteratur, von Ehrismann	6
Stoll, F. K. v. Savigny, professorenjahre in Berlin, von G. Müller	206
Strecker, Einführung in das mittellatein, 2. aufl., von Schumann	105
—, Die Apokalypse des Golias, von dems.	112
—, Moralisch-satirische gedichte Walters v. Chatillon, von Walther	121
Studies in honor of Hermann Collitz, von Schröder	200
Teske, Das eindringen der hochdeutschen schriftsprache in Lüne- burg, von Schröder	157
Underberg, Die dichtung der ersten deutschen revolution, von Schröder	160
Unger, Gesammelte studien I. II, von Böckmann	141
Vass, Ofens deutsche gassennamen, von Schröder	65
Vatter, Geschichte des deutschen theaters in Oedenburg, von Schröder	66
Viëtor, Probleme der deutschen barocklitteratur, von Diesch	139
Wagner, Les poèmes héroïques de l'Edda et la saga des Völ- sungs, von Wieselgren	147
Winkler, Deutsches recht im spiegel deutscher sprichwörter, von Schröder	204
Xenia Pragensia, von Schröder	151
Ziesemer, Die prophetenübersetzung des Claus Cranc, von Schröder	202
Zincke, Paul Heyses novellentechnik, von Rosenfeld	58
Zoepli, s. Meisen	
Zschaeck, Levold v. Nordhof, von Schröder	154
DIE LAGE DES DEUTSCHEN WÖRTERBUCHS von Arthur Hübner	73. 163
MISCELLEN	
<i>Herriz?</i> (Rother 2160), von R. Meißner	161
'Sermones nulli parcentes', von E. Schröder	162
NACHRICHTEN	
Preisauflage der Rubenow-stiftung	68
Deutsches Bibel-archiv	68
Dritte auflage von Feists Etymolog. got. wörterbuch	163
Obernesser-Preis Ausschreiben des Elsass-Lothringen-In- stituts in Frankfurt	208
PERSONALNOTIZEN	69. 164. 209
EINGEGANGENE LITTERATUR	69. 164. 210
REGISTER	213

# ANZEIGER

FÜR

## DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLIX, 1. april 1930

Edda die lieder des codex regius nebst verwandten denkmälern hrsg. von **Gustav Neckel**. I. Text, 2. durchgesehene aufl., II. Kommentierendes glossar. Heidelberg, Winter 1927. XII u. 331 ss.; XXXII u. 216 ss.

Seit der klassischen und man möchte sagen ewig jungen ausgabe der Eddalieder durch S. Bugge (Norroen Fornkvæði, Christiania 1867) hat sich keine der späteren Eddabearbeitungen einen so hohen wissenschaftlichen rang und eine so allgemeine geltung errungen wie die Edda von Neckel. welch hoher wertschätzung sich bereits die 1. auflage (1914) erfreute, der noch kein glossar fördernd zur seite stand, zeigt das im verhältnis zu der hochflut von Eddaausgaben recht frühzeitige notwendigwerden einer neuen auflage. diese 2. auflage ist im wesentlichen ein widerabdruck der ersten; nur geringfügige verbesserungen im text und apparat sind vorgenommen worden. und man wird es begrüßen dürfen, dass die gesamtprägung der 1. auflage, die von den lesern als so glücklich erprobt worden ist, keine veränderung erlitten hat; auf der anderen seite freilich hätte im einzelnen vielleicht noch ein klein wenig mehr gefeilt werden können; das weiß der verdiente herausgeber selbst natürlich am besten und entschuldigt manche unterlassungen mit der eile der neuen drucklegung. er hat denn auch im glossarband s. XII noch einige kleine correcturen vorgenommen und außerdem weitere ergänzungen zum I. und II. band in einem besonderen aufsatz 'Zu den Eddaliedern' (Ark. f. nord. filologie 43, 358—373) nachgetragen. was ich darüber hinaus noch wünschen möchte, ist gelegentlich eine etwas weitergehnde berücksichtigung der varianten im apparat. dass dadurch der umfang des bandes nur wenig vergrößert wird, ist ja schon durch das stark beschränkte vorkommen von doppelüberlieferung gewährleistet. da der herausgeber gerade auf die sprache der gedichte mit vollem recht und zugleich mit bestem erfolg besonderes gewicht legt, so hätten vielleicht manche lesarten, die sprachliche, nicht nur orthographische, abweichungen bieten, im apparat aufgenommen werden können. als beispiel erlaub ich mir einige stellen aus der im regius wie in der arnamagnäischen handschrift überlieferten prosaeinleitung zur Völundarkvida anzuführen (Neckel s. 112), *Níðuðr* z. 1, *Níðuðr* A. — *sono* z. 2, *snv* A. — *krómo* z. 5, *komv* A. die angeführten varianten sind gewis von keiner

hohen wissenschaftlichen bedeutung, scheinen mir aber für den leser und besonders für den anfänger im altnordischen, der in unbewachten stunden bekanntlich immer wider mit vorliebe zur Edda greift, ganz lehrreich zu sein. im anschluss an die letzte der angeführten lesungen ist noch eine grammatische einzelfrage aufzuwerfen. der regius schreibt die 3. (bzw. 1.) plur. prät. ind. zu *koma* 13 mal *qomo(m)* ( $q = kv$ ), 7 mal *komo* (*como*). irgendwelche bedingungen für diese unterscheidung hab ich nicht feststellen können. beide formen finden sich sowol in den prosaischen wie in den poetischen partien. trotzdem hält Neckel sich — mit recht — an die unterscheidung der handschrift: er gibt die erste form mit *krómo*, die zweite mit *kómo* wider. gegen eine schreibung *kómo* erheben sich natürlich keine bedenken — *ó* aus *vá* durch kombinierten labialumlaut —, wol aber gegen die schreibung *krómo*. ob nämlich eine derartige form je existiert hat, ist zweifelhaft: entweder blieb das durch einfachen labialumlaut aus *á* entstandene *ǫ* samt dem vorangehenden *v* erhalten (*kvǫmo*), oder die lautfolge *vǫ* wurde zu *ó* umgewandelt. eine form *krómo* wäre nur dann berechtigt, wenn wir für die zeit der Eddalieder auch analogiebildungen wie *vód* (*vada*) zulassen dürften; das wird man indes kaum tun wollen. natürlich ist auch der mittellisl. übergang von *vá* zu *vō* fernzuhalten, zumal dieses mittellisl. neue *ō* von dem ererbten *ó* streng zu scheiden ist, da sich *ō* im neuisl., genau wie altes *ð* in offener silbe, zu einem etwa *uo*-ähnlichen diphthong entwickelt hat (daher schreibung *svo*, *kvodu* usw.), während das alte *ó* ziemlich rein erhalten blieb. wenn also der regius *qomo* schreibt, so dürfte das als *krǫmo* zu normalisieren sein. ganz entsprechend liegen die verhältnisse bei den gleich- oder ähnlichgearteten fällen, z.b. bei den pluralischen präteritalformen von *kreda*. der regius bietet hier drei verschiedene formen: 2 mal *qapo*, 1 mal *qopoz*, 2 mal *kopo*. hiervon dürfte die zu zweit genannte form wiederum als *krǫdoz* zu interpretieren sein und gegenüber der erstgenannten (= *krádo*) eine altertümlichere orthographie aufweisen. dass nicht auch eine dem *qapo* entsprechende form *qamo* im regius vorkommt, beruht vielleicht lediglich auf zufall. N. schreibt an vier stellen *kódo* (in der 1. aufl. jedoch Vm. 33, 1 *kródo*) und einmal *kródoz*. hiezu wäre dasselbe zu bemerken wie zu der schreibung *krómo*. ausserdem verfährt N. im falle *kreda* insofern inconsequenter als im falle *koma*, als er hier die handschriftlichen formendubletten willkürlicher behandelt.

Dasselbe gemisch in der schreibung derartiger formen finden wir schon in den sogenannten ältesten isländischen handschriften<sup>1</sup>. die junge schreibung *kvamo* begegnet dabei nur einmal im Stock-

<sup>1</sup> die folgenden beispiele nach Larsson Ordförrådet i de äldsta isländska handskrifter 186 a. 192 a. die orthographie hab ich in belanglosen puncten normalisiert.

holmer Homilienbuch; das entsprechende *kvapo* ist überhaupt nicht belegt. wenn in derselben handschrift 7 mal der typ *kvómo* und 5 mal der typ *kvomo* belegt ist, so muss das wider als *kvómo* interpretiert werden; so findet man denn auch 1 mal *kvómo* und 1 mal *kvomo* geschrieben. demgegenüber stehn 11 mal *kómo* und 5 mal *komo*. von den entsprechenden formen von *kveda* hat das Homilienbuch je 1 mal die typen *króþo*, *kvþo*, *kvþo*, während belege für den typ *kóðo* in den ältesten hss. völlig fehlen. belege für die schreibung *kóðo* aus späteren handschriften findet man bei Jón Þorkelsson, *Beygning sterkra nafnorda* 285.

Ganz ähnlich liegen die dinge bei den entsprechenden optativformen. N. schreibt in seinem texte z.b. *kæmi*- und *kvæmi*-, während der regius je 2 mal die typen *kæmi*, *kvæmi* und *kvæmi* aufweist. da im regius die umlautsvocale *æ* und *æ* bereits durcheinander geworfen werden, so ligt es auf der hand, *kvæmi*- als *kvæmi*- zu interpretieren. die ältesten isländ. hss. bieten 13 mal den typ *kæmi*- und 5 mal (nur in A.M. 645) *kvæmi*-, nie *kvæmi*-.

Der II. band des werkes gibt in seinem hauptteil den eddischen wortschatz in engstem anschluss an den handschriftlich überlieferten text. darin also dass man hier nicht construierte oder reconstruierte wörter und wortformen findet, sondern nur tatsächlich überliefertes material, ligt ein grosfer vorzug dieses glossars gegenüber dem an sich hochverdienten und unersetzlichen Geringschen wörterbuch und dem *Lexicon poeticum* sowol vom wissenschaftlichen wie vom pädagogischen standpunct aus. freilich ist eine so heillos (trotz dem neuerlichen besserungsversuch von Boer) verderbte stelle wie Vkv. 12, 3 (*bestibyrðima*) in das glossar überhaupt nicht aufgenommen worden; auch die anmerkung zu der stelle im variantenapparat ist vielleicht etwas zu knapp. wie der titel 'commentierendes glossar' andeutet, wird ferner grosfes gewicht auf die wortbedeutung und die satzfügung, überhaupt auf die sprache der Eddalieder, gelegt, während die betr. stellen des textes selbst nur gelegentlich angeführt werden. wer indexmäfsige angaben sucht, hat ja das Geringsche wörterbuch zur hand. weiterhin wird in dem glossar das nordische stets als ein glied der germanischen sprachfamilie behandelt und daher für etymologie, wortbedeutung und syntax immer wider auf ost- und westgermanische entsprechungen hingewiesen. so ist das glossar äufserst praktisch und bequem zu benutzen. es list sich angenehm darin, und man hat nicht den eindruck von toten knochensammlungen und dem moder registratorischer schubfächer, wie sonst so leicht bei der benutzung von glossaren und indices. dass auch in diesem glossar noch gar viele cruces der Eddainterpretation bestehn bleiben musten, wird keinen fachmann wunder nehmen. wir müssen vielmehr dem verf. dankbar sein für so manche neue lösungen die er uns schenkt. die hauptstärke des glossars ligt in der gründ-



lichen und klaren durcharbeitung solcher artikel, die kleinere wörter wie präpositionen, conjunctionen, negationen, partikeln, pronomina u.dgl. zum gegenstand haben. hier ist oft jeder einzelne artikel eine concentrirte syntaktische arbeit für sich.

Bei den einzelinterpretationen schwieriger wörter galt es oft, zwischen stark von einander abweichenden früheren deutungsversuchen zu wählen. ob N. in solchen fällen das richtige getroffen hat oder nicht, bleibt naturgemäß oft dem subjectiven empfinden des kritikers überlassen. es sei mir gestattet, hier zwei fälle solcher art aus der Hymiskvida herauszugreifen: die kenning *brimsvín* 'dünungsschwein' (27, 8) hatte N. selbst früher (Beitr. z. Eddaforschg 83 anm. 2), dem vorbild Sveinbjörn Egilssons und Detter-Heinzels folgend, mit 'walfisch' gedeutet, während er sie jetzt im glossar für eine schiffskennung erklärt. den umgekehrten deutungswechsel hat Gering vorgenommen, der in seinem wörterbuch für 'schiff', jetzt in seinem commentar für 'walfisch' eingetreten ist. ich meinerseits halte die deutung 'walfisch' für die im zusammenhang der stelle einzig mögliche. das entscheidende ist doch wol dass der schiffsschuppen Hymirs kaum so fern dem strande lag, dass Thor das boot erst durch einen bewaldeten talkessel tragen musste. auch wäre es unverständlich, weswegen der dichter besonders hervorheben sollte, dass Thor das boot 'mit rudern und schöpfgerät' zum hofe trug; denn diese geräte machten, im boote liegend, die last nicht wesentlich größer. wol aber bedeutete es einen kraftbeweis mehr, wenn Thor, nachdem er das boot selbst auf den strand gezogen hatte (*vatt upp*), die geangelten wale und dazu noch die riemen und das schöpfgerät allein zum hof schleppte; hierbei mussten ihn diese geräte wirklich viel mehr hindern.

Die andere stelle findet sich Hym. 2, 4: *mjök glikr megí Miskorblinda*. Neckel setzt hier mit Finnur Jónsson (Lex. poet.) in seinem glossar ein masc. *miskorblindi* an und erklärt *mjök miskorblinda* für eine riesenkennung. das ist zweifellos richtig. ich möchte nun auf eine möglichkeit hinweisen, das verzweifelte *miskorblinda* der beiden hss. zu deuten. da A und R auf eine gemeinsame vorlage zurückgehn, so darf man unbedenklich auch mit gemeinsamen fehlern rechnen. ich möchte also mit Rask und Finn Magnussen *mistorblinda* lesen — c aus t durch leicht möglichen schreibfehler — und *mistorblindi* mit 'der nebelblinde' über-etzen (vgl. Bugge zur stelle) und dies wort als eigennamen für einen meerriesen nehmen. 'der sohn des M.' wäre demnach selbst = 'meerriese' (Snorri nennt derartige umschreibungen *vidkenningar*). nun ist die verbindung mit dem meerriesen *Vidblindi* in einer strophe des Hallar-Steinn klar: dieser skald gebraucht nämlich eine kenning *Vidblinda góltr* im sinn von *hvalr*, und Snorri bemerkt dazu, dass *Vidblindi* ein wale angelnder riese sei. *Vidblindi* ('der waldblinde') und *Mistorblindi* ('der nebel-

blinde') gehören nun offenbar eng zusammen; es mögen zwei riesenbrüder gewesen sein, von denen irgend eine uns nicht bekannte sage erzählte. so lösen sich die schwierigkeiten besser, als wenn man nach einer vermutung Detter-Heinzels *viþblind* überhaupt für *miscorblinda* einsetzen wollte. D.-H. verkennen auch die verwendung der gerade in der Hymiskvida so beliebten *viðkenning*.

An manchen stellen wünschte man in dem commentierenden glossar vielleicht ein wenig mehr ausführlichkeit. wenn z.b. *brim* einfach mit 'schwert' übersetzt wird, so scheint mir das etwas allzu knapp; für den anfänger sollte die beziehung zu *brim* 'dünung, brandung' hergestellt werden. — gelegentlich scheint auch ein stichwort völlig ausgefallen zu sein; mir ist in dieser beziehung das fehlen von *orkostr* und *þogull* aufgefallen. eine systematische jagd nach solchen ausreißern hab ich nicht an gestellt.

Grösten dank wird sich der verf. bei allen benutzern seines glossars durch die voraufgehnde einleitung erwerben, in der er die sprache und metrik der Eddalieder kurz behandelt. die heimat des cod. regius wird hier dem nordwesten Islands (gegend des klosterns Þingeyrar) zugeschrieben. die nähere begründung hat N. in einer sehr minutiösen untersuchung über die vocale in den schwachbetonten silben (PBBeitr. 40, 48 ff) gegeben. der regius gehört im allgemeinen zu der klasse isländischer hss., die in den schwachbetonten silben im wesentlichen *i* und *o* schreiben. auf grund einer urkunde des klosterns Þingeyrar (um 1200) weist N. diese hss. dem nordwestland zu. ob diese eine urkunde wirklich eine hinlänglich starke grundlage für die gezogenen folgerungen ist, mag mancher bezweifeln; ich selbst bin freilich geneigt hier zuzustimmen. N.s unbestrittenes verdienst ist es jedenfalls, die bislang allgemein geltende orthographische hege monie der sog. ältesten isländ. handschriften gebrochen zu haben, indem er einen guten teil ihrer schreibeigentümlichkeiten (z.b. -e, -o, -þ-, -sk, es) nicht zeitlich, sondern landschaftlich erklärt. seine ausführungen sowol in dem genannten aufsatz wie in der einleitung zum glossar sind schlagend. sehr dankenswert ist auch die aufzählung einiger wirklicher altertümlichkeiten der eddischen sprache; nur vermiss ich hier hinweise auf altertümliche züge in der syntax, z.b. die freie stellung des verbs im hauptsatz, der wir auch in den urnordischen runeninschriften begegnen. hierüber liefse sich manches wichtige sagen. ausgezeichnet ist schliesslich die knappe charakterisierung der eddischen metrik, nur erscheint sie mir für den anfänger etwas zu schwer. dazu noch eine einzelheit: dass die Hymiskvida wegen der stark normalisierten metrik zu den jüngeren gedichten der Edda gehört, glaub ich nicht, kann zumindest nicht diesen grund gelten lassen. man kann anderseits anführen — worauf N. selbst

an einer anderen stelle der einleitung aufmerksam macht —, dass *hof* in der *Hymiskvida* noch die alte bedeutung 'hof' hat. der dichter der *Hym.* lehnt sich in stil und metrik stark an die hofskalden an, was für seine zeit natürlich nichts beweist.

Dass sich das Neckelsche glossar mit seiner fülle von aufschlüssen und anregungen bei lernenden und lehrenden viele freunde gewinnen möchte, ist ein wunsch, der heute, mehr als zwei jahre nach dem erscheinen des buches, nicht mehr erst ausgesprochen zu werden braucht. möge auch der verehrte verfasser viel freude an der weiteren entwicklung seines Edda-werkes erleben!

Königsberg in Pr.

Wolfgang Krause.

---

**Heinrich Sperl**, *Naturalismus und idealismus in der alt-hochdeutschen literatur*. dargestellt am Hildebrands-, Ludwigs-, Gallus- und Georgslied. [Bausteine zur geschichte der deutschen literatur hrsg. von F. Saran bd XXIII]. Halle, Niemeyer 1928. X u. 202 ss. 8<sup>o</sup>. — 7 m.

Die arbeit ist in geistesgeschichtlicher betrachtungsweise angelegt, die grundlinien sind also nach einer bestimmten methode gezogen, uzw. in ideengeschichtlicher richtung. ausgegangen wird von einem allgemeinen grundgedanken, dieser wird dann durch die manigfaltigen erscheinungen hin verfolgt, und somit bildet die analyse wider eine bestätigung der ursprünglichen voraussetzung. diese nun besteht in dem begriffspaar 'naturalismus und idealismus', das Dvořák in seiner bekannten abhandlung als grundform der mittelalterlichen kunst aufgestellt hat. freilich sind nur die wörter daher entnommen, der sinn den Sperl hineinlegt ist anders gewendet als bei Dvořák. Sp. gibt in der 'vorbemerkung' s. 1 f die definition: naturalismus oder realismus ist das streben, die sinnenwelt unter ausschaltung übersinnlicher einflüsse möglichst aus sich selbst zu erklären, idealismus bezeichnet das streben, die sinnenwelt der wirkung übernatürlicher kräfte zu unterstellen. später, beim abschnitt über das Ludwigslied (s. 133) hat er diese begriffsbestimmung concreter veranschaulicht: Gott greift tätig in die irdische handlung ein.

'Geistesgeschichtliche' betrachtung der mittelalterlichen literatur muss von der religion, den christlichen glaubenstatsachen ausgehen. solche sind: der heilsgedanke, die erlösungssehnsucht, irdische vergänglichkeit und himmlische seligkeit, diesseits und jenseits, welt und Gott, natur und Gott, sünde und gnade, natürlich und übernatürlich, sinnlich und übersinnlich. man kann diese beiden pole der mittelalterlichen seinsordnung auch naturalismus und idealismus nennen, man setzt eben dann nur andere worte für die gleichen begriffe ein. literaturgeschichtlich entspricht im großen und ganzen weltliche und geistliche dichtung (wobei natürlich übergänge stattfinden). der unterschied zwischen

weltlicher und geistlicher dichtung ist im bewusstsein des mittelalters selbst verwurzelt, Otfrid stellt in seiner widmung an Liutbert die süßigkeit der evangelien dem 'laicorum cantus obscenus' entgegen (vgl. auch Hartmanns prolog zum Gregorius, Rudolf vEms im Barlaam u.a.). — Forschungen wie Günther Müllers Gradualismus und H. Brinkmanns Diesseitsstimmung sind naheliegender und aufschlussreicher als kunsttheoretische deutungen. wie man sich mit solchen auseinandersetzt, dafür gibt Brinkmanns aufsatz 'Zur geistesgeschichtl. stellung des deutschen minnesangs' ein beispiel. philosophische oder kunsthistorische kategorien wie naturalismus und idealismus sind vereinheitlichende allgemeinbegriffe, die die litteraturgeschichtlichen, historischen und theologischen fundamentalsätze nur umhüllen und zudem die ideen der gedichte nicht restlos zum ausdruck bringen. die philosophie selbst kennt die gefahr ihrer anwendung: 'Die begriffe idealismus und realismus sind jetzt so vieldeutig und unbestimmt, ja so phrasenhaft geworden, dass man mit einigem unbehagen an sie herantritt' sagte Eucken schon vor vierzig jahren (Grundbegriffe der gegenwart). und man sollte Burdachs eindringliche warnung vor der drohenden babylonischen sprachverwirrung mehr beherzigen (Euphorion 26 [1925], 340).

Doch ist es nicht unfruchtbar, dass der verf. der gegenwärtig herrschenden geistesgeschichtlichen methode rechnung getragen hat. seine arbeit gibt vielseitige anregung und kann zur klärung der frage über die grenzen der anwendung von philologischer und geistesgeschichtlicher betrachtungsweise beitragen. jedenfalls hat er nicht nur deductiv über die tatsachen verfügt, sondern er hat sie exact bis in einzelheiten beobachtet. ja er ist hier in der ausbreitung manchmal recht weit gegangen. der erste teil 'Die geistige structur der Karolingerzeit', der mehr als die hälfte des buches einnimmt (s. 3—105), gibt den culturgeschichtlichen unterbau für den zweiten teil, 'Die dichtungen' (s. 106—202). mit benutzung eines umfangreich gesammelten materials entwirft d. verf. dort eine übersicht über das geistige leben zur zeit Karls d. Gr. und Ludwigs des Frommen. als leitmotiv zieht sich das verhältnis der weltfreudig-naturalistischen elemente zu den weltabgewandt-spiritualistischen durch, in der weise dass zur zeit Karls die naturalistische zeitströmung, in der zeit Ludwigs die idealistische überwiegt.

Wie kommen nun diese für die zeit Karls d. Gr. und Ludwigs d. Fr. gefundenen grundgedanken in der dichtung zur geltung? (teil II). als beispiel für die geisteshaltung unter Karl dient das Hildebrandslied. Sperl deutet, seinem lehrer Saran folgend und in widerspruch gegen die bisherigen erklärungen, in dieses heldenlied eine geistliche, supranaturalistische tendenz hinein, er erklärt (abschn. 1: Gedankengehalt): 'Einzig Saran hat m.e. den gedankengehalt erfasst. nach ihm besteht derselbe



einmal aus der darstellung des idealen christlichen helden und seines gegenstücks und zum andern aus der klarlegung einer antioptimistischen denkart' (s. 106). was dieses andere ist, darüber spricht er näher s. 111: 'Trotz aller gegenteiligen meinungen muss demnach mit Saran daran festgehalten werden, dass sich der sinn des liedes in dem zweifel an der christlichen gottesanschauung erfüllt'. gleich darauf, im 2. abschnitt 'Grundlagen der handlung', erklärt der verf.: jedes hereinwirken des transcendenten kommt in wegfall. Gott wird in dem lied zwar öfters erwähnt, aber für die handlung selbst scheidet er aus, aber ist denn die gottesanschauung keine transcendente idee, auch wenn Gott nicht selbst in die handlung eingreift? und in der charakterdarstellung Hildebrands (s. 115) wird gesagt: 'voll zuversicht fleht er zu ihm empor'; auch christliche demut wird ihm zugeschrieben, s. 116: 'Man sieht: der dichter hat seine gestalten mit großem realismus gezeichnet. alles metaphysische fehlt'. aber wenn auch das transcendente nicht hereinwirkt, so wird hier doch dem Hildebrand eine transcendente gesinnung beigelegt. und die auffassung Hildebrands als eines 'christlichen helden' widerspricht dem was zu beweisen vorliegt. auf die geschichtlichen tatsachen (PBBeitr. 32, 260—293) wird zu wenig rücksicht genommen.

In dem streben nach geistigen untergründen geht der verf. überhaupt öfter zu weit. so bes. bei der 'lautmalerei' (s. 127). 'bei dem *spenis mih bis speru werpan* 40 wird durch das scharfe >sp< das abweisende der rede kräftig betont', oder: 'das scharfe >s< von *dô lëttun se aerist bis sciltim stönt* 63 a—64 b ahmt das pfeifende geräusch des fliegenden speeres nach, und die stark betonten >h< in *heuwan harmlicco hwitte scilti* täuschen gleichsam das keuchen der kämpfenden vor' (u.äuhl. beim Ludwigslied s. 149 f; Georgsl. s. 195).

In ähnlicher weise wie bei der deutung des Hildebr. liedes sind auch in das Ludwigslied tiefe probleme gedeutet (die theodicee s. 134 f. 137). 'Statt naturalismus herrscht hier spiritualismus und statt aufgehen in diesseits hinschauen auf das jenseits' s. 133. hier zeigt sich dass jene bestimmung 'naturalistisch-idealistisch' nicht ausreicht. die welt ist im Ludw. lied von der ordnung des feudalstaates aus gesehen, Gott ist ein feudalherr, es herrscht also in der vorstellung der dinge naturalismus, die idee aber ist idealistisch (im sinne Sperls gefasst): das eingreifen Gottes. Gott kann eben auch naturalistisch vorgestellt werden und wird es tatsächlich im naiven glauben (naturalismus und frömmigkeit s. Fr. Neumann Zs. f. deutschkde 1928, h. 1, 36). übrigens ist nicht Hildebrand, sondern Ludwig der typus des christlichen ritters, und in dieser formel ist idealismus ('christlich') und naturalismus ('ritter' als weltlicher beruf) vereinigt (vgl. Petersen Wesensbestimmung der deutschen romantik s. 164).

Wenn man das Galluslied und das Georgslied als 'mischtypus' ansieht, so muss man doch wol fast jede heiligenlegende so benennen, denn auch der heilige steht im irdischen raume, von dem in der erzählung züge haften bleiben. bei einem missionar wie Gallus spielen auch gerade die weltlichen erlebnisse eine rolle.

S. 161 stellt der verf. eine treffende vergleichung der charaktere in den drei ersten gedichten auf: im Hildebr.lied reine weltleute, im Ludw.lied der fromme laie, im Galluslied Columban der weltfeindliche asket, Gallus der priester und mönch. man kann in den vier gedichten auch einen gradualistischen aufstieg vom irdischen zum ewigen beobachten: im Hl. ist das germanische heldentum verkörpert, Ludwig ist der christliche ritter, Gallus der missionar, der heilige märtyrer Georg hat die höchste stufe der gottnähe erreicht.

Der verfasser sucht überall das verständnis für den in den dichtungen liegenden gedankengehalt zu vertiefen, zum urgrund des inneren erlebtseius durchzudringen. er gelangt dazu in einer stark subjectiv gefärbten haltung. aber auch ein in einer reihe von puncten abweichendes urteil wird sein eifriges streben, einen tieferen sinn in den betreffenden poetischen denkmälern zu erkennen, zu schätzen wissen. jedenfalls würkt er schon dadurch fördernd, dass seine probleme und seine stellungnahme zum vertieften nachdenken herausfordern. noch nie sind auch die vier gedichte so eingehend nach allen seiten hin betrachtet worden, besonders sei auf die schilderung der charaktere verwiesen, durch die z.b. im Galluslied aus geringen andeutungen persönlichkeiten gezeichnet sind. vor allem auch darf bei der prüfung der gesamtanlage des buches nicht vergessen werden, dass hier die geistesgeschichtliche richtung verbunden ist mit ausführlicher philologischer einzelbeobachtung.

Heidelberg.

Gustav Ehrismann.

Der Rosengarten zu Worms. versuch einer widerherstellung der urgestalt von **Carl Brestowsky** [Tübinger Germanistische arbeiten 7. bd]. Stuttgart, Kohlhammer 1929. VIII u. 182 ss., textbeilage 17 ss. — 9 m.

Der verf. beginnt sein 'Vorwort': 'Diese ... arbeit ... war 1926 gekrönte preisschrift der philosophischen facultät der universität Tübingen ... es muss betont werden, dass sie älter ist als HSchneiders Germanische heldensage bd I'. betont werden musste das m.e. gerade nicht, da HSchneider der arbeit Br.s in dem angeführten werke widerholt mit anerkennung gedenkt und sie verwertet<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> er citiert sie dort als IV. bd seiner sammlung 1928, hatte also offenbar ursprünglich beabsichtigt, sie in dieser reihenfolge und in diesem jahre vor seinem eigenen werke erscheinen zu lassen.

Dieser gelehrte hatte aus den uns erhaltenen Rosengärten als ältestes Rosengartengedicht ein lied (nicht epos!) von sehr knappen inhalt und höchstens 100 strophen umfang erschlossen (Zs. 58, 123), dabei auch selbst 3 dieser strophen als probe, wie er sich jenes lied denkt, vorgelegt und hinzugefügt: 'bei unserem Rosengartenlied, einem jungen gebilde aus dem späteren 13 jh. übrigens, liefse sich erfolgreicher als irgendwo der versuch einer reconstruction wagen'. diesen versuch wagt nun Br., geht aber über HSchneiders damalige annahme weit hinaus. die unverkennbaren übereinstimmungen zwischen unseren Rosengärten, dem Biterolf und der Thidrekssaga cap. 189—224 (Thidreks zug nach Bertangenland und die 13 zweikämpfe) haben schon lange die ansicht hervorgerufen, dass sie aus einer gemeinsamen quelle stammen, die Schönbach (WSB. 136) als 'alte kampfdichtung' bezeichnete und in der Dietrich und Siegfried, beide mit genossen, einander gegenübergestellt waren, aber noch nicht in einem rosengarten. nach Br. jedoch ist sein 'Urrosengarten' nicht nur die älteste vorstufe der uns erhaltenen Rosengärten, sondern ihn führt eine eingehende betrachtung des verhältnisses der Rosengärten zur Thidrekssaga (s. 2—63) und zum Biterolf (s. 63—76) zu dem schlusse, dass sein Urrosengarten die gemeinsame quelle aller jener dichtungen sei, wenn auch nicht ihre einzige. bereits in dieser sei der kampfsplatz ein rosengarten Kriemhildens bei Worms gewesen; im Biterolf sei er weggefallen, weil er nach dem inhalte dieser dichtung als veranlassung zum kampf nicht mehr in betracht kam und als ort großer turniere und massenkämpfe sonderbar gewesen wäre (s. 75); auch 'nach dem norden kam der zwölfkampf Dietrich-Siegfried schon in verbindung mit dem rosengartenmotiv' (s. 44), d.h. mit dem rosengarten als schauplatz, und erst der schreiber der Thidrekssaga 'liefs bei der übertragung von Gibichs rolle auf Isung [zugleich] mit Kriemhild und ihrem kuss als siegespreis auch den rosengarten und die rosenkränze weg' (ebda). dieser auffassung hat sich hinsichtlich der Saga dann auch HSchneider in der Germ. HS. I 306 — allerdings mit einem 'vermutlich' — angeschlossen. ich kann es auch jetzt nicht tun. unsere denkmäler bezeugen sie nicht, da weder die Ths. noch der Biterolf von einem rosengarten als schauplatz auch nur eine spur aufweisen. ferner gesteht Br. selbst: 'was den sagaschreiber dazu veranlasst hat, die Wormser durch Isung und seine söhne zu ersetzen, ist nicht mit sicherheit zu ermitteln' (s. 33). mit Boer zieht Br. auch die dänischen kampeviser DGF. 7 und 8 heran (s. 33, 36 ff). aber was sie zugunsten einer 'vorstellung von dem rosengarten als schauplatz' bieten, ist ganz 'schattenhaft' (HSchneider Germ. HS. I 305) und lässt sich auch als einwirkung einer unserer fassungen des Rosengartengedichtes erklären, wie dies schon Jiriczek (Deutsche heldensagen I 257) und Sijmons (Grdr. III <sup>2</sup>671) getan haben. ich kann also einen Ur-

rosengarten nur als gemeinsame vorstufe dieser unserer fassungen gelten lassen. das tu ich bereitwillig und gebe Br. auch darin recht, 'dass es nicht genügt, durch wegstreichen alles dessen, was nicht den beiden fassungen A und D gemeinsam ist, zum original durchdringen zu wollen' (so mit Br. HSchneider Germ. HS. I 289).

Anlässlich der ausführungen Br.s s. 63 ff über das verhältnis zwischen dem Biterolf und dem Rg. D, in denen sich Br. gegen Schönbach und HSchneider für höheres alter des Rg. D entscheidet<sup>1</sup>, möchte ich eine anregung meines verehrten lehrers Schönbach weitergeben und den wunsch einflechten, es möge jemand die frage, ob der allerdings nur in einer hs. überlieferte Biterolf auf andere dichtungen einfluss geübt haben kann oder muss und auf welche, einmal zum hauptgegenstand einer eigenen untersuchung machen. die arbeit wird nicht leicht, aber dankenswert sein.

'Zwischen Laurin und Rg. scheint unmittelbarer Zusammenhang erwiesen: der dichter des Ur-Rg. hat den Laurin gekannt und benützt' (s. 77). dieser ansicht Br.s hab ich schon im voraus zugestimmt (PBBeitr. 50, 161 ff, vgl. Br. s. 182 anm. 1). da nun aber unser Laurin A auch nach Br. s. 77 'erst um 1250 entstanden' ist, Br.s Urrosengarten aber schon früher dagewesen sein müste, nimmt Br. eine 'ältere vorstufe' jenes kleinen gedichtes, also auch einen Ur-Laurin an, der nach HSchneider (Germ. HS. I s. 269) 'nicht früher als 1220/30 angesetzt zu werden braucht'. dieser Ur-Laurin 'umfasste' nach Br. s. 78 'im wesentlichen Laurin A 1—568 mit entsprechendem schluss', 'entbehrte jedenfalls noch des ritterlich-höfischen Gepräges ... und war ... nicht sehr umfangreich, ich schätze 4—500 kurzverse. es lässt sich sogar gut denken, dass er strophische form hatte, die Nibelungen- oder die freiere Rg.-strophe' (s. 81). da kann ich wider nicht mit. wenn man die erfindung des rosengartens als schauplatz der zwölfkämpfe nicht so weit zurück, nicht schon in deren älteste gestalt zurückverlegt, bedarf es keines Ur-Laurins, der auch deshalb ganz unwahrscheinlich ist, weil der Laurin A in allem und jedem das gepräge der eilig erfundenen und flüchtig hingeworfenen spielmannsdichtung mit ihren vorzügen und mängeln trägt und uns selber als der Ur-Laurin gelten kann und darf.

Zu den wertvollsten abschnitten von Br.s buche gehört der von s. 3—22. der verf. erkennt hier innerhalb der Ths. als erster sehr beachtenswerte übereinstimmungen zwischen cap. 189 bis 224 (Dietrichs zug nach Bertangaland und die 13 zweikämpfe) und cap. 83—95 (Widgas erste ausfahrt) und vervollständigt einen schon von Boer angestellten vergleich des cap. 195 (zweikampf Widgas und des riesen Ättgeir) mit cap. 433. 436 (Heimir kämpft mit dem riesen Aspilian; Heimir wird von einem riesen erschlagen). indem er — wider mit Boer — auch die

<sup>1</sup> vgl. jedoch auch WSB. 204, s. 43. 67. 69 f.



kæmpevise 'Kong Diderik og hans kæmper' (DGF. 7) heranzieht, gelangt er s. 21 zu dem ergebnis: 'Als quellen liegen dem bericht von Dietrichs zug nach Bertangaland, cap. 189—224, zugrunde: 1. ein deutsches lied, das das hauptmotiv des zwölfkampfs Dietrich-Siegfried bot'; dann 'an nebenquellen: 2. die erzählung von Vidgas auszug, wahrscheinlich in der in c. 83—95 vorliegenden form verwendet; 3. ein niederdeutsch-dänisches heldenlied von Vidgas kampf mit einem schlafenden, schatzhütenden riesen, erhalten in einer jüngeren ... gestalt in DGF. 7 I ...; 4. eine an Heimir-Aspilian geknüpfte version eines anderen riesenzweikampfs, in c. 433 der saga erhalten ...; 5. ein zweites ndd.-dän. heldenlied, das Dietrichs auszug und Sigurds kampf mit Aumlung enthielt ..., erhalten in DGF. 7, II'. HSchneider hebt hervor (Germ. HS. I 299), dass 'uns für die bedeutung der zum vergleich herangezogenen stellen der Ths. z.tl Br. die augen geöffnet hat'. die erschlossenen 'nebenquellen' sollen erklären, weshalb die Saga in so vielem inhaltlich über die Rosengärten hinausgeht. wo sich die darstellung der Ths. und die der Rg. von einander entfernen, hält Br. die letztere für ursprünglich (im gegensatz zu Boer):

'Der Ur-Rg. enthielt den Dietrich-Siegfried zwölfkampf [u.zw. schon] im Wormser rosengarten, der herausgeforderte war Dietrich. auf seiner seite standen die meisten der späteren Rg.-helden, auf der burgundischen seite auch schon mehr als die hälfte von ihnen. beim Rheinübergang gab es einen zusammenstoß mit einem fergen (grenzwächter), der fuß und hand als zoll forderte. unter den zwölf zweikämpfen, die wol nicht alle einzeln geschildert waren, hob sich der Witeges gegen den riesen Asprian, den er erschlug, eindrucksvoll hervor, den höhepunkt aber bildete der endkampf zwischen Dietrich und Siegfried, zu dem der verzagte Dietrich erst durch Hildebrand angespornt werden muste; nach anfänglichem zurückweichen blieb er sieger' (s. 45).

In der aufstellung des stammbaumes der uns erhaltenen Rosengärten wendet sich Br. gegen die ja auch schon von SSinger und HSchneider abgelehnte ansicht von Holz, der der fassung A einen vorrang einräumte, und erkennt D neben A 'als gleichwertigen zeugen für die gestalt des Ur-Rg.' an (s. 88); F, das 'bei jedem Rosengartenstammbaum in die quere kommt' (HSchneider Zs. 58, 124), leitet Br. aus A ab: 'Ich sehe A als die frei benützte vorlage von F an' (s. 89). freilich 'sicher zu entscheiden, wird das ... schwerlich je sein' (s. 88) und 'es ist sehr schwierig, F wirklich befriedigend einzuordnen' (s. 83).

Einen längeren abschnitt s. 90—131 widmet Br. der widerherstellung von D<sup>1</sup>, von der er in der textbeilage 1, s. 1—4 etwa 50 strophen oder strophenteile als probe folgen lässt. der verf. setzt sich dabei hauptsächlich mit Holz auseinander: dass er von diesem 'besonders stark abweichen muss', ergibt sich selbstverständlich aus dem geänderten stammbaum. auf einzel-

heiten kann ich innerhalb des mir hier zustehenden raumes nicht eingehn. erwähnen möcht ich nur, dass ich in Br.s D<sup>1</sup> str. 3 v. 4 den ersten halbvers mit der la. von s für unmöglich halte. anerkannt sei, dass Br. in den meist schwierigen einzeluntersuchungen mit besonnenheit und ernstem streben nach erkenntnis des wahren verfährt.

In der frage, ob die strophen Rg. A 1—3, die auch im Hürnenen Seyfrid als str. 16 und 33 erscheinen, in diesem oder jenem gedichte als entlehnt zu betrachten seien, stimmt Br. s. 131—135 mit Steinmeyer, Golther, Panzer und Schneider für die ursprünglichkeit im Siegfriedsliede gegen Holz, Bernhöft und Scheidweiler und bringt einige neue gründe bei.

Die 'widerherstellung des Ur-Rg.' erklärt Br. selbst nicht nur in der überschrift seines buches, sondern auch zu anfang und am schlusse dieses abschnittes (s. 135—179) für einen 'versuch', von dem 'es sich von selbst versteht, dass er nicht immer und überall zu sicheren ergebnissen führen kann: ein wirklich voll verbürgter wortlaut ist nur in glücklichen ausnahmefällen zu gewinnen' (s. 135). 'manches von dem, was hier dem Ur-Rg. zugeschrieben ist, bleibt unsicher und zweifelhaft. es gehörte schon der mut des irrtums zu dem versuch, ... aber ein in manchen puncten sicher unrichtiges bild vom Ur-Rg. ... ist immer noch besser als gar keines' (s. 179, vgl. s. 180, 2. absatz). so schließt denn Br. seine arbeit in der textbeilage 2 ab mit dem wortlaut von etwa 130 gröstenteils vollständigen strophen, die zeigen sollen, wie er sich ihn vorstellt. angesichts der eben angeführten verwahrungen des verf.s hätte es keinen sinn, ihn unter die lupe zu nehmen. was Br. 'wesentlicher' ist, nämlich 'ein klares bild vom [vermuteten] verlauf der handlung, vom umfang der einzelnen abschnitte und des ganzen gedichtes' zu geben, hat er ja erreicht: es hat nach Br. 186 strophen gehabt. was er davon vorlegt, lässt sich lesen. einspruch erhebe ich jedoch gegen Br.s vers 2, 3: *darumbe gienc ein märe, ein radem sîdin*. richtig verstehn kann diesen satz nur ein germanist der sich rechtzeitig des Laurins erinnert. als zweite erwähnung des fadens Br. 14, 3, wo ihn auch Holz als A 47, 3 in den text aufnimmt, ist er eher erträglich.

In seinem vorwort kündet Br. an: 'findet mein versuch, die vorgeschichte der Rosengärten aufzuhellen, in fachkreisen zustimmung, so soll er die grundlage zu einer neuausgabe der überlieferten texte bilden'. wenn es dem kenntnisreichen jungen gelehrten, der sich so lange und gründlich mit dem gegenstande beschäftigt hat, gelingt, diese absicht auszuführen, wird uns das gewis allen willkommen sein, zumal da die ausgabe von Holz vergriffen ist, die ich übrigens auch heute noch für eine verdienstvolle leistung halte.

Graz.

Justus Lunzer.

Rudolf von Ems Alexander, ein höfischer versroman des 13. jahrhunderts, zum ersten male herausgegeben von Victor Junk [Bibliothek d. Litterar. vereins in Stuttgart sitz Tübingen CCLXXII. CCLXXIV]. Leipzig, Karl W. Hiersemann 1928. 29. 2 teile, zusammen 821 ss. 8°.

Dem ersten teil, dem ich im Anz. XLVIII 59 einen kurzen willkomm geboten habe, ist binnen jahresfrist der zweite, etwas weniger umfangreiche (buch IV—VI: s. 446—821) gefolgt: er bringt aufer dem schluss des textes (v. 12 923—21 643) einen kurzen rechenschaftsbericht, 'Allgemeine bemerkungen' überschrieben (s. 748—757); dann 'Anmerkungen zu einzelnen stellen', wobei vielfach die quellen herangezogen werden (s. 758—776); ein 'Namenverzeichnis', das unnötig viel raum (s. 777—797) beansprucht (die stellen an denen *Alexander* vorkommt, nehmen reichlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> spalten ein!), und schliesslich ein 'Wort- und sachverzeichnis' (s. 798—820), dem man mehr vollständigkeit und präcision wünschen möchte. dass *salter*, *phalangen*, *wider* (belagerungsmaschine) im text groß geschrieben werden und dem entsprechend auch hinten als 'namen' erscheinen, ist sonderbar.

Eh ich mich nun einer eingehendern besprechung der ausgabe zuwende, muss ich einen irrtum bekennen, dessen ich mich in meiner vorläufigen anzeige schuldig gemacht habe. es war meinem gedächtnis entfallen, dass wir von Rudolfs Alexanderdichtung aufer den beiden späten papierhss. das einzelblatt einer ausgezeichneten pergamenths. besitzen (umfassend 200 verse: 14 389—14 588), die mit sicherheit noch hoch ins 13 jh. hinaufreicht<sup>1</sup>: aus dem besitz Hoffmanns v. Fallersleben ist es in die Preufsische Staatsbibliothek gelangt (Ms. germ. qu. 647) und ligt bereits seit 1850 in einem abdruck von Mafsmann vor (vdHagens Germania 9, 104—109); gleichwol möchte man wünschen, dass es in Junks ausgabe noch einmal vollständig wiederholt wäre, am liebsten in einem facsimile. J. nennt diesen text zwar mit vollem rechte 'einen geradezu ideal correcten' (s. 749), hat aber doch nicht striet danach gehandelt, vgl. unten meine bemerkungen zu 14 409. 447. 461. 482. 494. 522. 547. 573. 580. mir scheint es sehr wol möglich, dass die hs. von der unser fragment der letzte rest ist, den archetypus der überlieferung darstellt: ich meine jenes mscr. durch welches Rudolfs unvollendetes werk aus dem nachlass an die öffentlichkeit gelangte.

<sup>1</sup> Da J. PBBeitr. 29, 400 jede heimatbestimmung für h ablehnt und auch jetzt s. 749 'keine dialectspuren' darin gefunden hat, so will ich doch betonen, dass allein schon die constante schreibung *iv* für *ü* in *vvrste(n)*, *vivrhten*, *vivnzic* und das geschärfte *t* in *sitte(n)*, *ritte(n)* auf Hochalemannien hinweisen. die bezeichnung des fragments als 'md.' in Degerings Kurzem verzeichnis der germ. hss. der Preufs. Staatsbibliothek II (1926) 115 ist nur allenfalls verständlich aus dem irrtum, als ob die schreibung (!) *e* für *æ* ein md. kriterium abgebe — ein irrtum der freilich recht verbreitet scheint.

J. lehnt das freilich jetzt (s. das stemma s. 750) wie früher (Beitr. s. 411) ab, weil die zahl der gleichen resp. verwandten verderbnisse in MB zu groß sei und ihr charakter nicht immer die deutung allein aus der gemeinsamen, mehr als 200 jahre jüngern schreibstube zulasse, ja er setzt zwischen O und den papierhss. zwei (früher drei) zwischenstufen an, wobei er h als seitenzweig hinstellt. trotz der absoluten fehlerfreiheit des fragments, die J. jetzt (gegenüber Beitr. s. 141 n. 2) anerkennt, ist die entscheidung ihm allein gegenüber nicht unbedingt sicher, weil es sich eben nur um 200 verse handelt und obendrein für den größern teil davon nur M zum vergleich steht. denn merkwürdiger weise setzt in B gerade mit dem beginn des blattes h (14389) eine lücke von 190 versen ein, sodass nur die letzten 10 verse (14579—588) in allen drei hss. überliefert sind. und hier begegnet dann eine zweite merkwürdigkeit: 14580 weichen die beiden papierhss. im reimwort ab: *gar* M, *dar* B — h aber hat ausgerechnet nur eben hier eine selbstcorrectur, wobei schwer zu entscheiden ist, ob *gar* zu *dar* oder *dar* zu *gar* gebessert wurde — ich nehme das erstere an.

Ich weiß für das zusammentreffen dieser beiden erscheinungen keine erklärung die nicht das kopfschütteln des lesers erregen würde. die böse lücke in B ist weder eine beabsichtigte kürzung noch durch überspringen etwa von einem reimbild auf ein gleiches oder ähnliches veranlasst — was beides in B wol vorkommt. auch mit der auslassung eines blattes der vorlage kann man nicht ohne weiteres rechnen, denn 4 (spalten) in 190 (verse) geht nicht glatt auf. aber dass ein neues blatt oder auch eine neue lage dabei hineinspielte, möchte ich doch glauben: unser Berliner fragment stellt nach wahrscheinlicher berechnung bl. 73, d.h. das erste blatt des 10. quaternio vor. weiter ist immerhin zu beachten, dass B in seinen verstümmelten text wider einlenkt mit einem absatz der vorlage.

Es ist ein jammer dass uns von der auch äußerlich vornehmen pergamenths. nicht ein paar blätter mehr erhalten sind: wäre das der fall, so würden sie wol auch noch einige stellen geboten haben, die Junk ernstlich davor warnten, dem dichter eine metrik zuzutrauen und diese im text durchzuführen, gegen die wir jetzt in Rudolfs namen energisch protestieren müssen. die erwartung dass sich J. in seinem nachwort darüber aussprechen würde, warum er jetzt ganz anders scandiert und schreibt als in den textproben, die er s.z. den ersten prologomena der ausgabe (PBBeitr. bd 29) beigab, wird nicht erfüllt. statt dessen verweist er uns s. 756 kurzer hand auf 'die ausgezeichnete specialstudie' seines schülers Karl Bormann, Die metrik im Guten Gerhard des Rudolf von Ems (Halle 1923). ich habe diese schrift des im kriege gefallenen jungen germanisten s.z. im interesse meiner ausgabe des gedichtes (die seit jahren druck-



fertig ist) gelesen — aber nichts revolutionäres darin gefunden: sie ist nach der wegweisung von CvKraus arbeiten Zs. bd 48 (Rittertreue) und 51 (Gottfried) verfasst (merkwürdiger weise werden die hochbedeutsamen untersuchungen über Reinbot v. Durn nicht erwähnt) und nimmt nur selten und zögernd anlass, von MHaupts text abzuweichen, der bekanntlich zu den frühesten ausgaben des philologen gehörte (1840). aber freilich bei nochmaliger lecture von Bormanns büchlein entdeck ich hier und da spuren, als ob der verfasser schwanke oder zu einer revision seiner auffassung hinneige — sollte das nicht aber vielmehr der zurüstung zum druck zu verdanken sein, die sein lehrer J. an dem nachgelassenen manuscript des schülers vornahm und wol vornehmen musste? jedesfalls aber erleben wir in der ausgabe des Alexander ein drittes stadium der metrischen grundsätze.

Es handelt sich in der hauptsache um zwei puncte, denen sich alles andere unterordnen lässt. J. mutet dem epigonen Rudolf, der zwischen Gottfried und Konrad wie stilistisch so auch in metrischen dingen genau die mitte hält, eine archaische prosodie zu, die weit über Hartmann hinaufgeht, und während er ihm gewaltsam und ohne jede nötigung der überlieferung eine unzahl beschwerter hebungen aufbürdet, hält er ihm ängstlich jede zweisilbige senkung fern. gibt es überhaupt irgendwo eine metrik mit solchem widerspruch? zum andern ist J. beständig auf der jagd nach hiaten: er scheint dem wahne zu huldigen, als ob man auch einem epischen dichter des 13 jhs keinen hiat zutrauen dürfe. das gegenteil ist der fall: vor Konrad von Würzburg, bei dem man die wachsende abneigung und schliesslich die meistersingerische ausschließung jedes 'echten hiats' geradezu verfolgen kann, hat kein epischer dichter am 'hiat' grundsätzlich anstofs genommen. bei Junk aber werd ich die vorstellung gar nicht los: er folgere aus dem vorhandensein der elision kurzweg die ausschließung des hiats! indem nun die beiden tendenzen des herausgebers, die liebe für die beschwerte hebung und der hass gegen den hiat zusammenwürken, erhalten wir hundertfach verse wie sie bisher in keiner ausgabe zu finden waren. und J. hat sich selbst damit den weg versperrt zur erkenntnis vieler recht einfacher besserungen. wer sich jemals mit mittelalterlichen texten zum zweck einer kritischen ausgabe beschäftigt hat, der weifs dass auch bei leidlich guten handschriften kein fehler häufiger ist als die auslassung von wörtern, bes. von formwörtern. bei J. aber bin ich zwar auf manche gute correctur und auch auf einige recht glückliche emendationen gestossen, aber ich entsinne mich keines einzigen falles, wo er ein wort ergänzt oder ein volleres wort eingesetzt hätte, das nicht vom sinn verlangt wird (beispiel etwa 666 *swer dirs jâch, hât gelogen st. der hât*). warum? weil er sich über jeden schwer-

fälligen vers freut und alle mittel der kürzung und zusammenziehung anwendet, um solche mit beschwerter hebung und ohne auftact zu schaffen. dass bei synkope der senkung die zweite hebung grundsätzlich schwächer sein soll als die erste, darauf wird garnicht geachtet, und vollends fehlt J. jeder sinn für die melodie des verses innerhalb seiner umgebung.

Ich beginne mit den einfachsten dingen und wähle aus einer überfülle gleichartiger beispiele aus. der hrsg. schreibt consequent *und* statt *unde*, wenn er damit eine beschwerte hebung erreichen kann:

- 783 *hähèn und mèren*  
 3173 *wir tihtèn und rimen*  
 3911 *würfèn und schuzzen*; vgl. 12743.  
 5262 *entwìchèn und kèren* [44. 45]  
 12248 *hürtèn und dringen*

- 56 *prìsèn und sìnèn prìs*  
 301 *und wolde kùnnèn und sehn*  
 3229 *tumpheit stráfèn und spot*  
 2038 *er lebte dännòch und sprach*  
 2022 *und stiez (!) den meister abe*

- ebenso *umb* statt *umbe*: 4139 *er sórgèt umb sìnèn tôt*  
 - 5007 *und wùrbèn umb helfe sâ*  
*odr* st. *oder* 6425 *trinkèn odr ezzen*  
*seit* st. *saget*: 181 *nu sêit ùns diu schrift alsô*  
 weiter: 3178 *uns hât der wân drân gelogen st. dar an*  
 3427 *dâ wart er entwert ân st. entweret*  
 3553 *von dem ich gebórn hiez st. geboren*  
 3639 *iu swêrn dês ûf mînen eit st. sweren*  
 9002 *sie senken an des mers grünt st. meres*

- 686 *nu sage ich dir wiez geschiht st. wie ez*

in andern fällen, wo die beschwerte hebung ohne anstofs ist, wie bei den einsilbigen zahlwörtern, die allgemein über das folgende substantiv erhöht sind, wie *drî*, *acht*, schreibt J. constant die zweisilbigen formen *drie*, *achte* — dies um der beschwerten hebung zu entgehn: 4695. 4750 *drie tage*; auf die hss. soll er sich da ja nicht berufen!

ein paar beispiele für den auftact:

- 50 *wier die werdekeit erstreit st. wie ér*  
 4148 *dâzs im wurden zinshaft st. daz sie*  
 Und nun zum hiat — aber ich muss den raum sparen:

- 1377 *der wîs 'Anaximenes*  
 2969 *ir hérr 'Alexander*, vgl. 4889. 8242,  
 3211 *daz ist der lós 'Umbehanc*  
 17394 *in wild inseln in dem mer*  
 86 *sîn gelück und sîn nôt st. sîn gelücke und sîne nôt*  
 1756 *an valsche minn und an wân* (acc.)  
 3915 *die vrecken héld ûf dem mer*

- 5472 *dā wārn die nāt an gemiten*  
 5641 *daz man strāz in daz lant*  
 5534 *alsô lāng ûnderwegen*  
 3112 *von dem getiht ûrhap nam*  
 oder: 839 *mit sîg ûberwinden mac*  
 2470 *mit sîezer bêt ûnd mit drô.*  
 15122 *daz vih an der weide gān*

Junk rechnet überall mit der ursprünglichen betonung: *wérlich, únvrô, muotwille, hérberge, lánthérre*, und danach gestaltet er seinen text. es besteht aber gar kein zweifel (und Bormann hat das sowenig wie Haupt übersehen), dass Rudolf im versinnern und teilweise (wie bei *unvrô, werliche*) auch im versausgang *werlich(e), unvrô, muotwille, herbérge, lanthérre* (und daneben *lántherrén*) betont — ja dass der dichter im grellen gegensatz zu dem schweren ethos das J. um jeden preis seinem vers aufnötigen will, schon auf dem wege zur silbenzählung war. das muss jeder erkennen der längere absätze seiner dichtung sich laut oder halblaut vorlist. ich führe ein paar beispiele an:

- |   |                            |
|---|----------------------------|
| 2555 <i>die lántherrén dô kâmen</i>           | } J. stets <i>lánthérn</i> |
| 15035 <i>lā mînen lántherrén gestān</i>       |                            |
| 13618 <i>im wurden die lánthérren holt</i>    |                            |
| 14580 <i>kâmen ze herbérgen gar</i>           | J. kam gegen MBh!          |
| 13741 <i>mit wérlichér bereitschaft</i>       |                            |
| 14720 <i>sprāchen mit vrôlichen sîten</i>     |                            |
| 16987 <i>daz trifft vil kurzliche</i>         | J. trifft                  |
| 18972 <i>swenn er heimliche wolde hān</i>     |                            |
| 18599 <i>bezzer ist muot danne guot</i>       | (J. bezzer!)               |
| 17364 <i>alsô ûnmenschlichez leit</i>         | (J. als)                   |
| 14490 <i>der kûnec leidec unde unvrô</i>      |                            |
| weiter 18598 <i>dāz uns wér nam unde muot</i> | (J. wér nāme und)          |
| so scandier ich denn auch                     |                            |

16991, 92 *und ist muotwille swér ez séit,*  
*wān ez ist ein ûnwārheit*

und 19716 *in dér unminne ich stille sāz,*  
 obgleich ich gern zugebe dass man wol auch anders vortragen kann. aber auf jeden fall brauchte der dichter im letzten vers das pronomen, das hier nicht unbetont sein soll, denn sonst hätt er ja (ohne den zweisilbigen auftact J.s) auch schreiben können: *in ûnminne ich stille sāz.* —

Trotz diesen grundsätzlichen und gewis nicht leicht wiegenden einwänden gegen Junks auffassung der prosodie und metrik Rudolfs und ihrem störenden einfluss auf die textform halt ich die anerkennung für die hier geleistete nicht geringe arbeit aufrecht und will meinen dank nicht weiter schmälern. die nun folgende kritische nachlese ist in anbetracht des umfanges der dichtung keineswegs ansehnlich. ich komme darin nur vereinzelt auf metrisches zurück. eingeklammert hab ich was

zweifelloos druckfehler ist, mit einem fragezeichen die verse versehen die ich entweder nicht versteh oder für verderbt halte, ohne sie vorläufig heilen zu können. auf inconsequenzen in der orthographie, die bei einem so umfangreichen text unausbleiblich sind, hab ich nicht ausdrücklich hingewiesen, die interpunction nur da gebessert wo es mir für den sinn notwendig oder wünschenswert schien. auffallend ist die unsicherheit mit der der hrsg. dem gebrauch von *wer* und *swer*, *waz* und *swaz* gegenüberzustehn scheint, unverständlich das durchgehende (*ir*) *sült*, (*wir*, *sie*) *sûln*: dieser umlaut, der aus dem conjunctiv (hier wie bei andern hilfsverben) eindringt, ist doch bei dichtern der guten zeit nicht zu dulden.

Die neigung den 'hiat' zu beseitigen führt zu allerlei wortbildern mit unmöglichem auslaut, wie *niuw*, *briev* oder gar *Arâbj*, *Zilîzj*. die von Lachmann getroffene feststellung *plânje*, *mun-tânje*, *Babilônje*, *Armônje*, *Assîrje*, *Arâbje*, *Zilîzje* gegenüber *plânje*, *mun-tânje*, *Babilônja*, *Assîria*, *Arâbia*, *Zilîzia* scheint dem herausgeber entfallen zu sein.

v. 107 l. *diu hât mich <des> bewiset sô* — v. 129 l. *kunde er swaz er wolde* — umgekehrt 164 l. *waz* — v. 294 l. *gebunden mit sô starker kraft st. solher* — 305 *ein becken MB* ist die richtige form — v. 324 l. *nâch verlust sich wenden* mit MB, die ânderung *vlûstè* verschlechtert den vers, obendrein müste es *vlûste* heißen! — 433 soll *hûbschen MB* nicht beibehalten werden, so kann man zwischen *höveschen* und *höfschen* schwanken, *hövschen* ist eine unerträgliche schreibung — v. 526 l. mit MB *Er sprach 'jâ, liebiu vrouwe mîn'* — den übergang von 542 zu 543 versteh ich nicht: es ist wol ein reimpaar ausgefallen? — v. 595 l. *drî kreize stuonden dar an MB* — 636 l. *swaz* — v. 676? — 854 l. *speheliche MB* — — 1052/53 '*vrouwe*' — '*die* — v. 101 l. *diz enwære vor nie geschehen* — v. 113 l. *daz <er> alsô besunder* — 138 l. *wem* — v. 275? — 406 l. *ich sihe (MB!)* — 431 l. *zwizungen (B)* — vv. 543—45? — v. 660? — 680 l. *teile (MB)* — 699 l. *dem manne* — 725 l. *helfeclîchen M (B)*, ähnlich 2476 adv. *helfedîche M* — 764 nach der reimgepflogenheit erwartet man eher *enphlihten* oder *verphlihten* — (817 *dîn*) — (865 *strîten*) — 2063 wird *vaters (MB)* unnötig durch *vater* ersetzt — 104 l. *schoenerz*, oder *schoeners künnes* — v. 293 l. *dem wart bereitet sâ zehant* — 345 l. *der küene Nicolaus* — 382. 8447 l. *smâhliche* (wie richtig 14426) — 461 l. *geslief* — 514 l. *von einander MB!* (gesprochen *von 'nander* resp. *vonander*) — 532 l. *tôuwend* — 536 ich würde *ringe B* als lectio difficilior dem *lîhte M* vorziehen — v: 539 l. *vlôch und wart <dô> sigelôs* — 542 l. *im* — 555 l. *lantherren* — v. 592 l. *ein guldine krône* — v. 610 l. *mit sus verdachter* (resp. *verdakter*) *wârheit* — v. 655 l. mit wortumstellung *du bist gesunt doch, herre, noch* — 662 l. *den risen* — v. 726 l. *hân mit deme*



*küenege dich* (die vorliegende schreibung ergibt keinen vers) — v. 728 *vruntlich gegen dir verkorn* — — 3006 l. *gemanet* — 035 l. *edeln* — 175 warum wird *der* gesperrt? [vgl. unten s. 23] — 232 l. *weltlicher* — 235 *Frîgedanc* wird mit MB zu halten sein, ebenso 20 632 (u. WvOrl. 2206?) — 249 *sich uopte? sin* ohne artikel oder pron. poss. an der satzspitze ist für mein sprachgefühl unerträglich — vv. 352. 53 l. *die junge wahsende kraft haben, die suln mit dir varn* — 379 l. *witzediche* — 433. 34 das widerholte *grôzen-grôzer* ist sicher nicht in ordnung, l. mit *vil richer* (ritter B) *wer?* — 449 l. *vlûhte* — 451 f l. *schiltet, dâ* — 596 l. *gegen* — 625 warum wird das *der* MB gestrichen? — 743 l. *vrunden* — 767 l. *swaz* — v. 818 ich vermute dass *wise* aus 816 eingedrungen ist und es ursprünglich hiefs *der redenare Eskilus*; jedenfalls ist aber die schreibung *redær* nicht zu dulden — 935 l. *smâhtet* — — 4098 *gelegen bi Africa* MB dürfte nicht geändert werden — (157 *waz*) — (271 *diu*) — 292 *riche.* — 323 l. *getân*, — 360 l. *Mâzedo*, — 381 l. *tædec*, 84 *tædigen*, ebenso 5417. 6925. 7262 (der fehler kehrt auch im glossar und namenverzeichnis wider) — 443 l. *wigant*, — 506 l. *landherren* — 812 l. *edele* — 822 l. *ûf sinen arm* — 823. 28 l. *kole* MB — v. 955 l. *ez si naht oder tac* M! — 5055 l. *in daz b. (B)* — 058 l. *dar (B)* — 181 l. *alsô* — 204 (11 690. 12 402) bedürfte das *'Rôte'* Lebermer einer erläuterung — 207 warum hier, 247 und sonst die unform *ein (der) Kriechen?*, 9829 sogar gegen beide hss.! — v. 334? — 448 l. *zwei appgot* (richtig steht 49 *diu*) — 457 l. *aren* — 489 wozu die form *glævin* des acc. pl., ebenso 11 089 dat. sing.? — (673 l. *Waz*) — 685. 86 l. *planje : mintanje*, ebenso 6971. 72 — 808 l. *nam ez* (er trinkt ja noch nicht!) — (901 *strichen*) — — 6198 l. *swaz* — 610 l. *(an) gerangen* — 832 *vil* ist mit M zu streichen — 890 l. *restenten* — v. 966 l. *der künc Darius ware komen* — — 7020 *streiche dô* — (091 *ez*) — 114 *zem heile daz an im gelac* (oder *an ime lac*) — v. 392 l. *wolde verbarrieren hie*, wie 12 784 richtig steht — 435 *sigeliet* B zieh ich dem *wicket* vor, obwol dies die lectio difficilior scheint und obendrein in M entstellt ist — v. 516 *daz entsaz diu ritterschaft* — v. 608 l. *von dem ich iu hievor gelas* — 612 l. *ein ir tochter* — 839 l. *sô unser herre den sie gewan* (MB) — — (8133 *Iegelichiu*) — v. 140 *so gedenket er vil ange* (M) — v. 216 l. *an stæte ein herter adamas st. stæter* — 221 l. *im* — 377 l. *einander* — 397 l. *sihe ich* — 415 *'einhalp in der stat'* ist ein krautgarten mindestens unwahrscheinlich, mit anschluss an *einthalp* MB ist zu lesen *enethalp der stat* — 447 l. *smâliche* — (478 *statelicher*) — 750 l. *jârgelich* — (786 *der*) — v. 948 l. (*dô geschach in ofte schade*) *ûz galeiden* von dem *stade*: J.s wortverzeichnis gibt an *geleiden* 'verleiden', wo doch ganz deutlich die schiffe gemeint sind! — (984 *zeigte*) — — 9002. 007 usw. l. *meres* — 020 l. *miswendelich* — 111 u. weiterhin (10 885.

88. 91) wird *ketten* MB in *ketenen* geändert, womit doch der vers nicht gebessert erscheint — 139 l. *muote* — v. 243 l. *gæbe sîn geleite* — v. 371 l. *drîuf ahten sie* (*vîl*) *kleine* (oder *darûf sie ahten kleine*) — 447 l. *latînischer* — 482 l. *anderhalp* MB! — (577 *schif*) — (637 *griffen*) — 656 l. *rîche* (MB) — 700 l. *senfte und guot* — 717. 18 ist *mange stôle* richtig, dann muss natürlich auch mit MB die *gâben* geschrieben werden — v. 772 l. *sô flêheclîch* (MB) *gebetet* (B) *an* — 797 l. *gebetet* — — 10 007 l. *ah̄t tûsent* — 056 l. *ze leide* (B) oder *unrehtes* — v. 344 l. *dô rûmten sie die geste* — 375 l. *dâ* — 376 l. *dô er dar?* — 444 l. *sô viurheiz* — 504 *sungen widerstrît* (MB) — v. 640 l. *vîl êdeler junchêrrelîn* — (669 *Dem*) — (861 *geschiht*) — 924 l. *sult* — 941 l. *weret* — 954 l. *deste* — (968 *ez*) — 971 l. *zesamen* — v. 972 l. *ir rehten vluz zesamen hânt* — — 11 069 l. *sich bereiten* (*dô*) *ze wer* — v. 082 l. *mê dan daz halbe teil der schar* (B) — v. 099 (*an êren unde an rîcher habe*) *wart dô vîl gewinnen* (B) — 128 l. *dîtze* — v. 223 l. *er weinet und was unvrô* — (248 *in*) — v. 299? J.s conjectur ist mir schon deshalb unwahrscheinlich, weil RvE. (wie auch andere autoren) das veraltende *ande* nur noch in der verbindung (*sinen*) *anden rechen* gebraucht — v. 303? — 555 l. *swes* — 599 l. *helden* M, wie übrigens gleich 652 richtig im texte steht — 669 l. *scharphiu swert* — 744 l. *wagen vanen* — 758 l. *sîne kûnedîchen* — (770 *grôze*) — (827 *ruowe*) — 864 l. *sol*, — 896 l. *ruofte an*, das prät. *ruofet* ist eine doppelt unmögliche form — 996 l. *gevaren* — — 12 079 l. *sult* — 136 l. *lasterlîche* — 205 l. *strîten* — 232 l. *werlîch* — (255 *vier*) — 351 l. *umbe sluogen* — (370 *die wagen*) — v. 562 l. *âlsô géparrieret gâr* mit der bekannten betonung des *ge-* bei derartigen fremdwörtern — (627 *din*) — 780 l. *wagen* (MB)! — 850 l. *an der wal?* — — 13 011 l. *compilierte* — v. 066 l. *von dem ich iu hievor gelas* oder *von dem ich hievor iu las* — v. 077 l. *lantveste(n) unde rîche* — v. 210 l. *was benant und ouch gezalt* MB! — vv. 213. 14? — v. 256 l. *pfellel unde samit* — 277 l. *heidenischen* — v. 288 l. *schône wâren geschart* MB! wozu umstellen? — 345 l. *huoten*, — 351 l. *jagte*, — v. 376 l. *und swaz im lande was gelegen*, auch hier kein grund die wortstellung von MB zu ändern — v. 389 l. *in ein guotes rîchez lant* — 426 l. *swie* oder besser wol *swaz* (M) — v. 448 l. *daz er im die stat und daz lant* und ebenso v. 459 *er gab im die stat und daz lant*, beidemale brauchte (und durfte) das *die* der hss. nicht gestrichen werden! — 489. 14 154 l. *hûgete* — 832 l. *und daz geschrei* — 941. 976 usw. *tugentrîchen* oder *tugende rîchen* — 14 089 *die bûliute* MB durfte um so weniger in *daz bûliut* geändert werden, als ja gleich im folgenden verse der plural *die bûwen solden* folgt — v. 181 l. *roubes unde urlûge phlegen* — 229 l. *bûwete* (MB) — 266 l. *nimet* — 357 ist wider ohne not *dîne liute* in *dîn liut* geändert — 409

1. *Dô* mit Mh — 447 l. *tugende* Mh — v. 460. 61 *sô rîchet uns gar unser leben und vuoget uns sælde und êre*, so h! beide verben sind doch intransitiva! — 482 *niht wan* haben Mh! v. 494 *zorse er ie vil selten reit h* war nicht zu verwerfen! — v. 522 *mit untriuwen wil hin geben* ist die wortstellung von Mh! — 529 l. *ergæbest* — 547 l. *Dô* Mh — 573 l. *des h* — v. 580 (*Dô der kûnec und sin schar*) *kâmen ze herbergen* dar schreiben alle drei hss., J. ändert in *kam*: offenbar nur weil er dem dichter die betonung *herbêrgen* nicht zutraut — 609 das *triuwe(c)licher* von MB war nicht um der wortwiderholung willen in *trûredlicher* zu ändern! — 632 l. *zôugten* MB! — (652 *versmiden*) — (666 *do*) — 844 hat J. umgekehrt wie 461 das richtige transitive *fûegete* der hs. MB in ein intransitives *vuoget* verwandelt — — 15 035 l. *lantherren* — 069 l. *krônte* — 094 l. *rîlich durchleit* — 103 l. *himeles* — 120 l. *alsô die* — 131 l. *sult* — 179 l. *ime* — v. 273 l. *gar sîn gelücke und sîne nôt* — v. 354 l. *sinen willen wolde sî* — 344 l. *der sinen* MB — 414 l. *sult* — 429 l. *nu en kunnen wir* — 501 l. *kele* MB — 547 und ebenso 588 l. *verdrucket* MB. gegen J.s *verdrucht*; dagegen darf das prät. *zerdruchte* 572 bestehn — 661 eine nahe- liegende vermutung *diu êrste monarchie* wird durch 17154 *diu monarchie der erde* überflüssig — 784 l. *stumpflich* (nb. es sieht fast so aus, als ob der hrsg. neben *-liche* das adv. *-lich* grundsätz- lich erkennt) — 891 l. *nem* — v. 903? — — 16 007 l. *widerriete* — 095 l. *dienest* wie 108 — 107 l. *aldâ* — v. 166 l. *mit dienstlicher arebeit* — 168 l. *drî tage* — 182 die schreibung *sin* für *sie in* (prâp.!) ist nicht zu billigen — v. 253 warum wird *der fuorte sie von dannen sâ* geändert in *der sie vuorte dannen sâ*? — 255 l. *kuren* — 441 l. *jâmerlichen* — 442 l. *si irz*? — 512 l. *miselsûhtege* — 534 u. 548 l. *wie ez* — 589 *diu 'ze' lieben kint* (M) widerstrebt meinem mhd. sprachgefühl — v. 686 l. *als ûf der lantstrâze* — v. 765 l. *druthealp geslehte sâ* — 791 l. *die beiden* (M) — 881 l. *gewinnent* (M) — 891 l. *varen* — 987 l. *trifft* (MB) — — v. 17 000 l. *geschuof ûf himel und erde* (B!) — 064 l. *dar inne* — v. 184 l. *kam von deme strite wider* (MB) — 214 *Israhêl* MB darf hier doch nicht in *Ismahêl* geändert werden, der herausgeber freilich hat im gefolge dieser seiner schlimmbesserung im Namenverzeichnis s. 785 den *Ismahel* zum sohne Jakobs gemacht — 364 l. *alsô* — v. 519 *man vaht ir kint unde ir wip* — 535 der zusatz *<dem>* *krûuze* gegen MB ist mir unverständlich: das kreuz gehört doch mit der krone zu den reichsinsignien! — 540 l. *irdenische* — v. 686 l. *daz der Persen <kûnec> was erslagen* — 842 l. *zûhte rîche* — 863 l. *gnuoc* — vv. 18 041. 42 l. *ê mich sîn krônen hône und niht sîn hænen krônede* — 043 l. *anderiu* — 059. 192 l. *sulen*, 093 l. *suln*, was nicht weiter notiert werden mag — 078 l. *dâ* — v. 204 l. (*und ist dîn hôhin werdekeit*) *verdrucket unde hin geleit*

(MB) — 238 l. *vollekomens* — 242 l. *geschæhe* — 292 l. *unde iuch zwô* — v. 400 l. *truoc phellel unde samât an* — 465 in *zwô wis* — v. 511 l. *sô dicke alsô wir hân getân* — (516 begriffen) — v. 561 l. *daz si vil gemache muosten gân* ('ganz langsam') mit MB! — v. 598 l. *dâz uns wêr nêr ûnde mûot* — 697 l. *erstûhte* (nach J.s grundsätzlicher schreibung) — v. 747 l. *und ûmb des môrdes ûngervioc* — 783 l. *da enist* — (835 mit im) — v. 840 l. *und tuo daz, ich bite dich* mit MB, wozu ändern? — 851 l. *rede antwort* — 947 l. *genæse* MB! — — 19148 l. *swaz* — (220 *verswigen*) — (403 *ritterschaft*) — v. 465 l. *ûnde mênsc iht mêre* — v. 622 l. *diu iu hernâch geschaden mûge* — 634 l. *erkunnen* — 668 l. *unschult* — 699 l. *dâ* — v. 721 l. *mir und <ouch> dem lieben man* — 769 l. *ez* — 770 l. *alsô* — 789 l. *dâ* — 852 l. *râte* (B) — v. 874 l. <die> *dar an wurden schuldec ie* — (905 *waz*) — 962 l. *allen* (M) — v. 984 l. *herre oder dienstman* — — 20082 l. *geswichen* — 119 l. *unschult* — 298 l. *dâ* — 336 l. *zeinander* — 391 l. *zûhte* (nach sonstiger schreibung) — 426 l. *sprach <dô>* — 477 l. *heimliche* — (605 *Ie*) — 632 l. *Frîgedanc* MB — (846 *süezez*) — v. 895? — 929 l. *nu volget mir* — 942 l. *ruomlicher* — — 21001 l. *daz was* M — (124 *einander*) — v. 192 *wiltu aber wâfen dich* MB! — v. 211 l. *ir ors durch baneken <dô> riten*, der grammatisch falsche plural *ôrse* ist ganz besonders abscheulich — 234 l. *kele* — 272 l. *dô kërter dan* — v. 313 l. *nie wirs ûf aller der vart*, vgl. *laa*. — v. 433—35 l. *daz der âbent nahte* ('nocte appetente'). *der rîche degen gahte* ('observavat') in dem *here vûr und wider* — 517 l. *ein altsprochen wort*, vgl. Mhd. wb. III 807<sup>b</sup>. II 527<sup>b</sup> — 568 l. *niemans* — 624 l. *nieman*.

Gegenüber dem glossar hab ich zweierlei einwendungen, die aber nicht nur Junk, sondern auch manchen andern angehn. einmal mögen gewisse wortformen, welche der hrsg. selbständig gegen die hss. gewählt hat, deutlich als solche bezeichnet werden — sie sollen aber auch nicht verschämt fortbleiben wie *daz lûnt* (14190 u.ö.) und *daz bâlûnt* (14089). und dann müssen wertvolle wörter welche in den lesarten stecken, unbedingt verzeichnet werden, zumal wenn sie wie das kostbare *ûfhimel* (17000), das ich oben dem dichter widergegeben habe, den einzigen beleg für das mhd. wb. darstellen. man erführe auch geru was sich der herausgeber bei *der rîme* (3175) vorgestellt hat, zumal er selbst die pronominalform durch den sonst nie vorkommenden sperrdruck auszeichnet. ich möchte nachholen, dass ich das verspaar trotz dem scheinbaren (aber mir unverständlichen) reimspiel für entstellt halte: hieße es vielleicht ursprünglich:

*niht wan mit der rûne*  
*der hôhen sinne lûne?*

Göttingen.

Edward Schröder.



**Stefan Kubica**, Die deutsche sprache des Florianer psalters. ein versuch. Posen 1929. 71 ss. 8°.

Die hs. des Florianer psalters, der lateinisch, polnisch und deutsch geschrieben ist, ist schon von Nehring 1871 und 1883 und zuletzt von Bernacki (Lemberg 1927) besprochen worden. in seiner schrift *Geneza i historia Psalterza Florjańskiego* hat Bernacki folgende these aufgestellt: '2/3 des Fl. ps., der für die königin Hedwig bestimmt war, sind entstanden im stift der regularchorherren zu Glatz um das jahr 1399. nach dem tode der königin wurde der psalter um 1405 in Krakau beendet'. Kubica war bestrebt diese these auch sprachlich zu bestätigen. es ist ihm dies, wie anerkannt sei, für die zeit, nicht aber für den ort gelungen, wie er selbst s. 4 eingesteht. unter benutzung einer ungedruckten arbeit von EKutzner Die sprache der Glatzer urkunden aus den jahren 1300—1400 mit besonderer berücksichtigung der diphthongierung kann er feststellen, dass die schreibung von *ī, ū, iu* bzw. *ū* und von neuerem *ei, au, eu* im ps. mit den schreibergewohnheiten der grafenschaft Glatz aus dem 14 jh. übereinstimmt. es ist aber hinzuzusetzen, dass über die verhältnisse in anderen schles. landschaften arbeiten fehlen. K. gibt dann eine übersicht über vocalismus und consonantismus des Fl. ps., dessen sprache Kleczkowski (bei Bernacki) nach einem vergleich mit dem psalter des Peter von Patschkau mit recht als schlesisch-deutsch bezeichnet hat, druckt dann nach den bereits veröffentlichten fragmenten und 62 ihm von Bernacki zur verfügung gestellten photographieen einige teile des deutschen textes ab und schließt ein wörterverzeichnis an. die sprache entspricht im allgemeinen dem schles. kanzleideutsch des 14 jh.s. ein stärkeres dialektisches gepräge weisen die beiden prologe auf. K. meint, dass diese eigentümlichkeiten insbesondere im heutigen glätzisch üblich seien. dies ist nur z.tl. richtig. ein *ou* für *ā* kennt das in Nordböhmen gesprochene schles. in manchen gebieten, ein *ou* für *ō* ist im heutigen glätz. unbekannt, andere erscheinungen wie *a* für *ä*, *e* (zu lesen *ē*) für *ei* sind heute weit verbreitet und waren es auch im 14 jh., solche wie *e* für *i*, *ū* sind heute local beschränkt, waren einst der grafenschaft Glatz nicht fremd (sie gelten im süden noch heute), galten aber im 14 jh. auf dem grösten teil der schles. sprachlandschaft. eine voraussetzung für untersuchungen solcher art, die dialektischen eigentümlichkeiten älterer schriften zur heimatbestimmung der schreiber zu verwerten, ist eben der historische unterbau der heutigen mundartlandschaften, die feststellung der früheren sprachzustände, die sich nicht direct in den heutigen fortsetzen. ausgleichungen und sprachströmungen gröfseren und kleineren umfanges haben nachweislich die zustände in den schles. mdaa. stark verändert. gerade die grafenschaft Glatz zeigt heute und schon seit einiger zeit den zustand einer sprachlichen relictland-

schaft, in der die älteren formen auf den süden, das Adlergebirge und das Braunauer ländchen in Böhmen beschränkt sind. im übrigen nimmt die grammatische darstellung zu wenig rücksicht auf die heutige schles. mda. der umlaut in *erbeyte* (s. 7) lebt noch heute in der mda., *of* 'auf' (s. 14) vertritt nicht mhd. *ūf*, sondern ein md. *of*, *uf*, das noch jetzt fortlebt, *her*, *har* 'er' besitzt kein 'prothetisches *h* bei vocalischem anlaut' (s. 39), wie man auch bei äußerlicher betrachtung nicht sagen darf: ligt doch hier die bekannte, aus der mitteldeutschen heimat mitgebrachte durch die einstige lage zwischen nd. *he* und obd. *er* erklärbare mischform *her* vor, die die jetzigen mdaa. noch zur genüge kennen, wenngleich sie im schles. heute veraltet. s. 32 heist es, dass das mhd. auslautgesetz noch gelte. dieses 'noch' ist bei der einreihung der sprache des ps. nicht an der rechten stelle, gilt doch das mhd. auslautgesetz bis heute im schles., das infolge seiner randlage in manchem noch auf mhd. standpunkte steht. die s. 30 als auffallend bezeichnete schreibung *fl-*, *fr-* statt *vl-*, *vr-* ist für 1400 und schon für viel ältere zeit verständlich, weil hier das verlesen des *v* in *u* vermieden werden sollte. die polnische Akademie der wissenschaften in Krakau bereitet auf betreiben von Bernacki eine ausgabe des Fl. ps. als facsimiledruck vor. vielleicht bringt die untersuchung des ganzen ps. sicherere ergebnisse. ins litteraturverzeichnis gehören noch OPautsch Grammatik der (glätzischen) mda. von Kieslingswalde I (1901) und KGusinde Eine vergessene deutsche sprachinsel im polnischen Oberschlesien (1911).

Prag.

Ernst Schwarz.

Thomas Murner, Von den fier ketzern, hrsg. v. Eduard Fuchs [Krit. gesamtangaben elsäss. schriftsteller d. ma.s u. d. reformationszeit, veröff. v. Wissenschaftl. institut d. Elsass-Lothringer m Reiche. Thom. Murners Deutsche schriften m. den holzschnitten d. erstdrucke, hrsg. v. Franz Schult z. bd 1, 1]. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & co. 1929. CXXIV u. 286 ss. 8°.

Thomas Murners erste deutsche reimschrift, eine gute vorübung zu seinen satirischen hauptdichtungen, legt uns Eduard Fuchs mit diesem bande in einer mit hingebendem fleisse und musterhafter sorgfalt gearbeiteten ausgabe vor. er widmet das buch pietätvoll dem andeken dr Werner Wolfgang Berbig's, der nach bestandener staatsprüfung als kriegsfreiwilliger ins heer eintrat und am 4. märz 1915, im schützengraben bei Langemark durch Granatschuss schwer verwundet, einige stunden später im lazarett zu Staden starb. Berbig hatte eine neuausgabe des gedichtes geplant und eine sehr ausführliche einleitung bereits verfasst, die alle mit diesem werke zusammenhängenden litterarischen fragen erörtert. Fuchs hat mit einer ihn ehrenden gewissenhaftigkeit die vorarbeiten Berbig's verwertet und nur aus zwingenden sachlichen gründen geändert, den gang der immer

noch sehr umständlichen untersuchung aber straffer gerichtet. die abschnitte 1—5 der einleitung behandeln zunächst das verhältnis der lateinischen prosa 'De quatuor heresiarchis' zum gedichte. beide werke, wie aufs gründlichste nachgewiesen wird, haben M. zum autor, hingegen sind die deutschen prosabearbeitungen des reimgedichts einem andern verfasser zuzuweisen. sodann wird die metrik, rhytmik und reimtechnik der Vier Ketzer mit genauen nachweisungen gekennzeichnet. diesen untersuchungen Berbig's steuert Fuchs eine zusammenstellung der fremdwörter und eigennamen bei und in zwei abschnitten eine sehr ausführliche bibliographie der alten drucke und einen bericht über den neudruck. die sieben enggedruckten seiten mit varianten von B, einem nachdruck von 1521, den F. mit recht als schlecht, liederlich und eilfertig bezeichnet, hätte man ihm gern geschenkt. die textgestaltung und der commentar mit dem sehr dankenswerten wort-, reim- und sachweiser sind die eigene leistung des herausgebers. hierzu seien mir einige bemerkungen gestattet.

27. *Es darff nit wort*, bei dem hinweis auf NB. 29 c *es darff nit fregen* hätte F. bemerken können, dass er inzwischen seinen irrtum eingesehen habe, als er Zs. f. d. ph. 52, 193 aufserte, es gäbe keinen sinn. — 340 ff. *Wygandus meint ... Man würd dem pfarrer do behends Noch malen mer oder bachten Vnd jm ein schwere straff machen*. F. verweist auf v. 2558 *Nymer bachten nymer malen Vnd das mit der hut bezalen*, auf DWb. I 1066 unter 3 und erklärt: 'die worte haben den sinn, dass jemand das leben genommen wird'. aber es handelt sich hier und im DWb. nicht um eine feste redensart mit gleichem sinn. im 1. falle sind die worte ironisch für 'arg zusetzen' gebraucht, und im 2. falle wird gesagt, dass er nie mehr gelegenheit haben wird, diese wichtigen und erfreulichen arbeiten für die lebenserhaltung zu verrichten. — 451. *Einer do sprach: 'ir lieben rätter, Nit nemen war eins yeden vetter'*. F. erklärt: 'sprichwörtlich. Wander 3, 990 nr 101: *quisque mortalium invidiae obnoxius est* aus Georg vGaals sprichwörterbuch. andere beispiele für diese verwendung des wortes *vetter* s. im DWb. XII 2, 31 (oben)!' aber diese hinweise erklären gar nichts. in der 1. ausgabe steht *wetter*, und F. hätte dem nachdruck B, wo *v* doch nur druckfehler für *w* ist, nicht so viel ehre erweisen sollen. der sinn ist aus dem zusammenhange ganz klar: achtet nicht auf jedes wetter, *Die haubtsach lond reh ligen an! Das klein geschmeiß wir faren lan*. die alte verdächtigung, einen kaiser vergiftet zu haben, soll man unterdrücken, nur an die hauptsache, die meinung der barfüßer über den glauben an die unbefleckte empfängnis Mariae, soll man sich halten. in der form erinnert die stelle an NB. 90, 27: *Was gat euch an eins yeden brummen. wetter* häufig in Murners redewendungen, z.b. NB. 33, 47 f u. 90, 24 f. vgl. auch die reime: *Zu stark ward jm das selbig wetter, Dorzü*

*argwänigt er die rätter* (3046). *So halt man vns für geistlich rätter, Das wir gewalt hant übers wetter* (1010). — 558. Einer der schelme rät, den wunderswindel von Frankfurt ausgehen zu lassen. dem widerspricht ein anderer: ... *es wer nit güt, In solchem halt der bischof hüt Zu mentz vnd würd vns das verbieten, Als wol wirs nyemmermer verhüten.* so steht in A und B. F. setzt *wo* ein. '*Als wol* lässt sich grammatisch nicht erklären und gibt keinen sinn'. ich finde, dass seine erklärung, *als* im sinne des lat. 'quippe' trete hervorhebend zu dem relativpronomen *wo*, keinen rechten sinn gibt. die sehr verschiedenen bedeutungen von *als* in der VK. belegt F. selbst. es steht oft für wie, aber auch für so (3325 *Als übel hand sye hufs gehalten*). *verhüten*, das F. hier als verhindern, also in moderner bedeutung, nimmt, ist nicht anders aufzufassen als in den beiden andern stellen des gedichts, wo es festhalten (verstärktes hüten), gefangen halten bedeutet. der sinn scheint also: in Frankfurt hält der bischof von Mainz aufsicht und würde uns den wunderswindel verbieten, so sehr dass wir ihn nie mehr bewahren, aufrecht erhalten können. kurz vorher heisst es, dass sie die sache so anstellen wollen, *das es weiflich auch mög bestan!* *Als wol* hat hier ähnliche bedeutung, wie das später zu M.s Lieblingswort gewordene *wie wol*. die alte bedeutung von *wol* schimmert noch stark durch. zuweilen steht das wort selbständig in ausruf-sätzen, meistens jedoch hat es schon concessive nebenbedeutung. (belege VK. 3016. 3220. 3703. 4125; SZ. vorr. 98. entsch. 15 u. 65; NB. 62, 13. 66, 4 u. 66. 72, 27. 73, 12. 79, 27. 80, 74. 83, 63. 84, 10. 89, 2. 92, 40. 94, 19). vgl. Paul Wb. 655a, der es umschreibt mit 'wie gut auch', 'wie richtig es auch ist, dass'. — 942. *Tödlich vnd bleich, ... Wie do sind an sanct Martinstag Vmb den kamp die feifsten cappen, So der roth kamp thüt ablappen.* das ist nicht 'volkstümliche ironie im beispiel', sondern vergleich. hingegen hätte F. als solche ironie anführen können: *Ich kam so recht zû diser stundt, Wie der dunder ind stupfflen kumpt* (3599 ff). der kommt nämlich jäh und unerwünscht, wie aus den belegen hervorgeht, die F. selber anführt. — 2956 *Die sach foht an, in mir zû schwachen* (reim: *entpfahen*). F. erklärt diese stelle nach Schmidt: 'schwach werden, z weifelhaft, bedenklich werden'. aber in dieser übertragenen bedeutung belegen die wörterbücher (F. verweist auf DWb. IX 2156) das wort nicht. *schwachen* ist nicht *schwachen*, sondern *schwanen* (DWb. IX 2209 ff), das nach Paul seit anfang des 16 jhs auftritt und dessen etymologie auch nach PBBetr. 38, 329 noch nicht geklärt ist. — 3045. *Sein heiligkeit fieng an zû hincken.* der hinweis auf Merker, der hinken in übertragener bedeutung (wie naheliegend!) schon im mhd. nachweist, hätte genügt. es ist sicherlich keine 'biblische redewendung', wenn auch F. 1. kön. 18, 21 citiert, wo das an sich schwierige wort



von der vulgata allerdings mit 'claudicare' übersetzt wird, aber nicht unsere bedeutung hat. hingegen stammt die wendung 2953 *Dorum die glerten sagen lossen, Mein mund nit in den himmel stossen* aus psalm 73, 9, worauf ich schon in m. anm. zu SZ. 28 hingewiesen habe. das wird besonders deutlich — neben der anführung M.s *die glerten sagen* — durch den vergleich der entsprechenden stelle in M.s *De quat. her.: Ego os meum in caelum non ponam* mit der vulg. *posuerunt in coelum os suum.* — 3396. *Ich wolte sye wider rfscher rissen Vnd kundtents nit dann bärlein schissen.* sye sind nicht 'die vertriebenen klosterbrüder', sondern die *ketzer*, die im vers vorher erwähnt werden, und *rfscher rissen* bedeutet nicht 'zurückholen', wie F. meint, sondern herausreißen. mit den beiden letzten worten hat ihm der text ein bärlein aufgebunden. F. erklärt sie nämlich tiefsinnig als 'gegensatz zu *beren fahen* = heldentaten ausführen [folgen belege], bildlich für eine tätigkeit, die keinen mut erfordert und darum nicht viel wert ist. der sinn des verses ist: auch für den fall dass sie zu nichts besonderem fähig sind'. F. hätte sich von M. (NB. 26, 23) belehren lassen können: *Ein perlin ist ein edel gstein!* die schreibung mit *bä* belegen die wörterbücher häufig. die anscheinend bei M. bisher noch nicht bemerkten perlensch. stellen sich zu der bekannteren sippe der gold- und dukatenscheisser. — 4019. 'Das sinnlose *Was*, das A und B aufweisen', ändert F. in *Das*. aber die sinnlosigkeit ist nur seiner interpunction zu verdanken. ich berichtige sie im folgenden: *Vergicht, die ward gen Rom gesant.* (F. komma!) *Was auch der bapst dorinn erkannt, Wann jm die sach ward für geleit Als gmeinem haubt der christenheit,* (F. punct!) *Vil red hab ich gehört doruon.* (F. komma!) *Das sye der bapst wolt dannen lon Fieren / vnd dem orden heim geben,* (F. punct!) *Das was der statt von Bern nit eben / Vfs was ersach, das weiffs nit ich, Auch zimpts nit, das ichs hie rffsprich.*

Zum schlusse möchte ich ausdrücklich hervorheben, dass ich mit diesen notwendigen berichtigungen nicht das verdienst der auf reiches wissen gegründeten ganz vortrefflichen arbeit schmälern will. sie macht dem autor alle ehre und lässt uns von seiner noch ausstehenden Gänchmatt-ausgabe gutes erwarten. die äußere ausstattung des bandes ist wider musterhaft.

Berlin.

M. Spanier.

**Dramaturgie des Sturms und Drangs von Siegfried Melchinger.** Gotha, L. Klotz 1929. 123 ss. 8°.

Innerhalb seiner absichten erfüllt dies buch, hinter dem die einzige gröfsere vorarbeit zum thema von Gustav Keckeis als veraltet zurückbleibt, alle billigen wünsche und fördert unsere kenntnis aus eigenem wie das bisher erreichte zusammenfassend vortrefflich. man gewinnt hier zum ersten mal überhaupt und auf engem raum erfreulich verdichtet eine klare ansicht, wie sich die dramaturgischen anschauungen zwischen Gerstenberg und Lenz

geschichtlich entfalten und zugleich zum 'system' zusammenschließen. die kritik aber erkennt die glückliche lösung nur innerhalb der selbstgezogenen grenzen des autors an und stellt diese absichten und grenzen sogleich wider in frage. — der autor ist sich der éinen gefahr selber bewusst (s. 85), dass sein versuch, die dramaturgischen erkenntnisse und forderungen des sturms und drangs in ein system zu ordnen, in widerspruch zu der geistigen haltung des sturms und drangs führe, in dem sich der aufruhr gerade gegen das system in jedem felde erhebt. so hält er sich zurück von der behauptung bewuster, gedachter zusammenhänge und verharret in behutsam verbindender darstellung wirksamer und gältiger elemente in einer idee des neuen dramas. damit vergewaltigt er die art des sturms und drangs noch nicht, wenn er auch seine absichten und ansichten in eine ordnung die ihm selbst fremd war erhebt. die andere und größere gefahr droht den ergebnissen dieser arbeit von der beschränkung auf die aussprüche über das drama, von dem verzicht auf die fragen nach der umsetzung in die praxis. so muss sich der darsteller einer epoche, in welcher der sinn für das concret-lebendige wesentlich neu war, ausschließlicly unter ihren allgemeinen forderungen und abgezogenen begriffen wie unter den gespenstern ihrer würllichkeit bewegen und sperrt sich mit den anschauungen vom drama von der wesentlicheren ab, die im dichterischen werk verkörpert, erst greifbar und verantwortlich dargeboten ist. so wird diese arbeit überholt, bestenfalls ergänzt und corrigiert werden müssen, wenn z.b. erkannt ist, wie wenig Lenzens 'Anmerkungen übers Theater' mit der eigenen dichtung zusammenstimmen. wo etwa ist hier die tragödie mit dem grofsen menschen, dem 'kerl' im mittelpunct, demjenigen also der nach dem verlangen der 'Anmerkungen' 'die maschine dreht', aus dem alle kräfte entspringen, die das drama erwürken? die reinste erfüllung des dramatischen Sturms und Drangs in Klingers jugenddichtung, wo allein jene höhere anschauung von sturm- und drangdrama und -dramaturgie zu gewinnen wäre, tritt ob der spärlichen äufserungen 'über' dem autor ganz zurück. diese dichtung ligt ihrerseits wider von dem geforderten 'charakterdrama' Lenzens und seiner individualpsychologie weit ab, und eine herangezogene äufserung Klingers über sein drama, die moralisierende ausdeutung des 'Leidenden Weibes', unter besonderen umständen und gar nicht aus seinem wahren kunstwillen heraus gesprochen, führt an der beschaffenheit des Klingerschen dramas überhaupt, sogar an der des 'Leidenden Weibes' völlig vorbei! kurz, alle diese äufserungen umspielen die entscheidenden gestaltungen in zunächst unverbindlicher und fragwürdiger weise, im sturm und drang als einer im prägnanten sinne productiven epoche zumal. es wird also hinter seiner, von unserem autor aufgebauten und unanfechtbar entwickelten 'dramaturgie' die wahre dramaturgie des sturms und drangs erst problematisch.

Innerhalb des ausgeführten ist die entwicklung von Herder zu Lenz bedeutsam, vom Shakespeareaufsatz zu den 'Anmerkungen'.

Hier geht es um die vielberufene 'innere form' des dramas als seiner 'seele', gegen den formbegriff der aufklärung, und der verfasser bringt eigene und neue klarheit darüber, wie die Herderische conception von innerer form von Lenz zugleich 'realisiert' und veräußerlicht wird zu jener forderung nach der centralen und das drama aus sich erzeugenden persönlichkeit. nur dass erst mit dem fortgang von Herder zu Lenz eine neue kanonisierung Shakespeares verbunden sei, eine erhebung Shakespeares zur norm des dramas der eigenen zeit, gegen die absicht Herders in einer art von misverständnis, bruch und abfall von seinem geiste unter den jüngerer, das übertreibt und verkennt eine, wie mir scheint, mit Herder beginnende entwicklung. es wird gesagt, Herder betrachte Shakespeare nur genetisch und stelle ihn dar als einen, der unter seinen 'zeit-, vaterlands-, religions- und sittenumständen' so und so und zwar unvergleichbar der griechischen tragik werden musste. der hymnus auf Shakespeare erwäge 'in keiner weise die möglichkeit einer beeinflussung der jungen dramatiker durch Shakespeare'. Herder würde sich 'jede anrede der schöpferischen seele verboten haben'. wenn trotzdem nicht nur die 'genies', sondern unser autor selbst auf jenen Shakespeareaufsatz die dramaturgie des sturms und drangs als auf ihre grundlage baut, mit ausweichendem recurs auf jenes misverständnis von Shakespeare als norm, so führt das auf eine unstimmigkeit zurück. es mag auf das einzelne wort so sehr nicht ankommen. immerhin eröffnet der Shakespeareenthusiast mit der ausgesprochenen absicht Shakespeare 'zu erklären, zu fühlen wie er ist, zu nützen, und — wo möglich! — uns Deutschen herzustellen' (Suphan 5, 208). im folgenden ist denn das bemühen, Shakespeare aus seinen ursprüngen zu begreifen nur künstlich, nur abstrahierend abtrennbar von der begeisterung für Shakespeare als den 'größten dramatischen in norden', der damit, und sei es selbst nicht in einer besonderen forderung ausgedrückt, de facto dem neueren nordischen drama normierend entgegengehalten wird, zu einem ideal der vollkommenheit gewiss nicht überhaupt, in einer abstraction die Herder fremd sein musste, aber antreibend und fördernd für die nächste dichterische gegenwart und zukunft. (zu jener anderweitigen forderung Herders an das deutsche drama der zeit: nach einer neuen einheit griechischer, französischer und britischer art vgl. Gottfried Weber Herder und das drama, Weimar 1922, s. 141 ff gegen Haym.) vollends springt am ende die begeisterung für Shakespeare in die enthusiastische begrüßung neuester deutscher dichtung um, in die huldigung an den dichter des Götz, der Shakespeares denkmal 'aus unseren ritterzeiten in unserer sprache errichtet'. wo überhaupt, wenn nicht hier erfolgt eine 'anrede der schöpferischen seele', sie mit dem vorbild Shakespeares feierlich beschwörend.

Göttingen.

Kurt May.

Der todesgedanke in der deutschen dichtung vom mittelalter bis zur romantik. von W. Rehm. Halle, Niemeyer 1928. 480 ss. 8°. — 26 m.

Der 14. band der buchreihe 'Deutsche vierteljahrsschrift für literaturwissenschaft' bietet diesen stoffreichen überblick, der die ausdehnung der begriffe 'klassisch, romantisch' auf grundsätzliche und widerkehrende geistesarten und die schulung an einer als problemgeschichte betriebenen dichtungsgeschichte voraussetzt. R. zeigt den todesgedanken (t.) in folgenden wandlungen: der Germane sah und suchte im tod den gipfel der ehre; lachend sterben hiefs vor allem grofs. zeugnisse: Hávamál, beide Atlilieder, das im kern heidnische Hildebrandslied, der nicht minder von germanischer ethik beherrschte 2. teil des Nibelungenlieds. der christliche t. fasst den tod als eingang in die ewigkeit und als sold der sünde — daneben lebt das uralte gefühl von der todhaftigkeit alles irdischen fort. cluniacensische antriebe steigern den gegensatz von Gott und welt. so bietet der pfaffe Lamprecht [oder vielmehr der vf. des 'Strafsburger Alexanders'] antike heroen zu weinerlicher nutzanwendung auf, so warnt Berthold vRegensburg vor dem schrecklichsten, dem tod der seele.

Um 1150 hört die askese auf, das ideal aller zu sein. statt verwerfung wird richtige bewertung der erdgüter die losung des rittertums, das seine besondere humanität ausbildet. zwar ist des 'Armen Heinrich' grundgedanke die warnung vor der von Gott trennenden superbia, aber Wolfram wie Walther möchten 'guot und weltlich êre und gotes hulde' in einklang bringen. für Wolfram ist der tod ein Gott dienstbares zeitübel. im 'Willehalm' herrscht der kreuzzugsgedanke, der schon im Ludwigslied die figur des miles christianus formte und das deutsche Rolandslied zu einer märtyrerlegende macht. Walther fühlt sich am ende von der welt genarrt. Thomasin von Cirlaria schon begreift das sterben als heimkehr. Hartmann von Aue wagt im 'Erec' den tod ob seiner sinnlosen auswahl zu rügen. ein leidvolles welterleben spricht aus aller dichtung. auferhalb der zeit steht Gottfried durch eine frivol erotische anwendung des todessymbols.

Das spätmittelalter fasst unterm eindruck der grofsen seuchen den tod auf als feindseligen vollstrecker einer jenseitigen macht. aus choral, predigt, geißlerlied dringt der ruf 'behüt uns vor dem gehen tot!' die frage des seelenheils wird mit brutaler härte gestellt. mysterienspiele peinigen die hörer mit dem 'urschrei' der verlorenen seele. der Teichner aus Österreich begreift nicht mehr wie man lachen kann. Brant denkt zuerst den tod als befreier. die vorstellung der gleichheit aller vorm tod ist eine ursache der socialen umschichtungen. nur die mystik fühlt die himmlische seite des todes. besonders bei den nonnen neigt sich die todesliebe zum liebested. Ekkehart sagt, für Gott



sterbe nichts, Tauler sieht im ausgang die rückkehr. im toten-  
tanz steht der tod nun feindlich auferhalb der menschen, damit  
ist die möglichkeit des kampfes gegeben. um 1400 schon nimmt  
der Ackermann aus Böhmen das persönlichkeiterlebnis vorweg,  
ja gibt — über Luther hinaus — den strafcharakter des todes  
auf und bricht dessen vormacht im menschlichen geist.

Luthers t. wurzelt in seinem grunderlebnis: dem ringen  
um heilsgewisheit. indem er ihn durch den glauben dem leben  
'anverwandelt', leitet er zu rationalism und klassik über. der  
tod wird verteuft, würdelos und schliefslich als der durch die  
auferstehung geprellte komisch. eine umarbeitung des 'Acker-  
manns' durch Jörg Wickram zeigt die verbürgerlichung des ethos.  
bei Hans Sachs ist der tod zum seelsorger geworden. einzig  
Nicolaus von Cusa und später Paracelsus wagen eine metaphy-  
sische fassung des lebensbegriffs.

Nach mancher lockering des dogmatischen nimmt Montaigne  
entschieden die stellung des aufklärers zum tod ein: er ist ihm  
wertprobe auf die menschliche freiheit. — 'Reif sein ist alles'  
lautet die formel für den t. des barock. infolge der mehr  
und mehr autonomen innerlichkeit wird jetzt die lyrik führend.  
in ThHoeck beginnt die todessehnsucht zu flüstern, die später  
schrei wird; Zinkgraf, Opitz fassen den tod vaterländisch, Fle-  
ming fragt tiefsinnig, ob nicht tod und leben eines sei. nach  
dem frühbarock steigert sich die weltflucht. Logau nennt das  
grab die mutter, die uns zur ewigkeit gebiert. 'der sterblich-  
keit beflossene' um SDach pflegen weltmüde todesliebe, Sibylle  
Schwartz hat im tod einen bittersüfsen freund, auch in PGer-  
hardt ist die hingabe stärker als der kampf. Gryphius steigert  
die barocke haltung zu apokalyptischer innerlichkeit, JBalde  
grüfst des mystischen eros voll den tod als bräutigam. bei  
Scheffler wird der philosophisch durchdrungene tod zur einkehr  
in Gott, und das ich wesentlich, indem es durch erwägung des  
todes aus sich heraustritt. die 2. schlesische schule entfaltet  
eine den geruchssinn stark bemühende verwesungsromantik; als  
lebenformendes princip wohnt der tod dem menschen inne bei  
Moscherosch. barocker lebenswille wird zum todeswillen, der  
wider wille zu einer 'vita nuova' ist 'der tiefste und heimlichste  
seelengrund des barock' (s. 243).

Wenn das barock über dem tod die unsterblichkeit ver-  
nachlässigt, verfährt die aufklärung umgekehrt. Spinoza  
und Leibniz berühren sich in der unzerstörbarkeit der intelli-  
genz. der siebenjährige krieg hebt auch den t.: Brawe, Gleim,  
EvKleist, Lessing (im Philotas) und in mustergültiger form  
ThAbbt verherrlichen den tod fürs ganze. MMendelssohn sieht  
die unsterblichkeit im begriff der gottheit gewährleistet, die un-  
möglich die stete vervollkommnung des menschen hemmen kann.  
Lessing macht den 'moralisch religiösen process' unabhängig von

der vorstellung der unsterblichkeit, ohne diese zu leugnen. man huldigt dem beschönigenden griechischen todesbild. dann vermitteln pietismus und empfindsamkeit ein neues todeserlebnis. Klopstock und seine gefolgschaft verkünden die majestät des todes; der 'Ugolino' beginnt mit todesgrausen und endet mit dithyrambischer todesumschlingung. 'metaphysisch-erotisches, lustbetontes todesempfinden' (s. 303) haben sowohl die genies (für Heinse ist der tod offene bahn in die geisterwelt, für Klinger und Lenz liebestrunkene aufhebung der individuation) als auch die mehr aufs geistliche gerichteten: Hippel, Lavater, HJung, deren auferstehungsgewisheit nur die andere seite des pantheistischen immanenzgedankens ist. Hamann findet in der sanction des todes das prophetische geheimnis der neuen erde, KPhMoritz verweltlicht die pietistische zerknirschung zu sensualistischer todesnähe, Lichtenberg ist todeslüstern aus 'intellectualem, zitterndem reizverlangen' (s. 313), Herder stellt sich durch die transcendente form seiner humanität zwischen klassik und romantik. im gegensatz zu aufklärung und klassik ist diesem geschlecht der tod gröstenteils 'entselbstung'.

Die klassik adelt den humanitätsgedanken zu einem persönlichkeitsstreben ohne glücksbetonung. der tod wird gemeistert, indem der mensch immer reiner sein menschsein offenbart. der t. der stürmer findet meisterhaften ausdruck im Prometheusfragment: liebe und tod sind gleichgesetzt in genusshafter selbstaufgabe. später begreift Goethe die natur als geordneten kosmos, dem der tod ein mittel ist, viel leben zu haben. obwohl er an die unsterblichkeit glaubt, wendet sich Goethe gegen lähmende todesgedanken. im begriff der tätigkeit sieht er die fort-dauer verbürgt, als letzte der sinnlichen wandlungen leitet der tod zu höherer 'verselbstung'. Schiller begehrt die vollendung des menschen im diesseits und keine unsterblichkeit als die im ganzen. da der tod als gewaltact der selbstbestimmung des menschen widerstritte, muss er ihn dem begriffe nach vernichten, indem er ihn will.

Vom barock das irrationale wiederaufnehmend verbindet die romantik den klassischen menschlichkeitsgedanken mit dem allgefühl der genies zu ihrer transcendentalhumanität. offenen sinns für das jenseits übt sie religion als anschauung des unendlichen. Novalis, der von Herder beeinflusste, mächtigste todumfasser der romantik, entwickelt vorsätzlich in sich die kraft zum sterben, der höheren verlobung. die 5. hymne an die nacht antwortet auf FSchlegels frage, ob nicht das christentum religion des todes sei: Christus löst das todesrätsel, das störend in das lustgelage der antike brach. Novalis wendet die todesmystik ins geschlechtliche, er besingt den tod als brautnacht. der tod macht als folge des absoluten lebens dieses offenbar, er ist romantisierendes princip des daseins. GHSchubert sieht in

der liebesvereinigung die vorstufe des allvermählenden todes, Ritter erstattet dem tellurischen sein recht; ihm ist das weib die letzte grenze der erde. FSchlegel, durch Novalis in die todesmysterien eingeführt, verschiebt den freitod, weil er sich unvollendet weifs. auch er erwartet im tod eine ewige verlängerung der wollust. später verherrlicht er die todeslust als kriegergeist im kreuzfahrer- und märtyrersinne. seiner katholisierenden geschichtsdeutung wird der tod wendepunct in der widereinkehr zu gott. Schleiermacher lehrt entpersönlichung schon vor dem tod; AvArnim öffnet sich in magisch dionysischem todesrausch dem grenzenlosen, ZWerner stellt die übergänge des religiösen ins animalische mit unheimlicher deutlichkeit dar, ClBrentano, in den romanzen von mittelalterlich keuscher inbrunst der todesliebe, erleidet die tiefste tragik der romantik, sich aus der zeit zu sehnen und sie doch zu brauchen. Tieck sucht den tod in den crassesten formen auf, wendet sich aber plötzlich zur verherrlichung des augenblicks. Jean Paul empfindet auf der schwelle von empfindsamkeit und romantik den tod romantisch; der tod der GÜnderode, die sich mystisch-antik dem all verbunden fühlt, ist dionysische rückkehr, sie gehört mit Hölderlin und Kleist zur familie des untergangs.

Der romantische todesgedanke nähert sich in vertiefter fassung wider der lehre vom sündensold; doch steht im vordergrund die durch den tod zu gewinnende einheit mit dem göttlichen und die bewustseinsvollendung als bewustseinstilgung. die klassik verwandelt sich den tod an, die romantik ist wesentlich todverbunden.

Um dies vorwegzunehmen: für die romantik ist der t. in der tat ein so fruchtbarer als centraler ausgangspunct, darum ist dieser abschnitt der gelungenste des buches, zumal für den der die zu grunde liegende auffassung der romantik als einer religiös und welthaft tiefergriffenen epoche teilt. wer freilich die herleitung des romantischen unendlichkeitsbegriffes aus Fichtes und Schillers lehren (und dem metaphysisch ausgedeuteten Wilhelm Meister!) verfolgt, der kann die etwas apriorische gleichung klassisch: romantisch = rational: irrational nicht nachsprechen. er wittert den intellectuellen ursprung romantischer religiosität und vermisst vielleicht an dieser darstellung die feinere, durch die vielfältigen romantischen masken dringende psychologie.

Es ligt an der grundsätzlichen stellungnahme des verf.s, dessen voreingenommenheit für die mystische und metaphysische richtung sich allorts verrät, dass er dem t. Goethes nicht ganz gerecht wird. die erschütternde todesgestaltung im 12. capitel der Wanderjahre: Wilhelms jugenderlebnis mit dem fischerknaben, ist fortgelassen. hier ist der tod ganz unmetaphysisch erfasst, aber R. hält ein todeserlebnis, das nur vor der vernichtung der greifbaren lebendigkeit erschauert, für untief. ist dies nicht

vielmehr die ursprünglichste ergriffenheit vor dem tode — und wird sie durch alle metaphysischen hilfsconstructionen nicht eher weggeräumt als vertieft? dann hätte Goethe nur darum so gern vom tode geschwiegen, weil sein todeserlebnis tatsächlicher, tapferer und auch tiefer war als das romantische schwelgen im tode. Goethes glauben an persönliche fortdauer ist etwas kurzerhand festgestellt, die deutlich aristokratische einschränkung 'um sich künftig als grofse entelechie zu manifestieren, muss man auch eine sein' ist nicht begriffen, und, was unerlässlich war, die Fauststelle 'Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an' heranzuziehen wurde versäumt! 'Geprägte Form, die lebend sich entwickelt' mit dem fortschrittsbegriff der aufklärung zusammenzubringen (s. 344), ist ein arger irrthum! gegen die formeln FStrichs, die R. sich zu eigen macht, stimmt bedenklich, dass den höchsten ausdruck angeblich romantischen todempfindens Goethe fand: im Prometheus-fragment, so dass folgerichtig der junge Goethe der erzromantiker wäre! immer wider ist gegen solche formeln geltend zu machen, dass jede grofse klassische dichtung unendlichkeit in ihren formen bindet, jede romantische als sprache und geformte sprache das begrenzende aufnimmt! beide begriffe, die vordem deutlich dichterische gruppen und lebensrichtungen bezeichneten, werden so unendlich anwendbar, aber geschichtlich wertlos.

Jean Pauls todempfinden ist freilich im wesentlichen romantisch. aber seinen tiefsinnigen todes- und unsterblichkeitsbetrachtungen, die sich von den romantischen scharf abheben, geht R. nicht nach — hier verraten sich besonders die nicht ganz zureichenden philosophischen grundlagen des buches. Hölderlin als romantiker ist ein Haym-Diltheysches erbe, mit dem gebrochen werden muss: das blofse irrationale stiftet noch keine geistergemeinschaft. Hölderlins todempfinden ist keineswegs romantisch, das romantische keineswegs dionysisch! die 'entsebstung' in ein christlich transcendentes jenseits hat wenig gemein mit der einkehr in das all heidnisch erlebter weltkräfte — und auch noch für Kleists tode muss das Wort 'dionysisch' herhalten — wird es aber der wucht der von aufsen auf ihn hereinbrechenden schicksale, wird es der besondern art seiner innern spannung gerecht? übrigens sind die aufschlussreichsten stellen aus Kleists dichtung (im Prinzen von Homburg und den novellen) übergangen.

Die litteraturgeschichte, mehr noch die kirchengeschichte, wird aus der breiten stoffsammlung dieses bandes vielen nutzen ziehen. als auch in der deutung restlos gelungen nenn ich die darstellung des t. in der altgermanischen zeit, der reformation, der aufklärung und empfindsamkeit, zumal der mystik und des 'Ackermanns', dessen vorläufertum scharf herausgearbeitet ist, und, um eine einzelheit nicht zu vergessen, die seiten über



Hippel! im hochmittelalter sind die geistlichen triebkräfte wol tiefer erfasst als die ritterlichen. am lebendigsten wird Walther. R.s entsetzen vor der unheimlichen frivolität der Tristanstelle 'dirre tót der tuot mir wol' ist nicht ganz gerechtfertigt. dieser stoff hat seine eigenen gesetze, seine bearbeitung appellierte überhaupt wenig an geistliche gefühle, und Tristans dem ganzen zusammenhang durchaus entsprechende antwort darf nicht ohne weiteres auf persönliche weltanschauung gedeutet werden. bei Wolfram vernähme man statt der formel 'W.s hochmittelalterliche laienfrömmigkeit erfasst klar die wichtige mittelstellung des todes zwischen hier und drüben' (s. 43) gern concreteres: etwa, wie er seine gestalten von der irdischen bühne abtreten lässt, wie er dem sterben seiner liebliche gern eine art heroischen nachrufs, eine zusammenfassung ihrer ritterlichen tugenden anhängt, wie beim hingang eines wackern Mauren wol die versicherung, dass er zur seligkeit eingehe, nicht aber die rühmenden beiworte gespart werden (beispiel für die weltumspannende macht dieser vornehmen convention!), und wie der tod noch mehr kraft ritterlicher als kraft christlicher werte überwunden wird. überhaupt ist die vertiefte weltlichkeit bei Wolfram nicht genügend erfasst: gibt er uns doch allein die lückenlose anschauung der lebensformen des ritterlichen Europa!

Beim reformationsjahrhundert die kunst heranzuziehen war gewis ein glücklicher griff. schade, dass R. nicht noch aus dem Holbeinbuch WSteins schöpfen konnte, das die deutschen probleme jener zeit neu durchzudenken zwingt. zu Holbeins t. wäre etwa noch anzumerken, dass der Basler tote Christus mehr verrät als die doch vielfach an die mode gebundenen totentanzholzschnitte. dort hat Holbein unter heiligem vorwand eine gewöhnliche leiche mit grausam genauer beobachtung und doch in aller rätselhaftigkeit des eindrucks widergegeben: ein zeugnis jenes unmetaphysischen todesschauers, der von R. zu wenig nachempfunden wird.

Das barockcapitel nimmt an der neudeutung dieser deutschen schrifttumsepochen regen teil. einige bedenken lassen sich nicht unterdrücken. dichtung als ausdruck individuellster seelenregung, wie sie in Italien schon um 1300 vorliegt, wurde uns im strengsten sinn erst vom 18. jahrhundert beschert. dies warne davor, unsre barockpoesie im selben sinn wie moderne individuell auszudeuten, zumal da sie auf übernahme einer von fremden völkern folgerichtig ausgebildeten, uns aber ganz ungemäßen convention beruht; warne auch davor, die abfolge der europäischen kunststile leichtlin auf das deutsche schrifttum anzuwenden, das sich infolge der besondern schicksale unsrer sprache und einer nur halb durchlebten renaissance ganz anders entwickelt hat. man vermisst eine darlegung barocker stilmerkmale in kunst und sprache zur stütze des vergleichs; die ausdeutung

des barock als einer vor-romantik ist eine willkürliche zurückspiegelung modernen seelentums.

Der grundsatz, personen, werke, ja zeiten nicht aus sich, sondern constructiv innerhalb eines geistesgeschichtlichen coordinatensystems zu begreifen, verführt auch R. zu verschwommenheit des wortgebrauchs und zu flüchtigkeiten des denkens. s. 53 sind 'tragisches grundgefühl' und 'hohe gesinnung' gegensätze. was ist 'zeichenhaft'? (s. 163). es im sinn von 'bezeichnend' zu gebrauchen geht nicht an. 'enthüllt ... den vernünftigen bau der ... aufklärung' (s. 253) ist schlechtes deutsch. allenfalls 'vernünftlerisch' oder 'verstandesmälsig'. 'pathos der gebärde und der grausamkeit' (s. 253) ist eine schiefe verbindung. einen 'mystischen, aber ganz abstracten und unsinnlichen rationalismus' (s. 397) gibt es nicht. s. 171 wird die 'spannung des lebens' 'durch anderen seelischen aufschwung ausgefochten', s. 269 heisst es: 'Leibniz ist ihr vater, aber bereits in jener verwässerten form'. ruhm und nachruhm als 'form' zu bezeichnen im gegensatz zur deutschen innerlichkeit, ist logisch widerum schief (s. 188)! scharf muss man der corrumptierten ausdrucksweise der psychoanalyse den eingang in unsre wissenschaft wehren: 'lustbetont' u.ä.! eine probe des mitunter ans undenkbare streifenden jargons: 'Der lebensbegriff ist nicht mehr moralisch-christlich, sondern metaphysisch, in dem besonderen fall des barock mystisch gefasst und bezeichnend für die barocke art dynamisch erfüllt ...' (s. 240). — 'Das letzte aber ruht für den Deutschen, den nordischen, immer im religiösen, im inhalt, nicht in der form' (s. 137): einer der schönen apodiktischen sätze in der art Strichs, wogegen sich ein heer von einwänden erhebt. ist das religiöse nur inhalt? ist der Deutsche nur nordisch? ist der süden nur form? war die deutsche klassik nur inhalt? oder war sie uns weniger ein letztes als der Ackermann von Saaz?

Eigentlich sollte das buch mit der gut geglückten zusammenfassung des romantischen todesgedankens schliessen. dies entspräche auch dem titel. denn die seiten über das 19. jahrhundert sind recht flüchtig, und dem umblick in die jetztzeit fehlt die erhöhte warte. der tanz den hier eine reihe gebrochener und zersetzter geister mit dem tod aufführen, erweckt den verdacht, dass sie nur darum so liebängeln mit dem tod, weil sie nie voll gelebt haben. fehlt unsrer zeit etwa der schöpferische und starke geist, der auch mit dem tode redet als ein mann? war denn kein weltkrieg? lieber wären wir unterrichtet worden über den todesgedanken in deutschen soldatenliedern, alten und neuen — sie reden würdiger mit dem tod und nehmen es zudem an litterarischem wert auf mit dem meisten hier beigezogenen.

Stuttgart-Cannstatt.

Max Kommerell.

**Wilhelm Böhm, Hölderlin I. band.** Halle, Niemeyer 1928. VIII u. 502 ss. 8°. — brosch. 16 m., gebd. 18,50 m.

In den letzten jahren stand Hölderlin im brennpunct des interesses, und die litteratur über ihn ist immer reichhaltiger geworden. aber sie besteht durchweg nur aus kleineren beiträgen. während die Kleistlitteratur z.b. eine gesamt-darstellung nach der anderen hervorbrachte, haben wir in der Hölderlin-litteratur seit der schönen zusammenfassung von Dilthey kein wirklich durchgearbeitetes bild mehr erhalten. das gibt zu denken und beleuchtet die schwierigkeit der aufgabe. die flut der veröfentlichungen hat bisher nur vermocht, eine fülle von problemen zu erschliessen, ohne sie zu einer gesamt-sicht zu vereinigen. so kann man nur jeden versuch einer durchgeführten darstellung begrüßen.

Böhm legt ein gewichtiges werk vor und geht dem ganzen überlieferten material gründlich nach. er ist für seine arbeit vorbereitet wie wenige heute. nachdem er sich durch seine dissertation über den Empedokles (1902) und durch die ausgaben der werke um den gegenstand bemüht hatte, griff er 1926 energisch in die discussion ein, indem er Hölderlin als verfasser des Systemprogramms zu erweisen suchte und ihn darüber hinaus als systematischen denker auffasste. die widerlegung von B.s thesen durch Straufs machte von neuem die gegensätzlichkeit der auffassungsweisen in der Hölderlinforschung deutlich (D.Vjs. 4, 339; 5, 679). im hinblick auf diese controverse muss vorwegnehmend gesagt werden, dass die jetzige darstellung nicht als endgültige antwort auf die entscheidenden fragen angesehen werden kann, dass sie vielmehr nur den wert einer einseitigen durchleuchtung des materials besitzt. das was einer ganzen generation in H. als lebendige erfahrung entgegentrat: die macht des mythisch-gestaltenden wortes, die innigkeit der naturbeziehung, der traum vom schönen, gestalthaften menschen ist in B.s werk nicht wissenschaftlich durchdrungen noch in seinem sinn gefasst.

Das schwergewicht des buches ligt — entsprechend den früheren arbeiten B.s — in der darstellung des philosophisch-weltanschaulichen und in der ausbreitung des positivistisch-philologischen materials. es nähert sich dadurch derjenigen form der biographie die in der Scherer-schule gepflegt wurde. nur durch die betonung des philosophischen kommt ein neuer accent hinein, ohne dass die gedankenreconstructionen die B. versucht, eine wesensinterpretation des vorliegenden kunstwerkes zu geben vermöchten. es fehlt vor allem ein eingehn auf die lebendige gestalt der sprachform und die darstellung des wesentlichsten vorgangs: der wachsenden sprachfähigkeit. da das letzte centrum H.s nur durch und in seinem verhältnis zur sprache zu erfassen ist, greift das buch oft ins leere.

Der vorliegende erste band behandelt in vier büchern H.s leben und werk ungefähr bis zum ende der Homburger zeit,

also die wesentlichen jahre seiner geistigen entwicklung. für den zweiten band bleiben noch übrig: die philosophischen versuche der Homburger zeit, das reife werk der späten lyrik, ferner die Pindar- und Sophoklesübersetzungen und schliesslich die zeugnisse der krankheitsjahre.

Fragen wir uns, inwiefern B.s untersuchungen im positiven sinn zu einem neuen gesamtbild beizutragen vermögen! dabei ist sicher auszugehen von dem was B. über H.s verhältnis zur philosophie ausmacht. es ist ein unbedingtes verdienst, dass B. — wie schon vor ihm Dilthey und Cassirer — den productiven zusammenhang mit dem deutschen idealismus hervorhebt und betont, dass H. nicht als eklektiker angesprochen werden kann, wie es vor allem Zinkernagel tat. so wird z.b. abgelehnt, der abhängigkeit von Schelling oder Hegel eine entscheidende bedeutung zuzumessen. die verwantschaft in ihren äusserungen wird nicht auf gegenseitige beeinflussung, sondern auf den lebendigen austausch im stift und insofern auf einen gemeinsamen 'mutterboden', die 'stiftlerphilosophie' zurückgeführt (s. 36. 78. 89).

Weiterhin ist es zu begrüßen, dass die grosse bedeutung Herders für H.s weltverhalten immer wider hervortritt. bisher hat man diese so starke einwirkung kaum beachtet. B. unterstreicht vor allem den centralen wert, den Herders aufsatz 'Aurora und Tithon' für H. gehabt hat. der verweis auf diese schrift zieht sich wie ein leitmotiv durch die ganze untersuchung: nur wäre noch mehr herauszuarbeiten gewesen, wie H. durch diesen aufsatz bestärkt wurde, dem wechsel seines innenlebens nachzuspüren und dessen gestaltung in den mittelpunct der dichtung zu rücken.

Mit dieser umorientierung von der idealistischen systemphilosophie auf Herders seelendeutung hätte B. im grunde die möglichkeit gehabt, in das echte centrum H.s vorzudringen. aber er zieht nicht die consequenzen und will vor allem die philosophisch-gedankliche selbständigkeit H.s behaupten. so ergeben sich nur gelegentliche ausblicke auf inhalt und bewertung des innenlebens. mit recht wird etwa hervorgehoben, dass die leidergebenheit H.s nicht als pessimismus anzusehen ist und insofern die Elegie durchaus keinen bevorzugten platz in seiner dichtung besitzt (s. 11. 29. 86). ebenso bedeutsam ist die formulierung, dass H.s leben nicht linear auf einzelziele hin weiterwächst, sondern dass der sinn seiner entwicklung 'vertiefung und verkündung' bedeutet. aber man vermisst, dass diese vertiefung als eine intensivierung und differenzierung des seelischen erläutert wird, eines seelischen das in immer angemessenerer form im wort sich erfassen lernt (s. 30. 67).

So ergeben sich bei B. oft fruchtbare ausblicke, die aber durch die falsche grundeinstellung nicht zu rechter auswertung kommen. wir müssen die hauptthese genauer ins auge fassen und kritisch zu ihr stellung nehmen. indem B. die geistige



selbständigkeit H.s erweisen will, glaubt er ihn zu einem systematischen philosophen machen zu müssen. nun kommt es aber bei H. nur auf die gestalterische productivität, nicht auf die denkerische activität an. es wird dem buch zum verhängnis, dass es 'die entwicklungsgeschichte Hölderlins problemgeschichtlich als die eines streng systematisch denkenden dichters' geben will (D.Vjs. 4, 341). denn H.s verhältnis zur philosophie ist nicht eher richtig zu erfassen, als bis man erkennt, dass er nur philosophiert um innere freiheit zum dichten zu bekommen. schon an H.s ersten schriftlichen äusserungen kann man sich das klar machen. sie nehmen alle erfahrungen in das seelische innenleben hinein, richten sich auf die dadurch entstehenden gefühlswegungen und suchen diese zu formen. mit seinem innenleben sieht sich H. dann sehr bald in eine geistige krise versetzt; die bewältigung der inneren vorgänge durch christliche orthodoxie und pietismus ist ihm nicht mehr möglich; so wird er zur auseinandersetzung mit dem idealismus gezwungen. er verliert sich nicht an ihn und wird auch nicht selbständiger philosoph. vielmehr kommt es ihm darauf an, zu einem persönlichen weltverhältnis zu kommen, das die bewegungen des inneren anerkennt und im zusammentreffen mit einer zugehörigen umwelt formt. von der dichtung aus gesehen heisst das: er sucht eine weltdeutung die ihm das hymnische ansprechen, das feierlied, so ermöglicht wie es das vorbild Pindars und Klopstocks verlangt. die dichtung ist das ziel, die beschäftigung mit der philosophie nur ein durchgangsstadium, das die geistige situation der zeit nötig macht.

Indem B. den systematischen denker herausstreicht, rückt er die gelegentlichen äusserungen H.s über philosophie zu sehr ins centrum und macht ihn philosophisch activer als er es je gewesen ist. ein typisches beispiel für diese art der überdeutung tritt bei der bewertung der 'Hymne an die Schönheit' (1792) zu tage. schon in seinem aufsatz über das Systemprogramm sprach B. davon, dass H. in dem motto zu dieser hymne kantische gedanken in bestimmter weise 'formuliert' habe (D.Vjs. 4, 353). jetzt weist er darauf hin, dass die hymne selbst an die stelle des kantischen kategorischen imperativs des ethischen einen solchen des ästhetischen rücke und insofern Schillers protest gegen Kants moralischen rigorismus vorwegnehme (60). factisch ist es nun so — was B. übersieht —, dass H. das motto gefunden hat als vorspruch zu Jacobis Allwill: es bezeugt also weder eine eigene Kantlectüre, die die briefe erst für sommer 1793 erwähnen, noch ein selbständiges formulieren. und noch viel weniger bekundet das gedicht selbst einen bewusten gegensatz zu Kant; die eigene bildungswelt ist noch garnicht bis zu echter problemwachheit durchdrungen; vielmehr wird Kant, Jacobi, Plato in eins gesetzt und vom pathetischen gefühl ergriffen, in ähnlicher weise wie auch bei Jacobi selbst das Kantmotto

neben worten Goethes und Platos steht <sup>1</sup>. solch instinctives sprechen aus einer gesamtatmosphäre heraus kann doch nicht als ein vorwegnehmen der formulierung echter, philosophischer gegensätze bezeichnet werden. so sind auch die häufigen verweisungen auf diese hymne und ihr motto unberechtigt (s. 77. 148. 169. 276).

Vielleicht genügt dies beispiel schon, um zu zeigen wie wenig B. dieser frühzeit mit ihrem naiv-pathetischen verhältnis zum geistigen gerecht wird. eine gleiche überdeutung erfährt die philosophische schülerzeit H.s in Waltershausen, Jena und Nürtingen. dem unbefangenen blick zeigen die brieflichen äusserungen einen menschen der sich philosophisch orientiert, in die neue bewegung hineingerät und ihre tiefsten intentionen gerecht zu beurteilen versteht; der aber zugleich die natürlichen vorbehalte des lernenden, zuhörenden, berichtenden macht, ohne darum eine eigene philosophische productivität zu zeigen. aus H.s mitteilung, dass Kant und die Griechen seine einzige lectüre seien, darf nicht die wider zu activ deutende behauptung gemacht werden, dass es sich um die kritik Kants durch Plato handele (145. 148). auch kann man nicht aus einem gelegentlichen 'gewis' oder 'freilich' auf eine unausgesprochene kritik schliessen (151. 153).

Ebensowenig lässt sich H.s fortgang aus Jena aus seiner philosophischen selbständigkeit und kritischen stellung gegenüber Fichte und Schiller erklären (136). gewis fühlte sich H., belastet von der idealistischen lehre und der gewalt des gröfseren vorbilds, aber doch nur weil er die freiheit zum eigenen dichten behaupten musste. — Wie wenig die philosophische kritik an Fichte mitspielen konnte, zeigen einmal die begeisterten worte vom nov. 94 über die bedeutung Fichtes, und dann vor allem ein factum das bisher von der Hölderlinlitteratur trotz seiner wichtigkeit kaum je berücksichtigt worden ist<sup>1</sup>: Fichte musste Jena am 1. mai 1795 infolge streitigkeiten mit den studenten verlassen und hat im sommer überhaupt nicht gelesen. B.s betrachtungen, wie sich H. zu Fichtes vorlesungen gestellt haben möge, sind also hinfällig (128. 154). zugleich erklärt die abwesenheit Fichtes, dessen collegien H. doch allein an die universität fesselten (an Neuffer 19. jan. 95) zur genüge die wachsende ungeduld über den Jenaer aufenthalt, zumal die geldmittel erschöpft waren.

Wir haben also auch für diese zeit nicht nötig, die philosophischen gegensätze und die denkerische selbständigkeit stärker zu betonen als sie sich unmittelbar zeigen. H. ist damals ein philosophisch lernender gewesen ohne besonders starke eigene

<sup>1</sup> mehrere sätze Kants aus der Kr. d. U. (§ 42) werden bei Jacobi zu einem zusammengedrängt, den H. dann übernimmt. der Allwill ist 1792 erschienen, Hölderlins hymne in Stäudlins Poetischer Blumenlese 1793. die abhängigkeit ist also gesichert. übrigens lässt Jacobi in seinen werken (1812), in der zweiten ausgabe des Allwill, nur noch das Goethewort als motto bestehn.

<sup>2</sup> bis auf Zinkernagel Qu. u. F. 99 s. 104.

productivität. insofern ist es unberechtigt wenn B. am schluss des zweiten buches davon spricht dass H. in seiner Kantkritik nicht nur den primat der praktischen vernunft gestürzt habe, sondern auch die transcendente synthesis der apperception durch eine transcendente analysis habe ergänzen wollen (184). solche ausgesprochen entgegengesetzten formulierungen finden wir bei H. überhaupt nicht. und B.s buch selbst gibt nicht genügend philosophische handhaben, um sinn und bedeutung einer solchen Kantüberwindung einsichtig machen zu können.

Von hier aus wird man auch die entscheidende frage des Systemfragments betrachten müssen. B. vertritt nicht mehr unbedingt die verfasserschaft H.s, sondern lässt die frage offen (s. 172. 174. 498). die stilistischen untersuchungen von Straufs machten ihm eine eindeutige zuweisung unmöglich. mir scheint dass sich aus den bisher geäußerten bedenken ergibt, dass B.s these von der starken philosophischen productivität H.s bedeutend eingeschränkt werden muss und also auch von der philologischen seite her die verfasserschaft H.s nicht mehr behauptet werden kann. wenn B. auf grund des programms für H.s zeitschrift Iduna auf seine these zurückkommt, so wird sie dadurch nicht gesicherter. die inhaltliche entschiedenheit und der philosophische horizont der beiden programme sind doch sehr unterschiedlich (s. 436); auch der stilistische vergleich greift ins leere, da es sich um eine persönliche wendung gegenüber einer wissenschaftlich-fordernden handelt (440).

Schließlich sei noch auf eine beziehung des Systemfragments zu den briefen Schellings hingewiesen. die worte: *‘Die einzig wahre und gedenkbare Schöpfung aus Nichts’* weisen auf Jacobis Spinoza-deutung (*a nihilo nihil fit*) und zugleich auf Schellings wort: *‘Ich bin indessen Spinozist geworden’* (4. febr. 1795). B. übersieht diese beziehung, weil er einen schreibfehler Hölderlins in dessen aufzeichnungen über Jacobis Spinoza-deutung nicht bemerkt und dadurch die stelle falsch versteht<sup>1</sup>. — Nimmt man dieses argument zu den übrigen hinzu, so scheint H. auf jeden fall als verfasser des fragments ausscheiden zu müssen. zusammenfassend lässt sich sagen, dass B. dem eigentümlichen charakter der philosophischen lehrzeit H.s nicht gerecht wird und seine productivität in einer falschen richtung sucht.

Diese überschätzung des systematischen, schöpferischen philosophierens hat noch einen nachteil. sie verdeckt das eigentlich philosophisch bedeutsame: all das was noch unreflektiert im künstlerischen gebilde beschlossen ligt. es wäre z.b. zu fragen, welche besondere sicht des menschen von H. unmittelbar gestaltet worden ist. und vor allem wäre zu untersuchen, was bei ihm mit der natur gemeint ist, was es bedeutet dass

<sup>1</sup> H. hatte geschrieben: *‘durch ein jedes Entstehen in dem Endlichen’* statt *‘im Unendlichen’* bei Jacobi. B. spricht deshalb fälschlich von nihilismus statt von determinismus (D. Vjs. 4. 401).

er sie mythisch feiert. die antworten die B. in dieser richtung gibt, sind durchaus ungenügend.

B. sucht H.s verhältnis der natur gegenüber auf zweierlei weise zu fassen: einmal sei die 'natur als sinnbild persönlicher stimmungen' (5) genommen; das andere mal käme es H. mehr darauf an, den 'blick für die landschaft aus erster hand' zu erschliessen (224. 315). diese ansicht führt B. dazu, H.s naturverhältnis bald mit demjenigen Schillers, bald mit dem Goethes parallel zu setzen (6. 120. 221). aber in wirklichkeit ist H. gerade in seiner naturauffassung ganz eigenwüchsig und weder mit Goethe noch mit Schiller zu vergleichen. am ehesten lässt sich der sachverhalt so fassen, dass bei ihm die natur weder symbol noch landschaftsbild ist, sondern als raum, als umweltraum des menschlichen daseins genommen wird. nur so lässt es sich verstehn, dass er in all seinen naturgedichten — etwa im 'Wanderer', den Goethe so misverstand — wol im einzelfall auch ein concretes bild gibt, es aber sofort wider hineinstellt in die weitesten bezüge von äther, sonne und erde und von diesem allgemeinsten wider zurückgeht zu dem menschen, der mit diesen mächten zusammen lebt und sich durch sie in seinem lebensraum gehalten weifs. erst von dieser wechselseitigen durchdringung des kleinen und grofsen, des nahen und fernen, des anschaulichen und des typischen, des menschlichen und natürlichen aus, wie sie im raum gegeben ist, wird es für H. möglich, die naturbewegung — etwa die des Rheins — zum sinnbild menschlichen daseins werden zu lassen. aber immer ligt seinem naturverhalten die überzeugung zu grunde, dass der mensch aus einem lebensraum herauswächst und insofern mit mächten verbunden ist die jenseits seiner leibgrenze liegen.

Damit ist nun auch der punct erreicht von dem aus ein verständnis der tatsache möglich wird, dass H. die naturerscheinungen mythisch feiert. für B. kann das nur ein ästhetisches verhalten sein, so dass er das gedicht das von den scheinheiligen dichtern spricht, die nicht an Helios glauben, sofort umdeutet (74. 322). ihm wird 'der ganze lebendige olymp' zum 'spiegel menschlichen gefühles' (269). damit beantwortet er das entscheidendste problem das sich überhaupt bei H. findet, in viel zu einfacher weise. es geht nicht an dass man einen gegensatz von vernünftiger und theosophischer mythik aufstellt (176), und als vernünftige nur die bezeichnet die in der ästhetischen sphäre heimisch ist (171). gewis war H. kein theosoph, aber immer hat er den glauben gesucht und insofern seine dichtung in einer religiösen sphäre angesiedelt. es handelt sich nicht darum H. einen 'naturfetischismus' (171) unterzulegen, wie B. argwöhnt, sondern unvoreingenommen das zu fassen was bei H. als elementares phänomen hervortritt: das mythische feiern der naturmächte. indem sich B. um eine eigenständige deutung dieses phänomens nicht bemüht, versäumt er die entscheidendsten pro-



bleme. factisch ist es so dass H. erst ganz allmählich den mut findet, sonne und meer anzusprechen (so viel ich sehe, geschieht das erst in der endfassung des Hyperion und in den mit ihr gleichzeitigen gedichten). B. gleitet über diese unterschiede hinweg und spricht nur von der 'mythenbildenden begeisterung des hexameters' (120), oder sucht die mythische form zu erklären aus der hohen spannung in der sich die menschliche sehn sucht befinde (223 f). er spricht unverbindlich vom 'glauben als solchen' und übersieht, dass H. zwar nicht an bestimmte gegenständlichkeiten glaubt, aber doch an ganz concrete lebensbeziehungen (156). er übersieht auch hier den unterschied zu Goethe und setzt H.s mythisches feiern gleich mit Goethes ruhigem verehren des unerforschlichen (167). er meint schliesslich, dass H. von einem christlichen kinderglauben zu einem schönheitsglauben gelangt sei, dem er nie untreu wurde. das verdeckt das problem warum H. jene verse im Wanderer so entscheidend geändert hat. erst hiess es: *Schönheit wollt ich; es gab die Natur mir Scherze zur Antwort, | Schönheit — aber sie gab fast ein Entsetzen dafür.* daraus wird: *um die Gärten des Vaters | bat ich ... | Aber du sprachst zu mir: auch hier sind Götter und walten, | Grofs ist ihr Mafs, doch es misst gern mit der Spanne der Mensch.* was hat dieser wandel zu bedeuten? an dieser stelle hat sich jede interpretation von H.s glauben zu erproben. B. versagt hier weil er die unterschiede leugnet. und so wenig er dem naturglauben gerecht wird, so wenig versteht er den genienglauben und das neue ergreifen christlicher motive (337. 353). hier rächt sich die blickrichtung auf den 'systematischen denker'.

B.s grundthese hindert ihn auch an einer unbefangenen betrachtung der dichtung. so ligt in der eigentlichen interpretation des kunstwerks der grösste mangel des buches. zugegeben dass es nur zu schwierig ist, angemessen von der lyrik, besonders derjenigen H.s zu sprechen! aber B. wird sich des problems zu wenig bewusst, indem er dichtung und philosophie fast gleichsetzt. sie sollen verschiedene gestaltungsformen desselben erlebnisgehaltes sein: dichtung wird damit zu veranschaulichter philosophie, ein ästhetischer grundsatz der für die erfassung der lyrik, die so ganz aus der magie der sprache lebt, besonders ungeeignet ist (36). hinzu kommt dass B. in nun doch überwundener weise nach erlebnisgrundlagen und motivbeziehungen fragt: zu den versen: *denn Diotima lebt wie die zarten Blüten im Winter | Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch erhält man die dürftige auskunft: 'die zimmerpflanzen (!) sind zweifellos damals bei Diotima erschaut' (226).*

Man muss bei B. bisweilen geradezu von einer blindheit dem wesentlich dichterischen gegenüber sprechen. ein kleines beispiel sagt genug. schon im aufsatz sprach B. von dem 'harten bilderzwang' der späten hymnen und citierte dazu die stelle:

*Denn treppenweise steigt das Himmlische nieder* (D. Vjs. 4. 404). jetzt erwähnt er die stelle im gleichen sinn und citiert: *denn treppenweise steigt (!) der (!) Himmlische nieder* (175). in wirklichkeit sind es zwei verse: *Und (!) treppenweise steigt / Der Himmlische nieder*. das ungenaue citieren B.s zeigt, wie er den sinn der zeilen nur vom logischen aus zu fassen sucht; er übersieht dadurch vocalfärbung, zeileneinschnitt und sprachrhythmus, die zur eindeutigkeit des bildes die gegenbewegung herstellen und es dadurch lebendig erhalten. durch den rhythmus ist das bild der treppe in den sinnlichen vorgang des stufenweisen hinabsteigens verwandelt.

Bei dieser unsicherheit dem dichterischen gegenüber nimmt es nicht wunder, wenn ein undatiertes gedichtfragment an ganz falscher stelle eingeordnet wird: das fragment 'An Diotima', das von Zinkernagel (V 297) 'Auf einen Baum' überschrieben wurde. B. schließt sich der letzteren benennung an und setzt es an das ende der Tübinger zeit, in die nähe von 'Kanton Schwyz', also etwa ins jahr 1792 (s. 101). Seebass hatte es zusammengestellt mit 'An den Äther', was in das jahr 1797 weisen würde. B. hält sich an den ausdruck *mein Mädchen* und möchte ihn auf Elise Lebet beziehen. er übersieht dadurch aufbau und sageform; es finden sich wendungen die in jener frühen zeit unmöglich sind. *Der Gott unserer Liebe* weist auf den *Schutzgott unserer Liebe* in 'Der Abschied'. das *immer lebendig und eins* deutet auf: *innig und ewig vereint* in 'Menons Klagen'. die anrede an eine naturerscheinung: *Guter, Freundlicher* ist aus der Tübinger zeit nicht bezeugt. gerade der 'Kanton Schwyz' macht deutlich, wie damals die natur nur durch die gedanken der freiheit bedeutung gewinnt und höchstens ein allegorisch pathetischer anruf möglich ist. im aufbau zeigt der erste teil des fragments (vers 1—16) eine überraschende ähulichkeit mit den versen 37—52 der 'Elegie'. gewis haben sich die bilder geändert, aber die bereiche des lebens und ihr zusammenhang ist sehr verwandt gezeichnet, so dass man das fragment fast als eine untragische vorstufe zu 'Menons Klagen' ansehen möchte, zumal der schluss doch eher in eine sphäre des traums als der wirklichkeit führt und insofern beziehung hat zu den drei letzten strophen von 'Der Abschied'. — Dass Zinkernagels überschrift nicht zutreffen kann, zeigt die anrede: *ewig bist du und bleibst meiner Geliebtesten Bild*. dem baum würde H. nicht mit dem wort ewig nahen; das tut er nur bei den bleibenden mächten des naturlebens, so dass die vermutung von Seebass, es werde der äther angesprochen, vorzuziehen ist. allenfalls könnte man noch an den Taunus denken, was aber nur hypothese sein kann. jedenfalls zeigt B.s datierung, dass er wesentlichsten momenten der Hölderlinischen sageform von seinen grundlagen aus nicht gerecht werden kann, gerade weil er dem besonderen naturverhältnis und der mythischen gestaltungsweise H.s nicht genügend nachgegangen

ist. wir werden das fragment auch weiterhin etwa in das jahr 1797 zu setzen haben.

Wenn demnach die einzelinterpretation Böhm's wenig überzeugt, so wird man auch gegen die gesamtdeutung der einzelnen schichten von H.'s werk vieles einzuwenden haben. das im einzelnen darzulegen, würde zu weit führen. es kann nur noch ein kurzer überblick gegeben werden. durchweg macht es sich bemerkbar dass die interpretation nicht von der lebendigen sprachform, sondern vom gedanken ausgeht. den frühsten gedichten wird vorgeworfen, dass in ihnen die leier arg verstimmt sei (9, 65. 91): offenbar weil ihr inhalt pietistisch gefärbt ist. in wahrheit klingen sie noch garnicht, sondern besitzen eine schlichte naivität des sagens, die sehr viel von H. enthüllt, worauf Hellingrath mit recht hingewiesen hat. die hymnen an die ideale der menschheit dagegen werden viel positiver gewertet als bisher, eben weil sie von einer großen geschlossenheit und architektonik des selbständigen denkens zeugen sollen. tatsächlich besitzen sie aber doch eine solch abstracte ballung der worte, dass eigentlich überhaupt noch kein inhalt greifbar und jedenfalls durch sie das geistige noch nicht wirklich lebendig wird. sie sind document einer dichterischen lehrzeit und nicht mehr. auch die deutung des Hyperion krankt daran dass sie sich mehr an die philosophischen als an die dichterischen äusserungen hält. sie weist auf H.'s auffassung von sinn und ziel menschlicher entwicklung hin, ohne der fülle seelischer gestaltung gerecht zu werden. sie fragt nach der handlung, verzahnung und entwicklung (131) statt nach dem umkreis der concreten erfassung menschlichen innenlebens. so wird auch Hyperions auszug in den kampf falsch aufgefasst; das ist nicht ein abfall von Diotima, sondern eine erprobung des innenlebens im tätigen dasein (246. 262). während B. sonst mit recht auf den 'cyclischen' charakter von H.'s dichten hinweist, übersieht er in den Alabandascenen die relative berechtigung auch der titanischen freiheit. es scheint als wenn B. bemühen, Hölderlin von Schiller und Fichte zu sondern, ihn hier zu misdeutungen veranlasst hat.

Auch die verschiedenen fassungen des Empedokles wird man nur mit vorbehalt gegeneinander ausspielen können. H. hat immer von neuen seiten den stoff eingekreist, ohne damit entscheidende motive wie die 'wortschuld' aufzugeben. B. wäre dem gegenstand gerechter geworden, wenn er auch im Empedokles den grundsatz anerkannt hätte, der seine Hyperionauslegung fruchtbar macht: dass man den sinn der dichtung nicht durch verabsolutierung eines motivs erfassen kann. nur ist das problem hier noch complicierter, da es sich um verschiedene fassungen handelt. aber jedenfalls wird man nicht sagen können, dass H. mit seinen Manesscenen alles bisherige umgestoßen habe (411. 428f). auch sie geben nur einen neuen,

weiteren horizont, der bei einer endgültigen zusammenfassung sicher die vorangehenden ausarbeitungen mit umfasst hätte.

Doch all das führt zu fragen die nicht im vorbeigehn erledigt werden können. es zeigt nur wie viele probleme noch ungelöst bleiben, und wie der wert des Böhmischen buches darin besteht sie alle energisch in fluss gebracht zu haben, gerade indem er sie einseitig angriff und zugleich durch die gründliche materialverarbeitung die ganze fülle der einzelfragen vor dem horizont der allgemeinen gesichtspunkte ausbreitete. insofern wird auch das möglichst baldige erscheinen des zweiten bandes nur dringend zu wünschen sein.

Zum schluss seien noch einige störende druckfehler angemerkt. es muss heißen: s. 141 *non coerceri* statt: *coerceri*; s. 177 'mythologie' statt: philosophie; s. 82 und s. 183: '26. januar' statt: 16. januar; s. 169: '§ 42' statt: § 47.

Hamburg.

Paul Böckmann.

---

Zur wortgruppenlehre. mit proben aus einer ausführlichen wortgruppenlehre der deutschen sprache der gegenwart. von **John Ries** [= Beiträge zur grundlegung der syntax, heft II]. Prag, Taussig & Taussig 1928. X u. 151 ss. 8°. — Geh. 12 m.

John Ries hat vor jahrzehnten sein bekanntes buch Was ist syntax? hinausgesandt: in der hoffnung, die syntax umzugestalten und fruchtbringend auf ihre vernachlässigten gebiete einzuwirken. sein weckruf ist gewis nicht klanglos verschallt; aber er hat doch nicht vermocht, ein völlig neues leben in der syntax zu erwecken. so hat er sich allmählich daran gemacht, selbst eine syntax vorzulegen: es sollte eine neuhochdeutsche syntax werden. dass er dieses werk zu ende führen kann, fürchtete er bei seinen jahren bezweifeln zu müssen. darum hat er nur einen ausschnitt gegeben, der ihm besonders wichtig erscheint: die wortgruppen.

Sicherlich hat der verf. damit recht, dass dieses capitel der syntax besonders stark vernachlässigt ist; denn in den allermeisten fällen hat man sich nur um die einzelnen teile der wortgruppen bekümmert, die gruppen selber aber nicht bearbeitet und darum kaum beachtet, dass sie als gruppen ihre besonderen syntaktischen probleme bieten.

In seinem neuen werke legt R. nun seine gedanken über die wortgruppen vor und erörtert einige teile daraus an beispielen. seine einteilung führt ihn zu drei verschieden eng verbundenen gruppen: I. lockere gruppen. A. anreihgruppen (*Geduld, Geduld!*), B. anknüpfgruppen (*Tag und Nacht*), C. anreizknüpfgruppen (*Männer, Weiber, Kinder*); II. halbenge gruppen: A. anfügegruppen (*Ludwig Philipp, der Bürgerkönig*), B. anlehngruppen (*dass sich ein Makrokosmos auf tut, weit, übermächtig*); III. enge gruppen (angliedergruppen). 1. adverbialgruppen (*sonst nirgends*), 2. adjectivgruppen (*sehr grofs*), 3. substantivgruppen



(*jene zeit*), 4. verbalgruppen (*es regnet stark*). mit beispielen sind — teilweise — ausgeführt nur I A, B, C, II A, III 1. die beispiele sind zumeist schriftstellern entnommen die nach 1850 geboren sind. die auswahl dieser schriftsteller scheint der verf. davon abhängig gemacht zu haben, was er zufällig in der zeit gerade las. so hat ihm u.a. auch meine Delbrückbiographie mustersätze liefern müssen. das kann ich nicht billigen. hier hatten nur anerkannte schriftsteller das wort, aber nicht gelehrte.

Das buch bietet keine leichte lecture, bei dem spröden stoff umso mislicher. verf. liebt methodische auseinandersetzungen in scharfsinniger, manchmal beinah spitzfindiger weise. leider versäumt er es fast stets, seine haarscharfen scheidungen an einleuchtenden beispielen zu erläutern. allerdings folgen gelegentlich beispiele nach, und der zweite teil enthält ja hinter seinen jeweiligen darlegungen beispieksammlungen. aber das ist recht mühsam; sich die beispiele erst heranholen zu müssen, verlangt ein dauerndes blättern. vielfach aber sucht man nach einem beispiel vergebens, man muss sich selbst eins bilden. erst im weiteren verlauf der lecture bekommt man dann heraus, ob man den verf. richtig verstanden hat oder nicht. manchmal bleibt das aber auch im unklaren. so hat verf. dem leser seines buches die lecture ganz unnötig erschwert. bei seinen deductionen hat er doch zweifellos immer ein typisches beispiel im auge gehabt. das hätte er jedesmal hinstellen und daran seine ansicht auseinandersetzen sollen.

Dafür dass uns der verf. seine theorie vorgelegt und zum teil hintennach mit beispielen begründet hat, wollen wir ihm dankbar sein. und wir wollen hoffen, dass er uns aus seinen sammlungen und scharfsinnigen erkenntnissen noch mehr vorlegen kann. ob sich die flamme künftiger wissenschaft daran entzündet, müssen wir abwarten. ich glaube nicht, dass es nur an dem mangel der nötigen stoffordnung und kunstausdrücke lag, wenn das gebiet der wortgruppen bisher kaum betreten worden ist. mir kommt es so vor, als hätten wir zu vielen der hier angeschnittenen fragen noch nicht den richtigen standpunct gefunden, von dem aus sie erst wirkliche sprachwissenschaftliche erkenntnisse versprechen. vorläufig erheben sich weite strecken der wortgruppenforschung nicht über äußerliche sammlung und sichtung. es ist darum schade, dass Ries gerade den abschnitt III 4 nicht weiter ausgebaut hat. hier scheinen mir die interessantesten probleme der wortgruppenlehre zu ruhen, zumal bei den beziehungen des verbs zum object. vielleicht veranlassen diese worte den verehrten verf., das nächste mal uns hierüber zu belehren und auch die sonst gelassenen lücken II b, III 2 und 3 auszufüllen, damit wir ein vollständiges bild seiner anschauungen auf dem gebiet der wortgruppen kennen lernen können. erst dann wird sich zeigen, ob das gebäude wirklich tragfähig ist.

Göttingen.

Eduard Hermann.

## LITTERATURNOTIZEN.

Die menschliche rede, sprachphilosophische untersuchungen von Hermann Ammann. II. teil: Lebensformen und lebensfunktionen der rede — das wesen der satzform — satz und urteil. Lahr i. B., Schauenburg 1928. V u. 199 ss. 8°. — Noch stärker vielleicht als im ersten band tritt in dem zweiten die besondere gabe des verfassers zu tage, die lebendige sprache philosophisch zu durchdringen. seine methode ist dieselbe geblieben; von den verschiedensten seiten umkreist er jedesmal sein problem, um schliesslich sicher auf sein ziel loszusteuern. gerade dieses sich heranarbeiten an die lösung hat einen besonderen reiz, und ich habe den eindruck, dass der verf. gegenüber dem ersten teil noch gewachsen ist. die gestaltungskraft seines ausdrucks erhebt sich in plastischer klarheit manchmal fast zu poetischer höhe.

Oberster grundsatz ist ihm, in seinen betrachtungen nur beispiele zu zerlegen, die wirklich im sprechen vorkommen können; in dieser abkehr von den üblichen mustersätzen wie *die Wiese ist grün, Socrates ist ein Mensch* ligt eine der hauptstärken des buches. seine beispiele sind daher dem neuhochdeutschen entnommen, auf das er sich bewusst beschränkt. das hat den aufserordentlichen vorteil, dass er mit sicherstem sprachgefühl alles zergliedert, aber daneben den schwerwiegenden nachteil, dass sein blickfeld auf einen kleinen winkel eingeengt ist. wenn er auch wiederholt sagt, dass seine ausführungen nur für den indogermanischen sprachzweig oder gar nur für das deutsche gültigkeit haben sollen, so vergisst er dabei, dass er trotzdem in gewissem sinne allgemeingültigkeit anstrebt. das zeigt ja schon der titel: die menschliche rede. hierin ligt eine grofse unklarheit, die letzten endes seinen ganzen aufbau untergräbt. über den satz kann man nur allein mit dem deutschen subjectprädicatsatz von sprachphilosophischer seite zu keinem ergebnis gelangen das die sprachwissenschaft annehmen wird.

Wenn es zu einer zweiten auflage kommt, woran ich nicht zweifle und was ich dem verf. von herzen wünsche, wird er sich entschliessen müssen, nicht nur einen bescheidenen titel für sein buch zu wählen, sondern vor allem diejenigen gedanken einer durchgreifenden verbesserung zu unterziehen, die mit einer allgemeingültigkeit liebäugeln. damit wird das buch nicht verlieren, die weise beschränkung auf das neuhochdeutsche wird im gegenteil erst dann ihre volle berechtigung erweisen. ich würde wünschen, dass sich A. dabei noch zu einer andern grundsätzlichen änderung entschliesse: zu einer gerechten würdigung der sprache des dichters, schriftstellers, redners usw., die diesmal ganz der alltagssprache hat weichen müssen.

Wer mit dem gedanken daran dass die ganze darstellung unter einen verkehrten gesichtswinkel gestellt ist, das buch kri-

tisch durchlist, wird dem verf. gleich mir für die unmenge feinsten beobachtungen von herzen dankbar sein. vielleicht den stärksten eindruck hat auf mich das 9. capitel gemacht, in dem das urteil als act des urteilenden bewusstseins in mustergültiger klarheit herausgearbeitet ist.

Man merkt es dem buch an, dass untersuchungen über die wortstellung den verf. zur sprachphilosophie geführt haben. ohne dass von der wortstellung die rede ist, fühlt man, wie hinter den hier vorgeführten gedanken das interesse an der wortstellung lauert. A. selber hat sich mit untersuchungen über die wortstellung in die sprachwissenschaft eingeführt und ist daher innerlich hinausgewachsen über die — gröbere und mehr an der oberfläche haftende — betrachtungsweise des altmeisters der syntax Delbrück. in der erforschung der wortstellung in den indogermanischen sprachen stehn wir noch ganz am anfang. wer in zukunft darüber arbeitet, wird in des verf.s feinfühligem ausführungen die stärkste anregung erhalten.

Göttingen.

Eduard Hermann.

**Hochzeitsbräuche der Kremnitzer sprachinsel von Josef Hanika** [= Forschungen zur sudetendeutschen heimatkunde herausgegeben von Erich Gierach, heft 4]. Reichenberg, Stiepel 1927. 83 ss. 8<sup>0</sup>. — Die anstalt für sudetendeutsche heimatforschung der Deutschen wissenschaftlichen gesellschaft in Reichenberg gibt seit kurzem mehrere serien heraus, die alle auf die erforschung des deutschtums in den Sudetenländern gerichtet sind; eine dieser serien sind die von Gierach geleiteten forschungen zur sudetendeutschen heimatkunde. das vorliegende heft zeigt, dass der kreis der untersuchungen nicht streng auf die Sudetendeutschen beschränkt ist, sondern das ganze deutschum der Tschechoslowakei umfassen soll; denn die Kremnitzer sprachinsel, deren hochzeitsgebräuche Hanika sehr gewissenhaft und ausführlich hier vorträgt, bildet zusammen mit dem unmittelbar benachbarten deutsch-probener teil eine der drei deutschen sprachgruppen der Slowakei, die mit ihren 48 000 Deutschen (nach der volkszählung von 1921) in der mitte zwischen der Pressburger gruppe mit 60 000 und der Zipser gruppe mit 40 000 steht; sie ligt also auf ehemals ungarischem staatsgebiet. wir Reichsdeutsche begrüßen die forschungen unserer brüder in den nachbarstaaten, die aus der liebe zu deutschem volkstum geboren und zu seiner erhaltung geeignet sind. in diesem fall haben wir wider einmal einen besonderen anlass, dieser freude ausdruck zu geben: der verfasser hat sich keine mühe verdrieffen lassen, die zum teil erstorbenen oder ersterbenden gebräuche in all ihren einzelheiten auf das genaueste festzulegen. so haben wir hier einen äußerst zuverlässigen führer durch die vielfach höchst altertümlichen bräuche erhalten. da allenthalben mundartlicher text in die darstellung verwoben ist, hat verf. auf drei seiten

eine recht brauchbare kurze lautlehre vorausgeschickt. eine gröfsere reihe von eigentümlichkeiten lässt die Kremnitzer sprachinsel als ein stück schlesischer mundart erscheinen, obwol auch bayrische anklänge, wie die pronom. dualformen *es* und *enk* nicht fehlen. einen höchst altertümlichen eindruck macht die immer noch bestehende burschengemeinde mit ihren sehr engen regeln, die auch anderwärts in ähnlicher weise vereinzelt noch vorkommt. einen ganz ungewöhnlich breiten raum nehmen die langen, mit biblischen reminiscenzen vollgepfropften ansprachen bei der verlobung und der hochzeit ein. für die vielerlei ceremonien bringt verf. vergleiche von anderwärts bei, selbstverständlich ohne da vollständigkeit auch nur anzustreben. sehr vernünftig ist es dass er sich in ihrer deutung zurückhält. eine angenehme beigabe sind zehn die sitten veranschaulichende abbildungen nach photographieen sowie eine kartenskizze. musikalische noten zu den liedern und ein reichhaltiges sachverzeichnis beschliessen diese äufserst gründliche darstellung.

Göttingen.

Eduard Hermann.

Grundzüge der deutschkunde herausgegeben von **W. Hofstaetter** und **F. Schnabel**. 2. bd mit beiträgen von H. W. Beyer, A. Bigelmair, frhr v. Freytag-Loringhoven, F. Giese, F. Gräntz, R. Michels, G. Neckel, F. Schnabel u. A. Spamer. Leipzig u. Berlin, Teubner 1929. VIII u. 304 ss. 8°. 10 m. — Das werk, über dessen ersten band (1925) ich im Anz. XLVI 136 berichten konnte, ist mit dem zweiten nunmehr offenbar abgeschlossen. in arbeiten die von guten kennern stammen, behandelt er das land (Fr. Gräntz), die politische entwicklung (Fr. Schnabel), das kriegswesen (frhr. v. Freytag-Loringhoven), staat und recht (Fr. Giese), die wirtschaft (R. Michels), die katholische, die evangelische und die altgermanische religion (A. Bigelmair, H. W. Beyer, G. Neckel), sowie die volkskunde (A. Spamer). zusammen mit dem ersten teil ergibt das eine gediegene und empfehlenswerte gesamtübersicht über die grundlagen unseres volkstums, bei der die verschiedensten seiten sorgsam beleuchtet werden, und die geschichtliche betrachtung sich, dem zweck des buches entsprechend, durch die aufmerksamkeit auf das in die gegenwart fortwirkende lenken lässt. ganz ist die erstrebte vollständigkeit allerdings noch nicht erreicht. insbesondere gilt das in bezug auf die entwicklung und die künstlerischen äufserungen des deutschen geistes. gaben die herausgeber, die die unerfüllten puncte ihrer aufgabe selbst am besten kennen werden, im ersten bande hierfür aus dem was sie zunächst in händen hielten, so ist hier die ergänzung nicht mehr gefolgt. der Grundriss der deutschkunde hrsg. v. O. H. Brandt (Bielefeld u. Leipzig 1927) ist gerade in dieser richtung inhaltsreicher, wenn er auf anderen gebieten dafür auch zurücksteht und dazu vielfach das überzeitliche nicht genug herausholt.



freilich wird der deutschlehrer, an den das werk in erster linie denkt, die angedeuteten lücken noch am ehesten verschmerzen, weil er sich für diese dinge seine einsicht schon anderwärts verschafft; schwerer vermisst er wol das schwierige capitel über stamm und rasse, das ausdrücklich angekündigt war. — In der anlage der arbeiten zeigen sich erhebliche unterschiede, die schon äußerlich im umfang und den litteraturangaben zutage treten. die frage, ob die beiträge die bekanntschaft mit dem stoff voraussetzen und nur die großen linien zeigen sollen, oder ob sie dem benutzer auch neue felder erschließen sollen, ist, wie mir scheint, nicht einheitlich geklärt. auch die tiefe des geschichtlichen unterbaus ist nicht gleichmäÙig. wenn es für künftige auflagen also noch manches zu ergänzen und auszugleichen gibt, muss die zusammensetzung aus lauter längsschnitten, aus der diese ungleichheiten folgen und immer folgen werden, doch unbedingt als die einzige form anerkannt werden, in der eine zuverlässige darstellung möglich ist; schon so macht sich gelegentlich der mangel wirklicher vertrautheit störend fühlbar, wenn ein mitarbeiter über seinen besonderen bezirk hinaus die blicke auf die nachbargebiete wendet, und es kommt sogar zu offenkundigen irrthümern, z.b. wenn Walther von der Vogelweide als dichter von Marienliedern angeführt wird. — Bei den germanisten im engeren sinne wird an diesem band neben der allzu schmalen 'mythologie' von Neckel, in der er seinen bekannten anschauungen zufolge das gemeingermanische betont und neben Wodan die anderen götter ganz zurückschiebt, vor allem ein gehaltvoller beitrag von A. Spamer über die volkskunde auf teilnahme rechnen können.

Göttingen.

Ludwig Wolff.

**Hennig Brinkmann**, Zum ursprung des liturgischen spieles. sa. aus Xenia Bonnensia. Bonn, Fr. Cohen 1929. 40 ss. gr. 8<sup>o</sup>. 1,80 m. — Im jahre 1925 hat Schwietering eine nach den inneren kräften suchende arbeit über den ursprung des geistlichen spieles veröffentlicht (Zs. 62, 1 ff). das gleiche ziel verfolgt auch Br. er legt den grund hierfür mit einer kritischen darlegung der gesamten tatsachen, wobei er dankenswerterweise alle wichtigen textstellen im wortlaut wiedergibt: man findet hier eigentlich alles bequem beisammen was für die entstehungsfrage in betracht kommt. die wiedergabe des bekannten verbindet sich mit klärender und fördernder erörterung des unstrittenen und zweifelhaften. ich gebe Br. in allem wesentlichen recht, z.b. darin dass nur die 'adoratio' in Rom entstanden ist und die weiteren glieder an der kette sinnbildlicher handlungen sich erst außerhalb in sinnvollem wachstum angeschlossen haben, und weiter dass die 'elevatio' vor der matutin nur ihre ursprüngliche stelle bewahrt hat und damit von anfang an die mysterienfeier gewesen ist, als die sie aus dem zeugnis fast aller texte zu er-

kennen ist. aus dieser einordnung und beurteilung der 'elevatio' ergibt sich der haupteinwand Br.s gegen die deutung Schwieterring's. dessen auffassung wird allerdings im grunde nicht entkräftet und aufgehoben, sondern nur auf grund der tatsachen zurechtgerückt und gemodelt. die 'elevatio', im stillen und gedämpft gefeiert, geht dem kernpunct des dramatischen noch voraus. erst in der matutin, mit der die teilnahme der gemeinde einsetzt, vollzieht sich der gewaltige umschwung der oster nacht von schwerer trauerzeit zu jubelnder freude und gibt der 'visitatio' die innere spannung, an der sich das dramatische entzündet. nicht die auferstehung selber, das geheimnis das niemand miterlebt hat, kann den umschlagspunct bezeichnen, denn es geht im gottesdienst nicht um die sachliche widergabe des geschehens, sondern um das erleben der gemeinde; erst das kundwerden der auferstehung, das man in der 'visitatio' erlebt, und damit zugleich die berührung zwischen den verschiedenen geistessphären Gottes und der menschen bringt also die grofse wende, und wie Br. mit recht hervorhebt, ist die offenbarung des grofsen heilswunders mit dem triumph der glaubensgewisheit immer der sinn des osterspiels geblieben, wie sie es auch in der weihnachtsfeier gewesen ist.

Göttingen.

Ludwig Wolff.

**Rudolf Kapff**, Vom ursprung und wesen der schwäbischen sage. verlag des Schwäb. Albvereins 1927. 23 ss. 8°. — Der verfasser, der im jahre 1926 eine (mir unzugängliche) sammlung schwäbischer sagen veröffentlicht hat, legt in diesem heftchen mit dem etwas anspruchsvoll klingenden titel gewissermaßen das bekenntnis seiner liebe zu seiner schwäbischen heimat und ihren sagen ab, und man kann zweifeln, ob es angebracht war, sein schriftchen einer wissenschaftlichen zeitschrift zur besprechung einzusenden. da es einmal geschehen ist, nur soviel zu seiner charakterisierung: K. unternimmt den nachweis, dass in den schwäbischen volkssagen 'alle religionsgeschichtlichen schichten anstehen', und belegt dies mit beispielen aus den verschiedenen schichten vom 'fetischismus' bis zum 'christlich-monothelistischen gottesglauben'. die religionsgeschichtlichen begriffe mit denen er arbeitet, sind von verblüffender ~~er~~ einfachheit: den 'fetischismus' belegen z.b. die sich drehenden steine, die eigenwilligen glocken, die über dem ertrunkenen sich drehende holzscheibe ('ein fetischistisches sonnensymbol'); wenn in schatzsagen der goldschatz allein sich sonnt, so heifst das fetischismus, ist ein pudel oder eine schlange dabei, so haben wir 'totemismus' ('totem ist ein als heilig verehrtes tier'); die sage vom feurigen fischer auf dem Bodensee heifst 'eine eigenartige, noch nicht geklärte mischung von wasser- und feuerdämonenglaube' (während doch der zusatz 'solange das bündel brennt, bin ich meine qual los' der gestalt eindeutig ihren platz in der christlichen armeseelen- und fegfeuermythologie anweist) usw. usw.

K.s. schriftchen dient weder der vermehrung noch der ausbreitung wissenschaftlicher erkenntnis; dazu hätte es klarerer religionsgeschichtlicher begriffe und eines weiteren umblicks über das sagenmaterial anderer deutscher und nichtdeutscher stämme bedurft.

Königsberg.

F. Ranke.

Die Genovefalegende, ihre entstehung und ihr ältester datierter text. mit einer abbildung der Frauenkirche von Domenico Quaglio (1821) und einem facsimile des textes. von prof. dr G. Kentenich, stadtbibliothekar. Trier, Lintz o. j. V u. 52 ss. — Die Genovefalegende ligt in drei alten redactionen vor: 1. die nur in der abschrift des lectors und nachher letzten abtes von Maria Laach P. Thomas Kupp (gewählt 1802) erhaltene handschrift des 1530 (nicht 1503, wie nach Sauerborns druckfehler auch Seuffert und Brüll angeben) verstorbenen Laacher mönchs Johann von Andernach ist im 15 jahrhundert (nicht 'im jahr 1500', wie nach Sauerborns fehlinterpretation der angaben Kupps mit Seuffert, Brüll u.a.a. noch Kentenich widerholt) geschrieben und bietet den ursprünglichsten text, auf den die beiden andern fassungen offensichtlich zurückgehn. ob JvA. sich als bearbeiter oder nur als abschreiber der legende genannt hat, geht aus den angaben Kupps nicht klar hervor. — 2. die ebenfalls nur in später abschrift erhaltene fassung des sonst unbekannten Johannes Seinius Freusburgius, 'liberalium magister', aus dem j. 1542 erweist sich deutlich als eine nur stilistische bearbeitung von fassung 1. sie ist mit dieser zusammen zu bequiemem vergleich herausgegeben von Felix Brüll (gymn.-progr. Prüm 1899). — 3. die fassung des 1480 als professor der theologie zu Mainz verstorbenen Matthias Emych aus Andernach, datiert auf das jahr 1472, war zwar längst bekannt, auch von Brüll unter berichtigung falscher ansichten Kupps in ihrem verhältnis zu fassung 1 bereits richtig beurteilt, wird aber jetzt durch Kentenich nach der einzigen hs. (nr 1353 der Trierer Stadtbibliothek) im wortlaut mitgeteilt. dieser handschriftenabdruck, der K.s. schriftchen seinen wert verleiht, scheint, soweit das facsimile ein urteil gestattet, bis auf die normalisierung der orthographie und die auflösung der abkürzungen genau zu sein.

Der mit allen künsten spätmittelalterlicher rhetorik aufgeschwellte, im rhythmischen cursus daherschreitende bericht Emychs weicht inhaltlich nirgends derart von der fassung 1 ab, dass man für ihn eine andere quelle als diese anzusetzen anlass oder auch nur das recht hätte. auch die angabe der herkunft Genovefas: *que ex regio sanguine Francie duxit originem* ist nichts als eine stilistische anschwellung des zu grunde liegenden *de stirpe regia*. K.s. mit nachdruck vorgetragene interpretation 'eine tochter des königs von Frankreich' bleibt um so unverständ-

licher als ja auch Emych, genau seiner quelle entsprechend, fortführt *Brabancie ducis filia*. damit ist dem hauptinhalt von teil I der schrift K.s über 'die entstehung der Genovefalegende' die wichtigste stütze entzogen. hier glaubt K. nämlich den nachweis führen zu können, die Genovefalegende habe ihre unmittelbare quelle in der bekannten erzählung von der 'königstochter von Frankreich' bzw. 'von der königin von Frankreich und dem ungetreuen marschall'. dass die beiden erzählungen stoffgeschichtlich in die nachbarschaft der Genovefalegende gehören, ist bekannt; dass aber die motivgeschichte der legende wesentlich complicierter ist als K. annimmt, hätte ihn ein blick in die einschlägige litteratur, etwa in die motivtabellen Hempels (Nibelungenstudien s. 192 u. 230 ff) lehren können.

Königsberg.

F. Ranke.

**Bernhard Martin**, Bibliographie zur deutschen mundartenforschung und -dichtung in den j. 1921 bis 1926 (m. nachträgen zu früheren jahren) unter mitwirkung mehrerer fachgenossen gesammelt bei der centralstelle für den Sprachatlas des Deutschen reichs und deutsche mundartenforschung [Beiheft 2 zur Zs. f. dtsche dialektforschung u. sprachgeschichte 'Teuthonista']. Bonn a. Rh., Fr. Klopp 1929. VIII u. 206 ss. 8<sup>o</sup>. — Man muss es dem verf. sowie dem herausgeber der beihefte, prof. H. Teuchert, dank wissen, dass sie mauchen schwierigkeiten zum trotz die fortsetzung der mundart-bibliographie bis zum jahre 1926 ermöglicht haben. wächst doch die menge der neuerscheinungen auf allen fachgebieten von tag zu tag in solchem mafse an, dass man ohne solch freundlichen berater kaum auf dem laufenden bleiben könnte. der I. abschnitt des buches fasst alle jene veröfentlichungen zusammen, die nicht einzelne, bestimmte mundartgebiete betreffen; man findet hier verzeichnet: einschlägige bibliographien, zss. u. sammlungen, schriften über die deutsche sprache und die mundartenforschung im allgem., über berufs-, standessprachen u.ä., über mundartliche gramm. u. wortforschung, eigennamen, volks- und mundartendichtung sowie über volkskundliche fragen. hierauf folgen in abschnitt II—IV jene arbeiten, die sich mit bestimmten einelmundarten oder mit sprachgeschichtlichen, auf gewisse gegendn beschränkten sonderscheinungen beschäftigen, in der reihenfolge hd. md. ndd. die verzeichneten schriften, 5409 an der zahl, sind fortlaufend nummeriert. wenn man einen wunsch für die zukunft aussprechen soll, wäre es der, dass die stichwörter der einzelnen nummern innerhalb der abschnitte alphabetisch geordnet werden mögen. das besonders den Österreicher verdrieessende versehen, dass die das Burgenland betreffenden veröfentlichungen im abschnitt 'Ungarn' erscheinen, wird sich, einer versicherung des verf.s zufolge, in der nächsten bibliographie nicht widerholen. sehr angenehm empfindet man die beigabe eines ausführlichen namenverzeichnisses (45 ss.), das



unter verweisung auf die nummern der bibliographie 1. die ver-  
fasser- und recensentennamen, 2. jene geographischen namen die  
für die verzeichneten schriften von wesentlicher bedeutung sind,  
aufzählt. — Übersehenes wurde dem verf. seinem wunsch ent-  
sprechend persönlich bekanntgegeben; es wird in der nächsten  
bibliographie nachgetragen werden. möge sich ihr erscheinen  
nicht allzulange verzögern.

Wien.

W. Steinhauser.

**M. Buchner**, Das vizepapsttum des abtes von St. Denis [Quellenfälschungen aus dem gebiete der geschichte 2]. Paderborn, Schöningh 1928. 260 ss. 8<sup>o</sup>. 15 m. — Mittelpunkt der untersuchung bildet abt Hilduin von SDenis, bekannt als einflussreicher erzkaplan Ludwigs des Frommen und als ver-  
fasser der vita seines klosterheiligen. ihm wird auch der an-  
gebliche brief papst Stefans II (über seine wunderbare genesung  
im Frankenreich 754) und der daran anknüpfende bericht (über  
die salbung der mitglieder des karolingischen königshauses) zu-  
geschrieben (cf. den verbesserten text beider stücke s. 250). B.  
will den nachweis erbringen, dass die fälschungen bezweckten,  
dem abt die fehlenden rechtstitel zu verschaffen, da er (märz  
834) den entthronten kaiser wider in die herschaft einsetzte.  
die fälschungen sollten (nach B.) Hilduins umfassendes kirchen-  
politisches programm verwirklichen helfen, das 'auf nichts ge-  
ringeres hinauslief als auf das ziel, SDenis im rahmen der  
kirchlichen organisation als ein zweites Rom erscheinen zu lassen,  
selber die rolle eines vizepapstes, eines primas für das Franken-  
reich zu spielen'. wie meiner ansicht nach Levison (Zs. f.  
rechtsgesch. 49, kanon. abt. 578) überzeugend nachweist, sind  
B.s combinationen — bei manchen wertvollen einzelergebnissen —  
als ganzes abzulehnen. von entscheidender bedeutung für die  
beurteilung der fälschungen bleibt auch ihr verhältnis zur Clau-  
sula de unctione Pippini (vgl. Anz. XLV 138). B. hält an seiner  
früheren meinung unbedingt fest (cf. excurs VII) und lässt daher  
die Clausula als vorlage für Hilduin nicht gelten. **A. Hessel.**

**Werner Milch**, Gustav Adolf in der deutschen und  
schwedischen literatur. Breslau, M. u. H. Marcus 1928.  
XII u. 136 ss. 8<sup>o</sup>. — Wenn diese aus einer preisschrift her-  
vorgegangene arbeit im titel das ursprüngliche 'dichtung' durch  
'literatur' ersetzt hat, so bedeutet das doch nicht, dass hier die  
entwicklung des Gustav Adolfbildes ebenso wie in der dichtung  
auch in der historischen litteratur verfolgt würde. vielmehr wird  
die geschichtsschreibung nur soweit herangezogen als sie für die  
dichtung maßgebend war. ja, eine gewisse antihistorische ein-  
stellung des vf.s macht sich darin geltend, dass er auch Rankes  
und Droysens Gustav Adolf-bild nach Bertrams vorgang mit dem  
ausdruck 'legende' belegt.

In zwei etappen vollzog sich die aufnahme Gustav Adolfs

in die dichtung: zunächst zu seinen lebzeiten oder unmittelbar nach seinem tode; dass in der flut der flugblätter und gelegenheitsdichtungen sich nichts bedeutsames findet, begreift sich leicht. im 18 jh. feierte dann Gustav Adolf seine widererstehung, er wurde zum aufgeklärten absoluten herrscher umgedeutet. Schiller, der bereits für ein epos an den schwedischen könig gedacht hatte, plante ein Gustav Adolf-drama, erkannte aber bald, dass sich der historische, problemlose Gustav Adolf nicht zum dramatischen helden eigne. die Schillerepigonon sowie die vertreter confessioneller bestrebungen (Gustav Adolf-verein), denen G. A. als der glaubensheld schlechthin erschien, ließen sich dadurch nicht abschrecken; die Gustav Adolf-litteratur ist so eine litteratur ästhetischer niederung. lebensvolle dichtung entstand nur da wo man dem historischen könig eine problemhaftigkeit unterschob die ihm von haus aus fremd war, wie letztlich auch bei Strindberg, oder wo man das hauptinteresse in gestalten aus der umgebung des königs verlegte (Leubelfing, Herzog von Lauenburg), woraus dann die schönste und reinste Gustav Adolf-dichtung erwuchs, C. F. Meyers 'Gustav Adolfs page'.

Der vf. hat die entwicklung des Gustav Adolf-bildes ausreichend mit dem wandel der weltanschauung, zeitströmungen und litterarischen moden in beziehung gesetzt und ist seiner aufgabe überhaupt gut herr geworden, aber es ist nicht eben viel wertvolles worüber das buch zu berichten hat. sehr störend ist es, dass M. in den anmerkungen statt der titel der behandelten werke oder citierten fachlitteratur nur nummern gibt, die sich auf die am schluss folgende ausführliche bibliographie (800 nrr) beziehen, so dass man zu dauerndem lästigem umblättern gezwungen ist.

**Hans-Friedrich Rosenfeld.**

**Frederik Ingerslev, Genie und sinnverwandte ausdrücke in den schriften Friedrich Schlegels.** eine semasiologische untersuchung. Berlin, Askanischer verlag 1927. XIX u. 235 ss. 8<sup>o</sup>. — Wie es schon im titel zum ausdruck kommt, ist es dem vf. nicht um eine historische einreihung von Schlegels geniebegriff zu tun. wohl geht eine einleitung über den geniebegriff der stürmer und dränger und über einflüsse auf Schlegels auffassung von genie voran, aber all das ist doch mehr oder weniger fragmentarisch, und die arbeit macht auch im weiteren verlauf nicht den versuch, eine zeitliche entwicklung in Schlegels geniebegriff nachzuweisen. aus diesem geringen genetischen interesse erklärt es sich denn wol auch, dass dem vf., der in den quellen und der litteratur über die romantik gut zu hause ist und an allgemeinen schriften über genie mancherlei anführt was heute kaum noch von bedeutung ist, gerade einige für die historische einreihung Schlegels nicht unwichtige schriften wie H. Wolfs Geschichte des geniebegriffs und dess. vf.s aufsatz über die genielehre des jungen Herder (Dtsche vierteljahrsschr.

3, 401 ff) und L. P. Smiths *Four words, Romantic, Originality, Creative, Genius* (Oxford 1924) entgangen sind.

I. kommt es darauf an, Schlegels wortgebrauch darzustellen, sinn und wert der bei ihm sich findenden termini klarzulegen. man muss es dem dänischen vf. nachrühmen, dass er sich dieser aufgabe, die bei einem so unausgeglichnen und vielfach dunklen schriftsteller wie Schlegel keineswegs einfach ist, mit geschick und tact entledigt und dabei ein feines sprachgefühl an den tag legt. neben dem wort Genie gelangen die als synonyme gebrauchten begriffe Geist, Witz, Begeisterung, Enthusiasmus, Gabe, Göttlichkeit, Heiligkeit, Gemüt, Menschheit, Kunsttrieb, Virtuosität u.a. zur besprechung. das über 'Witz' gesagte hätte sich wol schärfer fassen lassen, wenn I. Lewalters arbeit (Fr. Schlegel u. s. romantischer witz, diss. München 1917) gekannt hätte; dass Schlegel 'Virtuosität' im sinne von Genie gebraucht habe, bleibt doch trotz des 375. Athenäums-frgm.s zweifelhaft, jedenfalls ist dies die einzige stelle die sich nicht einer der heutigen näher liegenden bedeutung besser fügte.

Neben der semasiologischen erörterung aber bietet der vf. eine ziemlich ausführliche untersuchung über Schlegels persönliche Menschheit (s. 105—174); sie gibt sich als eine notwendige erläuterung zu Schlegels begriff der menschheit, ist aber eher ein monographischer excurs und hätte als solcher wol mehr beachtung gefunden, als ihr jetzt, versteckt zwischen semasiologischen partien, gewis zuteil wird. zwar scheint mir der vf. Schlegel vergeblich von dem vorwurf des größenwahns entlasten zu wollen, aber wir hören doch sonst manches beachtenswerte zur charakteristik, u.a. über seinen freundschaftstrieb, seine auffassung der frau und seine stellung zur natur und musik. wo von dem androgyne-problem die rede ist, hätte F. Gieses buch (Der romantische charakter. I. Die entwicklung des androgyne-problems in der frühromantik. 1919) herangezogen werden sollen. — Dass auch für Dorothea in ihrer bedeutung für Friedrich in diesem excurs eine lanze gebrochen wird, sei zum schluss erwähnt.

Berlin.

**Hans-Friedrich Rosenfeld.**

**Paul Zinke, Paul Heyeses novellentechnik.** dargestellt auf grund einer untersuchung der novelle 'Zwei Gefangene'. Karlsruhe, Friedrich Gutsch o. j. 278 ss. 8°. 7,50 m. — Dass von einem virtuoson wie Heyse gerade in bezug auf technik viel zu lernen ist, ist kein zweifel. trotzdem wird man fragen dürfen, ob es angebracht war, eine einzige novelle, und zwar gerade 'Zwei Gefangene', die heute kaum noch lebendig ist und keineswegs als besonders charakteristisch für Heyse zu gelten hat, herauszugreifen und darüber ein buch von 278 seiten zu schreiben. denn der umschlagtitel 'Paul Heyeses novellentechnik' führt entschieden irre: Z. bietet durchaus keine allgemeine erörterung der Heyeseschen novellentechnik, macht auch

nicht den geringsten versuch, auch nur beiläufig andere novellen H.s zum vergleich heranzuziehen, um einblick in H.s entwicklung zu gewinnen oder doch die verallgemeinerung des an den 'Zwei Gefangenen' beobachteten zu rechtfertigen.

Freilich wird uns dafür das gebotene als etwas ganz neues angepriesen, vgl. bes. s. 60: 'Ich stand daher fast überall auf neuland. ... so wuchs mir allmählich unter den händen das grundsystem einer völlig neuen wissenschaft mit einer neuen formelsprache und terminologie'. nun soll gewis nicht geleugnet werden, dass die formelsprache vielfach neu ist, dass auch im einzelnen viel feine bemerkungen gemacht werden. aber einmal läuft Z.s darstellung in grofsen partien auf nichts anderes als auf eine psychologische ausdeutung der novelle hinaus, und dann findet sich verwante, wenn auch weniger anspruchsvolle betrachtungsweise in jeder ästhetischen untersuchung litterarischer kunstwerke. will aber Z. in dem von ihm ausgespannten begriffsnetz (das auf s. 271 in einer übersichtstabelle stammbaumartig verdeutlicht wird) das neue mittel sehen, die künstlerischen werte einer dichtung einzufangen, so muss letont werden, dass es einerseits nicht geschlossen ist und dass sich anderseits in der anwendung eine unendliche widerholung und eine kaum erträgliche breite zeigt.

Dabei ist der vf. von einer voreingenommenheit für seinen helden erfüllt, die das erlaubte mafs doch um ein beträchtliches überschreitet; dahin gehört nicht nur die allgemeine hyperbolik des ausdrucks: fast auf jeder seite begegnen exstatische ausrufe mit 'wie fein', 'welche feinheit', 'mit welcher unendlichen feinheit und grazie', 'welche schier unnachahmliche feinheit', 'welche wunderbare folie zu'; oder doch die etwas ruhigeren aussagen 'sehr fein', 'feinsinnig', 'meisterhaft variiert', 'die gröste künstlerische delicatesse'. ärger ist es dass häufiger auch ganz triviale oder gar abgeschmackte motive uns als besondere feinheit angepriesen werden, so etwa s. 204: 'Während Josef und Klara in der mondnacht am flussufer lustwandeln, sehen wir plötzlich das freundliche gestirn verschwinden. es wird vollständig dunkel auf dem fufspfade. wir werden mit unserm paar unsicher. Josef muss Klara den arm bieten. so wird diese für beide so verhängnisvolle vertraulichkeit durch einen reinen zufall hervorgerufen. es sind doch wohl die gröfsten meister, die ... mit den kleinsten und unscheinbarsten mitteln die gröfste wirkung erreichen'; s. 166 wird die schilderung einer englischen cabarett-sängerin: 'ein sehr geputztes frauenzimmer mit langen blonden locken und sehr geschminktem gesicht, dass man das weifs und rot durch allen tabaksdunst leuchten sah', als 'meisterhaft' bezeichnet, und schliesslich wird ein zug von solcher psychologischen unwahrscheinlichkeit wie der dass die (sonst durchaus sympathisch gezeichnete) 46 jährige altjüngferliche Klara, nicht um



aufzufallen, sondern weil sie sich dann gefälliger glaubt, ihre zöpfe wie die fünfzehnjährigen 'lang hängen lässt', als 'besonders charakteristisches motiv' gepriesen (s. 192).

An fruchtbarem sei etwa hervorgehoben was über 'innere composition' (s. 118 ff), 'verdeckte motive' (s. 135 ff), 'symbolistische motiventechnik' (s. 143 ff), 'instrumentierung der stimmung' (s. 243 ff) gesagt wird.

Bemerkt sei zum schluss, dass sich nirgends ein hinweis findet, auf welche ausgabe sich die seitencitate beziehen; erst nach zeitraubendem suchen stellt man fest, dass es die in Reclams universalbibliothek ist, wo gewis niemand ohne weiteres die maßgebende erstausgabe vermuten würde.

Berlin.

**Hans-Friedrich Rosenfeld.**

Briefwechsel zwischen Jenny von Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm herausgegeben von **K. Schulte-Kemminghausen**. m. e. farb. titelbild u. 2 bildern. [Veröffentlichungen der Annette von Droste-Gesellschaft 1. bd]. Münster i. W., Aschendorff 1929. XVII u. 168 ss. 8°. brosch. 6,50 m., gebd. 7,75 m. — Der kreis in den diese correspondenz zurückführt, ist uns vor 50 jahren durch die hübsche publication von Al. Reifferscheid, Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm (1878, vgl. auch die 'Westfälischen volkslieder' vom gleichen jahre) zuerst vertraut geworden, obwol damals ein gewisses rätselraten verstimmte. es sind die verwandtschaftlich verbundenen familien v. Haxthausen, v. Droste-Hülshoff, v. Heereman-Zuydtwick, v. Arnswald. aus diesem rahmen des westfälischen adels tritt hier als treuste correspondentin Wilhelm Grimms Jenny von Droste-Hülshoff hervor, die jüngere schwester der Annette, die als älteres mädchen den verwitweten frhn Joseph v. Lassberg geheiratet, ihm noch zwei töchter Hildegard und Hildegund — ich glaube sie am 9 juni 1876 von ferne geschaut zu haben — geboren und der dichterin auf der Meersburg eine zweite heimstätte und zuletzt das grab bereitet hat. während die herbe und im urteil scharfe Annette früh eine entschiedene abneigung gegen Wilhelm Grimm entwickelte, hat sich bei Jenny die freundschaft zeitweise zu einer crusten liebesneigung gesteigert — was denn auch einmal eine unterbrechung des briefwechsels bewirkt. dieser umfasst mit 45 nummern im gauzen die jahre 1813—1833 und einen nachzügler der frau v. Lassberg vom j. 1846. es ist der durch mehrfaches widersehen und zusammensein belebte schriftliche verkehr zweier feingebildeter, gütiger und liebenswerter menschen von sicherem herzenstact, in dem gemeinsame erinnerungen und gegenseitiges interesse am wol-ergehn der familie eine weit größere rolle spielen als die schöne und gelehrte wissenschaft. die deutsche philologie erfährt daraus nichts was ihr nicht aus der veröffentlichung Reifferscheids hinreichend bekannt wäre: ein förderndes interesse der westfälischen

damen und herren an den märchen, sagen und volksliedern, für welche die Grimms, zumal in den ersten jahren der bekanntschaft, eifrig sammelten und sammler warben.

Wilhelm Grimm ist als ein anmutiger briefschreiber bekannt — und er hat viele briefe schreiben müssen. denn er war nicht nur von Westfalen aus, sondern auch in der heimat von der freundschaft, den huldigungen und geschenken adlicher damen umgeben. in Hessen liegen noch ganze pakete derartiger correspondenzen, und ich meinerseits vermag die notwendigkeit ihrer veröffentlichung nicht einzusehen. aber wenn die mitglieder der Annette von Droste-gesellschaft an diesem äusserlich ansprechenden, dazu liebevoll eingeleiteten und sorgsam erläuterten bändchen ihre freude haben — glückauf! der herausgeber Sch.-K. hat der publication gewis grössere sorgfalt zugewandt als sein vorgänger Reifferscheid, der uns auch aus diesem briefwechsel die ersten proben bot — nur hätte er dem setzer schärfer auf die finger sehen sollen! die zahl der druckfehler ist nicht gering, und es sind auch ein paar ärgerliche darunter. **E. S.**

Neudrucke deutscher literaturwerke des XVI und XVII jahrhunderts, begründet von †W. Braune, herausgegeben von E. Beutler. Halle, Niemeyer 8°. die nr 1 m.

nrr 270—273. Georg Rollenhagen, Spiel vom reichen Manne und armen Lazaro 1590 hrsg. v. **Johannes Bolte** 1929. XVI u. 163 ss. — nrr 274—277. Hans Assmann freiherr von Abschatz, Anemons und Adonis Blumen hrsg. v. **Günther Müller** 1929. XC u. 76 ss.

Im fortgang der Neudrucke erhalten wir diesmal zwei gaben, für die unsere litteraturgeschichte besonders dankbar sein muss. es war hohe zeit dass uns der verfasser des monströsen Froschmäuslers, der doch wirklich nicht viel mehr als eine culturgeschichtliche curiosität ist, als schauspielichter nahe gebracht wurde. J Bolte, der bestberufene, erfüllt die pflicht des herausgebers zunächst an dem wertvollsten der drei dramen des ältern Rollenhagen, dem Spiel vom reichen Manne und armen Lazaro, das 1590 herauskam, hier aber mit recht nach der wesentlich verbesserten ausgabe von 1591 (B) erscheint: in sorgfältig, besonders auch von seiten der metrik, gesäubertem abdruck. das stück hat eine interessante vorgegeschichte: es geht über ein 1564 in Braunschweig gespieltes und wahrscheinlich alsbald auch gedrucktes, aber für uns verlorenes stück des Joachim Lonemann aus Salzwedel auf den 'Lazarus mendicus' des Macropedius zurück, wie B. in der einleitung aufdeckt. darüber hinaus hat dann B. noch einen überblick über die geschichte des stoffes geboten, der auf wenigen seiten (XIV bis XVI) eine belesenheit vor uns ausschüttet, die uns nur eben von dieser seite nicht mehr wunder nimmt.

Die mit einer den umfang des textes weit überschreitenden

einleitung Günther Müllers ausgestattete widergabe von des frhrn von Abschatz lyrischem hauptwerk Anemons und Adonis Blumen wird ganz gewis allerseits freudig begrüßt werden: von den kennern der barockdichtung als eine schwer erreichbare feinkost, von denen die erst den zugang zum verständnis dieser periode suchen, als eine gedichtsammlung die dies bemühen wesentlich erleichtert. denn Abschatz ist bei hoher gesellschaftlicher und litterarischer bildung ein einfacher und liebenswürdiger mensch, ein wirklicher dichter und ein künstler von feinem gefühl, der sich von den ausschreitungen des hochbarocks und den geschmacksroheiten der galanten, wenn wir einige bravourstücke wie 109 und 110 ('Die junge frau und der alte mann') ausschalten, freier hält als irgend ein anderer der spätern Schlesier. dass ihn ein specialist auf diesem gebiete jüngst so total verzeichnen konnte wie wir s. IX lesen, ist zehnmal schlimmer als dass ihn ein paar litterarhistoriker (s. ebda) ganz übergehn: man muss doch bedenken, dass von dem dichter, der 1646 geboren war und 1699 starb, bei lebzeiten sehr wenig eigenes gedruckt worden ist und das litterarische publicum das meistteil seiner dichtung, so auch 'Anemon und Adonis', erst aus der posthumen ausgabe seines gesamtwerks von 1704 kennen lernte. so ist es tatsächlich für den darsteller der litteraturgeschichte, der ohnedies unter den zahlreichen Schlesiern eine auswahl treffen muss, nicht ganz leicht, diesen poeten einzustellen. eine ähnliche schwierigkeit ligt ja bei Czepko vor. für den monographen dagegen bietet sich hier eine sehr dankbare aufgabe, und M. ist ihr in seiner einleitung voll gerecht geworden, bringt auch darüber hinaus allerlei wertvolles zum verständnis der cultur und dichtung des barocks. — Den text hat M. sorgfältig revidiert (s. LXXXIX f). eine besondere schwierigkeit stellt die ungleichmäßige anwendung der grofsen anfangsbuchstaben dar: so möchte man 57, 4 mit *Leiden und nicht klagen* jedenfalls ausgleichen und schwankt 64, 4 (*An des Klebern Buben Stelle*), ob man *klebern Buben* oder *Klebern-Buben* zu lesen hat. in der überschrift zu 28 ist der mangel des umlauts in *glucksetige* natürlich nur einem satzfehler zuzuschreiben. ein eigenartiger zweifel plagt mich 82, 25 f: *Wenn die frühe Sonn aufsteht Und aus Thetis Armen geht* — das stimmt zwar zu 25, 26 f *Phöbus—Thetis*, indes: 'die frühe sonne' ist doch wol die morgenröte (Eos-Aurora), die aber entreifst sich den armen eines mannes, des *Tithon*! und doch bin ich nicht sicher, ob dies nur ein lapsus des setzers ist. E. S.

Corpus Catholicorum. werke katholischer schriftsteller im zeitalter der glaubensspaltung. 14: Johannes Eck, Vier deutsche schriften gegen Martin Luther, den bürgermeister und rat von Konstanz, Ambrosius Blarer und Konrad Sam. nach den originaldrucken, mit bibliographischer und sprachgeschichtlicher einleitung, anmerkungen und einem glossar herausgegeben

von **Karl Meisen** und **Friedrich Zoepfl**. Münster i. W., Aschendorff 1929. CXI u. 82 ss. gr. 8<sup>o</sup>. 6,80 m. — Das 1919 ins leben getretene Corpus Catholicorum hat gleich in den heften 1 u. 2 und weiterhin hh. 6 u. 13 wichtige lateinische schriften Ecks geboten und bringt jetzt in h. 14 vier deutsche schriften, auf deren wissenschaftliche ausstattung besondere sorgfalt verwandt scheint. die herrichtung für den druck, die bibliographische einleitung, sachanmerkungen und sachregister rühren von Zoepfl her (ss. XIV—XXXV. 1—68); es gibt daran wenig auszusetzen, nur hätte die vergleichung der orthographie s. XXIX—XXXIV wesentlich kürzer gefasst sein können. — Meisen hat dann s. XXXVI—CXI über schrift und sprache der texte gehandelt und s. 69—82 ein glossar beige-steuert, das die controle Alfr. Goetzes passiert hat und schon deshalb vertrauensvoll hingenommen werden darf. was den grammatischen einleitungsteil angeht, der auf dem titelblatt verblüffend und tatsächlich irreleitend als 'sprachgeschichtlich' bezeichnet wird, so bringt er in der hauptsache eine solide specialgrammatik, deren umfang und breite die wichtigkeit des gegenstandes absolut nicht entspricht — es handelt sich doch um publicistische schriften, deren wirksamkeit für die unmittelbare gegenwart (und bei II—IV für einen engen kreis!) bestimmt war und sich tatsächlich in ihr erschöpft hat. Eck verdient eine ähnliche darstellung vielleicht für seine bibelübersetzung, aber gewis nicht für diese hastige tagesschriftstellerei! nun glaubte der verfasser freilich der angelegenheit der sprache Ecks eine allgemeine bedeutung zu verleihen und seine eigene arbeit von der reinen description auf ein höheres niveau zu erheben, indem er die frage des anteils von autor und buchdrucker am sprachlichen gesamt-bild hineinzog: gewis ein schönes und wichtiges thema, aber hier eben an einem doch ziemlich gleichgiltigen material exerciert. die schrift gegen Luther hat Eck in höchster eile verfasst und gleich am tage der niederschrift (29 sept. 1520) in Leipzig persönlich dem drucker Martin Landsberg übergeben, bei dem sie schon am 3 october herauskam, wahrscheinlich ohne dass Eck selbst eine correctur gelesen hat. der autor hat für die niederschrift nur einen tag, Landsbergs setzer haben für die 8 druckblätter kl. 4<sup>o</sup> allerhöchstens drei tage zeit gehabt, von irgendwelchen sprachlichen maßnahmen oder rücksichten kann also in diesem falle bei keiner der beiden instanzen die rede sein — woraus sich alsbald ergibt, dass diese streitschrift ein sehr ungeeignetes object für eine 'sprachgeschichtliche' untersuchung und für die lösung eines schwierigen problems der nhd. sprachgeschichte ist. Meisen stellt nun, gestützt auf eine reihe von erscheinungen, die, in diese schrift eingesprengt, deutlich der praxis eben des Martin Landsberg entsprechen, mit emphase und sperrdruck 'den ostmitteldeutschen charakter des textes I' fest (s. CVI) und rechnet dabei mit der möglichkeit, dass



Eck selbst den mitteldeutschen lesern schon bei abfassung dieser schrift habe entgegenkommen wollen, ja er glaubt (s. CX) diese möglichkeit zur gewisheit zu erheben auf grund von beobachtungen, die er bei den drucken II—IV gemacht haben will. diese sind für Südwestdeutschland (Konstanz resp. Ulm) bestimmt und bei Peter Apianus in Ingolstadt hergestellt. dass ich mich auf M.s behandlung dieser nrr II—IV hier nicht einlasse, hat seinen grund. sie entbehrt ebenso wie die von nr I der unbedingt zu fordernden basis: so wenig M. für I die normale orthographie und die setzerpraxis des Martin Landsberg auch nur an einem zweiten druck studiert hat, so wenig hat er sich bei II—IV um die anderweitigen leistungen der officin des P. Apian gekümmert. und damit steht seine ganze auffassung in der luft. **E. S.**

**Flugschriften zur ritterschaftsbewegung des jahres 1523** herausgegeben von **Karl Schottenloher**. mit 6 abbildungen [Reformationsgeschichtliche Studien und Texte usw. hrsg. von Alb. Ehrhardt h. 53]. Münster i. W., Aschendorff 1929. XII u. 131 ss. 8<sup>o</sup>. 7,25 m. — Die vorgänge um welche sich die hier in mustergültiger weise zusammengefasste drucklitteratur gruppiert, dürften den germanisten aus einzelnen stücken in vLiliencrons Hist. Volksliedern und in Schades Satiren und Pasquillen im allgemeinen bekannt sein. Sch. gibt zunächst einen klaren überblick über die hauptstadien der bewegung, wobei er jeweils die bezüglichlichen flugschriften einreihet (s. 1—17); dann folgt eine bibliographie (s. 18—29) mit allen erwünschten nachweisen: sie umfasst 14 nummern, von denen einzelne 2—3, nr 13 aber 7 drucke umschließt. es ergibt sich dass die gute hälfte davon noch keinen neudruck erfahren hat, und diese werden dann s. 30—120 in sauberen texten, mit knappen sprachlichen und sachlichen erläuterungen ediert. zwei davon, nr 5 'Spruch von Boxberg und von Landstuhl' (s. 72—78) und nr 6 'Spruch von Franz v. Sickingens handlung' (s. 79—91) sind in reimen verfasst; dass sie aus bestimmten fränkischen officinen stammen, hat der kundige blick Sch.s erkannt. den beschluss macht ein wortverzeichnis und das namen- u. sachregister. **E. S.**

**Die alten deutschen strafsennamen in Riga.** Königsberger diss. von **Horst Biernath**. Borna-Leipzig, Noske 1929. 69 ss. 8<sup>o</sup>. — Eine gewissenhafte, aus den quellen geschöpfte und auf solide topographische basis gestellte arbeit. das material ist nicht umfangreich: es umfasst nur eben 40 namen und unter ihnen wenige originelle. lehrreich aber sind z.tl ihre schicksale, wie wenn aus der 'Häringsstrafse' eine 'Herrenstrafse' geworden ist. neben der 'platea sartorum' gab es noch eine 'strafse des hinkendes Schröders'! unerklärt bleibt die *stakestrate* s. 52: mit dem s. 53 umständlich behandelten *stegele* (mhd. *stigele*), über das übrigens jedes wb. aufschluss gibt, kann sie nichts zu tun haben — warum nicht mit *steke* 'stich'? **E. S.**

Német philologiai dolgozatok, szerkesztik: Petz Gedeon — Bleyer Jakab — Schmidt Henrik. h. XXXIX bis XLI. Budapest, Ferd. Pfeifer 1929. 8<sup>o</sup>.

XXXIX. Vass Klára, Buda német utcanévei a vár és újlak utcanévei 1696—1872. 130 ss. — 5 pengő.

XL. Vatter Ilona, A Soproni német színészet története 1841 ig. 129 ss. — 3,50 p.

XLI. Eszterle M. Edit, A Budakeszi német nyelvjárás hangtana. 74 ss. — 3 p.

Von der regen lehrthätigkeit und den recht vielseitigen fruchten die unsere Budapester germanistischen collegen erzielen, hab ich früher einmal in den GGA. (1922 nr 10—12) berichtet, wo ich einen überblick über die hefte 1—21 der schriftenfolge 'Arbeiten zur deutschen philologie' gab. nachdem kürzlich die drei neusten hefte der sammlung bei unserer redaction eingelaufen sind, scheint es mir pflicht, einmal wider darauf hinzuweisen, und die leser werden es ebenso natürlich finden, dass ich selbst dabei an die den heften angeschlossenen oder beigelegten deutschen auszüge (und das mitgeteilte deutsche material) gebunden bin, wie dass ich die recensiosexemplare nicht zur besprechung nach Ungarn zurückgeschickt habe.

In h. XXXIX gibt Klára Vass einen geschichtlichen überblick über 'Ofens deutsche gassennamen. die gassennamen der stadtteile Festung und Neustift von 1696—1872', d.h. von den ersten zuverlässigen quellen (dem 'Zeiger') für die Festung 1696 und für Neustift 1702 bis zur vereinigung Ofens mit Pest. die beschränkung auf zwei stadtteile (allerdings wol die wichtigsten) gebot sich, weil keinerlei vorarbeiten existierten, vor allem die topographische festlegung erst gewonnen werden musste. innerhalb dieses rahmens aber sucht die verf. tiefer zu graben als wir es bei ähnlichen arbeiten auf deutschem boden gewohnt sind. sie nimmt die gassennamen nicht nur als historische documente und als gegenstand etymologischer tüfteleien, sondern strebt sie als 'eine primitive art der volksdichtung' zu erfassen, wobei selbstverständlich alle ethnographischen und culturgeschichtlichen gesichtspunkte zur geltung kommen. da die verf. mit der deutschen speciallitteratur und ihrem material wolvertraut ist, empfiehlt es sich künftig auf diese tüchtige arbeit rücksicht zu nehmen.

Auch h. XL: Ilona Vatters 'Geschichte des deutschen theaters in Oedenburg bis 1841' ist weit interessanter als man es erwartet. Oedenburg hat zu allen zeiten und auf den verschiedensten gebieten einen wichtigen deutschen culturposten im Magyarenlande gestellt, und so auch mit seinem früh und zeitweise recht gut entwickelten theaterwesen. die verf. wirft nur einen flüchtigen blick auf das schuldrama der protestanten und jesuiten und setzt dann mit der ersten truppe von

stegreifkomödianten, der der madame Feld (1716) ein, zu der auch der jugendliche GPrehauser gehörte — wie etwa ein jahrhundert später (1810—1814) Ferdinand Raimund sich hier die sporen verdient hat. da Raimunds frühzeit bis zu seinem eintritt in das ensemble des Leopoldstädter theaters (1814) seither 'ganz im dunkeln' lag (Hadamowsky, Ferd. Raimund als schauspieler II p. XXXVII), so scheint mir das kapitel in dessen mittelpunct er steht (s. 57—66), besonders wichtig. seit im j. 1769 die stadt Oedenburg eine mühle, in der bisher gespielt wurde, zu theaterzwecken umgebaut hatte, besaß die schaubühne hier einen festen sitz, natürlich zunächst und noch auf lange zeit hinaus mit wechselnder truppe. die verwaltung lag zeitweilig in den händen adlicher pächter, von denen einzelne richtige kunstmäcene waren, wie bes. der graf Karl Pejachevich (1788—1814), nach dessen tode das theater wider in städtische leitung übergieng. mehr und mehr erwies sich das alte theatergebäude als ungenügend, erst mit der errichtung eines Neubaus 1841 erreichte die periode des verfalls ein ende und begann eine neue blütezeit der deutschen schauspielkunst. — den anhang bildet ein alphabetisch geordnetes repertoire und eine bibliographie.

In h. XLI erhalten wir wider eine dialektmonographie: Maria Edit Eszterle behandelt darin die 'Lautlehre der deutschen mundart von Budakeszi'. das ist eine im westen von Ofen gelegene gemeinde von ca 7000 einwohnern gröstenteils deutscher abstammung und sprache, die einst in den Türkenkriegen wüst geworden, durch die grafen Zichy neu besiedelt wurde und in deren besitz bis 1765 blieb. über eine erste schicht von ansge dienten soldaten der verschiedensten herkunft lagerte sich 1718 eine einwanderung aus Schwaben, und als diese durch die pest 1739 völlig geschwächt war, bald darauf eine neusiedlung, die der hauptsache nach aus Bayern kam. so ist denn der grundcharakter des dialects bayerisch: im vocalismus (diphthonge *ai, au; oa*), consonantismus und wortgebrauch (dual. *qis, qing, qingo*), und zwar mittelbairisch (germ. *ai > ē, ô > uv*; mhd. *üe > ie, in* usw.). — Die genaue beschreibung dieser mundart ist umso zeitgemäßer und verdienstlicher, als sie durch den einfluss der nahen hauptstadt und den übergang der bevölkerung von acker- und weinbau zu fabrikarbeit der sichern zerrüttung entgegengeht.

E. S.

Thomas Murners verhältnis zum humanismus, untersucht auf grund seiner 'Reformatio poetarum' [Münchener diss. 1927] von Paul Scherrer. Basel, Werner-Riehm 1929. XII u. 100 ss. 8°. — Sch. durchleuchtet Murners schrift philologisch, bildungsgeschichtlich und psychologisch. M. hat 1508 zu Freiburg i. Br. vorlesungen über kirchliche rhetorik gehalten, als grundlage benutzte er die nachschrift einer vorlesung, die er acht jahre vorher bei seinem lehrer Johann von Glogau in

Krakau gehört hatte. den wörtlichen auszug aus dem 4. buch von Augustinus 'Doctrina christiana' übernimmt er mit als leitfaden für die praktische unterweisung in der kancelberedsamkeit. seines lehrers artsonderung der 'eloquentia' verwendet M. zur einteilung der poeten in 'profani', 'imperiales' und 'canonici'. aus dieser scheidung erwächst die behandlung der kernfrage: nach dem wert der antiken litteratur für den christen und nach ihrer bedeutung für den kancelredner. die vielen anführungen aus seinen hauptautoren Hieronymus und Augustin, sowie aus Aristoteles, Plato, Plutarch, Origenes, Cassiodor, Eusebius und den humanisten sondert er in den heidnischen gehalt abweisende und die schöne form anerkennende stimmen. daraus bildet er dann sein urteil, auf das Locher freundschaftlich und Zasius mit scharfer kritik eingewürkt hat, dass der kancelredner die antiken schriftsteller wegen ihrer formalen bedeutung nützen, sie aber inhaltlich abweisen müsse. bei völliger unterwerfung unter die autorität der kirchenväter nimmt M. eine vermittelnde stellung zwischen der Freiburger und der Straßburger richtung des humanismus ein. aber so fest er in seiner dogmatisch dictierten scheidung bleibt, hat er doch seine freude an der neubelebung der antiken litteratur und — an seinem Lieblingsdichter Vergil. M.s verhältnis zu diesem stellt Sch. im 2. cap. dar — aus äußern gründen unter ausschluß der Aeneisübersetzung, deren würdigung einer besonderen veröffentlichung vorbehalten bleibt. M. schätzt an Vergil kaum die innere form, sondern hauptsächlich das äußerlich formale. in zwei excursen gibt Sch. die philologischen unterlagen zu den beiden capiteln. in einem 3. gibt er eine einleuchtende antwort auf die frage nach M.s lat. dichtungen, in einem 4. stellt er die chronologie in M.s beziehungen zu Locher fest. seine sachlich immer tief eindringenden untersuchungen kreisen um das charakterproblem M.s. er erklärt ihn aus seiner umwelt, seinem beruf und seiner besonderen individualität, in der mit künstlerisch lebensfrohem naturell ein starker geltungstrieb, ein hang zu eilfertiger, schnell der zeit dienender veröffentlichung, aber auch vielseitiges interesse, warmherzige frömmigkeit und volkstümliche wirkungskraft sich eint. wenn es heute manchmal scheint, als ob die erforschung der M.schen bedeutung und persönlichkei keine wissenschaftliche, sondern eine glaubensangelegenheit sei, so freut man sich über die vorurteilslose, vorsichtig und gerecht abwägende art Sch.s, der in den zweifelhaft bleibenden fällen gern für M. entscheiden möchte. — Einem so gewissenhaft prüfenden forscher glaubt man feststellungen unwesentlicher art, auch wenn nicht sämtliche belege gedruckt werden. die beweisführung auf 3 seiten, dass 'poeta canonicus' = 'ecclesiasticus' sei, sogar mit anwendung einer mathematischen formel, ist doch gar zu umständlich. in dem sehr gut geschriebenen buche ist eine wendung wie: 'M.



beruft sich betreffend der einteilung der eloquenz' (s. 77) wol druckfehler, wie 'skrupeln' als nom. u. acc. pl. (s. 25 u. 85). von dem autor dieser manches neu ans licht stellenden wertvollen dissertation, der einen aufsatz über zwei von ihm neu entdeckte schriften M.s in der Basler Zs. f. gesch. u. alt. bd 29 ankündigt, darf man noch viel förderndes erwarten.

Berlin.

M. Spanier.

## NACHRICHTEN.

Unter den diesjährigen  
PREISAUFGABEN DER RUBENOW-STIFTUNG  
wird auch eine darstellung von

Goethes stellung zur französischen revolution verlangt. preis 1000 reichsmark, einsendung bis zum 1. märz 1932 an das secretariat der universität Greifswald, von dem die üblichen bedingungen angefordert werden können.

Von Hamburg ergeht soeben, mit zahlreichen unter-  
schriften ausgestattet, ein aufruf zur begründung eines

### DEUTSCHEN BIBEL-ARCHIVS,

dessen plan von dem bibelforscher prof. d. Hans Vollmer und dem director der Staats- und universitätsbibliothek prof. dr G. Wahl, der die heimstätte der centrale betreuen soll, eindrucksvoll entwickelt wird und um die unterstützung weiter kreise der behörden und privaten wirbt. die als manuscript gedruckte denkschrift, für deren vollständigen abdruck sich hier nicht der raum findet, mag von den genannten herren bezogen werden.

## PERSONALNOTIZEN.

Am 11. nov. 1929 starb in Marburg 74jährig der philologe ERNST MAASS, der sowol als Goetheforscher wie als intimer kenner der vergleichenden volkskunde unserer wissenschaft nahestand; am 15. dec. in Osnabrück HERMANN JELLINGHAUS im 83. lebensjahre: ihm verdankt die niederdeutsche philologie mancherlei förderung, darüber hinaus hat er sich durch neubearbeitung von Förstemanns ortsnamenbuch ein besonderes verdienst erworben.

Drei gelehrte deren tod wir beklagen, haben in früheren jahren auch zur Zeitschrift wertvolle beiträge geliefert: der Breslauer historiker GEORG KAUFMANN, der geschichtschreiber der deutschen universitäten († 28 dec. 1929 im 88. lebensjahre); der ausgezeichnete kenner des deutschen frühhumanismus PAUL JOACHIMSEN in München († ende januar 1930, 63 jährig); ADOLF HAUFFEN in Prag († anf. februar 1930, 67 jährig), der auf dem gebiete der volkskunde seiner alten und seiner neuen heimat

(Gottschée, Böhmen) sowie für die litteraturgeschichte d. 16 jhs leistungen von dauerndem werte geschaffen hat.

An der universität Berlin wurde der ao. professor MAX HERRMANN zum ordinarius befördert. — der Berliner privatdocent dr GOTTFRIED WEBER erhielt die berufung auf das ordinariat fr. Rankes in Königsberg. — prof. HERMANN PONGS in Groningen wurde als ord. professor der litteraturgeschichte an die technische hochschule zu Stuttgart berufen.

Als nachfolger des im spätsommer 1929 gestorbenen prof. R. C. BOER wurde der bisherige 'lector' für deutsche sprache und litteraturgeschichte dr JAN VAN DAM zum ord. professor für germanische, insbesondere deutsche philologie an der universität Amsterdam ernannt.

Auf das ordinariat der englischen philologie in Bonn, das durch die berufung von prof. WALTER F. SCHIRMER nach Tübingen frei geworden ist, wurde prof. GUSTAV HÜBENER von Basel berufen.

An der universität Berlin hat sich dr JOHANN FRIEDRICH LOHMANN für vergleichende sprachwissenschaft habilitiert.

### EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) eingesandten bücher (nicht ausschnitte oder sonderabzüge), mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 13 november 1929 bis zum 28 februar 1930 sind eingegangen (einschließlich einiger an prof. Schröder persönlich gesandter werke): Archiv d. Vereins für siebenbürgische landeskunde n.f. 45. bd 1. u. 2. heft. Hermannstadt, Krafft & Drotleff a.g. in commission 1929. 329 ss. 8°. — den hauptinhalt bildet die gleichzeitig als Palaestra h. 165 erschienene umfangreiche arbeit von Kisch (s.u.), die im Anz. gesondert besprochen werden soll.

**A. Bach**, Die werke des verfassers der Schlacht bei Göllheim (meister Zilies von Seine?) untersucht und herausgegeben. Bonn, Röhrscheid 1930. XIX u. 266 ss. 8°. — 12 m.

**H. Bach**, Jean Pauls Hesperus [Palaestra 166]. Leipzig, Mayer & Müller 1929. X u. 208 ss. 8°. — 14,80 m.

**A. Bernt**, Der Ackermann v. Böhmen des Johannes von Saaz. Heidelberg, Winter 1929. 53 ss. 8°. — 2 m.

**J. Bolte u. G. Polivka**, Anmerkungen zu den Kinder- u. Hausmärchen der brüder Grimm. IV bd (Zur geschichte der märchen I—VIII). Leipzig, Dieterich 1930. VI u. 487 ss. gr. 8°.

Bulletin de la Commission de — Handelingen van de Commissie voor — Toponymie & Dialectologie III. 1929. 228 ss. u. 3 karten. 25 frcs = 7 belgas (zu beziehen vom vorsitzenden J. Cuvelier, 1 rue du Musée, Bruxelles).

- M. Cahen**, Morphologie du verbe allemand [Initiation—Méthodes] Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg fasc. 3. Paris, Les Belles Lettres 1929. 95 ss. gr. 8. 8 fr. — Die vorlesungen des † verfassers über historische flexionslehre des deutschen, von pietätvoller hand gesäubert und ergänzt: unzweifelhaft ein zeugnis dass M. C. ein ebenso gründlicher und gewissenhafter lehrer war, wie wir ihn als wissenschaftlichen schriftsteller kennen.
- L. Dencke**, Ritterdichter und heidengötter (1150—1220). diss. Greifswald 1929. XVI u. 190 ss. 8° [= Form u. Geist h. 13, Leipzig, Eichblatt-verlag].
- E. Elster**, Die Heine-sammlung Strauss. Marburg. Elwert 1929. 80 ss. 8°. — 10 m.
- M. Em. Espérandieu**, Inscriptions latines de Gaule (Narbonnaise) fasc. II p. 129—224. Paris, Leroux 1929.
- H. Fischer**, Schwäbisches wörterbuch, weitergeführt von **W. Pfeleiderer** 77. lieferung. *Kupflätter—Messnerhaber*. Tübingen, Laupp 1929. sp. 2401—2560. — 4 m.
- E. Frenzel**, Studien zur persönlichkeit d. Johannes von Würzburg [Germanische studien h. 84]. Berlin, Ebering 1930. 112 ss. 8°.
- G. Fricke**, Gefühl und schicksal bei Heinrich v. Kleist [Neue Forschungen, hrsg. v. Hecht, Neumann, Unger h. 3]. Berlin, Junker & Dünhaupt 1929.
- K. Gerlach**, Begabung und stammesherkunft im deutschen volke. München, Lehmann 1929. 112 ss., 24 karten 8°. — 10 m., gebd. 12 m.
- N. Gjelsvik**, Juridisk ordliste med ein utgreiding um den juridiske stilen. Oslo, prenta hjaaa Nik. Olsen 1928. 129 ss. 8°.
- H. Glunz**, Die verwendung des conjunctivs im altenglischen [Beitr. z. engl. phil. h. XI]. Leipzig, Tauchnitz 1930. XVI u. 144 ss. — 10 m.
- K. Goedeke**, Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen. 2 aufl. 33. heft [bd XII bog. 22—38, schluss]. Dresden, Ehlermann 1929. 8°. — 17,90 m.
- H. Gumbel**, Deutsche sonderrenaissance in deutscher prosa. struktur-analyse deutscher prosa im 16. jahrhundert [= Deutsche Forschungen hrsg. v. F. Panzer u. J. Petersen h. 23]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1930. XII u. 268 ss. 8°. — 10,40 m.
- Marta Maria Helff**, Studien zur Kaiserchronik [Beiträge zur kultur-gesch. des mittelalters u. der renaissance hrsg. v. W. Goetz bd 41]. Leipzig, Teubner 1930. 72 ss. 8°.
- R. His**, Der totenglaube in der geschichte des germanischen straf-rechts. Münster, Aschendorff 1929. 24 ss. 8°. — 0,75 m.
- E. Horner**, Polit. dichtung bd I: Vor dem untergang des alten Reichs 1756—95. Leipzig, Phil. Reclam jun. 1930. 283 ss. 8°. — geh. 7 m., gzlwd 8,50 m., hld. 15 m.
- Jahrbuch des Freien deutschen Hochstifts MCMXXIX.** im auftrag der verwaltung hrsg. von Ernst Beutler. 398 ss. 8°.
- Jahresberichte f. deutsche geschichte 3. jahrh.** 1927 hrsg. v. Brackmann u. Hartung. Leipzig, K. F. Koehler 1929. XIV u. 800 ss. 8°. — geh. 40 m., hlv. 46 m.
- M. Jükel**, Lausitzer gotische baukunst und ihre steinmetzzeichen. Reichenau i. Sa., Oberlausitzer Heimatszeitung 1925. 100 ss. — 3 m.
- E. Jenisch**, Die entfaltung des subjektivismus von der aufklärung zur romantik [Königsberger Deutsche forschungen h. 6]. Königsberg, Gräfe & Unzer 1929. IX u. 145 ss. 8°. — 6 m.
- A. Jolles**, Einfache formen. Legende, sage, mythe, rätsel, spruch, kaus, memorabile, märchen, witz. Halle, Niemeyer 1930. VI u. 272 ss. 8°. — 12 m.

- G. Kisch**, Siebenbürgen im lichte der sprache. ein beitrage zur kultur-geschichte der Karpathenländer [Palaestra 165]. Leipzig, Mayer & Müller 1929. 296 ss. 8°. — 20 m.
- J. Körner**, Briefe von und an A. W. Schlegel, gesammelt und erläutert. Wien, Amalthea-verlag 1930. 2 bände, 1100 ss. gr. 8°. — geh. 40 m., lwd 56 m.
- E. Kranzmayer**, Die namen der wochentage in den mundarten von Bayern und Österreich; m. e. grundkarte und 11 pausen. [Arbeiten zur bayerisch-österreichischen dialektgeographie ... hrsg. im verein mit Lüers u. Steinhauser von A. Pfalz 1. heft]. Wien u. München, Hölder-Pichler-Tempsky u. R. Oldenbourg 1929. 100 ss. 8°.
- C. v. Kraus**, Über einige meisterlieder der Kolmarer handschrift. [Sitz.ber. d. Bayer. Ak. d. wiss. jahrg. 1929 h. 4]. München, verlag d. akademie 1929. 26 ss. 8°. — 2 m.
- F. Krog**, Lagarde und der deutsche staat. eine übersicht über Lagardes denken. m. e. anhang: aus briefen Lagardes. München, Lehmann 1930. 111 ss. 8°. — gebd. 6 m.
- J. B. Kurz**, Wolfram von Eschenbach. Ansbach, C. Brügel & sohn 1930. VIII u. 284 ss. 8°. — 9 m.
- H. Liebeschütz**, Das allegorische weltbild der heiligen Hildegard von Bingen [Studien der Bibliothek Warburg h. 16]. Leipzig, Teubner 1930. — 15 m.
- M. D. I. Lloyd**, Studien zu Heinrich von Beringens Schachgedicht [Germanische studien h. 83]. Berlin, Ebering 1930. 48 ss. 8°.
- Fr. Maurer**, Sprachschranken, sprachräume und sprachbewegungen im hessischen. m. 19 abbildungen im text [sa. aus den Hessischen blättern f. volkskunde]. Gießen 1930. 8° s. 43—109. — zu beziehen vom Südhessischen wörterbuch. 2,50 m.
- A. Meyer**, Friedrich Wilhelm Lyra und seine 'Plattdutschen Briefe'. m. e. anhang von briefen Kosegartens, Firmenichs, EMARndts und JGrimms an Lyra. Greifswalder diss. [sa. aus den Mitteilungen d. Ver. f. gesch. u. landeskde von Osnabrück bd 51, 1930]. 82 ss. 8°.
- L. Mis**, Les oeuvres dramatiques d'Otto Ludwig. I partie (de 1840 à 1853). nouv. éd. revue et corrigée. Paris, J. Gamber 1929. 450 pp. 8°. — 60 fr.
- L. Mis**, Les 'Études sur Shakespeare' d'Otto Ludwig, exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. nouv. éd. revue et corrigée. ebda 1929. 180 pp. 8°. — 25 fr.
- Monumenta Germaniae historica**. Script. rer. germ. nova series. Berlin, Weidmann. 8°.
- tom. VI Levoldi de Northof Chronica comitum de Marka ed. F. Zschaeck 1929. XLVII u. 146 ss. — 12 m.
- tom. VII Ottonis Morenae et continuatorum Historia Frederici I ed. F. Gueterbock 1930. XLV u. 245 ss. — 18 m.
- R. Müller**, Vornamen als appellative personennamen. onomatologische studien zur wortkonkurrenz im deutschen. diss. Helsingfors 1929. 170 ss. 8° [Soc. sc. fennica, Commentationes hum. litt. III. 1].
- Ordbog over det Danske Sprog XI bind**. Kopenhagen, Gyldendal 1929. 1214 sp. 8°.
- C. Patsch**, Beiträge z. völkerkunde von Südosteuropa IV. Die quadi-sch-jazygische kriegsgemeinschaft im j. 374/75 [Sitz.ber. d. Ak. d. wiss. in Wien bd 209, 5 abb.]. Wien, Hölder, Pichler, Tempsky a.g. 1929. 36 ss. 8°. — 2,50 m.
- H. Paul**, Mittelhochdeutsche grammatik, 12. auflage, bearbeitet von E. Gierach. Halle, Niemeyer 1929. XV u. 288 ss. 8°.



- J. Petersen**, Fontanes erster Berliner gesellschaftsroman. m. 4 tafeln [sa. aus den SB. d. Preußs. Ak. d. wiss. phil.-hist. kl. XXIV]. Berlin, in comm. bei W. de Gruyter & co. 1929. 85 ss. gr. 8°. — 5,50 m.
- O. Prein**, Aliso bei Oberaden und die Varusschlacht. Römer- und Nibelungenspuren in Lippe- und Ruhrland nachgewiesen in geschichte, bodenforschung, heldensage. Münster i. W., Aschendorff 1930. VIII u. 196 ss. 8°. — 6,80 m., geb. 8,20 m.
- W. Reinecke**, Von alten siedehütten = Festblätter des Museumsvereins für das fürstentum Lüneburg. weihnachten 1929. 48 ss. 8°.
- H.-Fr. Rosenfeld**, Herzog Ernst D und Ulrich von Eschenbach [Palästra 164]. Leipzig, Mayer & Müller 1929. VIII u. 281 ss. 8°. — 20 m.
- K. Schindler**, Der schlesische barockdichter Andreas Scultetus [Germanist. abhandlungen b. 62]. Breslau, M. & H. Marcus 1930. VIII u. 220 ss. 8°. — 12 m.
- H. Schneider**, Deutsche heldensage [sammlung Göschen bd 32]. Berlin, W. de Gruyter & co. 1930. — lwd 1,80 m.
- J. B. Schoemann** S. J. Die Rede von den 15 graden. rheinische gottesfreunde-mystik [Germanische studien b. 80]. Berlin, Ebering 1930. VII u. 97 ss. 8°.
- E. Schwarz**, Unsere mundart [Handbücherei der sudetendeutschen heimatforschung bd 1]. Reichenberg i. B., Sudetendeutscher verlag F. Kraus [1930]. 82 ss. 8°. — 1,80 m.
- H. Spehr**, Der ursprung der isländischen schrift u. ihre weiterbildung bis zur mitte des 18. jahrhunderts. Halle, Niemeyer 1929. IX u. 178 ss. 8°. — 10 m.
- Moralisch-satirische gedichte Walthers von Chatillon** aus deutschen, englischen, französischen und italienischen handschriften herausgegeben von **Karl Streckert**. Heidelberg, Winter 1929. XIII u. 179 ss. 8°.
- H. Tardel**, Bremen im sprichwort [Bremische Weihnachtsblätter hrsg. v. d. Hist. gesellschaft d. Künstlervereins b. 2]. Bremen, G. Winter 1929. 63 ss. 8°.
- F. Techen**, Geschichte der seestadt Wismar. gedruckt im j. 1929 im auftrage der seestadt Wismar. 510 ss. u. 76 tafeln gr. 8°. — Eine stadtgeschichte so inhaltlich reich, wissenschaftlich zuverlässig im großen wie im kleinen und so vornehm ausgestattet wie sich ihrer nur wenige unter Deutschlands städten rühmen können.
- D. Völter**, Glozel und die einwanderung von Semiten im heut. französ. departement Allier um 700 v. Chr. m. 110 abbildungen u. einer alphabettafel. Straßburg, Heitz 1929. XIX u. 221 ss. — 14 m.
- F. Wolters**, Stefan George und die Blätter für die Kunst. deutsche geistesgeschichte seit 1890. Berlin, Bondi 1930. 592 ss. 8°. — br. 15,50 m., lwd 18,50 m.
- Xenia Pragensia** Ernesto Kraus septuagenario Josepho Janko sexagenario ab amicis collegis discipulis oblata. Pragae, sump-tibus societatis neophilologorum 1929. VI u. 471 ss. 8°.
- Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen werke:  
**Biernath** (s. 64), **Bolte** (s. 61), **Meisen u. Zoepfl** (s. 62), **G. Müller** (s. 62), **Német philologiai dolgozatok** h. 39—41 (s. 65), **Scherrer** (s. 66), **Schottenloher** (s. 64), **Schulte-Kemminghausen** (s. 60).

# ANZEIGER

FÜR

## DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLIX, 2. 3. august 1930

### DIE LAGE DES DEUTSCHEN WÖRTERBUCHES<sup>1</sup> von ARTHUR HÜBNER.

Die lage des Deutschen Wörterbuches ist seit einigen jahren so bedrohlich wie sie in seiner ganzen geschichte nicht war. eine durchgreifende besserung ist nur möglich wenn man die gründe des nachlassens der arbeitsleistung klar erkennt; und sie sind nur zu fassen wenn man sich die entwicklung des Wörterbuches in den letzten jahrzehnten vergegenwärtigt.

Tabelle II (s. 90) soll zunächst nur ein äußeres bild der arbeitsleistung und des arbeitstempos seit dem zeitpunct geben zu dem die Deutsche Kommission der Preussischen Akademie der wissenschaften endgültig die leitung des Wörterbuches übernahm: das geschah am 1. juli 1908. die tabelle lehrt dass in den ersten jahren ein ständiges wachsen der arbeitsleistung erfolgte, bis sie im jahre 1913 das stattliche maß von 9 lieferungen erreichte. dann kam der krieg und durchbrach die natürliche entwicklung: die leistungscurve sank stark. sie hat sich aber auch seit die inflation überwunden ist, nicht wider gehoben; darin ligt das besorgniserregende. in den 6 jahren von 1924—29 sind nur 12 lieferungen erschienen, d.h. durchschnittlich zwei im jahr. da noch rund 100 lieferungen ausstehn, lässt sich leicht errechnen, wie lange man noch auf den abschluss des werkes warten müste, wenn es im tempo des letzten jahrzehntes weitergeht. aber auch die einhaltung dieses tempos würde noch zur voraussetzung haben, dass man ausscheidende mitarbeiter sofort wider ersetzt, um die zahl der arbeitenden immer auf gleicher höhe zu halten. ein blick in die tabelle zeigt, dass der bedarf an ständig nachrückenden mitarbeitern im laufe der jahre oder gar jahrzehnte nicht gering sein würde.

Vergleichen wir mit diesem bilde die Tabelle I (s. 89), die uns das fortschreiten der Wörterbucharbeit in den jahren vor der übernahme durch die Akademie vor augen führt, so ergibt sich ein wesentlich günstigeres bild. das Wörterbuch stand damals auf nur drei ordentlichen mitarbeitern, Heyne, vBahder und Wunderlich, und trotzdem wurde eine jahresleistung von durchschnittlich  $3\frac{3}{4}$  lieferungen erzielt. dabei ist freilich zu bedenken,

<sup>1</sup> nach einem vortrag, den ich im december 1929 in der Gesellschaft für deutsche philologie zu Berlin gehalten habe.

dass nicht nur Heyne mit einem ganzen stabe von gehilfen arbeitete, sondern auch vBahder und Wunderlich ständig einen oder zwei helfer zur hand hatten. praktisch war also die zahl der arbeitenden nicht oder nicht wesentlich geringer als heute. trotzdem galt um die jahrhundertwende die lage des Wörterbuches als so ernst, dass man von verschiedenen seiten aus nach wegen der besserung suchte. es hat nicht nur ein historisches, sondern ein unmittelbar praktisches interesse, sich vorgeschichte und verlauf der reorganisation zu vergegenwärtigen, die in der übernahme des werkes durch die Akademie gestalt fand. wenn man heute einen arbeitsplan aufstellen will, der den jetzigen unhaltbaren zustand beseitigen und gewähr dafür bieten soll, dass das werk in annehmbarer zeit zu ende geführt wird, so ist das nur möglich unter verwertung aller erfahrungen aus den letzten drei jahrzehnten des Wörterbuches.

Zwei stellen nahmen bald nach 1900 ein actives interesse am Wörterbuch und äußerten es in reformgedanken und -vorschlägen, die eine sanierung des ganzen werkes zum ziele hatten. die erste war das Reichsamt des innern: es war seit langem der geldgeber für das unternehmen. die fortführung des Wörterbuches erfolgte nach dem tode der brüder Grimm zunächst mit hülfe der einzelnen bundesregierungen, seit 1875 aber unter inanspruchnahme von mitteln die aus dem kaiserlichen dispositionsfond bei der reichshauptkasse zur verfügung gestellt wurden. im herbst 1901 wandte sich das Reichsamt des innern durch das Preussische Kultusministerium an die Preussische Akademie der wissenschaften mit dem ersuchen, die frage einer möglichst baldigen und sachgemäßen fertigstellung des Deutschen Wörterbuches zu prüfen. die Akademie antwortete mit einem von Erich Schmidt verfassten gutachten, das das übel tatsächlich im kern angriff. aus den berichten der damaligen mitarbeiter ergab sich immer wider, dass das gröste kreuz der trostlose zustand des belemnaterials war, das den mitarbeitern zur verfügung gestellt wurde. nach Heynes tode fand der gesamtbestand von excerpten für die fertigstellung des S in einer cigarrenkiste bequem platz. jeder neue bearbeiter musste also zunächst ans lesen gehn und sich sein material im grunde selber schaffen. je gewissenhafter er war, um so weniger kam er mit dieser schwierigkeit zu rande. und Stosch z.b., der das durch Lexers tod verwaiste T angriff, ist über dieser mühsal erlahmt. wenn er nach mehr als einem jahrzehnt verbittert ausschied, ohne auch nur éine lieferung abgeschlossen zu haben, so hat das wesentlich darin seinen grund, dass er es nicht über sein wissenschaftliches herz brachte, in breiterer front die ausarbeitung aufzunehmen, ehe er sich nicht einigermaßen sichere grundlagen geschaffen hatte: er hat hunderte und aberhunderte von werken selbst excerptiert. andere neuverpflichtete mitarbeiter haben, als ihnen dieser notstand des

mangelnden materials aufgieng, kurzerhand die waffen gestreckt. So trafen also Erich Schmidts reformvorschläge das rechte, wenn sie die forderung eine centralstelle des Wörterbuches zu schaffen in den mittelpunct rückten. als hauptaufgabe war dieser centrale die ergänzung des zettelmaterials zugewiesen; um doppelarbeit zu vermeiden, sollte zunächst eine übersicht darüber aufgenommen werden, was jeder bearbeiter bis jetzt excerpiert habe und was noch zu verzetteln bleibe. über einen umriss freilich dachte der plan nicht hinaus. die ein oder zwei besoldeten gehilfen des leiters, von denen er spricht, wären neben ihren sonstigen pflichten natürlich niemals in der lage gewesen, die noch ausstehende verzettelungsarbeit zu leisten; und von weiteren helfern verlautet nichts. auch die frage blieb offen, wer die leitung des ganzen übernehmen solle; neben Heyne wurde auch Friedrich Kluge empfehlend genannt. auf dies gutachten hin machte das Reichsamt des innern der Akademie den vorschlag, sie möge selbst das Wörterbuch übernehmen. die antwort der Akademie war ablehnend, teils aus sachlichen gründen, wegen der unmöglichkeit dem grofsen werk in letzter stunde eine allen wissenschaftlichen ansprüchen gerechte neue organisation zu geben, teils wie es scheint auch aus persönlichen: die stellung Heynes schien schwierigkeiten zu schaffen. aus den beratungen, an denen auch das Preussische Kultusministerium teilnahm, schälte sich etwa dies ergebnis heraus: in Göttingen soll unter Heynes leitung die centrale geschaffen werden; an diese centrale sollen die mitarbeiter ihre bedürfnisse melden, sie soll das belegmaterial bereitstellen: die Akademie soll nur beratend dem Reiche zur seite stehn. an diesem punct blieb die angelegenheit zunächst stecken. praktische schritte erfolgten nicht.

Die zweite stelle die sich das schicksal des Wörterbuches angelegen sein liefs, war die Deutsche Philologenversammlung. schon durch Zacher war sie im jahre 1867 zum sprecher von wünschen geworden, die der unterstützung des Wörterbuches galten. Zachers schwiegersohn Ernst Matthias brachte den stein von neuem ins rollen, indem er 1903 auf der Hallischen philologenversammlung einen vortrag hielt<sup>1)</sup>, der solchen eindruck machte, dass die versammlung beschloss, 'die sache des Wörterbuches zu der ihrigen zu machen und sie, bis es vollendet sein würde, auch für alle künftigen philologenversammlungen ein für allemal auf ihre tagesordnung zu setzen'. so geschah es denn auch 1905 in Hamburg, wo Strauch den bericht über den stand der arbeit am Grimmschen Wörterbuch gab<sup>2)</sup>, und 1907 in Basel, wo John Meier referierte<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> abgedruckt in den Grenzboten 62 (1903) 4, 621 ff.

<sup>2)</sup> der bericht ligt im manuscript bei den acten der Deutschen Kommission der Akademie.

<sup>3)</sup> vgl. aufser den berichten in den Verhandlungen der 47. 48.



Wenn man diese verhandlungen und die begleitenden erörterungen in den wissenschaftlichen zeitschriften verfolgt, so wird ein starker unterschied in der zielrichtung spürbar. unitarische und particulare gesichtspunkte standen gegeneinander: während bei ministerien und Akademie der blick auf das ganze und seine einheitliche zusammenfassung gerichtet war, fasste man auf der anderen seite mehr den einzelnen teil und sein gedeihen ins auge, namentlich wo die mitarbeiter selbst mit ihren sorgen und wünschen die discussion speisten. das erklärt sich geschichtlich: auf den tod Jacob Grimms war eine art von diadochentum gefolgt; es herrschte auch um 1900 noch. der ausstehende rest des Wörterbuches war nach ganzen buchstaben unter die bearbeiter verteilt, und liberale verlagsverträge sicherten ihnen eine nahezu unbeschränkte herrschaft über ihren anteil. und wenn auch gelegentlich eine klage über die wissenschaftliche isolierung des einzelnen laut wird, die dies system zur folge hat (Wunderlich Zs. f. d. phil. 40, 103), das system als solches bleibt der rahmen innerhalb dessen sich die erwägungen bewegen: 'das Wörterbuch bedarf vor allem freier persönlichkeiten, wenn seine sache gedeihen soll' (Wunderlich aao.). durchaus auf dieser linie ligt es, wenn der antrag an die Reichsregierung den die Hallische philologenversammlung beschloss, im wesentlichen nur die gewährung erhöhter geldmittel zur gewinnung verschiedenartiger hilfskräfte vorzuschlagen wuste (Verhandl. der 47. vers. d. phil. u. schulm. s. 105).

Es ist das verdienst von Friedrich Kluge, auf der Hamburger philologenversammlung von 1905 diesen weg verlassen und den erörterungen eine andere bahn gewiesen zu haben. was er vorschlug, waren grundsätzliche neuerungen; man merkt, ein von außen beobachtender, nicht in der Wörterbucharbeit selbst befangener fachmann nahm das wort. von seinen forderungen galt die erste der schaffung einer centralstelle zur ergänzung des zettelmaterials; es sei ein unding dass alle neuererscheinungen an verschiedenen stellen zugleich verzettelt werden müsten. zweitens verlangte er weitere arbeitsteilung innerhalb der buchstaben; das war schon ein älterer wunsch. drittens forderte er eine einheitliche leitung: das Wörterbuch sei eine organisation ohne kopf. das traf tatsächlich den wundesten punct des bisherigen arbeitsbetriebes; und vielleicht hatte Kluge recht, wenn er später in seinem nachruf auf Heyne äußerte (Zs. f. d. wortf. 7, 371): 'wäre er . . . gesamtredactor eines wohlorganisierten einheitswerkes, director einer lexicalischen centralisation geworden, dann wäre mit dem abgelaufenen jahrhundert das Grimmsche Wörterbuch längst unter dach'. auch die bera-

49. Versammlung deutscher philologen und schulmänner auch die z.tl ausführlicheren referate in der Zs. f. d. phil. 36, 121 ff.; 38, 110 ff. 120 f.; 40, 102 ff.

tungen der Hamburger versammlung gipfelten in einem antrage an die Reichsregierung, den Rudolf Meißner aufsetzte: in ihm treten die neuen gedanken klar und scharf hervor, wenn die alten (vermehrung und sicherung der hilfskräfte) auch noch danebenherlaufen. es ist geschichtlich bedeutsam, dass auch die reformvorschläge der philologenschaft schliesslich auf massnahmen hinausliefen, wie sie von der anderen seite, den ministerien und der Akademie, ins auge gefasst waren. und es ist doch wol der nachhall gewisser stimmen oder stimmungen dieses Hamburger philologentages, wenn man beschloss, an die Deutsche Kommission der Preussischen Akademie die bitte zu richten, sie möge für das Deutsche Wörterbuch im sinne der eingabe an die regierung eintreten. ein privates schreiben Strauchs an Roethe übermittelte diese bitte (Verhandl. d. 48. vers. . . s. 113 f.).

Am 1. märz 1906 starb Heyne, durch viele jahrzehnte hin der rüstigste förderer des Wörterbuches; damit wurde die frage der neuordnung brennend. bald nach Heynes tod fragte das Reichsamt des innern durch das Preussische Kultusministerium wiederum bei der Akademie an, ob man nicht dem plane der schaffung einer centrale nähertreten solle. und nunmehr griff, durch Roethe bestimmt, die Akademie zu: jetzt war der rechte augenblick gekommen. nach schwierigen verhandlungen, die sich über zwei jahre hinzogen, kam es endlich dahin, dass die Akademie mitte 1908 offiziell die leitung des Wörterbuches übernahm. mit recht konnte Roethe sagen, dass die Akademie sich die leitung des Wörterbuches nicht gewünscht habe (Neue Jahrb. f. d. klass. altert., gesch. u. dtsch. lit. 31, 62), mit demselben recht, dass schon ihre reorganisationsgedanken vom jahre 1901 im wesentlichen den plan enthielten, den sie jetzt zu verwirklichen begonnen habe (Sitzungsber. d. preufs. Ak. d. wiss. 1909, s. 146). und es tut seinem verdienst keinen abbruch, wenn man feststellt, dass seine neuordnung des Wörterbuches sich stark angeregt zeigt durch ein gutachten Meißners, das sichtlich genährt ist von den erörterungen der Hamburger philologenversammlung und sich in den wichtigsten puncten mit jenem antrage an die Reichsregierung trifft, in dem Meißner damals das ergebnis der beratungen zusammenfasste (Verhandl. d. 48. vers. . . s. 112 f.). es zeigt sich hier wie immer: entscheidend ist nicht das vermögen, eine aufgabe zu stellen und einen plan zu entwerfen; was den ausschlag gibt, ist doch erst die kraft, die aufgabe zu lösen und den plan zu verwirklichen. und Roethe hat ihn sachgemässer und grosszügiger verwirklicht als irgendeiner seiner väter ihn sah. das gilt zumindest für zwei von jenen drei obgenannten Klugeschen forderungen.

Das Wörterbuch hatte nunmehr seinen kopf, und zwar in gestalt einer autoritativen wissenschaftlichen stelle, der Deutschen Kommission der Akademie. es hatte, auch das war wichtig, eine

körperschaftliche spitze: sie ist bei wissenschaftlichen unternehmungen von solcher räumlichen und zeitlichen ausdehnung wie dem Deutschen Wörterbuch das natürlich gegebene. es bedurfte Roethes ganzer energie und seines ganzen verhandlungsgeschickes, um den unitarischen gesichtspunct gegenüber dem particularismus des alten systems durchzusetzen; namentlich Wunderlich machte grofse schwierigkeiten und scheint bis zum schluss der überzeugung gewesen zu sein, dass das alte verfahren, wo die bearbeiter mit 'eigenen sammelstellen' arbeiteten (Zs. f. d. wortf. 11, 80), fruchtbarer gewesen sei.

Um wieviel gröfser Roethes art war die sache anzugreifen als die vorschläge die er vorfand, zeigt besonders der zweite punct, die schaffung der centralstelle, die unter Edward Schröders oberleitung in Göttingen eingerichtet wurde, nachdem Roethe anfänglich an Berlin gedacht hatte. bisher sah man in beiden lagern die aufgabe dieser centrale im wesentlichen so, dass sie nach einer bestandsaufnahme des überkommenen belegmaterials und der von den einzelnen bearbeitern excerpierten schriftsteller lediglich bislang unbeachtete und neuerscheinende autoren ausschöpfen sollte. Roethe dagegen wies ihr die aufgabe zu, einen ganz neuen fundus an belegmaterial zu schaffen. das war nicht mit ein paar assistenten zu machen; deshalb wurde eine weitgreifende sammeltätigkeit organisiert, in deren dienst sich eine grofse zahl von deutschen universitätsseminaren stellte. nur eine systematische, von grund aus neu bauende excerptierungstätigkeit konnte den mängeln eines materials abhelfen, das abgesehen von seiner zufälligkeit auch so dürftig war dass es den bearbeiter selbst bei autoren wie Wieland, Herder und Goethe manchmal völlig im stich liefs. auch insofern hatte die neue stoffsammlung einen ausgleich zu schaffen gegenüber einer älteren bis zu den begründern des Wörterbuches zurückgehenden auswahl des belegmaterials, als sie jüngere autoren, zumal auch des 19 jahrhunderts, sehr viel ausgiebiger zu worte kommen liefs. daneben zog sie auch allerlei berufs- und sonderssprachen stärker heran als bisher geschehen. auch nach anderer richtung hin erweiterte Roethe den kreis der aufgaben die dieser centrale zugeacht waren. sie sollte das zumeist wertvolle, aber, weil auf den eingegebrauch berechnet, schwer benutzbare alte material zugänglicher machen, indem sie es 'verifizierte' und auf moderne ausgaben umschrieb. sie sollte weiter für die beantwortung bestimmter, von den mitarbeitern vorzulegender fragen die nötigen grundlagen schaffen; namentlich wenn es sich um realien, technische ausdrücke und dergl. handelte, konnte solche hülfe erwünscht sein und den bearbeiter entlasten. sie sollte endlich an der correctur des druckes beteiligt sein. am tiefsten griff die mafsnahme, dass man den leiter der centrale, Edw. Schröder, mit der redactionellen aufsicht wenigstens über die teile des

Wörterbuches betraute, die bei und nach der neuordnung neu vergeben wurden. die entwicklung bewies sehr bald, wie recht die Akademie daran tat, dass sie auch in dieser beziehung ganze arbeit machte.

Der dritte punct betraf die einstellung neuer mitarbeiter. in dieser hinsicht blieb die berührung mit den vorschlägen der philologenversammlung am engsten. Meifners gutachten hatte gefordert, mit der alten bandeinteilung die auf buchstaben fußte zu brechen, denn jeder band fordere ein menschenalter. aber die buchstabenbrechung, wie sie zunächst ins auge gefasst wurde, hielt sich ziemlich in den gleichen bescheidenen grenzen die auch die Hallische philologenversammlung für ausreichend erachtet hatte: im G sollten neben Wunderlich zwei, im W neben vBahder ein neuer bearbeiter angesetzt werden. die form ihrer tätigkeit war freilich wider auf eine neue grundlage gestellt, insofern als sie in voller selbständigkeit ihren anteil bearbeiten sollten, anders als es wenigstens Wunderlich sich gedacht hatte, der seine rechte auf den ganzen rest des G nicht preisgeben mochte. in dem endgültigen vorschlag den im jahre 1907 die Akademie der regierung machte, glaubte man mit 5 neuen mitarbeitern auszukommen: abgesehen von den dreien, die durch jene buchstabenzerlegung im G und W in anspruch genommen wurden, sollten für das U und Z neue kräfte angesetzt werden. das von Heyne nachgelassene S blieb in den händen seiner früheren mitarbeiter Heinrich Meyer und Crome, das V, das seit Wülfkers tod 1895 brach gelegen hatte, verwaltete Meißner. 10 bearbeiter setzte also der neue plan in rechnung, — und irrte ebenso wie die früheren vorschläge, wenn er meinte mit dieser zahl auszukommen. aber Roethe ging sehr bald, schon 1908, daran diesen irrtum zu corrigieren und die zerlegung der arbeitspensen weiterzutreiben: bis zum jahre 1912 hat er die zahl der mitarbeiter auf 15 erhöht.

Roethes plan, auch nach der seite des finanziellen hin genau durchgearbeitet, enthielt natürlich auch aufstellungen über die förderung die er von der neuordnung für das Wörterbuch erwartete. es spricht aus seinen voranschlügen ein optimismus der sehr stark bleibt, auch wenn man abzieht was an ihm dem guten zwecke dienen sollte. Roethe rechnete in jenem endgültigen vorschlage schon für die jahre 1908 bis 1910 mit einer jährlichen leistung von 7 lieferungen. er dachte sie sich allmählich so gesteigert, dass 1917 ein mafs von 16 lieferungen erreicht war, das bis 1920 festgehalten werden sollte. in 13 bis 15 jahren, also 1920 bis 22 hoffte er das werk zu ende geführt zu sehen. dieser ansatz fußte wol auf der leistung die in den ersten jahren des jahrhunderts mit einer geringeren mitarbeiterzahl erreicht worden war, d. h. im durchschnitt 3 bis 4 lieferungen. aber Roethe rechnete nicht damit, dass neue mit-



arbeiter nicht von anfang an das tempo alteingearbeiteter halten können. er trug auch dem verzuge nicht genügend rechnung, der dadurch bedingt war, dass die neuordnung eine reihe von jahren brauchte, um sich voll auszuwirken. erst 1913, also erst im fünften jahre nach der übernahme des Wörterbuches durch die Akademie, ergab sich etwa das maß das der voranschlag schon wesentlich früher zu erreichen gedachte. vor allem aber sah Roethe nicht voraus, und das war schwer vorausszusehen, dass die neuordnung nicht nur eine vorübergehende verzögerung, sondern eine dauernde verlangsamen der arbeit bringen würde; sie war letztlich begründet in der materialfülle die dank der arbeit der Centrale sehr bald an die stelle des bisherigen materialmangels trat. der alte materialstand legte es dem bearbeiter nahe, jeden seiner zumeist mit saurer mühe selbstgewonnenen zettel zu verwerten. das neue material dagegen verlangte ein durchaus anderes verfahren. denn das war der sinn und das beste ergebnis der generalaufnahme die dies material bereitgestellt hatte: sie sollte und konnte dem bearbeiter eine ganz andere sicherheit in der beurteilung des auftretens, des lebens und der verbreitung sprachlicher erscheinungen geben, als es das alte material in seiner zufälligkeit vermochte. aber eben darum bedingte der neue stoff einen anderen, einen comprimierenden arbeitsstil, — der erst allmählich gewonnen werden musste. dieser innere unterschied von material und arbeitsform führte zu einer art von übergangskrise: verschiedene der alten mitarbeiter sind der versuchung erlegen, die alte arbeitsweise auf den neuen stoff zu übertragen. hatte das alte verfahren bei einzelnen mitarbeitern schon zu einer hypertrophie mancher artikel geführt, so ergab es, auf den neuen stoff angewendet, vereinzelt geradezu monströse artikel, die ein mehr oder weniger hartes eingreifen der Wörterbuchleitung hervorrufen mussten. aber auch die neuen mitarbeiter hatten es nicht leicht, sich von der suggestion der zettelmassen zu befreien; und selbst wem es gelang, die materialfülle so zu pressen dass seine artikel das maß hielten und die form gewannen die dem wörterbuch ansteht, — auch er musste das zeitopfer bringen, das die gewissenhafte durcharbeitung einer materialmenge verlangt, die schliesslich nur im extract verwertet wird. so sind denn die nach der neuordnung geschriebenen partien im allgemeinen von einer sehr viel größeren dichte als die aus dem vorhergehenden jahrzehnt, das war ja schon um eines erträglichen gesamtmaßes der noch ausstehenden teile willen geboten. aber eben diese größere dichte, das hauptkennzeichen der neuen arbeitsform, bedingte notwendig eine starke verlangsamen des arbeits tempos: eine lieferung die unter diesen neuen bedingungen geschrieben wurde, verlangte wesentlich mehr zeit als etwa eine lieferung aus den späteren teilen des Wunderlichschen arbeitsgebietes. so ist es also vollauf verständlich, wenn der voranschlag

sich nicht einhalten liefs; und es bleibt eine starke leistung, wenn im jahre 1913 ein mafs von 9 lieferungen erreicht wurde. dann kam der krieg und warf alle pläne und berechnungen über den haufen.

Prüfen wir rückblickend die frage, ob sich die neuordnung bewährt hat. was zunächst die Centralstelle anlangt und den zweck für den sie in erster linie geschaffen worden ist, so ist zu sagen, dass sie die erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen hat. bis zum jahre 1910 hatte sie ein belegmaterial von  $\frac{3}{4}$  millionen zetteln aufgespeichert, das sich bis zum jahre 1912 auf das doppelte vermehrte und seitdem noch ständig gewachsen ist. freilich ist dies riesenmaterial in sich nicht gleichwertig; wo mit mehr als 170 studentischen excerptoren gearbeitet wird, ist das nicht zu erwarten. aber das material ist auch in seinen sachlich ungenügenden stücken jeden augenblick nachprüfbar und bietet eben in seiner massenhaftigkeit ein ausgleichsmittel das über unzulängliches hinwegsehen lässt. gewis hat auch dies material immer noch seine lücken, wie könnte es anders sein? und bei altersbestimmungen, bei fachsprachlichen sonderbedeutungen u. dergl. ist der bearbeiter immer noch nicht der mühe des nachlesens überhoben, und er soll es nicht sein. im ganzen genommen aber stellt ihm die Centrale einen unvergleichlichen arbeitsstoff zur verfügung, der von den partien ab wo er zur hülfe genommen wurde, nicht nur die relative vollständigkeit, sondern auch den inneren wert und die verlässlichkeit des Wörterbuches zweifellos gesteigert hat. und auch der gefahr des aufschwellens die das überreiche material mit sich brachte, wuste die leitung der Centrale zu steuern. schon ehe diese gefahr acut wurde, setzte die Deutsche Kommission eine art von höchstmafs fest: eine lieferung des Deutschen Wörterbuches sollte mindestens soviel material bewältigen wie 4 spalten des Heyneschen und 10 spalten des Adelungschen wörterbuches. das war natürlich ein durchschnittlich gemeintes mafs, das auch insofern nur mit vorbehalt gelten darf als 4 spalten Heyne im G etwas anderes bedeuten als etwa im V: das Heynesche wörterbuch wird nämlich gegen den schluss zu wesentlich gedrängter. gleichwohl war diese mafsnahme ebenso nötig wie segensreich, auch um eines gewissen inneren gleichmafses des Wörterbuches willen. und zwar ist es Edward Schröders verdienst, der nimmermüde bogen um bogen im druckmanuscript und in der correctur durchgieng, über diesem mafse gewacht und es wo nötig auch erzwungen zu haben.

Wenn der fortgang der Wörterbucharbeit nicht den erwartungen entsprach die man an die neuordnung knüpfte, so ist das nicht die schuld der Centrale oder ihres leiter, sondern es hat andere gründe. aber diese gründe liegen auch nicht allein im kriege und in den hemmungen der nachkriegszeit; hat der

krieg doch unmittelbar das Wörterbuch nur einen mitarbeiter gekostet, den vortrefflichen Leopold. es ist schwer zu sagen, wie ohne diese erschütterung die entwicklung des Wörterbuches verlaufen wäre. ich glaube aber, dass auch ohne den krieg das programm sich nicht entfernt hätte verwürklichen lassen. um die leistung von 9 lieferungen, die das jahr 1913 brachte (die übrigens im nächsten jahre schon wieder leicht fiel), auf gleicher höhe zu halten oder gar wie geplant bis auf 16 lieferungen zu steigern, hätte es eines ganz unwahrscheinlich starken nachschubes von mitarbeitern bedurft. wir übersehen ja jetzt (das studium von tabelle II lehrt es) in welchem tempo durchschnittlich die freien mitarbeiter mit dem neuen material arbeiten. um in der vorgesetzten zeit fertig zu werden, hätten statt 15 auch 30 freie mitarbeiter längst noch nicht genügt. und woher sie nehmen, wenn man ihre auswahl auf den kreis beschränkte aus dem Roethe sie nahm? dabei soll die schwierigkeit noch gar nicht erörtert werden, wie eine solche vielzahl von mitarbeitern an den noch zur verfügung stehnden arbeitsstellen innerhalb des Wörterbuches hätte untergebracht werden sollen. kein zweifel, in dem mitarbeitersystem hatte die neuordnung ihre schwache stelle. in ihm waltete ein aristokratisches princip, das sich, wie das Wörterbuch sich einmal entwickelt hatte, nicht aufrecht erhalten liefs. Roethe wollte als mitarbeiter nur bewährte, möglichst auch in wortgeschichtlicher arbeit erfahrene gelehrte gelten lassen und berief am liebsten universitätslehrer. zudem war es ausgesprochener grundsatz, dass die mitarbeiter nur nebenamtlich ihrer wörterbuchfähigkeit obliegen sollten. unter diesen voraussetzungen war die quantitative leistung, die Roethe vorschwebte, schlechterdings nicht zu erreichen. ein mitarbeiter dieser art schafft, wie sich auch aus der tabelle II ablesen lässt, höchstens alle drei jahre eine lieferung. und noch ein weiteres lehrt die tabelle, zumal was die akademischen mitarbeiter anlangt: eine fürs erste ganz rasch und regelmäfsig fließende leistung wird im laufe der jahre langsamer und langsamer. es ist ein ganz typischer und innerlich begründeter vorgang in der geschichte des Wörterbuches während der letzten jahrzehnte, dass anfänglich gut geförderte abschnitte schliesslich wider mehr und mehr ins stocken kamen. man scheint übrigens bei der neuordnung ähnliches bedacht zu haben; denn in den ersten verhandlungen wurde die absicht ausgesprochen, die mitarbeiter nicht länger als höchstens 12 jahre am werke zu lassen. es war also eine laufende verjüngung des mitarbeiterstabes geplant, der freilich praktisch enge grenzen gesetzt waren, weil man ja in höchstens 15 jahren mit dem Wörterbuch fertig zu werden hoffte; sie ist denn auch nie vollzogen worden.

So musste also aus inneren gründen, auch ohne den krieg, eine allmähliche verlangsamung der arbeit eintreten. aber natürlich

ist die kriegs- und nachkriegszeit mit daran schuld, dass diese verlangsamung heute formen angenommen hat die ein entscheidendes eingreifen nötig machen, wenn das Wörterbuch nicht wider in die gefahr des erliegens kommen soll. es ist klar, wo eine neuordnung einzusetzen hat: eben bei dem mitarbeitersystem. aber es wird nach den obigen ausführungen auch klar sein, dass es mit einer einfachen erhöhung der mitarbeiterzahl nicht getan ist. das ist gerade die lehre der Roetheschen reorganisation, dass eine einmal erreichte hohe mitarbeiterzahl durchaus noch keine gewähr für einen gesicherten fortgang des werkes bietet. auf grund der erfahrungen der letzten jahrzehnte lässt sich errechnen, dass man, um in etwa 15 jahren fertig zu werden, mehr als 30 ständig tätige mitarbeiter brauchen würde, wenn die zusammensetzung des mitarbeiterstabes eine ähnliche bliebe wie sie jetzt ist, d.h. wenn er im wesentlichen aus gelehrten bestände die nur nebenamtlich für das Wörterbuch tätig sind. man wird zugeben, dass es praktisch unmöglich ist, eine solche zahl bewährter gelehrter als mitarbeiter des Wörterbuches zu gewinnen. aber damit ist es noch nicht getan: diese zahl müste auch anderthalb jahrzehnte hindurch ständig in gleicher höhe gehalten werden; denn (wie tabelle II lehrt) der abgang ist stark. dabei wird die schwierigkeit mitarbeiter für das Wörterbuch zu gewinnen, von jahr zu jahr gröfser. das hat verschiedene gründe. zunächst belegen die im entstehen begriffenen grofsen deutschen dialectwörterbücher viele kräfte mit beschlag, die nach art und arbeitsweise für das Deutsche Wörterbuch in betracht kämen; das ist ein moment das Edward Schröder mit recht betont. es hat geradezu symptomatische bedeutung, dass auf den deutschen philologenversammlungen, trotz jenem Hallischen beschluss, vom Grimmschen Wörterbuch seit langem nicht mehr die rede ist; stattdessen tagt bei jenen congressen regelmäfsig die Conferenz der deutschen dialectwörterbücher. aber zu diesem grunde kommt ein anderer hinzu; er ligt in der allgemeinen wissenschaftslage unserer zeit, die der schlichten philologischen wörterbucharbeit weniger günstig ist als irgend eine frühere.

So ist denn die Akademie daran gegangen das mitarbeitersystem neu zu gestalten; an die stelle des starren soll ein labiles system treten, das drei grundformen der Wörterbucharbeit vorsieht.

An erster stelle stehn nach wie vor die freien mitarbeiter alter art. sie sind, in jahrelanger tätigkeit mit dem stoff verwachsen, qualitativ die besten stützen des Wörterbuches, und deshalb soll ihre zahl immer wider ergänzt und nach möglichkeit vermehrt werden. aber freilich sie arbeiten langsam, und bei allem bemühen wird es schwerlich gelingen, aus dieser arbeitsform eine höhere leistung als 3 bis 4 lieferungen jährlich zu gewinnen. eine möglichkeit das erscheinen der einzelnen liefe-



rungen zu beschleunigen, ergibt sich, wenn zwei freie mitarbeiter nebeneinander an demselben abschnitt tätig sind, wie früher etwa Crome und Heinrich Meyer zusammen gearbeitet haben. eine solche parallelarbeit soll, wo es möglich ist, wider eingeführt werden.

Die umfänglichere leistung ist einer anderen arbeitsform zugedacht, nämlich einer Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuches, die in Berlin bereits im aufbau begriffen ist. es ist kein neuer gedanke der damit verwürklicht wird, im grunde nur eine wideraufnahme des Heyneschen arbeitsverfahrens, freilich auf sehr viel breiterer grundlage. auch andere große wörterbücher gehen bereits ähnliche wege, der Thesaurus linguae latinae, das Deutsche Rechtswörterbuch, von ausländischen werken zu schweigen. in dieser stelle soll in festen dienststunden, wenn man das wort wagen darf: fabricatorisch unter der leitung eines erfahrenen wörterbuchfachmannes an dem werk gearbeitet werden. es ist klar, dass bei dieser arbeitsform die gewinnung des rechten leiters für die stelle von ausschlaggebender bedeutung ist. die Deutsche Kommission hat zum leiter den studienrat Peter Diepers berufen, der  $5\frac{1}{2}$  jahre hindurch der Göttinger Centralsammelstelle des Deutschen Wörterbuches trefflich vorgestanden hat: sie glaubt mit ihm eine glückliche wahl getroffen zu haben. unter seiner leitung und ständigen beratung soll eine reihe von etwa 6 bearbeitern tätig sein, junge gelehrte die sich, wirtschaftlich auskömmlich gestellt, für ein bis zwei jahre ausschliesslich der Wörterbucharbeit zu widmen haben. in erster reihe werden für diese arbeitsform angehörige des schulamts in frage kommen, studienassessoren und junge studienräte, daneben aber auch angehende oder bereits habilitierte privatdocenten. die auswahl der bei der arbeitsstelle tätigen wird sorgfältig sein; denn sie soll keine fabrikware, sondern vollgültige wissenschaftliche arbeit liefern. es steht zu hoffen, dass mancher von denen die durch die schule dieser Arbeitsstelle gegangen sind, späterhin in einer anderen form von mitarbeit dem Wörterbuch treu bleiben werde. ein stärkerer wechsel innerhalb des mitarbeiterstabes dieser stelle, an sich natürlich unerwünscht, wird nach lage der dinge nicht zu vermeiden sein. er hat neben seinem sichtlichen nachteil aber auch insofern einen vorteil als auf diese art der rahmen der Arbeitsstelle locker bleibt. und das ist deshalb zu wünschen weil die Arbeitsstelle auch als eine art balancemittel gedacht ist, mit dessen hilfe ein einigermaßen regelmässiger fortgang der arbeit gewonnen werden soll. je gröfser die zahl und leistung der freien mitarbeiter ist, um so kleiner kann die Arbeitsstelle sein; zeigen sich bei den freien mitarbeitern hemmungen und lücken, so hätte sie unter steigerung ihrer mitgliederzahl mit vermehrter und ausfüllender arbeit einzutreten. der starke bedarf an mitarbeitern den diese Arbeitsstelle im laufe der jahre haben

wird, war mit der entscheidende grund sie nach Berlin zu legen. denn hier wird es leichter sein als anderswo diesem bedarf zu genügen, ohne dass man deshalb daran zu denken brauchte, sie ausschliesslich mit Berlinern zu besetzen.

Was diese Arbeitsstelle einbringen soll, ist ein doppeltes. zunächst eine grössere flüssigkeit der arbeit. es versteht sich von selbst und brauchte nicht erst durch die erfahrung bestätigt zu werden, dass das Wörterbuch die relativ schnellste förderung erfährt durch männer die sich ihm mit ihrer ganzen zeit und kraft widmen können. natürlich sollen diese kräfte nicht hintereinander, sondern parallel geschaltet werden. die einzelnen be- arbeiter erhalten also nicht (wie die freien mitarbeiter) grössere partien zugewiesen, sondern einzelne worte bzw. wortgruppen, ähnlich wie es Heyne mit seinen mitarbeitern hielt. jede ein- zelle lieferung wird demnach gemeinschaftsarbeit darstellen. die seit alters als das eigentliche heilmittel geforderte vermehrung der mitarbeiterzahl wird hier also abgelöst durch eine weitgehende arbeitsteilung, die man sich noch gesteigert denken kann, indem, wie es bereits geschieht, studentische hilfskräfte für allerlei vor- bereitende arbeiten herangezogen werden. es ligt auf der hand, dass sich auf diese weise möglichkeiten der arbeitsbeschleunigung ergeben die kein anderes verfahren bieten kann. zum zweiten soll die Arbeitsstelle den boden für eine grössere ökonomie der arbeit schaffen. sie wird mit allen hilfsmitteln auszustatten sein die ihren mitgliedern die tätigkeit erleichtern können. die raum- frage muss so gelöst werden dass ein leichter verkehr mit den grossen bibliotheken sichergestellt ist. vorläufig behelfsmässig und unzulänglich in nebenräumen der Deutschen Kommission unter- gebracht, wird die Arbeitsstelle hoffentlich recht bald die räume neben dem Germanischen seminar der Berliner universität be- ziehen können, die ihr zugesagt sind. sie wird über eine um- fängliche handbibliothek verfügen, in der vor allem ältere und jüngere wörterbücher aller art zu finden sein müssen. sie wird verschiedenartige quellenkataloge ihr eigen nennen, nach- weise von hilfsmitteln, die bei realien, bei technischen aus- drücken u. dergl. lücken des belegmaterials auszufüllen gestatten; sie wird über materialien und concordanzen zur berichtigung unsicheren beleggutes verfügen: der bereitstellung all solcher arbeitshülfen gilt die erste vorbereitende tätigkeit der stelle. es bedarf keines wortes darüber, dass sich eine gewaltige ersparnis an zeit und kraft ergibt, wenn diese hilfsmittel an einer stelle gesammelt und systematisch ausgebaut werden. bis jetzt war es so, dass jeder der 10 oder 12 freien mitarbeiter sich einzeln mit all den nöten eines teilweise schwer benutzbaren, teilweise unzuverlässigen und teilweise unzulänglichen materials herum- schlagen musste. gewis hat auch die Göttinger centralsammel- stelle den mitarbeitern schon manche mühe nach dieser richtung

hin abgenommen, aber eine so intensive hülfe konnte sie schon wegen ihrer räumlichen trennung von den mitarbeitern dem werke nicht bieten, wie es von der gemeinschaftsarbeit der Berliner stelle zu erwarten steht. auf der Hamburger philologenversammlung von 1905 sprach sich Richard M. Meyer für die vereinigung aller mitarbeiter des Wörterbuches an einem orte aus (Zs. f. d. phil. 38, 111), ein wunsch der, so utopisch er damals war, doch einen sehr gesunden gedanken barg. die neuordnung sucht zu verwirklichen was sich an ihm zweckmäßigerweise verwirklichen lässt.

Endlich ist noch eine dritte form von mitarbeit vorgesehen. es gibt manchen germanisten der durchaus gewillt und wissenschaftlich befähigt wäre am Wörterbuch mitzuhelfen, dem nur seine berufspflichten nicht die muße lassen, um nach art der freien mitarbeiter einen ganzen abschnitt des Wörterbuches zu übernehmen. diese kräfte wollen wir nutzbar machen, indem wir ihnen einzelne wörter oder wortcomplexe mittleren umfanges zuweisen. dergestalt sind bereits vergeben z.b. 'Traum' mit dem zugehör von compositionen und ableitungen, 'Traube', 'Treppe', 'träge' u.a. natürlich wird man auch hier soweit es angeht auf eine continuität der arbeit bedacht sein: der bearbeiter von 'Trank' wird späterhin auch die artikel 'Trunk' und 'trinken' zu schreiben haben, deren material ihm ja schon bei 'Trank' zur hand sein muss. das ist ein arbeitsverfahren das mancherlei vorteile bietet. zunächst für die person: denn diese 'tertiarier' werden nicht unter dem drucke einer unabsehbaren verpflichtung stehn, die erfahrungsgemäß den freien mitarbeiter stark belasten kann, sondern sie werden mit jedem fertigen artikel das frohe gefühl des abschlusses eines stückes selbständiger arbeit haben. aber auch die sache des Wörterbuches wird gut bei dieser regelung fahren: man wird unter umständen gewisse artikel an specialisten geben können, wie es z.b. bei den fremdwörtern jetzt schon geschieht. auch für diese arbeitsform fassen wir auswärtige gelehrte ins auge, aber den hauptanteil werden voraussichtlich Berliner stellen, die sich ständig die hilfsmittel der Arbeitsstelle und die anleitung und beratung des Arbeitsleiters zunutze machen können. jener Meyersche wunsch würde hier also noch auf eine andere art seine erfüllung finden. die bewährte einrichtung des probeartikels wird dafür sorgen, dass auch für diese form von tätigkeit nur wissenschaftlich voll qualifizierte mitarbeiter herangezogen werden.

Alt ist der wunsch, seminararbeiten und dissertationen in den dienst des Wörterbuches zu stellen. man versprach sich nach zwifacher richtung hin von ihnen hilfe: sie sollten junge kräfte für das Wörterbuch schulen, vor allem aber das material bereitstellen, in zeiten drückenden stoffmangels ein sehr begreifliches verlangen. Heyne hat bekanntlich sein ganzes seminar zeitweilig vor den wagen des Wörterbuches gespannt. heute

würde sich schwerlich noch ein akademischer lehrer bereit finden ihm zu folgen, — um der studenten und um des Wörterbuches willen. aber gesund nicht nur, sondern noch erweiterungsfähig ist der gedanke, dissertationen als vorbereitung für die Wörterbucharbeit zu vergeben: wörter wie 'Glück', 'Gnade', 'Gott', 'treu', 'Tugend' rufen geradezu nach monographischer behandlung, und sie stellen aufgaben die auch stärkeren kräften als germanistischen anfängern zu tun geben. dem Wörterbuch wäre nach mehr als einer seite hin mit solchen arbeiten gedient. heute droht namentlich bei grossen und sinnschweren wörtern leicht die gefahr, dass statt des wörterbuchartikels eine specialuntersuchung geliefert wird. diese gefahr lässt sich am besten bannen, wenn der wörterbuchartikel auf einer für sich stehenden studie aufbaut, — das wäre die reifste form die die arbeit der tertiärer gewinnen könnte.

Wird auf diese weise der grössere teil der noch ausstehenden Wörterbuchabschnitte innerlich und äusserlich an ein und denselben mittelpunkt gebunden, so wird für diese restpartien auch eine grössere innere und äussere gleichförmigkeit die folge sein, ein vorteil den man mitnehmen darf, wenn er bei der ungeheuren buntscheckigkeit des Grimmschen Wörterbuches auch nicht von grösserem gewicht ist. was die Göttinger Centralsammelstelle anlangt, so behält sie in materialverwaltung und correcturhülle noch immer ihre wichtigen sonderaufgaben. natürlich empfiehlt es sich gleichwohl, sie mit der Berliner stelle zu vereinigen. das wird zu gegebener zeit auch geschehen, wenngleich es sich im augenblick schon aus räumlichen gründen verbietet.

Es bliebe die frage: welches mafs von beschleunigung ist bei dieser reform der arbeit zu erwarten? wann also wird das Deutsche Wörterbuch fertig sein? auf diese frage mit einer runden zahl zu antworten, erfordert mut. denn die zahlen haben beim Grimmschen Wörterbuch schon zu oft getrogen, wenn sie auch niemanden stärker widerlegt haben als seinen begründer, Jacob Grimm selbst: in einem briefe an den 'vater der vlämischen bewegung' Jan Frans Willems vom jahre 1838<sup>1</sup> schreibt er, dass er das werk auf 7 bände berechne und in ebensoviel jahren mit dem ganzen fertig zu sein hoffe... es steht hinter den berechnungen der Deutschen Kommission natürlich eine art von grundzahl, die sehr vorsichtig angesetzt ist und insofern wol eine grössere gewähr bietet gegenüber der von Roethe in rechnung gestellten zahl, als sie mit dem arbeitsstoff als einer festen gröfse rechnen kann; dass Roethe das nicht konnte, sondern mit seiner grossen stoffsammlung eine andere arbeitsbasis schuf als sie bis dahin bestand, war ja der eigentliche grund für das irregehn seines voranschlages. die jetzige neuordnung der Deutschen Kommission rechnet mit einer durchschnittlichen jahresleistung von

<sup>1</sup> veröffentlicht von de Vreese in *Mittelalterl. handschriften*, festgabe zum 60. geburtstage von Herm. Degering (1926) s. 280.



etwa 9 lieferungen. es wäre aber falsch, wenn man den abschluss des ganzen nach einem einfachen divisionsverfahren bestimmen wollte: gut 100 lieferungen stehn, wie oben gesagt, noch aus. es muss vielmehr nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass erfahrungsgemäß eine reihe von jahren vergeht, ehe eine neuordnung sich voll auswirken kann; bei der reorganisation des jahres 1908 hat das sogar 5 jahre gedauert. ob sich auf den angedeuteten wegen ein jährliches mafs von 9 lieferungen erreichen lässt, das ist nicht zuletzt eine geldfrage. dank dem verständnisvollen entgegenkommen des Reichsamtes des innern, des Preussischen Ministeriums für wissenschaft, kunst und volksbildung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft sind fürs erste die recht beträchtlichen mittel sichergestellt, die ein aufnehmen der arbeit in dem neuen größeren rahmen gestatten. hoffentlich erlaubt es die wirtschaftliche lage, diese bewilligungen in zukunft unverkürzt aufrecht zu erhalten; das ist die vorbedingung für das gelingen des planes. nach menschlichem ermessen ligt an dieser stelle der einzige unsicherheitsfactor, der dem programm gefährlich werden könnte.

Als um die jahrhundertwende das Deutsche Wörterbuch ins stocken geriet, war schon mannigfach von einem lexicalischen neubau die rede, dem *Thesaurus linguae germanicae*. dieser gedanke hatte bereits in einem mafse wurzel geschlagen, dass bei den vorverhandlungen die zur übernahme des Wörterbuches durch die Akademie führten, von seiten des ministeriums die frage gestellt werden konnte, ob eine beendigung des Grimmschen Wörterbuches überhaupt noch erstrebenswert sei. hinter der Wörterbuchaussprache der Hallischen und der Hamburger philologerversammlung stand wie ein drohender schatten der *Thesaurus*: Matthias und Strauch warnten eindringlich davor, ihn vor der beendigung des Grimmschen Wörterbuches ernstlicher in angriff zu nehmen; und der widerstand mancher stellen gegen die übernahme des Wörterbuches durch die Akademie nährte sich gerade auch an dem argument dass die Deutsche Kommission die frage des Wörterbuches mit der Herstellung des *Thesaurus* verknüpfe. schon Erich Schmidt wies in seinem gutachten vom jahre 1901 jeden gedanken an ein neues großes wörterbuch energisch zurück. und Roethe, der das concreteste bild von dem *Thesaurus* im kopfe hatte, wuste doch, dass keine nahe zukunft das neue große wörterbuch bringen würde. heute sind wir ihm eher wider ferner gerückt. nicht nur dass eine einigermassen gleichmäßige aufnahme unseres mundartlichen sprachschatzes, die die vorbedingung für den *Thesaurus* ist (und es auch für Roethe war), noch in weiter ferne ligt, gerade die moderne mundartenforschung ist heute überhaupt dabei, unsere auffassungen von wissenschaftlicher lexicographie fühlbar umzugestalten, indem sie mit ihrer geographischen betrachtungsweise der wortforschung sozusagen

eine neue dimension erobert. das ist ein moment dem natürlich auch ein kommender Thesaurus rechnung tragen müste, ohne dass sich heute schon sagen lässt, in welchen formen die lexicologie diesem neuen factor einmal gerecht werden wird: gewisse moderne mundartenwörterbücher lassen bereits erkennen, welche problematik der einbruch dieses moments in die überlieferten formen der lexicographie schafft.

So ist also, wenn die Deutsche Kommission jetzt auf einen abschluss des Deutschen Wörterbuches hindrängt, keineswegs der gedanke entscheidend, es müsse mit gewalt ein ende gemacht werden, um platz für einen neubau zu schaffen, — wenngleich das Grimmsche Wörterbuch ein beweis dafür bleibt, dass auch große wissenschaftliche unternehmungen ihre zeit haben, die sie nicht ohne schaden überschreiten dürfen. den ausschlag gibt vielmehr die tatsache dass es mit unserem nationalen und wissenschaftlichen ansehen nicht vereinbar ist. wenn ein repräsentatives werk wie das Deutsche Wörterbuch noch jahrzehnte hindurch sich mühselig weiterschleppt. rings um Deutschland gelangt ein nationales wörterbuch nach dem andern zum abschluss, nur das Deutsche Wörterbuch, das erste von allen, quält sich altersmüde seiner hundertjährling entgegen. das ist eine tatsache die auch kulturpolitisch alles andere als gleichgültig ist. gerade dies moment rechtfertigt den stärksten kräfteinsatz; wir vertrauen, dass es auch bei den zahlreichen helfern die das werk noch braucht, seine wirkung üben wird.

Die vorbereitungen sind soweit gediehen, dass der 1. april 1930 als beginn des neuen und hoffentlich letzten arbeitsabschnittes des Deutschen Wörterbuches gelten kann. nach einer vereinbarung mit der redaction der Zs. f. d. alt. werden künftig im Anzeiger von zeit zu zeit kurze berichte über den fortgang des werkes erscheinen

Tabelle I.

*Das fortschreiten der arbeit am DWB. von 1900—1908.*

Bearbeiter	00	01	02	03	04	05	06	07	08
Heyne und mitarbeiter	2	3	2	3	2	3	> gest.		
Seedorf, Meyer, Crome, von 1907 Meyer, Crome allein							1	2	1
vBahder mit hülfskraft			2	1		1	1	1	1
Wunderlich mit hülfskraft			2		1		1	1	2
Meißner						1			
Jahresleistung an lieferungen	2	3	6	4	3	5	3	4	4

Tabelle II.

Das Fortschreiten der Arbeit am DWB. von 1909—1929.

Bearbeiter	09	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29
vBahder mit assist.	1	1	1		1		1	1	1		1	1		1 > zurückgetreten							
Wunderlich m. assist.	1	1	1	1	1	1		1 > gestorben	1				1								1
Crome		1																			
Meyer				2		1	1				1							1			
Meißner					1						1										
Leopold			1		1	1 > gefallen															
Dollmayr					1				1			1	1				1			1	1
Euling				1	1	1	1		1			1	1		1		1			1	1
Gotze			1	1		1	1							1			1				
Hübner						1					1			1			zurückgetreten			>	
Kralik					1									1	1						
Rosenhagen						1															
Seedorf					1																
Sütterlin					1																
Teuchert								1 > zurückgetreten													
Wesle											eingetreten			<			1		1		
Jahresleistung an Lieferungen	2	3	5	5	9	7	4	3	3	2	4	2	3	4	2	—	4	2	4	1	1

Handwörterbuch des deutschen aberglaubens, herausgegeben unter besonderer mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und mitarbeit zahlreicher fachgenossen von **Hanns Büchold-Stäubli**. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & co. 1927. band I, lieferung 1—7 [Handwörterbücher zur deutschen volkskunde, herausgegeben vom Verband deutscher vereine für volkskunde, abteilung I, Aberglaube].

Große alphabetische nachschlagewerke sind im letzten jahrzehnt in auffallender menge hervorgetreten, und manchmal ist schon die rede vom neuen zeitalter der encyclopädisten spottweise laut geworden; z.tl mit unrecht, denn man muss unter den zusammenfassenden neuerscheinungen die hilfsmittel der forschung von den spendern einer bequemen belehrung sondern. dass jene nachgerade nötig geworden sind, ist nicht zu leugnen. auch das volkskundliche schrifttum ist in den letzten dreissig jahren derart gewachsen, dass der volkskundler einen führer durch sein eigenstes gebiet braucht. es ist nicht immer möglich, sich bei der verfolgung einer einzelnen frage durch die gebirge (und schutthalden) der litteratur durchzuarbeiten. die arbeit vorbereitender sichtung und wegweisung will das neue unternehmen eines Handwörterbuchs des deutschen aberglaubens übernehmen. diese absicht begrüßen wir dankbar, und die ersten mir vorliegenden sieben lieferungen zeigen, dass sie in einer weise verwirklicht wird, welche die möglichkeit und erwünschtheit dieser art von alphabetischen nachschlagewerken aufser allen zweifel setzt.

Der rahmen ist weit gespannt; man wird wol auf 250 bogen kommen. auch innerlich weiten raum zu geben ist man bestrebt gewesen. und hier beginnt die — unvermeidbare — problematik des werkes. die begriffsbestimmung des titelwortes 'Aberglauben' (einleitung und col. 66 von Hoffmann-Krayer) will allen glauben an übernatürliches mitumfassen, soweit dieser glaube nicht religion ist. religion aber soll nur 'im höchsten sinne' verstanden werden als die 'gläubige hingabe des menschen an eine alliebende, seine geschicke lenkende macht'. da bleibt denn viel für den aberglauben übrig, sehr viel mehr jedenfalls, als der geltende wortgebrauch — gleichgültig welcher weltanschaulichen richtung — dem begriffe sonst an inhalten zubilligt. jeder der das werk öffnet, wird sich hierüber erst klar werden müssen. die herausgeber haben sich auch gefragt, ob sie nicht eher von 'volks-glauben', von 'religiöser volkskunde' sprechen müsten. sie haben dann die frage verneint, und ihren gründen (s. besonders col. 65 mitte und vorwort s. VI) wird man sich nicht verschließen. die schwierigkeiten der benennung entstammen der geschichtlichen lage und sind mit den gegenwärtig zur verfügung stehenden worten nicht zu überwinden. der art. Aberglaube (Hoffmann-Krayer) gibt im übrigen eine klare zerlegung des begriffs nach all den teilen, deren erforschung die volkskunde, im besonderen die religiöse volkskunde, als ihr eigenstes gebiet zu betrachten



pfl egt. vulgus in populo steht so im vordergrund, dass die psychologie des aberglaubens im modernen menschen höherer klasse hier kaum berührt wird. es scheint mir dass grade die dort lebendigen formen des aberglaubens für die psychologie des aberglaubens besonders aufschlussreich sind, und ein hier gewonnenes licht andere schichten erhellen könnte. börsemmänner, kaufleute, automobilisten, kampfflieger, officiere samt zugehörigen damen wären mit ihren amuletten, fetischen, vorzeichen, analogievorstellungen trotz des starken modischen wechselfs der einzelformen ein ergiebiges forschungsfeld. in den sieben ersten lieferungen ist von diesen dingen nur selten (art. Automobil von Bächtold-Stäubli und art. Abwehrzauber von Beth) die rede.

Derjenige menschentyp der über aberglauben sich öffentlich zu äussern pfl egt, der gelehrte, hat selbst ein so eigenartiges, nur ihm eigentümliches verhalten zum aberglauben, dass eine analyse dieses specifisch gelehrtenhaften verhaltens aller beschäftigung mit dem aberglauben der andern vorauszugehn hätte. seine verneinende haltung ist unfraglich z. tl. erzeugnis seines geschulteren kritischen vermögens, zum andern teil aber — und dies pfl egt man zu übersehen — ist sie folge der vergleichsweise gröfseren schicksalsferne, der gröfseren mittelbarkeit seiner ganzen existenz. wer sich hierauf gründlich besinnen könnte, würde seinen worten über den aberglauben einen tiefer schwingenden, eindringlicheren ton mitgeben können, als der der die besondere bedingtheit seiner stellung durch die eigene lebensform nicht in die rechnung einfügt. dies sind gedanken die sich mir hier aufdrängen, die aber gegen die absicht des werkes und den wert des erreichten nichts sagen können noch wollen.

Die artikel behandeln teils — vom gegenständlichen ausgehend — einzeldinge wie abhauen, Ablass (kapl. A. M. Schneider), Abort (Geramb), Achsel (E. Stemplinger), Acker (K. Heckscher), Atmosphäre (V. Stegemann), Auge (Seligmann), Axt (A. Haberlandt), backen (F. Eckstein), Backofen (Geramb), Bad (A. Martin), Bär (W. E. Peuckert), barfuhs (Eckstein), Baum (Marzell), Bauopfer (R. Stübe), Begräbnis (P. Geiger), teils setzen sie sich zum ziel, die grofsen von der religionskundlichen theorie durchleuchteten zusammenhänge in meist umfangreichen systematischen auf-sätzen darzulegen. so wird manches glücklich von mehreren seiten beleuchtet. auch widersprüche gibt es, die zu verhüllen die herausgeber mit recht verschmäht haben. denn es gehört wol zum wesen solcher modernen alphabetisch geordneten forschungsmittel, dass sie keine geschlossenen systeme mehr darstellen können und wollen (sehr bezeichnend dafür die zweite auflage des werkes: 'Die religion in geschichte und gegenwart'). sie sind gefäfsse in denen die tatsachenfülle einer künftigen systematik zugeführt wird, aber sie können selbst nicht systematisch sein. so sind sie alle symptome einer grofsen wende. ihre

verfasser sind misstrauisch gegen übergreifende ordnungen; man lese nach was Hoffmann-Krayer und Bächtold-Stäubli über ihr verhältnis zu Wuttke sagen (vorwort s. V). trotzdem aber ist die hinter und unter dieser kritischen selbstbescheidung liegende neigung zum system nicht ganz unterdrückt: geistige einheit ist dadurch hergestellt, dass die großen umfassenden artikel möglichst in der hand von Karl Beth vereinigt worden sind: Animismus, Anthropomorphismus, Abwehrzauber, Analogiezauber, Anthropogonie, Astralmythologie stammen aus seiner feder. art. Ätiologie ist von F. Pfister. zu allen fragen sind reichliche literaturnachweise gegeben.

Eine besondere stellung nehmen die artikel ein welche autoren behandeln, deren werke fundgruben besonders des älteren aberglaubens sind: bisher Adam vBremen, Agrippa vNettesheim, Albertus Magnus, Aristoteles; sie sind von K. Helm bearbeitet.

Dass auch die christlichen heiligen miteinbezogen sind, gereicht dem rec. zu besonderer befriedigung. Adam Wrede hat sich der mehrzahl angenommen, einige hat Paul Sartori bearbeitet. in den ersten sieben lieferungen tauchen schon etwa vierzig auf, u.a. Achatius, Afra, Aegidius, Andreas, Anna, zwei Antonius, Apollonia, Barbara, Beatus, Benedict, Bernhard. die auswahl weicht etwas ab von der in Karl Künstles Ikonographie der heiligen (1926), doch darf man damit rechnen, dass fast alle die sich bei Künstle finden, im Hwb. ihre beleuchtung von der volkskunde aus finden werden. das ist sehr begrüßenswert; es wird damit das verwirklicht, was dem rec. bei der besprechung Künstles seinerzeit als desiderat erschienen ist (Hist. zs. 136, 1927, 79—81): betonung cultischer besonderheiten auch localer art, Ortsnamen, personennamen, heortologisches, legendenzüge, eigentliche und posthume. die cultgeschichtliche einzelforschung hat jetzt, wenn sie Künstle und das Hwb. zusammennimmt, sichere führer in die litteratur. freilich cultgeographisches ist auch aus dem Hwb. nur gelegentlich zu entnehmen; das war nicht anders zu erwarten; man wird weiter darauf hoffen müssen dass Johann Dorn seinen aufsatz von 1917 (Arch. f. culturgesch.) umfassend erweitert als cultgeographische bibliographie herausgibt. Adam Wrede gibt uns hoffentlich am passenden ort auch einen artikel über heiligenverehrung im allgemeinen.

Diese hinweise müssen hier vorläufig genügen. nach abschluss des werkes wird eine eigentliche besprechung folgen. für sie stell ich alle einzelnotizen zurück. schon jetzt aber muss man dem Verband deutscher vereine für volkskunde, dem verlag de Gruyter und ganz besonders den beiden Basler leitern, Eduard Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli bewunderung und dank aussprechen. nach langer sammlung und vorbereitung des stoffes und glücklicher wahl der bearbeiter ist eine offenbar vorzüglich arbeitende organisation geschaffen worden, und in ihr

entsteht ein werk das alle fäden bisheriger forschung in sich sammelt und ausgangsort für alle künftige forschung werden wird.

Marburg.

Jost Trier.

**Magnus Olsen**, *Attegård og Helligdom*, norske stedsnavn sosialt og religionshistorisk belyst. Oslo 1926. 302 ss. 8°. [Instituttet for sammenlignende kulturforskning, serie A: Forelesninger, IXa.]

**Ders.**, *Farms and Fanes of ancient Norway*, the place-names of a country, discussed in their bearings on social and religious history. Oslo 1928. XV u. 349 ss. 8°. [Instituttet for sammenlignende kulturforskning, serie A: Forelesninger, IX.]

Wenn ein kenner wie Magnus Olsen seine neueste behandlung der norwegischen ortsnamen vorlegt, so ist er unserer gespannten aufmerksamkeit sicher. hat er doch schon 1915 mit seinen *Hedenske kultminder i norske stedsnavne* sich als beherrscher des ganzen, grofsen, durch seinen landsmann Oluf Rygh vorbildlich gesammelten stoffes erwiesen und seitdem durch eine reihe kleinerer studien und eine zusammengedrängte neuformung (*Minner om guderne og deres dyrkelse i norske stedsnavn*, 1922) fortdauernde liebe zum gegenstande bekundet, wobei seine anschauungen sich natürlich in gewissen puncten entwickelt und gewandelt haben. betrachten wir das vorliegende werk unter diesem gesichtspunct, so lässt sich im grofsen dreierlei feststellen: die schlüsse aus nachbarschaftsverhältnissen theophorer namen, die in der publication von 1915 breiten raum einnahmen, spielen jetzt keine rolle mehr, dafür treten wirtschaftlich-gesellschaftliche erwägungen stark hervor, und es wird häufiger hinausgesehen über Norwegens und besonders über Skandinavien's grenzen, und zwar mit vorliebe gleich auf ganz Europa oder den ganzen erdball. so enthält das vorwort der englischen ausgabe ein programm für internationale zusammenarbeit in vergleichender ortsnamenforschung, die ja 'comparative research into the civilisations of the world' sei.

Man kann diesem aufruf M. Olsens nur zustimmen, zumal im deutschen sprachgebiet, das — wie er selbst andeutet — so vielfach durch politische grenzen zerrissen wird. auch mundarten- und volkskunde sind, wenn sie ihr interesse recht verstehn, auf zwischenstaatliches zusammenwürken angewiesen. aber es verdient beachtung, dass das gesamteuropäische und das universale programm des Osloer Instituttet bei Olsen blofse forderungen bleiben, dagegen eine internationalität in engerem rahmen von ihm in praxi beherzigt wird, von der nie ausdrücklich die rede ist, nämlich die einheit des germanischen sprach- und kulturkreises. gewis merkt man den beiden letzten capiteln (IX. *hof* and *hørggr*, X. *The great sanctuaries. mythical poetry*) es an, dass der verfasser stark geneigt ist, die mentalité primitive, so wie besonders französische sociologen sie geschildert haben, auch für den heidnischen Norden vorauszusetzen, aber dieser schranken-

los verallgemeinernde gesichtspunct macht sich nicht anders geltend als in beiläufigen redewendungen (s. 266, vgl. 293 note). wo dagegen nichtskandinavische befunde leibhaftig herbeigezogen und berücksichtigt werden, sind es immer deutsche, friesische oder englische (bei namen auf *-heim*, bei *hof*, *Baldr*, *Forseti*). der unterschied ligt, wie schon die sprachformen augenfällig machen, in der natur der sache. so darf es einen wundern, dass er in der darstellung kaum hervortritt und der ausdruck 'germanisch' zwar nicht ganz abwesend bleibt, aber auffallend selten gebraucht wird. es ist klar: O. sieht seinen stoff nicht im germanischen, sondern im nordischen zusammenhange. Norwegen ist ihm ein teil Skandinaviens. dass es auch als teil Europas und als teil unserer erde erscheint, hat für die sache und ihre probleme keine bedeutung; es ist ein von aufsen herangetrager, eigentlich gleichgültiger gesichtspunct. die beschränkung, wenn nicht des gesichtskreises, so doch des paritätischen interesses, das sich in dem streben nach vollständigem überblick äufsert, auf den Norden sind wir bei skandinavischen fachgenossen ebenso gewohnt, wie in Deutschland von ortsnamenforschern und andern die ignorierung Skandinaviens gerne auch dann für erlaubt gehalten wurde und wird, wenn die nordischen gegenstücke gleichsam vor unserer tür liegen (ortsnamen auf *-leben*, *-ingen*, *-stedt*, Hoops Reallexikon I 417f, vgl. IV 172 r.u.). in unserm falle offenbart sie sich schon in der inconsequenz mit der die südischen *heim*-namen berücksichtigt, die südischen *stadt*-, *stedt*-, *stätten*-, *steads*-namen dagegen ignoriert werden. vollends verrät sie sich in der abneigung, die südischen parallelen anders zu verwerthen als entweder rein sprachlich (zur aufklärung der ursprünglichen bedeutung von *heim*) oder als entlehnungsquellen, mithin als etwas was es auch im aufsergermanischen gebiet geben kann (so s. 278 ff, bei *hof*, *Baldr*, *Forseti*). beides ist ja nicht etwa notwendig. gemeinsamkeiten wie die nordisch-friesischen setzen allerdings entlehnungs- oder wanderungsvorgänge voraus; doch wir wissen weder, in welcher richtung diese zu denken sind, noch wann sie sich ereignet, noch wie weit sie sich erstreckt haben; ebenso gut wie die jüngere, engere bedeutung von *hof* und der cult des *Fosete-Forseti* im 7 jahrh. von Friesen nach Skandinavien gebracht sein können (wie O. s. 280f annimmt), können diese neuerungen schon in weit früherer zeit sich verbreitet haben, auch nord-südlich und das südlich von den Friesen gelegene Germanien einbegreifend (was im falle *Balder* durch den Merseburger spruch gesichert wird). denn schlüsse ex silentio sind unverbindlich, und wanderungen südwärts hat es vorzeiten viele gegeben. da also die befunde mehrdeutig sind, empfiehlt sich ihre unvorgreifliche bestimmung als germanisch oder — um der quellenbegrenzung rechnung zu tragen — als seegermanisch; *hof* == tempel und *Forseti* sind erscheinungen des



nördlichen maritimen Germanien. viel weiter verbreitet sind die ortsnamen auf *-heim*; es sind also nicht blofs dieser namentypus und das wort *heim* in diesem sinne gemeingermanisch, sondern auch die sitte, anwesen und siedelungen mittelst jenes zu benennen; wie sonst, so sind auch in diesem falle wörter und sachen untrennbar, und eine rein linguistische betrachtung jener ist ein unding und kann nicht ernst gemeint sein, am wenigsten von einem forscher den von jeher fruchtbares und originelles verbinden von sprach- und sachenkunde ausgezeichnet hat, und dessen neuestes und reifstes buch uns von neuem diese gut philologische synthese in glänzenden beispielen vor augen stellt. gerade er wird es am besten verstehn wenn ich meine, dass durch die *heim*-namen — ebenso wie durch die auf *-stadir*, *-ingen* u.a. — ein die grenzen des Nordens weit überschreitender germanischer siedlungszusammenhang bezeugt wird. jüngere siedlungen sind nach dem muster älterer angelegt und benannt worden. die ältesten vertreter der einzelnen typen lagen im ältesten germanischen siedlungsland, also vermutlich in Dänemark und umgehend; die weiter davon entfernten sind jünger. diesem, m.e. zwingenden, schluss gegenüber bedeutet es gar nichts, wenn — wie s. 172 hervorgehoben — die dänischen namen auf *-um* als zeugen für den *heim*-typus bestritten sind. abgesehen davon dass diese bezweiflung so wenig einleuchtet, wie wenn man die identität von dän. *som* und isl. *sem* leugnen wollte, könnte selbst eine gröfsere lücke im dän. *heim*-namenbestand den geschichtlichen zusammenhang des norwegisch-westschwedischen *heim*-gebietes mit dem angelsächsischen und deutschen niemals in frage stellen. die sachlichen befunde sind ja so weitgehend gleich, dass sie, mannigfaltig, wie sie sind, sich mit evidenz als urgermanisch ergeben. urgermanisch sind also alle drei in geographischen namen, einschl. denen der altnordischen mythologie, hervortretenden bedeutungen von *heim*: hofstätte, dorf, land. wenn O. s. 171 — im anschluss an Esaias Tegnér — die erste für die ursprüngliche hält, so dürfte er damit in einem gewissen sinne das richtige treffen. denn 'the ground on which the house stands, the dwelling-place with the landed property round it, farm', also etwas ähnliches wie das in vielen nordischen siedlungsnamen steckende *-rin* (hierüber Olsen s. 190 ff), ist gleichsam die grundvorstellung aus der sich 'dorf' und 'land' sozusagen von selbst ergeben, wenn wir im auge behalten, dass das dorf von der dorfgemeinde und das land von der landgemeinde ebenso als heimat und eigen — im gegensatz zur fremde und zur wüste — betrachtet wurde, wie die hofstätte mit äckern und wiesen von dem bauer und den seinen. so spiegelt sich in dem dreifachen sinn von *heim* die älteste, erkennbare siedlungssociologie der Germanen mit dem einzelhof gleichsam als urzelle. wenn O. letztere so stark betont, so könnte er sich dafür, aufser

auf die rund 1000 über ganz Norwegen verstreuten hofnamen auf *-heim*, auch auf des Tacitus *colunt discreti et diversi* und auf die einzelhöfe in andern germanischen ländern berufen, besonders auf die westfälische bauernlandschaft, befunde die seiner hauptthese von der ursprünglichkeit des sippengehöfts (ættegård) zu gute kommen. aber das überlegene alter dieses typus ist nicht beweisbar, weder für die *heim*-namen noch sonst. es gibt in der mythologie neben den *grænir heimar goða* und den *íotna heimar* auch schon die länder *Godheimr* und *Jotunheimr*; im alten Norwegen neben *Sæheimr* u.ä. hofnamen auch schon die landschaft *Þrándheimr*, die O. selbst mit *Boiohaemum* zusammenstellt (s. 172); und *heim* = dorf ist nicht nur in Deutschland gewöhnlich, sondern wird durch got. *haims* *χώρη* auch als altskandinavisch (ostnordisch) bezeugt. beim dorf wird an gemeinwirtschaft mit felderwechsel zu denken sein, ein auch für Norwegen (durch Hans Ström 1795 u.a.) bezeugter typ, der trotz Olsens bedenken s. 50 f als alt angesprochen werden darf, nicht nur wegen seiner weiten verbreitung, sondern vor allem weil er schon durch Caesars und Tacitus meldungen über den planmäßigen felderwechsel bei den Germanen vorausgesetzt zu werden scheint.

O.s eigene datierungen, die vergleichende schlüsse aus befunden in andern germanischen ländern so gut wie ganz verschmähen, stützen sich vorwiegend auf die landkarte, aber auch auf die altisländische litteratur und — in der in Skandinavien beliebten weise — auf sprache (lexicon) und archäologie, immer höchst behutsam und mit bevorzugung der beiden ersten kriterien vor den beiden andern, die höher in die zeit hinaufführen. das hauptbeispiel für dies kombinierte verfahren liefert seine behandlung der namen auf *-stadir*, s. 90 ff. sie geht aus von saganberichten (Gisla-, Egilssaga) über secundäre oder anscheinend secundäre gründungen von höfen wie *Andmarka-*, *Jardlangsstadir* für kleine leute und ihre beziehung zu primären herrenhöfen wie *Hóll*, *Borg* und findet sodann ähnliche verhältnisse bei manchen der 2500 *stadir*-höfen des heutigen Norwegen, besonders in Telemarken und Gudbrandsdalen, folgernd, dass der namentypus in seiner charakteristischen verwendung um 800 vorhanden gewesen sein müsse. die anschließende frage, ob er älter sei, wird sodann im wesentlichen verneint, mit widerspruch gegen die archäologischen ergebnisse von Helge Gjessing in West-Agder (1905). gegen diese spreche die topographie: höfe in dichtbesiedelten centren könnten nicht schon zur völkerwanderungszeit namen auf *-stadir* geführt haben (s. 109); und auch das zeugnis scheinbar vorgeschichtlicher personennamen im ersten glied sei unzuverlässig, habe sich doch z.b. der runenname *Daga* der Einanger inschrift bis heute in mehreren genden Norwegens als *Dag* am leben erhalten (s. 105). ist aber nicht der alte und neue personennamenschatz Norwegens und Islands

zu gut bekannt und die tatsache des untergangs alter, gemein-germanischer namen seit der wikingzeit dank S. Bugges scharfblick auch anderseit zu gut bezeugt und dabei zu plausibel, als dass ein solches argumentum ex silentio zugkraft beanspruchen könnte? kann, sobald wir uns dies klar machen, die topographie wirklich ein gewicht in die wagschale werfen gegen das zeugnis zumal von namen wie *Lingulfs-* und *\*Singulfsstadir*? die topographie, die an sich trügerisch ist, da erstens der secundäre charakter der *stadir*-gründungen nur für eine minderzahl erweisbar oder einleuchtend ist, da zweitens auch in später dichtbesiedelten bezirken secundäre gründungen schliesslich ebenso denkbar sind wie in einsamer berg- oder moorumgebung? endlich dürfte es ein messen mit ungleichem maß bedeuten, wenn die archäologischen befunde bei *stadir*-namen anders bewertet werden als s. 183 bei *heim*-namen, lediglich weil letztere einer höheren gesellschaftlichen schicht anzugehören scheinen. mich dünkt dass die von norwegischen forschern beigebrachten archäologica bei beiden namentypen in erwünschtester weise das bestätigen was der gesamtgermanische vergleich lehrt, nämlich dass sie sehr alt sind, nicht nur vorwikingisch (s. 111: 'it is, however, a fair assumption that the *stadir*-names are somewhat older than the viking age'), sondern älter als die völkerwanderung (im gewöhnlichen sinne dieses wortes), weil schon verbreitet geraume zeit vor der germanischen besiedlung Britanniens und vermutlich bereits durch die ersten germanischen ausdehnungen süd- und nordwärts. dabei kann das durch die norwegisch-isländischen materialien an die hand gegebene verhältnis der *stadir*-typen als secundärer sehr wol von anfang an maßgebend gewesen sein oder doch eine rolle gespielt haben. denn die hohe altertümlichkeit — der paradigmatische wert — der altwestnordischen verhältnisse steht ja auch sonst außer frage.

Doch genug der bedenken! schwerer als diese müssen anerkennung und dankbarkeit wiegen, welche wir der unverdrossenen, liebevollen, feinsinnigen arbeit des führenden nordischen germanisten schulden. es war keine kleinigkeit, die riesigen stoffmassen zu solichem grade von übersichtlichkeit und klarheit zu ordnen wie er ihn erreicht hat. so spröde materialien in eine form zu gießen, die sich — trotz unvermeidlichen widerholungen und gelegentlicher zu großer breite — angenehm list und oft die woltuende wärme dessen atmet der den gegenstand und ebenso sein volk und sein heimatland liebt, die der gegenstand so nahe angeht, das ist eine leistung, die viele mit mir bewundern und begrüßen werden. ein register hilft den reichen stoff erschließen. mögen ortsnamen- und siedlungsforscher in Deutschland und überall das Olsensche standardbook fleißig benutzen, das, wie ich gezeigt zu haben glaube, auch für das nichtnordische Germanien mancherlei abwirft! möge auch die

altnordische philologie den gebührenden nutzen ziehen! wie früher schon oft, so steuert auch diesmal O. beachtenswerte gedanken bei zur interpretation der altnordischen denkmäler. der beste ist wol der der s. 276 f eine brücke schlägt von Egils Sonatorrek str. 5 zum Thorkult der Lappen und daraus einen einleuchtenden schluss auf den heidnischen tempelbrauch gewinnt. methodisch wichtig ist der versuch s. 286 ff, Snorris mitteilung über den *horgr* als heiligtum weiblicher gottheiten einen sinn abzugewinnen. denn schlechthinnige verwerfung von quellenaussagen, und zumal bei Snorri, kann ebenso wenig befriedigen wie unkritische leichtgläubigkeit. nachdem man jahrzehntelang nur letzterer zu leibe gegangen, ist es erfreulich, dass jetzt auch in Norwegen das pendel umschwingen zu wollen scheint. in ähnlichem sinne darf man die erklärung des namens *Osló* s. 264 begrüßen. schon 1922 hat O. bei dieser ohne grund stark umstrittenen etymologie unbefangen der wahrscheinlichkeit die ehre gegeben: es kann kaum schaden wenn jetzt auch das sandsynligt fehlt.

Berlin-Charlottenburg.

Gustav Neckel.

**Gerhard Alexander**, Die bindungen im *ljóðahátt*. ein beitrags zur lehre vom altnordischen strophenbau [Germanistische Abhandlungen, 61. heft]. Breslau 1929. 186 ss. 8°. — 10 m.

‘Die vorliegende arbeit setzt es sich zum ziel, die untersuchungen Neckels über die bindungen im *fornyrðislag* (in den Beiträgen zur Eddaforschung, Dortmund 1908) für den *ljóðahátt* zu verwerten’ (s. 1). A. lehnt jedoch die verwendung seiner ergebnisse zu altersbestimmungen ab, da Neckels arbeit hierin scharfen widerspruch gefunden hatte. sein hauptziel ist, zu typen der gliederung des *helmings*, der halbstrophe — diese ist die wichtigste metrische und syntaktische einheit im *ljóðahátt* — zu kommen, in denen sich die verschiedenen stoffgattungen deutlich scheiden. dazu muss er neue gesichtspunkte hinzuziehen, die die arbeit stark von der Neckelschen abrücken. es sind:

1. die trennung, d.h. die herauslösung besonders stark betonter satzteile aus dem sonst festen gefüge durch ihre vorausnahme unter verletzung der normalen wortfolge (§ 10—12).

2. die unterscheidung von vier arten der bindingslosigkeit; Neckel fasste sehr ungleichartige syntaktische verhältnisse ohne unterschied als bindingslos zusammen. diese lücke füllt A. aus (6. cap.).

3. die bindung durch gleichlauf, d.h. durch inhaltliche gleichartigkeit und zusammengehörigkeit, besonders durch wort- oder sinnwiderholung oder auch gegenüberstellung (II. teil).

A. hat die methode Neckels sehr selbständig für den *ljóðahátt* weiter- und umgebildet. die arbeit baut auf sehr guter



stoffkenntnis, die meisten fragen sind gut durchdacht, die darstellung ist klar und zielsicher. trotzdem fordert manches widerspruch oder zweifel, auch hat A. einige unklarheiten gerade in den grundfragen von Neckel übernommen.

Weder bei Neckel noch bei A. wird recht klar, was die gegenspieler bindung und cäsus denn sind. im eingang der arbeit (s. 1) umschreibt A. bindung mit 'syntaktische verknüpfung'. diese bedeutung ligt deutlich und sicher jedoch nur dort vor wo A. von der bindung der vollzeile an die von ihr durch die abzeile getrennte anzeile spricht (s. 73. 77—80 u.ö.). sonst ist die bedeutung von bindungsstufe, wo sie zu erkennen ist: (mutmaßliche) stärke der pause im vortrag. es ist dort wo diese pause nicht vom rein syntaktischen verhältnis, sondern von anderem abhängt, so bei der trennung, denn syntaktisch ist zwischen den fällen von vorausnahme ohne trennung (§ 11), bei der feste bindung, und von der mit trennung, bei der lose bindung angesetzt wird, kein unterschied, da das unterscheidende: die verschiedene wortstellung, das syntaktische verhältnis der satzteile nicht berührt. sie kann aber sehr wol stärkere pausenbildung veranlassen. diesem nicht syntaktischen moment opfert A. sogar das streng syntaktische der wendungsbindung, d.h. der stellung der teile einer nominalen oder adverbialen gruppe (wendung) in verschiedenen versen, die Neckel als festeste bindung auffasst. (dies wird jedoch etwas verschleiert, s. s. 27 f. 66. 77 f). nur scheinbar syntaktisch ist auch das moment der notwendigen ergänzung, der syntaktischen unvollständigkeit: bedarf der vor einer versgrenze stehnde teil eines satzes einer ergänzung, so ist er mit der folgenden ergänzung fest gebunden, bedarf er ihrer nicht, nur lose (Neckel s. 24; A. s. 16. 148), einerlei ob der zweite teil die ergänzung durch den ersten fordert oder nicht: es kommt nur auf den ersten an. für das syntaktische verhältnis der satzteile aber ist es gleichgültig, ob der vordere oder der hintere der ergänzung durch den andern bedarf. nun ist der zweite teil immer ergänzungsbedürftig wenn der erste es nicht ist, denn wären beide selbstgenügsam, so lägen nicht zwei satzteile, sondern zwei sätze vor. rein syntaktisch sind die teile darum stets fest aneinander gebunden; jedoch ligt es nahe, im vortrag am schluss des selbstgenügsamen ersten eine pause zu machen. nur diesen sinn kann die lose bindung hier haben.

Auch noch anderswo tritt diese zweite bedeutung von bindung hervor. weder Neckel noch A. geben über die doppelbedeutung rechenschaft. A. sagt zwar: 'syntaktische bindung ist gleichbedeutend mit schwächung der cäsus' (s. 118), aber auch dies ist nicht klar. beide nehmen an, die bindung schwäche die verscäsus im vortrag oder verwische sie gar (Neckel s. 383. 411. 475 f; A. s. 118. 153 f), aber auch diese wichtige frage

wird nicht erörtert, sondern nur gestreift, so dass manches unklar bleibt. Neckel spricht von aufhebung, ebnung, lockering, lösung, schließung, überdeckung, verdeckung und verwischung der cäsus, A. von ihrer schwächung (s. 85. 118) und verwischung (s. 8). sie scheinen damit die schwächung oder den ausfall der vom metrum geforderten pause in der verscäsus, nicht das vorliegen eines geringeren syntaktischen schnittes als dieser cäsus entspricht, oder dessen fehlen zu meinen. die unklarheit wächst dadurch dass auch cäsus 2 (oder gar 3) nicht rein zu scheidende bedeutungen hat. gewöhnlich ist sie die versgrenze (bei Neckel kurzzeilengrenze). in den ausdrücken aufhebung, ebnung der cäsus usw. kann diese aber nicht gemeint sein, da sie immanenter teil des metrums ist und nicht aufgehoben (usw.) werden kann. cäsus bedeutet hier syntaktischer schnitt oder vortragspause oder auch beides. ebenso ist es dort wo Neckel von verschobener und parasitischer cäsus spricht (s. 293 f. 298 u.ö. — 303. 473 f.). A. hat auch diese mehrdeutigkeit übernommen, doch tritt sie bei ihm viel weniger hervor, auch scheidet er manchmal ausdrücklich metrische und syntaktische cäsus (z.b. s. 34 f.).

Neckel und A. scheinen für selbstverständlich zu halten, dass die bindung die vom metrum geforderte pause an der versgrenze schwächt oder gar aufhebt. ich halte es für falsch, jedenfalls ist mir nie in den sinn gekommen so zu lesen. aufser den pausen dient der tonfall (die wir allerdings beide in der altgerm. dichtung nicht kennen), die syntaktische gliederung zu markieren. er ermöglicht dies ohne verletzung der metrischen gliederung, auch wenn die beiden gliederungen auseinanderfallen. die Neckel-Alexandersche auffassung erinnert an das 'es ist zwar in versen, aber man merkt es nicht' (Heusler Deutsche versgeschichte I 44).

Das gegenstück zur schließung der cäsus ist die spaltung oder zerkleinerung eines verses, wenn er eine satz- oder kolongrenze enthält (§ 18—20). Neckel und A. erläutern diese begriffe nicht, doch geht aus einigen stellen hervor dass sie an die bildung parasitischer pausen denken. A. sagt, vor der ersten hebung könne ein vers nicht gespalten werden (s. 44), und rechnet die verse mit satz- oder kolongrenze an dieser stelle nicht als gespalten (s. 44—47. 49). da diese fälle syntaktisch von den andern nicht verschieden sind, muss dies so verstanden werden, dass hier, im auftact, im gegensatz zu den andern versstellen keine pause gemacht wird, dass spaltung also bildung einer parasitischen pause ist. diese wird es aber ebensowenig wie schließung der pause an der versgrenze gegeben haben.

Das kriterium der einem syntaktischen schnitte zukommenden pause verliert durch diese andere auffassung seinen wert für die feststellung der bindungsstufe nicht, es ändert sich nur. es heisst nun nicht: wie verletzt der vortrag unter dem zwang des satzbaus die vom metrum geforderte pause? sondern: wie beugt diese den der satzgliederung natürlichen vortrag? —

Als wichtigstes merkmal der trennung gilt A. die abweichung von der prosaischen wortfolge (s. 23—29). wir dürfen aber die wortstellung der prosa des 13. jahrhunderts nicht der gröstenteils viel älteren dichtung als norm unterschieben, und es ist fraglich, ob ein abweichen von der gewöhnlichen wortstellung (angenommen wir kennten sie) den satzzusammenhang und die bindung lockerte.

Die bindingsverhältnisse, so wie A. sie auffasst, führen ihn nicht zum ziel, der aufstellung brauchbarer typen der helmingliederung. die bindung durch gleichlauf muss hinzukommen. es geht jetzt nicht mehr um das syntaktische verhältnis oder die pausenbildung, sondern um die zusammengehörigkeit der verse: gehören an- und abzeile näher zusammen als ab- und vollzeile, dann haben wir den langzeilentyp; ist es umgekehrt, den resttyp; gehören alle 3 gleich fest zusammen, den geschlossenen typ (III. teil). grofse schuld am versagen der bindungen vor dieser aufgabe hat die falsche beurteilung der bindung nebengeordneter gleichartiger sätze und satzteile. die meisten gleichlaufenden verse sind dieser art, die ihnen gegenüberstehenden oft ergänzungen zu ihnen.

beisp. Háv. 52 b: *med holfum hleif ok með hollu kerí*  
*fekk ek mér félaga.*

dieser art sind die meisten fälle die nach A. zur heranziehung des gleichlaufs zwingen; dieser soll hier die gliederung des helmings im widerspruch zum verhältnis der bindungen bestimmen, denn die erste cäsur soll schwächer als die zweite gebunden sein (s. 116—18). das ist falsch, denn die gleichlaufenden teile gehören gegenüber den übrigen meist auch syntaktisch zusammen und sind darum untereinander fester gebunden als mit jenen: *med holfum hleif ok með hollu kerí* ist ein satzteil, die vollzeile enthält die übrigen. der langzeilentyp ist hier also auch syntaktisch bestimmt und die hinzuziehung des gleichlaufs nicht nötig. der macht die gliederung zwar deutlicher, aber er schafft sie nicht erst.

Falsche beurteilung der bindingsverhältnisse führt auch bei zwischensätzen im abvers zum widerspruch zwischen der gliederung durch die bindungen und der zusammengehörigkeit. die cäsur vor dem zwischensatz, in der meist ein bindewort steht das die sätze verbindet, gilt als bindingslos, die bindewortlose cäsur hinter ihm als lose gebunden! (Neckel s. 29; A. s. 9. 18. 36—39 u.ö.). später sagt A. jedoch: 'zwischenätze in der abzeile gehören inhaltlich mit der anzeile zusammen und gliedern den helming in langzeile/vollzeile' (s. 170).

Hätte A. bindung in gerader richtung auf das ziel der letzten capitel als zusammengehörigkeit gefasst und ihre stufen entsprechend abgesetzt, dann hätte er die ergebnisse des hauptteils der arbeit nicht durch den gleichlauf berichtigen müssen,

auch hätte er sich dann über das wesen der bindung wol bessere rechenenschaft gegeben. trotzdem ist die arbeit ein wertvoller beitrug zum problem der verbindung und gibt ein gutes und reiches bild vom bau der ljóDAHÁTR-helminge. der stoff: alle ihre verbindungen, ist sehr sorgfältig durchgegliedert, zum teil so sehr und nach sich kreuzenden gesichtspuncten, dass es schwer ist, den überblick zu behalten, zumal dies vom druck leider nicht erleichtert wird.

Minden.

Hans Kuhn.

Grundriss zur geschichte der deutschen dichtung aus den quellen von **Karl Goedeke**. zweite ganz neu bearbeitete auflage. nach dem tode des verfassers in verbindung mit fachgelehrten herausgegeben von **Edmund Goetze**. von band XI ab fortgeführt von **Franz Muncker** und **Alfred Rosenbaum**. zwölfter band. vom weltfrieden bis zur französischen revolution 1830. achttes buch. fünfte abteilung. Dresden, L. Ehlermann 1929. VI und 601 ss.

Mein letzter bericht über den fortgang der Neubearbeitung des Goedeke'schen Grundrisses stammt aus dem jahre 1917 (Anz. xxxix 114). inzwischen sind die verdienten herausgeber Edmund Goetze († 1920) und Franz Muncker († 1926), auch August Sauer († 1926) aus dem leben geschieden; die redaction ligt jetzt ganz in den händen von Goetzes und Munckers langjährigem mitarbeiter Alfred Rosenbaum. dass der weltkrieg vielfach hemmend auf die fortführung des werkes eingewürkt hat, ist nur zu begreiflich. der elfte band, der das drama von ca 1815—30 zu behandeln hat (§ 334) und dem 1917 gefallenen Karl Kipka anvertraut war, steht noch aus, doch wurde der frühere anfangsabschnitt jenes paragraphen in § 335 herübergenommen, 'um so ein geschlossenes bild der schweizerischen litteratur aus den ersten drei jahrzehnten des neunzehnten jahrhunderts zu bieten'. der zwölfte band behandelt in den §§ 335 bis 337 die belletristik in der Schweiz, in Österreich und seinen kronländern sowie in Bayern. die 46 seiten der ersten ausgabe sind hier zu 556 seiten angewachsen. für die Schweiz war die Neubearbeitung in die hände des prof. Hermann Schollenberger in Zürich gelegt, dem prof. Rudolf Hunziker in Winterthur und fräulein dr Luise Appenzeller in Zürich beratend und unterstützend zur seite standen; von letzterer rührt der bibliographische abschnitt über den schweizerischen almanach Alpenrosen 1811 bis 1830 her (s. 108 ff). dieser § 335 war als selbständiges ganze gedacht und wurde auch in einem sonderdruck 1919 veröffentlicht. § 336 stammt von dr Franz Koch in Wien, mit ausschluss von Böhmen-Mähren-Schlesien, die noch Sauer bearbeitet hat, § 337 von dr Aloys Dreyer in München. übrigens konnte Muncker noch die beiden ersten paragraphen redigieren und das manuscript zum § 337 durchsehen. auch die unab-



lässige fürsorge des hofrates dr Ehlermann für das standwerk seines verlagcs darf nicht unerwähnt bleiben.

Es sind also viele kräfte am werk gewesen. die die drei paragraphen einleitenden übersichten orientieren gut über die zeitströmung. sie kaun für die Schweiz in die schlagworte 'helvetik, mediation, restauration' zusammengefasst werden. in Österreich zeigt die litteratur dieses zeitraums, begünstigt durch die nachwirkungen des krieges von 1809, später durch die romantik, stark patriotischen einschlag, der liebe zur heimat, zur volkstümlichen überlieferung wird ausdruck gegeben, ballade und dialektdichtung sind bevorzugt. am langsamsten bekennt sich Bayern zum neueren, in dessen mittelpunct könig Ludwig steht (s. 444 ff), wenn auch das interesse für die schönggeistige litteratur bei ihm sehr viel geringer war als für die bildende kunst. — Von den Schweizer kantonen sind Zürich und Bern litterarisch die productivsten; die schriftstellernden theologen überwiegen. in Österreich ist wol zweifellos Gottfried von Leitner (s. 255 ff) das bedeutendste talent der zeit und dieser gegend (Steiermark). schon Goedeke hatte ihn in der ersten auflage (III 996 ff) mit innerer anteilnahme ausführlich behandelt. das böhmische schriftstellertum — die bibliographie der böhmischen zeitschriften füllt allein über 40 seiten (293—333) — interessiert besonders wegen seiner beziehungen zu Goethe (s. 290 ff): über Kaspar graf Sternberg, den 'schöpfer der neuen cultur Böhmens für beide völkerstämme' s. s. 348 ff; zu einigen merkwürdigen gedichten Georgs grafen von Buquoy (s. Grundr. <sup>3</sup>IV 2, 488 nr 176) bemerkt Sauer, sie nähmen die art Walt Whitmans oder Arno Holz vorweg (s. 346). in Mähren, wo für diesen zeitraum dichtung und geschichtsforschung meist hand in hand gehn, würkt anregend und aufmunternd zur dichterischen tätigkeit der Deutschböhme Jos. Leon. Knoll (s. 381) und wird begründer einer ganzen Olmützer dichterschule, er selbst ein begeisterter nachfolger Klopstocks und der Haindichter. in den bayrischen landen blieb 'die dichtkunst noch lange das aschenbrödel', dichter wie Rückert und Platen kommen streng genommen als Franken nicht in betracht. aus dem bayrischen Schwaben seien der bedeutende katholische kanzelredner Mich. v. Sailer (s. 539) und der vielseitig interessierte Ludwig Aurbacher (s. 548) genannt.

Dass der dichterische gehalt zum umfang der production in keinem verhältnis steht, dieser erkenntnis kann man sich auch für die schriftsteller, deren namen und leistungen dieser XII bd mit bewunderungswerter aufopferung und sorgfalt übersichtlich verzeichnet, nicht verschliessen. erfreulich bleibt doch die geistige regsamkeit der deutschen stämme, die trotz mancher widrigkeit in den zeitverhältnissen immer wider durchbricht.

Halle.

Ph. Strauch.

Einführung in das mittellatein. von **Karl Strecker**. 2., erweiterte Aufl. Berlin, Weidmann 1929. 52 ss. 8°. — 2 m.

Die mlat. philologie ist eine junge wissenschaft. die zahl ihrer vertreter ist gering, und selbst unter den philologen gibt es recht viele die von ihrem bestehn überhaupt nichts wissen. das hat sich besonders gezeigt, als durch die preussische schulreform angeordnet wurde, dass mittellateinisches auch auf der höheren schule gelesen werden sollte, was man früher nur vereinzelt einmal gewagt hatte. sofort erschien eine grosse zahl von einzelausgaben mlat. werke und von chrestomathieen. aber nur ein kleiner teil dieser bücher und hefte genügte wissenschaftlichen ansprüchen einigermaßen. anderseits fühlten sich viele lehrer unsicher auf dem neuen gebiet und wusten nicht wo sie sich rat holen sollten. dies gab veranlassung dazu, dass auf der Göttinger philologenversammlung 1927 Karl Strecker, der inhaber des Berliner lehrstuhls für mlat. philologie, einen vortrag hielt über 'mittellatein und höhere schule'. im anschluss daran wurde der wunsch geäußert, der redner möchte seine ausführungen mit angabe der wichtigsten litteratur im druck erscheinen lassen: als einen wegweiser für alle die das bestreben hätten, sich auf diesem schwierigen und weitläufigen gebiet näher umzusehen. trotz allen bedenken, die sich eben aus dem umfang und der vielgestaltigkeit des gegenstandes ergaben, ist Str. diesem wunsche 1928 nachgekommen. bereits 1929 konnte eine zweite auflage erscheinen, die manche wertvolle zusätze enthält.

In den vorbemerkungen (s. 3 f) wird gesagt, das büchlein wende sich an solche leser die dem fach bisher fernstanden, darum sei der standpunct ziemlich elementar gewählt worden. kurz wird sodann über die geschichte dieser wissenschaft gehandelt. mit recht wird daran festgehalten dass Wilhelm Meyer und Ludwig Traube als ihre eigentlichen begründer anzusehen seien. mit nicht minderem rechte wendet sich der verf. sodann gegen den dilettantismus, der da meint, zum verständnis des mlat. sei tiefere sachkenntnis nicht erforderlich, gegen das vorurteil, dem man immer wider begegnet, wenn es auch nicht offen ausgesprochen wird: dass im mlat., kurz gesagt, alles möglich sei, alles alles heißen könne. vorurteile haben ein zähes leben. dieses hier ist fast ein halbes jahrtausend alt: es ist erwachsen aus der verachtung mit der einst die humanisten auf das 'mönchslatein' herabsahen. wie lebendig es auch heute noch ist, davon kann der ein lied singen, der gelegenheit gehabt hat, von jenen schulausgaben usw. einen grossen teil durchzusehen; es ist unglaublich was sich auf diesem gebiete auch solche männer leisten, die zweifellos tüchtige klassische philologen sind. dass eine möglichst gründliche klassisch-philologische schulung die erste voraussetzung für denjenigen ist der sich mit mlat. befassen will,

betont auch Str.; aber er lässt keinen zweifel darüber dass sie allein nicht ausreicht.

In merkwürdigem gegensatz zu jenem ersten vorurteil steht ein anderes: die überschätzung des wertes mancher erzeugnisse der mlat. litteratur. es ist jünger als das vorige, denn es entstammt erst der romantik. Str. rät hier kritik zu üben, namentlich gegenüber der dichtung und vor allem bei der auswahl von texten für die schullectüre. als beispiel nennt er die *Carmina Burana*, von denen in der tat gar manche die dessen keineswegs würdig sind, immer wider in den neuen chrestomathieen begegnen, während man z.b. an den inhaltlich wie formal durchschnittlich weit höher stehnden, obendrein gut edierten liedern der *Arundelsammlung* vielfach vorübergeht. überhaupt werden für die schullectüre beachtenswerte winke gegeben. nicht eingegangen wird auf die frage, in welchen schularten und auf welcher stufe man mittellateinisches lesen soll. darüber müssen ja auch in erster linie die lehrer an den schulen selbst entscheiden. m.e. sollte diese lectüre im grunde nur auf der oberstufe der gymnasien und der realgymnasien alten stils betrieben werden, wo die kenntnis des klassischen lateins bereits genügend gefestigt ist. sonst, fürcht ich, entsteht durch das frühzeitige nebeneinander von klassischem und mittelalterlichem latein leicht eine verwirrung, durch die eine erzielung einigermaßen sicherer kenntnisse, die ohnehin bei der geringen stundenzahl schon schwierig ist, noch mehr erschwert wird. dass auf der schule, wofern überhaupt latein gelernt wird, die lebende sprache, also das klassische latein, nach wie vor im mittelpunct zu stehn hat, darüber sind sich wol alle verständigen einig. wenn aber das mlat. in den bereich der schule hineingezogen wird, dann soll man das in den vordergrund stellen was das ma. an eigenem geschaffen hat. hierzu rät auch Str. daher lehnt er z.b. die bekanntlich sehr beliebte lebensbeschreibung Karls des Großen von Einhart für die schule ab, empfiehlt dagegen vor allem die legenden- und exemplarlitteratur sowie die rhythmische dichtung, auch den *Ludus de Antichristo* und den *Waltharius* (ich habe mit beiden gute erfahrungen gemacht); von *Ruodlieb*, *Ecbasis*, *Ysengrimus* wird abgeraten, wie ich glaube mit recht, weil sie für schüler zu schwer seien. allgemein möchte ich davor warnen, in die schule solche texte hineinzutragen von denen es noch keine wissenschaftlich zuverlässigen ausgaben gibt; auch vor solchen zu denen keine ausreichenden wissenschaftlichen commentare vorhanden sind. grobe misverständnisse und fehler können da gar nicht ausbleiben, wofern nicht der herausgeber oder der lehrer selber fachmann ist.

Weiterhin handelt die 'einführung' über die sprache, über ihre entstehung aus spätlatein, kirchenlatein, volkslatein und über die entscheidende wendung, die mit der 'karolingischen renaissance'

eintrat; an diesem begriff wird mit recht festgehalten. scharf wird der gegensatz zum humanistenlatein herausgearbeitet, zugleich aber betont, dass auch dieses mittellatein seit etwa 800 trotz seiner wandlungs- und anpassungsfähigkeit keine eigentlich lebende sprache mehr war; das ist im wesentlichen der standpunct den auch Traube eingenommen hat. auf die tatsache dass dieses latein in der schule gelernt wurde, wird einleuchtend die vorliebe für allerhand spielereien und künsteleien zurückgeführt, die man sich schulmässig aneignen konnte, sowie auch das nachbilden der klassischen autoren, die in der schule als stilmuster gelesen wurden. hervorgehoben wird der internationale charakter dieser sprache einerseits, ihre vielgestaltigkeit andererseits, die es im grunde unmöglich macht, ein einheitliches wörterbuch und eine einheitliche grammatik des mlat. zu schaffen. gerade nach diesen hilfsmitteln besteht aber ein starkes bedürfnis. und so erhalten wir denn (s. 14 ff) einen überblick über die wörterbücher (Ducange usw.) sowie über die wichtigsten indices und glossarien, auch einen kurzen bericht über das neue unternehmen der Union académique internationale. daran schließt sich (s. 16 ff) ein — in der 2. auflage stark erweitertes — verzeichnis von häufiger begegnenden wörtern, die eine andere bedeutung haben als diejenige die uns aus dem klass. latein geläufig ist (viele sind natürlich bereits spätlateinisch), oder die im ma. erst geschaffen worden sind; weiter das wichtigste über prosodie, betonung, aussprache und orthographie, über formenlehre und syntax, alles mit beispielen trefflich belegt. Str. selbst bezeichnet diese knappe zusammenstellung als einen 'versuch'; mir scheint dass dieser in vollem mafe geglückt ist, mag man auch z.b. in dem wörterverzeichnis das eine oder andere für minder wichtig halten und anderes dafür vermissen. so etwa dass *homo* auch 'mann' bedeuten kann (im gegensatz zu *femina*); für unser 'der und der' steht auch *ille*, z.b. in brief- und urkundenformularen; von adverbien ist mir mehrfach *grave* = *graviter* begegnet; sehr häufig ist *in uxorem ducere*; *dictus*, wol auch *predictus*, *prefatus* steht mitunter so häufig dass es geradezu den bestimmten artikel vertritt; zu s. 25 vorletzte z.: die stellung des *-que* ist, wenigstens in älterer zeit, überhaupt sehr frei, z.b. Hrotsvith Theoph. v. 364 *te poscens spe non dubiaque requirens* = *speque non dubia requ.*; zu s. 27 oben: sehr häufig *probatur* (*-ris* usw.) am hexameterschluss, oft lediglich um den vers zu strecken; zu s. 28 unten: nicht nur *sp*, *st*, *sc* am worteingang bilden keine position, sondern auch *sv* in wörtern wie *svavis*, *svadere*, desgl. *scr*, *spl* usw.; auch *rēsonsum*, *rēstitutis* wird gemessen, vgl. z.b. Winterfelds Hrotsvithausgabe s. 547; zu s. 21 f: bildungen wie *saxior*, *ferrior* lehnt nicht Matth. von Vendôme ab, sondern Geoffroi de Vinsauf, Faral Les arts poétiques s. 311. andere werden anderes zu bemerken haben. das ändert aber nichts an dem wert dieser zu-



sammenstellungen. wer sie aufmerksam durcharbeitet und in sich aufnimmt, der hat zur erkenntnis dessen was für das mlat. wesentlich ist, einen großen schritt vorwärts getan. nur freilich muss er der tatsache eingedenk bleiben, die Str. nicht müde wird zu betonen, dass die meisten dieser eigentümlichkeiten in den verschiedenen zeiten und bei verschiedenen autoren ganz verschieden gehandhabt werden. vor allem in der guten litteratur des 12 und 13 jh.s, die ja überhaupt den höhepunkt bildet, sind grobe grammatische und prosodische verstöße, wie sie in der älteren litteratur bald häufiger bald seltener begegnen, so gut wie undenkbar. mit vollem recht bestreitet Str. z.b., dass man einem so ausgezeichneten lateiner wie dem Archipoeta einen elementaren schnitzer wie *pes* für *pedes* zutrauen dürfe. sehr verdienstlich ist es, dass auch in diesem zusammenhang wider auf die qualitätsunterschiede innerhalb einzelner perioden hingewiesen und davor gewarnt wird, freiheiten die sich irgend ein winkelpoet herausnimmt (man denke z.b. an viele schreiberverse), auch bei guten dichtern für möglich zu halten.

Es folgen darlegungen über die form, die mir ebenso wertvoll erscheinen wie der vorhergehende abschnitt. seit den grundlegenden forschungen WMeyers sind diese dinge nicht mehr im zusammenhang dargestellt worden, und manches kommt zur sprache worüber bei M. nur wenig oder nichts zu finden ist. vorangestellt ist die bemerkung, dass man auf die form, eben weil man sich die sprache schulmäßig aneignete, besonderen wert legte. die erkenntnis dieser wertschätzung des formalen ist in der tat für das verständnis der mlat. litteratur, insbesondere der dichtung, von entscheidender wichtigkeit. wer sich das nicht klar macht, wird nie begreifen können, weshalb man z.b. ein virtuosentück wie *Pergama flere volo* (Carm. Bur. nr 101, Schmeller nr CLII) so unzählige male abgeschrieben hat. wir erhalten dann einen überblick zunächst über die formen der dichtung, der metrischen wie der rhythmischen, dann über die der prosa (reimprosa und cursus). besonders eingehend wird die entwicklung des reims behandelt, und es werden wichtige bemerkungen gegeben bezüglich der reinheit des reims, der zulässigkeit 'rührender' reime u.dergl. betont wird dass es die einzelnen dichter damit ganz verschieden gehalten haben, und dass bei jedem einzelnen die reim- (und vers-)technik untersucht werden muss. hier ist noch viel zu tun, und es ist zu hoffen, dass sich aus solchen einzeluntersuchungen wichtige kriterien gewinnen lassen für die zuweisung anonymer gedichte und gedichtgruppen: wo nicht an bestimmte dichter, so doch an bestimmte schulen und länder.

In diesem zusammenhang wird auch das thema der in unseren ausgaben mlat. texte anzuwendenden orthographie berührt. das bequemste wäre ja, die für klass. autoren übliche auch für das mlat. durchzuführen, aber es wird mit recht dar-

auf hingewiesen, dass das ein falsches bild gebe, besonders in reimen. reime wie *poenae* : *bene* erscheinen dann im schriftbild als unrein, während sie nach mittelalterlicher aussprache durchaus rein sind. es wird die forderung erhoben, dass man sich auf eine norm einige. mir erscheint das gegebene, dass man sich dort wo nur eine hs., sei es als die einzige, sei es als die beste, zugrunde gelegt wird, an die orthographie dieser hält. das geschieht ja wol auch in der regel, aber nicht immer; so hat Phyllis Abrahams in ihrer auch sonst unzulänglichen ausgabe der dichtungen Baudris von Bourgueil (Paris 1926) die rechtschreibung der obendrein recht guten einzigen hs. ganz unnötigerweise normalisiert. wo man keiner hs. einen solchen vorrang zugesteht, wird man doch wol am besten tun, weitgehend zu normalisieren, indem man die orthographie unserer ausgaben klass. texte zugrunde legt, mit einigen wenigen abweichungen; so würd ich z.b. durchweg *e* für *ae*, *oe* schreiben, nicht dagegen *ci* für *ti* vor vocalen, obwol *ci* die mittelalterliche aussprache widergibt, denn *ti* ist sehr häufig, wenn nicht häufiger als *ci*, besonders nach consonanten. ich schlage weiter vor, dass man in zusammensetzungen die assimilation durchführt, also *componere*, *afficere* schreibt statt *conponere*, *adficere*, so häufig auch diese schreibungen sind. das sind die wichtigsten fälle; sie begegnen sozusagen in jeder zeile. wenn man sich hier auf eine norm einigt, so macht es wenig aus, wenn man in anderen zunächst noch voneinander abweicht (z.b. *nichil*, *nichi* oder *nihil*, *mihi*? schreibung der griechischen wörter und der eigennamen?); mit der zeit wird sich auch hier wol eine norm herausbilden. ich weifs aus eigener erfahrung, wie viel im grunde zweckloses kopfzerbrechen dem herausgeber erspart wird wenn er jene hauptgrundsätze befolgt.

Die weiteren abschnitte über litteraturgeschichte, texte, bibliotheken und paläographie beschränken sich im wesentlichen darauf, die wichtigste litteratur anzugeben. doch werden keineswegs einfach titel aufgezählt, sondern vielfach ganz knappe charakteristiken beigegeben; für den anfänger ist das von ganz besonderem wert. auch die anderen abschnitte enthalten reiche litteraturangaben. mit recht wird die notwendigkeit betont, diejenigen texte neu herauszugeben, die bisher erst in unzulänglichen editionen vorliegen; das betrifft z.b. die für ihre zeit gewis sehr verdienstlichen sammlungen der lyrik des 12 und 13 j.h.s, die Du Méril und Wright veröffentlicht haben. dann muss auch das viele ans licht gezogen werden was noch unediert in den hss. steckt, wobei man sich natürlich nicht etwa auf das beschränken darf was für die schule in betracht kommen könnte. auf den photographieen, die ich mir für die neuausgabe der Carmina Burana habe anfertigen lassen, hab ich eine ganze reihe von gedichten gefunden, von denen bisher erst das initium ge-

druckt ist oder nicht einmal dies, die es aber, nach inhalt und form, durchaus wert sind veröffentlicht zu werden. und das sind ganz zufällige funde; danach zu urteilen wird man künftig einmal staunen, wenn dieser offenbar vorhandene reichtum systematisch gesammelt und durch den druck zugänglich gemacht wird. unterstreichen möchte ich die forderung, dass solche neuausgaben in der regel commentiert werden, weil die texte vielfach schwierig sind. der anfang dazu ist für die weltliche lyrik jener jahrhunderte bereits durch WMeyer gemacht, so durch seine ausgabe der gedichte des Hugo Primas, der Arundelsammlung, der gedichte 'de scismate Grandimontanorum' usw., dann auch durch Str. selbst in seinen ausgaben der Apokalypse des Golias, der gedichte Walters von Chatillon u.aa. das sind die vorbilder denen nachgeeifert werden muss. freilich, wenigstens soweit wir in Deutschland in frage kommen, wird das nicht von heute auf morgen gehn; ich brauche nicht zu sagen warum.

Für den zweck dem sie dienen soll, scheint mir Str.s 'Einführung' ganz vortrefflich geeignet. ich wüste nicht, wie man auf so knappem raume mehr hätte bieten können. dabei bleibt der verf., so viele einzelheiten er auch bringt, doch nirgends in diesen stecken. so wird auch derjenige der sich auf dem gebiet bereits umgesehen hat, reiche belehrung und anregung empfangen. noch wichtiger erscheint mir dass der neuling nun einen führer hat, der ihn von vorne herein auf die rechten wege weist. in frage kommen hier zunächst studierende, und zwar nicht allein solche der mlat. philologie, sondern auch die der zahlreichen nachbargebiete, der theologie, der geschichte einschliesslich der historischen hilfswissenschaften, des bibliothekswesens, der musik- und der kunstgeschichte, der altphilologie, der romanistik, der germanistik und anglistik, auch der volkskunde. mit recht wird gesagt (s. 4), man dürfe das mlat. geradezu als centralfach bezeichnen, mag es sich auch durch ein merkwürdiges schicksal erst spät zum rang einer selbständigen wissenschaft erhoben haben. ebenso dankbar werden für das buch die zahlreichen lehrer sein, die durch die schulreform zum mlat. hingeführt worden sind. da der geringe preis jedem die anschaffung ermöglicht, so ist zu hoffen, dass das büchlein weiteste verbreitung findet. dann wird es sicherlich diesen bisher zu unrecht vernachlässigten studien neue freunde gewinnen und zugleich den dilettantismus bekämpfen, für den dies gebiet, teils weil es zum guten teil neuland ist, teils weil ein zuverlässiger führer bisher fehlte, ein beliebter tummelplatz gewesen ist.

Frankfurt a. M.

Otto Schumann.

Texte zur kulturgeschichte des mittelalters, hrsg. von Fedor Schneider. Rom, W. Regensburg kl. 8<sup>o</sup> (auslieferung: Carl Fr. Fleischer in Leipzig). 2. heft: Magister Boncompagno, Rota Veneris. ein liebesbriefsteller des 13 jh.s, hrsg. von **Friedrich Baethgen**. 1927. 26 ss. kart. 1,25 m. — 5. heft: Die Apokalypse des Goliath, hrsg. von **Karl Strecker**. 1928. 39 ss. — kart. 2 m.<sup>1</sup>.

Zwei kleinere, aber außerordentlich wichtige und, jedes in seiner art, sehr charakteristische denkmäler der lat. litteratur des 12 und 13 jh.s werden hier in zuverlässigen und handlichen ausgaben zugänglich gemacht. der text der Rota Veneris wird zum ersten male vollständig im zusammenhang gedruckt; die gesamte überlieferung (4 hss. und eine incunabel) ist dafür verglichen worden. doch ist auf eine v. l. verzichtet, weil die varianten inhaltlich unwichtig sind. zugrunde gelegt ist die beste hs., Siena bibl. comunale G IX 31; nur offenbare fehler sind unter heranziehung der übrigen textzeugen verbessert. unter dem text werden die entlehnungen aus der bibel, aus Ovid uaa. nachgewiesen und parallelen angeführt.

Ausführlich hat der herausgeber über das werkchen in der Vierteljschr. f. litt.-wiss. u. geistesgesch. 5 (1927), 37 ff gehandelt. auch der ausgabe ist eine kurze charakteristik des verfassers und der schrift vorangeschickt. diese wird richtig bezeichnet als mittelding zwischen einem liebesbriefsteller und einer ars amandi. dem inhaltlichen doppelcharakter entspricht auch die geistige haltung des verfassers, eine ebenso seltsame wie ergötzliche mischung von schulfuchserei und frivolität. die letztere tritt besonders stark in dem brief an die nonne s. 21 f zu tage. die nonne hat dem sie begehrenden vorgehalten, dass sie doch die braut des allerhöchsten sei; darauf wird erwidert ... *quod multo fortius illius violarem torum, qui meos parentes et consanguineos interfecit, qui dat pluvias, grandines et tempestates, quam alicuius viri terreni* ... so weit jene zeit auch z.b. in blasphemischer verwendung und parodistischer umdichtung von bibelstellen geht, eine derartige frechheit steht doch wol vereinzelt da. sie erinnert, wie manches andere, lebhaft an die humanisten.

Neben diesem briefe ist besonders interessant ein zweiter, den ein geschwängertes mädchen an den geliebten richtet (s. 18 f). er berührt sich nahe mit dem carmen Buranum nr 126 (Schmeller nr 88 s. 171), über das ich Zs. 63, 81 ff gehandelt habe. in dem aufsatz in der Vierteljahrschr. s. 56 f weist B. auf diese berührungen hin. er schließt aus ihnen, dass jenes gedicht schwerlich noch als ein von litterarischer tradition unabhängiger ausdruck realen erlebens gewertet werden dürfe, wie ich es getan hatte.

<sup>1</sup> im nachfolgenden gelangt ausnahmsweise ein berufener recensent über zwei hefte einer sammlung nochmals zum worte, über die ich bereits Anz. XLVII 153 f kurz referiert habe. E. S.



B. wird wol recht haben. ich bin seit dieser erfahrung noch weniger als ich ohnehin schon war, geneigt, mittelalterliche dichtungen, insbesondere liebesgedichte, als erwachsen aus wirklichem erleben aufzufassen. immerhin: ist es so ganz sicher, dass es damals einen typus solcher gedichte gab? bis jetzt wenigstens kenn ich nur dieses eine. wär es nicht doch möglich, dass es das einzige seiner art war, dass Boncompagno es gekannt und für seinen brief benutzt hat? und selbst wenn die behandlung des stoffes bereits litterarische mode geworden war — einmal muss diese gattung doch geschaffen worden sein; könnte uns nicht der zufall in jenem carmen Buranum eben den prototyp erhalten haben? in beiden fällen wär es nicht blofs möglich, sondern sogar zu vermuten, dass es doch auf realer grundlage beruht. ich betone ausdrücklich, dass ich nur auf die möglichkeit solcher erklärungen hinweisen will. wahrscheinlich sind sie mir nicht. in der sonstigen auffassung und bewertung des gedichtes scheint übrigens B. mit mir einig zu sein. eine ganz andere deutung hat soeben E. Herkenrath im Neophilologus 15, 135 ff. vorgetragen. er sieht darin einen kneipgesang, in welchem man sich über das malheur lustig macht das dem armen mädcl passiert ist. diese auslegung könnte eine stütze erhalten durch die höhnische abweisung die jenes mädclen bei Boncompagno erfährt. ich kann mich trotzdem H. nicht anschließen. der hohn müste dann in dem carmen Buranum viel deutlicher zum ausdruck kommen, zum mindesten im 'vorspruch' und refrain, wenn man diese mit H. für zugehörig halten will. 'nichts-nutzig' kann ich weder den einen noch den anderen finden.

Sehr bemerkenswert ist auch die ablehnung der *quot-tot-formel* als einer *rusticana et ridiculosa salutatō*; vgl. dazu H. Walther Zs. 65, 288 ann. 2. kommt darin nur der persönliche geschmack des Boncompagno zum ausdruck, oder galten diese grüfse damals allgemein in litterarisch anspruchsvolleren kreisen als abgedroschen?

Hinweisen möchte ich noch auf den starken gebrauch des cursus, des rhythmischen schlusses von sätzen und satzkola, in der Rota Veneris, besonders häufig ist der cursus velox: gleich in den ersten zeilen: *tempérē revērescunt, presēntiā vīdēbantur, animām pōst libōrem* usw. —

Die sogen. Apokalypse des Golias ist unter allen satiren auf die misstände im clerus die im 12 und 13 jh. entstanden sind, die berühmteste und verbreitetste gewesen. man kann das wol verstehn, nicht allein wegen ihrer schärfe, sondern auch weil sich alle die stilistischen künste und kunststücke, die in der lat. dichtung jener zeit so beliebt sind, hier in verschwenderischer fülle angewandt finden: scherzhafte etymologieen und sonstige wortspielereien, parodistische verwendung von bibelworten und anderen kirchlichen texten, von grammatischen fachausdrücken

u.dgl. das gedicht ist seit Bale und Flacius oft gedruckt worden, aber stets unzulänglich. die vorliegende ausgabe stellt dem text eine ausführliche einleitung voran. es werden zunächst die hss. aufgezählt, die noch vorhandenen und die von denen wir kunde haben, insgesamt 69. ich darf hier nachtragen, dass der herausgeber inzwischen von PLehmann auf eine weitere hs. hingewiesen worden ist: stadtarchiv zu Goslar, ohne nr; vgl. KHölscher Verzeichnis der in der Marktkirche zu Goslar aufbewahrten alten druckwerke (Goslar 1896) s. 5. sie gehört nicht zu der klasse  $\alpha$ , die von dem grösten teil der anderen deutschen hss. gebildet wird, sondern zur klasse  $\beta$ , der die Löwener (ehemals Herdringer) hs., eine Trierer und 3 englische angehören.

Englisch ist der gröste teil der hss. das spricht für entstehung des gedichtes in England. obendrein erhält der dichter in str. 17 den auftrag *tu scribes eadem* (was du gesehen hast) ... *septem ecclesiis que sunt in Anglia*. aber eine anzahl von hss. hat *Neustria* statt *Anglia*, und in einer ganzen reihe weiterer (klasse X) fehlt die strophe überhaupt, ebenso str. 41. 51. 62. für die textkritik der satire ist die schwierigste frage die, ob diese strophen in der klasse Y interpoliert oder in X ausgefallen sind. der aufbau des gedichtes, von dem bei behandlung dieser frage eine inhaltsübersicht geboten wird, gibt keine handhabe, um eine sichere entscheidung zu fällen, ebensowenig die form. Str. hält gleichwol interpolation deshalb für wahrscheinlich, weil sich 16, 4 *siste, ridebis, que Iohannes viderat* und 18, 1 *Dum inter dubia figor immobilis* gut aneinander anschließen, str. 17 aber diesen zusammenhang zerreisse. es ist richtig, dass in *figor immobilis* die erfüllung des befehls *siste* ligt. aber ich kann nicht finden, dass das was dazwischen ligt, den zusammenhang in irgendwie störender weise unterbricht. es ist gewissermassen die begründung für jenes *siste*: 'steh still (hier bleib stehn); du sollst jetzt sehen, was einst Johannes sah; und du bekommst es deshalb gezeigt, damit du es, gleich ihm, aufzeichnest'. dass der angeredete dann zunächst einmal jenen befehl ausführt, ist doch ganz natürlich. noch weniger stören die drei anderen strophen an den stellen wo sie stehn. auch scheinen mir alle vier im stil recht gut zu den übrigen zu passen. mir ist es doch wahrscheinlicher, dass sie in X ausgefallen sind; es ist gut dass der herausgeber sie im text hat stehn lassen, sogar ohne sie in eckige klammern zu setzen. was *septem ecclesie que sunt in Anglia* (*Neustria*) bedeuten soll, kann ich freilich auch nicht sagen.

Schwierig ist auch die verfasserfrage. eine übersicht der angaben die darüber die hss. machen, wird auf s. 7 f und 11 ff gegeben. die unsicherheit wird dadurch erhöht dass in vielen hss. diese notizen erst von späterer hand zugesetzt sind. Walther von Châtillon wird nur in einer einzigen hs. genannt, Paris bibl. nat. 3245, wo das gedicht mit neun anderen zusammensteht, die

nach Str.s meinung wirklich W. zum verfasser haben. dennoch glaubt Str. nicht, dass W. der dichter der Apokal. sei, erstens wegen der isoliertheit dieses zeugnisses, zweitens wegen der verschiedenheiten des tones und weil nähere, auch sprachliche, berührungen fehlen. in diesem puncte schlies ich mich durchaus Str. an. dass Walter Mapes, den eine reihe von hss. nennt, als verf. nicht in frage kommt, ist längst nachgewiesen. es bleibt der rätselhafte *Golias*, der so oft als verf. von gedichten dieser art genannt wird (die Goslarer hs. hat keine überschrift, aber am schlusse steht *Explicit apocalipsis goliardi*, vgl. die hss. nr 9. 25. 59). über diesen *Golias* ist schon sehr viel geschrieben worden, gerade auch in neuester zeit. ich halte ihn einstweilen — allerdings mehr gefühlsmässig — nicht wie Hanford Speculum 1, 38 ff, für eine mythische persönlichkeit, sondern für einen mann der wirklich gelebt hat; er wird aus irgend einem grunde diesen spitznamen getragen haben. aber um der entscheidung dieser frage näher zu kommen, müssen m.e. zunächst einmal die sämtlichen stellen wo von *Golias*, *goliardi* usw. die rede ist, gesammelt und genau untersucht werden, wobei insbesondere auch darauf zu achten sein wird, ob die überschriften, randnotizen usw., in welchen dieser name erscheint, von den schreibern des zugehörigen textes selbst oder von anderer hand, gleichzeitiger oder späterer, herrühren. solange eine solche vorarbeit nicht geleistet ist, halt ich es für ziemlich zwecklos, sich über diese fragen die köpfe zu zerbrechen. so lange wird es auch unentschieden bleiben müssen, wer die Apokal. gedichtet hat.

S. 13 f werden die älteren ausgaben aufgezählt, sodann s. 14 mitgeteilt, auf welcher grundlage der hier gebotene text beruht. es sind nicht alle hss. herangezogen worden, und von denen die verwertet sind, einige nur teilweise. ein ausführlicher apparat hätte im rahmen dieser ausgabe ohnehin nicht gegeben werden können; wie er etwa ausgesehen haben würde, davon wird auf derselben seite unten eine probe gegeben. wie stark die texte z.tl interpoliert sind, zeigt der überblick über die hs. von Klosterneuburg (7 a), der am schlusse (s. 38 f) geboten wird. eine editio maior bleibt natürlich nach wie vor zu wünschen. für den text würde sie vielleicht an dieser oder jener stelle gewinn bringen, so etwa 44, 4, wo mir *omen vehiculi* nach wie vor sehr bedenklich ist. in allem wesentlichen aber werden wir den hier dargebotenen text als abschliessend ansehen dürfen. überhaupt kann das heftchen als ein muster bezeichnet werden, wie solche ausgaben angelegt werden sollten, für die raum und mittel nur in beschränktem mase zur verfügung stehn.

Die wichtigsten lesarten sind unter dem text verzeichnet, ebenda ferner citate nachgewiesen und parallelen angeführt, auch etliche schwierige stellen erklärt oder erörtert. nachzutragen wüst ich nur wenig. einige anklänge bietet die satire *Licet*

*mundus varia*, die J. Werner in der festgabe für H. Blümner (1914) s. 357 ff veröffentlicht hat: s. 370 v. 249. 257 *sacerdos qui sacra dat*, *Prebet iter presbiter*, vgl. Apokal. 67, 3 f, wo allerdings von *presbyter* eine andere scherzhafte etymologie gegeben wird (*cum ter prebiberit*); v. 259 *cuncta vorans devorat, ut canis, decanus* (ähnlich s. 373 v. 313 *vicecancellarius vicem gerens canis*), vgl. Apokal. 50, 1; s. 371 v. 265 *cornuti pontifices*, vgl. Apokal. 33, 1 (Werner verweist noch auf Lament. Matheoli v. 2648 bis 2651); ebda v. 273 f begegnet auch die, allerdings häufige, auf Ezech. 34, 2 (und 34, 8) zurückgehnde spielerische mit *pastor/pascere pasci*, vgl. Apokal. 33, 4. mit der etymologie von *officialis* wird ähnlich wie in str. 63 der Apokal. auch bei Peter v Blois gespielt, Migne 205, 89 A. Apokal. 37, 1 f heisst es vom *praesul*: *Male sponsalium nexus in anulo gregisque regimen pensat in baculo*; Str. fragt: 'was ist *sponsalia*? WMeyer meint 'ehelich'. oder einfach 'gelübde'?' WMeyer war ganz auf dem rechten wege: der ring ist ja das symbol der vermählung des bischofs mit seiner diocese, ebenso wie der stab das seines hirtentums.

Mit str. 104 schließt die vision, die den hauptteil des gedichtes ausmacht. der dichter schildert dann, wie er nunmehr in den dritten himmel entrückt worden sei, dort die herrlichkeit Gottes geschaut und seine dem menschen sonst unerforschlichen ratschlüsse kennen gelernt habe; dann aber habe man ihm mohnbrot zu essen und wasser aus dem Lethesflusse zu trinken gegeben, so dass alles dort Gesehene und Gehörte wider aus seinem gedächtnis verschwand. Str. findet, das alles sei ohne motivierung an den hauptteil angeklebt und verlaufe völlig im sande. gewiss ist die anknüpfung nicht eben geschickt, wir suchen weiterhin vergeblich nach einer erklärung, warum man dem dichter denn überhaupt all diese herrlichkeiten offenbart hat, wenn man ihm sogleich die erinnerung daran wider nahm, und am schlusse vermissen wir einen rückblick auf das hauptthema. aber wir müssen doch fragen, was den dichter bewogen haben mag, diesen bericht hier folgen zu lassen. mir scheint, es ist der wunsch gewesen, nicht im rein negativen stecken zu bleiben, sondern für die trostlosen schilderungen der hauptvision einen positiven abschluss zu gewinnen; das glaubte der verf. nicht besser erreichen zu können, als indem er der unzulänglichkeit und schlechtigkeit der vertreter Gottes auf erden die himmlische herrlichkeit Gottes selbst entgegenstellte.

Frankfurt a. M.

Otto Schumann.



Das deutsche geistliche tagelied, von dr **Theodor Kochs**.  
[Forschungen und Funde heft 22]. Münster i. W., Aschendorff  
1928. VI + 127 ss. — 5,55 m.

In der einleitung dieser von A. Hübner angeregten, in Münster als dissertation angenommenen arbeit wird betont, dass die gattung des geistlichen tageliedes wenig umfangreich sei und innerhalb der geistlichen lyrik des deutschen m.a.s nur eine bescheidene rolle spiele, dass sie immerhin aber wichtig sei durch den litterarhistorischen und culturpsychologischen hintergrund auf dem sie erscheint, vor allem durch die fülle merkwürdiger wechselbeziehungen zwischen weltlicher und geistlicher dichtung die sie darbiete; sodann durch die tatsache dass die seltsame gattung sich vom anfang des 13 — darüber s. unten — bis zur wende des 16 j.h.s gehalten habe. dies habe zur folge, dass sich 'in den verschiedenen stadien der entwicklung des geistlichen tageliedes die grofsen epochen geistlicher dichtung ganz unverkennbar widerspiegeln'.

Der erste abschnitt (A) legt den ursprung und die anfänge der geistlichen tagelieddichtung dar. der begriff 'geistliches tagelied' wird möglichst weit gespannt; es werden unter ihm alle diejenigen lieder zusammengefasst, 'in denen wenigstens ein dem tagelied entstammendes motiv in geistlicher umdichtung dem ganzen einen besonderen ton gibt' (s. 4). eine beschränkung auf den kreis wirklicher umdichtungen bestimmter vorlagen wird abgelehnt, da dies verfahren erst für ein verhältnismäfsig spätes stadium des geistlichen tageliedes wichtig sei. dargelegt werden sodann die motivverwandschaftlichen beziehungen zwischen der älteren geistlichen litteratur und dem tagelied. die irgendwie an das tagelied erinnernden stellen aus der Bibel werden zusammengestellt, voran die aus dem Hohenliede, dann diejenigen wo ein wächter erscheint, wo das licht der finsternis, der tag der nacht entgegengesetzt wird, wo ein weckruf ertönt usw. die weiterbildung dieser elemente, insbesondere des wächtermotivs und des gegensatzes zwischen tag und nacht, in der älteren lat. hymnendichtung und in der geistlichen dichtung der späteren jhh. wird verfolgt. in der frage nach den litterarischen vorbildern der provençalischen religiösen albas stellt sich K. auf den standpunkt, dass sie zwar aus der kirchlichen dichtung herzuleiten seien, dass aber doch wol auch beziehungen zu der weltlichen alba bestehn. das deutsche geistliche tagelied hat mit dieser geistlichen alba nichts zu tun. die aufnahme des tageliedstoffes in die geistliche dichtung der Deutschen ist vorbereitet dadurch, dass seit dem 11 jh. in das geistliche lied vom Hohenliede her erotische motive eindringen; doch ist auf diesem boden kein eigentliches geistliches tagelied erwachsen.

Als die hauptwurzel dieser gattung in der deutschen litteratur wird vielmehr das wächter- und weckmotiv angesehen. es

habe den anchluss des geistlichen an das weltliche tagelied deshalb vermittelt weil es ganz besonders zur umdeutung geeignet gewesen sei. auch war die ausbildung einer geistlichen wächterfigur von verschiedenen seiten her vorbereitet: heilige treten in kirchlichen hymnen als wächter auf, auch Maria, ja Gott selbst; dazu kommt weiterhin der einfluss der kirchlichen lehre vom schutzensengel, endlich erscheinen auch die priester und lehrer als wächter. so begegnet denn häufig das bild vom *ze lange släfen* usw. und der weckruf. als wirkliche 'geistliche tagelieder' sollen indes nur solche gelten, 'wo ein oder mehrere geistlich gedeutete tageliedmotive sich so weit verselbständigt haben, dass sie über eine blofs gelegentliche bedeutung hinaus den tenor eines ganzen liedes bestimmen' (s. 35).

Diese erneute begriffsbestimmung leitet über zu dem zweiten hauptabschnitt (B), der 'das geistliche tagelied als religiöses kunstlied in der nachblüte des minnesangs' betrachtet. zunächst werden beispiele aus dem 13 jh. aufgeführt, weiterhin der eingang von 'Peter von Richenbaches hort', dann Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. scharf wird von dieser gattung geschieden die kirchlich-volkstümlich gefärbte tagelieddichtung in der 2 hälfte des 14 und im 15 jh., die der abschnitt C behandelt. vorangestellt wird eine eingehende erörterung der hierher gehörigen dichtungen des Peter von Arberg, weiterhin werden besonders ausführlich betrachtet die seltsame gattung des 'weihnachtlichen tageliedes' und das geistliche wecklied, aus dem 15 jh. vor allem die dichtungen Heinrich Laufenberg und die geistliche contrafactur weltlicher lieder, endlich der typus des 'geistlichen weckliedes vor dem tode', der sich seit der mitte des 15 jh.s durchzusetzen beginnt.

Das geistliche tagelied auf dem boden des zünftigen meistergesangs wird im 4. abschnitt (D) dargestellt. auch hier begegnet uns u.a. wider das 'weihnachtliche tagelied'. ein besonderer unterabschnitt ist Hans Sachs gewidmet, dessen dichterische überlegenheit über die zunftgenossen auch auf diesem gebiete recht deutlich zu tage tritt. das schlusscapitel endlich (E) zeigt 'die anflösung der alten formen im kirchenliede der reformationszeit'.

Im mittelpunct der darlegungen des buches steht das wächter- und weckmotiv. K. selbst sagt (s. 3), die figur des wächters sei 'die crux aller forschungen über das tagelied'. mir scheint, das gilt von diesem und den damit zusammenhängenden motiven auch für das geistliche tagelied. es ist oft sehr schwer zu entscheiden, ob wirklich einfluss des weltlichen tageliedes vorliegt, wenn in einem gedicht religiösen inhalts ein wächter auftritt, ein weckruf ertönt, der nacht der tag entgegengesetzt wird. K. selbst zeigt ja ausführlich, wie stark derartige motive in der bibel und in der hymnendichtung verbreitet sind. er führt (s. 33) Roethes äufserung an: 'ist einmal zugestanden, dass

das geistliche morgenwecklied älter ist als das weltliche, dann hören recht und nötigung auf, hinter jedem religiösen: wach auf! ein minnigliches zu wittern' und erklärt sich 'im princip' für einverstanden; dann aber will er doch 'für den raschen und starken aufschwung dieser motive im 13 jh. die einwirkung des damals in voller blüte stehnden weltlichen tageliedes verantwortlich machen'. ist diese annahme notwendig? s. 33 ff werden die fälle zusammengestellt, wo in gedichten des 13 jh.s isoliert, ohne dass das ganze dadurch bestimmt wird, ein weckruf ertönt, wo vor der gefahr des *verslāfens*, des *ze lange slāfens* gewarnt wird usw. überall scheint es mir zur erklärung vollkommen auszureichen, wenn man sie, unmittelbar oder mittelbar, auf die bibel zurückführt. diese erklärung ist ja doch in religiösen dichtungen die natürlich gegebene. auch anderwärts sucht K. einfluss des weltlichen tageliedes festzustellen wo kaum eine nötigung dazu vorliegt; so wenn er (s. 73 f) die ausmalung der situation durch concrete einzelzüge in folgender stelle aus einem gedicht des Regensburgers über die geburt Christi:

*ain sterne, clar und schöne,  
in oriente lawchte,  
das die tier im walde dawchte,  
das es were worden tak;  
die vögelein flugen für den hak  
und suchten da yr waide*

auf jenes muster zurückführt.

Vollends kann ich diejenigen gedichte, die K. als beweis dafür anführt dass es schon im 13 jh. ein wirkliches 'geistliches tagelied' gegeben habe (s. 35 ff), gröstenteils nicht als solche anerkennen. das erste ist Walther v d Vogelweide 21, 25 ff, das zweite Reinmar v Zweter nr 219. wenn Walther sagt *Nu wachet, uns gêt zuo der tac ... und wol uf! hie ist ze vil gelegen*, so sind hier die wörtlichen anklänge an weltliche tagelieder doch viel zu allgemein, um als bewusste absicht ausgelegt werden zu können. hätte Walther, wie K. annimmt, bei seinen zuhörern die erinnerung an weltliche tagelieder wachrufen wollen, so müsten die beziehungen zu diesen erheblich deutlicher hervortreten. wenn wirklich nach einer anlehnung gesucht werden muss, so bietet sich auch hier ganz ungezwungen die an die bibel dar, zumal der spruch auch sonst stark an diese anklingt; vgl. die anmerkungen bei Wilmanns-Michels II 119.

Bei Reinmar v Zweter soll den worten *wache Cristen, ez wil tagen, der han hat zwir gecrâet ... ez nâhet gegen dem morgen* eine 'geistlich umgedeutete tageliedsituation' zugrunde liegen. aber auch hier sind die anklänge an das weltliche tagelied viel zu allgemein, und der hahn passt schon gar nicht dazu. ob seine verwendung an dieser stelle auf die bibel zurückzuführen ist oder auf die hymnen, lässt sich nicht ausmachen, ist auch

ganz nebensächlich; tatsache ist dass er im weltlichen tageliede höchst selten begegnet, wie K. selbst an anderer stelle (s. 82) feststellt. erst recht versteh ich nicht was es bedeuten soll, dass die elemente des weckmotivs sich bei R. überhaupt verdichten; was heisst hier 'sich verdichten'? etwa nur 'häufiger auftauchen'? als belege werden angeführt der eingang von nr 88 *Nu wachet, edele Cristen, wachet*; die bezeichnung Fridrichs II als *wahter Cristentuomes* in nr 136; die warnung vor *versläfen* und *ze lange släfen* in nr 92 und 165. K. findet darin zwar nicht 'geistliche umdichtung', aber 'motivische ausnutzung' des weltlichen tageliedes. aber auch hier ligt m.e. die anlehnung an die bibel (z.b. an das gleichnis von den klugen und törichten jungfrauen, an Luc. 12, 35 ff u.ä.) viel näher — wenn überhaupt nach bestimmten anknüpfungen gesucht werden muss, was ich bezweifle.

Als drittes beispiel wird angeführt das gedicht Reinmars des Fiedlers MSH. II 161 mit seinem refrain

*Schouwâ vürkin, schouwe und wart al umbe dich,  
ich sihe den tagesternen, alsô dunket mich:*

*swer umb êre welle werben, der sol niht sûmen sich.*

in der tat, hier ligt anknüpfung an das weltliche tagelied vor. aber ist das ein 'religiöser umdeutungsversuch'? ist denn *êre* ein religiöser begriff und nicht vielmehr ein solcher der ritterlichen standesethik? hier scheint mir K. denn doch dem terminus 'geistliches tagelied' eine viel zu weite ausdehnung zu geben; ebenso übrigens auf s. 45, wo er das lied Hugos von Montfort nr 11 als solches bezeichnet, obwol dessen gegenstand die hinwendung von leichtfertigen tanzliedern zum lobe des reinen weibes ist und obwol K. selbst zugibt, dass der inhalt 'moralisierend und nicht eigentlich religiös' ist.

Anders steht es mit dem vierten der beispiele aus dem 13 jh., dem fünfstrophigen gedicht MSH. III 428f; oder, genauer, den ersten vier strophen dieses gedichtes. denn die 5. strophe gehört schwerlich dazu; sie behandelt das thema, dass *mannes herze in herren lip* und *wibes herze in vrouwen lip* gehöre, und hat mit dem vorhergehenden lediglich die strophenform gemeinsam, eine inhaltliche berührung ist ebenso wenig vorhanden wie eine überleitende wendung. wenn K. meint, man 'empfinde das als ein geschickt vorbereitetes allmähliches verklungen, nicht als einen plötzlichen bruch', so ist mir das unverständlich. auch sonst bin ich in der beurteilung dieses gedichtes nicht in allem mit K. einverstanden. er stellt es dichterisch hoch, und es ist zuzugeben, dass die schilderung des tages, wie er *durch diu venster in den sal mit gemeinem tôde siht islichem under ougen* (str. 1, 3—6) von düsterer grofsartigkeit ist. sonst aber lässt sich doch manches einwenden, so gegen den schluss der 1. strophe, wo *der Werlte minner* aufgefördert werden



*nemt urloup von ir tougen*; es ist kein grund einzusehen, warum sie heimlich abschied nehmen sollen, das *tougen* ist wol aus dem weltlichen tagelied mechanisch herübergenommen. auch dass *der Werlte minner* in der mehrzahl angeredet werden, passt zu der tageliedsituation herzlich schlecht u.a.m. zu bemerken ist noch, dass die allegorische gestalt der *Werlt*, *erou Werlt* zwar auf dem grunde der asketischen stimmung des m.a.s erwachsen ist, aber zu dem eigentlichen biblisch-kirchlichen bestande von bildern und symbolen nicht gehört. insofern nimmt also auch dieses gedicht eine sonderstellung ein. immerhin, als geistliches tagelied wird man es durchaus gelten lassen. es ist aber auch das einzige das mir bei genauerer betrachtung übrig zu bleiben scheint von allen die K. als belege für diese gattung aus dem 13 jh. beibringt; und es kann daher nicht zugegeben werden, dass 'sich im laufe des 13 jh.s aus einer stetig anwachsenden geistlichen umdeutung von tageliedmotiven und ihrer verwendung in religiöser dichtung der typus eines selbständigen geistlichen tageliedes herausentwickelt habe' (Kochs s. 40). mir scheint vielmehr, dass wir aus der geschichte dieser litteraturgattung das 13 jh. so gut wie völlig zu streichen haben.

Auf s. 4 ist der satz 'sieht man von den frivolen parodien der goliarden und trutannen des 12 jh.s ab, so finden sich vereinzelte anfänge ernsthafter geistlicher umdichtung erst im 14 jh.' in dieser fassung unverständlich; gesagt werden soll wol 'während die goliarden ... im 12 jh. geistliches in frivoler weise weltlich parodieren, finden sich' usw. — zu s. 20, wo sich K. über die herkunft des ausdrucks *mersterne* für Maria den kopf zerbricht, ist zu bemerken, dass das — überaus häufige — *maris stella* erklärt wird als irrtümlich entstanden aus *maris stilla* 'meeres-tropfen' für hebr. *Miriam*; vgl. etwa ASchulte Die hymnen des breviars, <sup>5</sup>Paderborn 1925, s. 123 f. — s. 51 z. 27 ff ist übersehen, dass auch MSH. III 428 f (s. oben) der wächter 'activ wird'. in str. 1, 1—6 ergeht an ihn die aufforderung, *der Werlte minner* zu wecken; in v. 7 f kommt er ihr nach, woran sich dann die übrigen strophen anschließen. s. 50 z. 11 ff scheint K. selbst die rollen ebenso zu verteilen. — einige störende versehen sind stehn geblieben: s. 22 z. 19 'Bann', l. Damm; s. 87 z. 13 v.u. 'ungedichteter', l. ungedichteter; s. 88 z. 15 muss es doch wol weltliche urform statt 'geistliche' urform heißen.

In einem wesentlichen puncte hab ich widersprechen müssen. umso mehr sei betont, dass die abhandlung im ganzen einen sehr gediegenen und gründlichen eindruck macht. sie beruht auf sehr umfassenden studien. auch ungedrucktes material ist verwertet; zwei gedichte der Kolmarer hs., nr 547 und 803, werden hier zum ersten male veröffentlicht.

Frankfurt a. M.

Otto Schumann.

Moralisch-satirische gedichte Walters von Chatillon. aus deutschen, englischen, französischen und italienischen handschriften herausgegeben von **Karl Strecker**. Heidelberg, Winter 1929. XX u. 179 ss. 8°. — 6 m.

Seit mehreren jahren hat sich Karl Strecker damit beschäftigt, die persönlichkeit dieses interessanten gelehrten und dichters in seinen dichtungen zu erfassen und die gedichte festzustellen und kritisch herauszugeben, die ihm mit einiger sicherheit aufser seinem hauptwerk, der *Alexandreis*, zugeschrieben werden können. 1924 hat er im 61 bde der Zs. den beweis geführt, dass die 33 lieder der hs. SOmer 315 Walter zum verfasser haben; 1925 erschienen diese lieder in commentierter ausgabe bei Weidmann. in zwei weitem umfänglichen aufsätzen der Zs. (bd 64 [1927] 97—125 u. 161—190) hat St. dann gezeigt, welche sonstigen gedichte auf grund der handschriftlichen zeugnisse und stilistischen übereinstimmungen dem dichter mit ziemlicher gewisheit zugewiesen werden dürfen und welche seiner 'schule' angehören mögen; diese beiden aufsätze stellen eine art prolegomena zu der vorliegenden ausgabe der moralisch-satirischen gedichte Walters dar.

Den grundstock der in dieser sammlung vereinigten 18 stücke bilden die 10 gedichte, die WMüldener 1859 aus der hs. 3245 der Pariser National-bibliothek bekannt machte und die nicht nur in dieser hs. als Walters eigentum bezeugt sind. die zählung Müldeners (reihenfolge der Pariser hs.) konnte schon deswegen nicht beibehalten werden, weil die sog. Apokalypse des Goliath, die in dieser hs. als Walters werk erscheint, von Strecker dem verfasser der *Alexandreis* abgesprochen wurde; er hat sie gesondert herausgegeben in Fed. Schneiders Texten zur kulturgeschichte des ma.s h. 5, Rom 1928. aufser dem Parisinus sind 20 andere hss., meist französischen und englischen ursprungs, dazu 2 ältere drucke, zur textherstellung herangezogen worden; die meisten enthalten eine mehr oder weniger starke gruppe von seinen gedichten. die nrr 1—5. 7—8. 15—18, also die mehrzahl, werden ihm durch hsl. zeugnis zugeschrieben; andere kriterien kommen hinzu, z.b. die eigentümlichkeit des dichters, sich in seinen dichtungen selbst zu plagieren. für die 7 gedichte die in den hss. nicht seinen namen tragen, wird mit überzeugender beweisführung die verwantschaft mit den gedichten von SOmer und den übrigen gedichten dieser sammlung festgestellt, so z.b. für nr 6, die bekannte satire '*Missus sum in vineam . . .*', die mit 4, 5 und 7 häufig als eine geschlossene gruppe überliefert ist, aber in der Pariser hs. fehlt. charakteristisch ist für die überlieferung dass häufig mehrere gedichte W.s nesterartig zusammenstehn, so fünf gedichte im Bodl. Digby 4; ein sechstes, nur in dieser hs. erhalten ('*A la feste sui venuz . . .*', die scheltpredigt gegen die höhere geistlichkeit bei gelegenheit des bakelfestes) wird ihm schon wegen der zugehörigkeit zu dem

nest der übrigen 5 mit grofser wahrscheinlichkeit zugewiesen werden dürfen, zumal es sich mit anderen nicht nur in wörtlichen übereinstimmungen berührt, sondern auch durch die gelegenheit bei der es vorgetragen wird, das bakelfest; offenbar hatte der dichter besonderes interesse für diese eigenartige veranstaltung. bei anderen (*'Captivata largitas ...'* und *'Felix erat studium ...'*) ist die berührung mit anderen gesicherten stücken nicht so eng, dass die zuweisung völlig gesichert erscheint. die frühere absicht des herausgebers, weitere gedichte mit starken übereinstimmungen als erzeugnisse der 'schule' Walters vChatillon in einem 3. bde zusammenzufassen, wird sich wol leider nicht verwirklichen lassen (ich vermute verlegerschwierigkeiten; hat sich doch der druck des vorliegenden bandes — trotz der opferwilligkeit des Winterschen verlagcs — nur durch die hilfe der notgemeinschaft ermöglichen lassen); ein solches gedicht (*'Meum est propositum gentis imperite ...'*) wurde inzwischen in den *'Studi medievali'* abgedruckt, ein zweites (*'Cum declinent homines ...'*) wird an anderer stelle publiciert werden; zu wünschen wäre doch, dass der rest dieser gruppe geschlossen mitgeteilt und so der überblick über das zusammengehörige erleichtert würde.

Der gröste teil der hier vereinigten gedichte wurde in den 70er jahren des 12 jhs verfasst, nur zwei sind früher anzusetzen. zeitliche anordnung konnte indessen nicht durchgeführt werden; die inhaltlich und formal sich nahestehenden wurden zusammengestellt; die handschriftlich am besten bezeugten stehn voran; den schluss bilden die beiden, auch im ton verwanten gedichte, die seinem lebensende angehören. schon früh sind Walters dichtungen auch über die grenzen Frankreichs bekannt geworden: in Italien citiert ihn Henricus Septimellensis mehrfach; der aus nr 3 abgelöste hymnus *'Dum medium silentium ...'* erscheint bereits um 1200 in einer englischen handschrift. auf dem rechten Rheinufer sind seine verse weniger verbreitet gewesen.

Die arbeitsweise des herausgebers muss wider als schlechthin mustergültig bezeichnet werden; auf jeder seite bewundert man seine ungeheure belesenheit. und doch ist alles überflüssige fortgelassen; die ergebnisse sorgfältigster bemühung um die herstellung und das verständnis der texte sind in concentrirtester form gegeben; gerade die interessantesten stücke gaben oft schwierige rätsel auf, und in einigen fällen muss Strecker zugeben, dass völliges verständnis und beseitigung aller schwierigkeiten nicht zu erreichen war. die anordnung der ausgabe ist ähnlich wie bei den liedern von Sömer, klar und übersichtlich: jedem gedicht ist eine knappe inhaltsübersicht vorausgeschickt, was sehr zu begrüßen ist, da sich sonst bei einmaliger lectüre die meisten denkmäler dem verständnis kaum erschließen würden; denn diese texte bieten, wie gesagt, allerlei schwierigkeiten, um deren beseitigung sich der angehängte commentar bemüht, der außerdem die citate und parallelstellen aus der zeitgenössischen,

kirchlichen und klassischen litteratur anführt. auch die beigegebenen erläuterungen zur form (schema, tactwechsel, reimtechnik, hiat, wortspiele usw.) würde man ungern missen. für die textkritik ist die gesamte überlieferung verwendet; jedenfalls sind mir weitere textzeugen zu den abgedruckten stücken nicht bekannt geworden. der apparat bietet die vollständige varia lectio, unter sorgfältigster beachtung selbst scheinbarer kleinlichkeiten. die orthographie ist in der üblichen weise normalisiert; proben der hsl. orthographie sind in der einleitung zusammengestellt (s. XVIII f). mit der gesamten litteratur, soweit sie nicht völlig überholt ist, hat sich St. im commentar bzw. in der einleitung kritisch auseinander gesetzt. auf s. VII der vorrede werden weitere handschriften für die nrr 12 u. 33 der sammlung von Sömer mitgeteilt. das namenregister am schluss des bändchens enthält auch die namen der lieder von Sömer; das glossar (nur für die hier mitgeteilten stücke) verzeichnet die selteneren worte und charakteristischen wendungen mit großer vollständigkeit (auffällig: *nuper*, von der zukunft gesagt; aber doch wol einwandfrei); auch über wortspiele, die der dichter besonders liebt, findet man zusammenstellungen.

Ich gebe im folgenden eine kurze übersicht über die abgedruckten dichtungen: nr 1 (*Tanto viro locuturi...*), das am weitesten verbreitete gedicht, ist in 16 hss. überliefert, deren eine den text in starker überarbeitung bietet, die auf eine bzw. zwei weitere hss. eingewürkt hat. es ist die bitte an den papst um eine pfründe. interessant ist dass die überarbeitung, die sich nicht an den papst, sondern an ein größeres laienpublicum wendet, vermutlich vom dichter selbst herrührt. ein vergleich mit den abdrucken bei Wright und Müldener ergibt, dass der text bisher an zahlreichen stellen einfach unverständlich war. die 8 zusatzstrophen des Parisinus sind von Haureau zu unrecht für echt gehalten worden; sie sind sicher interpoliert. — nr 2 (*Propter Sion non tacebo...*), eine scheltpredigt gegen die römische curie, die unter dem bilde der gefahren des meeres (Scylla, Charibdis, Syrten, Syrenen usw.) dargestellt ist, dürfte bekannter sein, da sie u.a. auch in den Carm. Bur. zu lesen ist. sie erfreute sich im ma. großer beliebtheit (12 hss.) und wurde noch 1519 in Nicolaus Clemangis De corrupto statu ecclesiae abgedruckt, danach noch einmal 1600 in Joh. Wolf Lectiones memorabiles. str. 27 bietet einen anhalt für die zeitbestimmung: zw. 1171 u. 1175. der als besonders gefährlich geschilderte Franco scheint ein fingierter name zu sein. — nr 3 (*Ut membra convenient...*) ist ein besonders schwieriges, aber für die geschichte des gelehrten unterrichts wichtiges und bisher zu wenig beachtetes stück, eine art festrede an der universität Bologna. St. hält die angabe einer der 4 hss., dass die rede zuerst vor dem papst in Rom gehalten sei, aus einleuchtenden gründen für unwahrscheinlich. der vortrag behandelt das wesen der universität, der



‘domus Sapientie’; bisher sind nur bruchstücke dieser interessanten dichtung veröffentlicht worden. nach der vorrede werden — merkwürdig modern anmutend — die vier facultäten behandelt: artes (trivium, quadrivium), rechtswissenschaft, der die medicin angehängt wird (!), und theologie. auch die form ist bemerkenswert: eine mischung von prosa, metren und rhythm. der zwischen die prosastücke 34 und 36/37 eingeschaltete hymnus ‘*Dum medium silentium tenerent legis apices . . .*’ — bisher nach dem zeugnis der Darmstädter hs. 2777 als eigentum des Philipp de Grève angesehen — dürfte hier wol kaum interpoliert sein, sondern Walter vChat. zum verfasser haben; er steht nach Chevalier nr 25 778 auch in SGallen Stiftsbibl. 551, 49; nach der angabe des katalogs ist allerdings nicht zu entscheiden, ob es sich nicht um einen anderen ähnlich beginnenden hymnus handelt. — die nrr 4—7<sup>a</sup> gehören formal (sämtlich vagantenstrophen mit auctoritas) und inhaltlich (scheltpredigten bzw. satiren) zusammen. hier war es besonders mühsam, in das wirrsal der überlieferung (strophenausfall und -umstellung, zusammenwerfen verschiedener gedichte) klarheit zu bringen; der grad der verwirrung (Wright folgte in seinem abdruck gerade der schlimmsten hs.) lässt sich aus der von St. s. 59 ff gegebenen strophentübersicht erkennen. freilich hat sich auch trotz der säuberungsarbeit des herausgebers nicht überall ein klarer zusammenhang der strophen eingestellt. dieser abschnitt bietet folgende gedichte: nr 4 (*Stulti cum prudentibus . . .*), eine scheltpredigt aus anlass des bakelfestes, zunächst gegen die geistlichen (bes. simonie), dann gegen die geldgier, bes. der frauen, und etwas abrupt endend, gegen die sodomie. die wendung 26, 3 *prece vel precio* auch Comoed. Babionis (ed. Ermini) v. 66. nr 5 (*Multiformis hominum . . .*), in erster linie gegen die geistlichkeit aller grade gerichtet; auch hier ist der schluss unklar und in der überlieferung durcheinander geworfen und mit zusätzen versehen, die deutlich unecht sind. nr 6 (*Missus sum in vineam . . .*), die bekannte satire gegen die gelehrsamkeit, die armut und aufgeblasenheit zur folge hat: *Quid dant artes nisi luctum!* nr 7 (*Eliconis rivulo . . .*), handschriftlich sehr verbreitet und des öfteren gedruckt, gegen das schisma gerichtet; schon Böhmer setzte es vor dem concil von Tours (1163) an, somit das früheste der datierbaren gedichte Walters. nr 7<sup>a</sup> (*Inter curas hominum . . .*), gegen die allgemeine sittenlosigkeit, mahnung zur besserung, ist nur in einer hs. erhalten, wo sie ohne lücke an 5, 21 anschliesst. St. lässt es unentschieden, ob dies stück wirklich von dem dichter herrührt. — nr 8 ist — im gegensatz zu den 4 vorhergehenden gedichten — in vagant-str. ohne auctoritas abgefasst (*Fallax est et mobilis . . .*), eine bußpredigt, auf die nichtigkeit der welt hinweisend. die einzige Pariser hs. schreibt sie in der überschrift unserm dichter zu. — nr 9 (*Dilatatur inpii . . .*) wendet sich gegen die prälaten, besonders ihre habsucht (vag.-str.). — nr 10

(*Captivata largitas* ... vag.-str. + refr.) enthält eine klage über den verfall der largitas und probitas und die herschaft der pravitatis und cupiditas; die zusätze der beiden Cambridger hss. werden vom hrsg. für unecht gehalten. — nr 11 (*Felix erat studium* ... vag.-str.) beklagt den verfall der wissenschaften und der freiwilligen armut in einer zeit wo Simon die welt regiert. zum ersten male nach einer Oxforder hs. herausgegeben. 10, 2 *autem > aurum?* — nr 12 (*Baculare sacramentum* ..., nicht: *Bacissare*, wie öfter citiert, da Wright so druckte — *stabat-mater*-str.), ein allegorisch-satirischer vortrag zum bakelfeste, für das der dichter eine besondere vorliebe gehabt zu haben scheint (vgl. nr 4 u. 13); zum schluss ausfall gegen die leccatores. — nr 13 (*A la feste sui venuz* ... vag.-str. in lat.-franz. mischpoesie), im eingang dem von Wilh. Meyer edierten '*Quondam fuit factus festus*' ... ähnelnd, eine scheltpredigt, bes. gegen die höhere geistlichkeit, wobei nur ein freigebiger baculifer ausgenommen wird. nrr 4. 12 u. 13 (vgl. auch 14) interessant für die geschichte des bakelfestes, das häufig mit dem esels- oder narrenfeste verbunden erscheint. — nr 14 (*Ecce nectar roseum* ... vag.-str.) war bisher ungedruckt; es ist nur in zwei — mit einander verwanten — Oxforder hss. überliefert und bietet der interpretation einige schwierigkeiten. es handelt sich um die mystische deutung einer goldenen rose. Str. bringt es in zusammenhang mit der goldenen rose, die Alexander III am sonntag laetare 1163 dem könig Ludwig VII überreichte; vielleicht habe dieser vorgang dazu anlass gegeben, dem zu jahresbeginn für das narrenfest von der niederen geistlichkeit gewählten narrenpapse (in unserm ged. in Besançon) eine goldene rose in die hand zu geben; zur einföhrung dieser sitte könne das gedicht verfasst sein. — nr 15 (*Quis furor, o cives* ... mischung von prosa, metren u. rhythmien wie nr 3) gegen die schismaticer (vgl. nr 7), in den 70er jahren, doch vor 1178 gedichtet. — nr 16 (*Dum contemplor animo* ... vag.-str.) über die nähe des Antichristus und seine vorläufer; der dichter ist in einer vision zeuge einer versammlung von dämonen; den hauptinhalt bilden die reden des Antichrist und der beiden furien Alecto und Tisiphone. die beiden letzten gedichte fallen in die zeit seiner krankheit (lepra), die den tod herbeiföhrte. — nr 17 (*Versa est in luctum* ..., das einzige mit kunstvollerem formschema u. refr.) ist durch Johannes de Garlandia als Walters dichtung bezeugt; überlieferung nur in den Carm. Bur. der dichter sieht bei der allgemeinen verderbnis unter weltlichen und geistlichen fürsten das ende der welt nahen und wünscht sich den tod, um es nicht zu erleben. — nr 13 (*Dum Galterus egrotaret* ... *stabat-mater*-str., auch mit dem incipit: *Miserere mei, deus* ... [str. 2] beegnend), ein bußlied des kranken dichters.

Diese neue publication Streckers reiht sich ebenbürtig den nun schon recht zahlreichen früheren ausgaben mittellateinischer

dichtungen an. sehr zu bedauern wäre es, wenn er sich nicht zu der so notwendigen neuausgabe der Alexandreis Walters entschließen könnte, zu der er nach der langjährigen beschäftigung mit dem dichter wie kein anderer berufen wäre; vielleicht schenkte er uns dann auch ein zusammenfassendes bild vom leben und schaffen dieser eigenartigen dichterpersönlichkeit.

Göttingen.

H. Walther.

**H. Meier**, Zum reimgebrauch im Herzog Ernst D und bei Ulrich von Eschenbach. diss. Marburg 1930. 49 ss. 8°.

M. bestreitet die identität des vf.s des Ernst (E) und Ulrichs (U) und wendet sich dabei vornehmlich gegen das sprachliche kapitel meines buches über Herzog Ernst u. UvEschenbach (Lpz. 1929; hier abgek. Unters.), wobei er zumal da wo er selbst in die irre geht, vor den törichtsten unterstellungen nicht zurückscheut. mit welcher mechanischen äußerlichkeit er dabei verfährt, dafür einige beispiele: so erklärt es es für 'sehr auffallend', dass *leise* und *kyrieleison* bei U fehlen und entrüstet sich, dass dies bei mir nicht erwähnt sei; wie sollten denn diese den alten kreuzzugsgedanken des E unterstreichenden worte im Alex. (A) oder auch im WvW. (W) platz finden? ein 'beweis dafür, dass zwischen dem vf. des E und U kein individueller zusammenhang zu sehen sei' (s. 11), soll darin liegen 'dass (al)sus in A 27×, W 14× reimt und in E fehlt'; dass es in E nicht reimt (im vers ebenso häufig wie bei U), ist für jeden einsichtigen selbstverständlich, da lat. namen auf -us gänzlich fehlen (in A stehn über 70 namen auf -us im reim, wobei 26× *sus* aushelfen muss) und *hūs*, das zudem inhaltlich in E (5600 vv.) kaum eine rolle spielt, reimt U in A (28 000 vv.) nur 1×: *sus* (Unters. s. 77f). ebenso ist es verwerflich von mir, wenn beim vergleich der häufiger gebrauchten formwörter nicht für den E die absenz des in den 28 000 vv. des A 2× gereimten *jā*, 3× *ie*, 1× *nie* (bei 52 -*ie* und 94 für U neutralen *gie(nc)* : *fie(nc)*) erwähnt ist; dies könnte eher für als gegen indiv. zusammenhang geltend gemacht werden, wenn man vergleicht, dass im Iw. (8000 vv.) *ie* 7×, *nie* 8×, Er. (10 000 vv.) *ie* 9×, *nie* 23×, Parz. (25 000 vv.) *ie* 13×, *nie* 14× reimt. einen unterschied zwischen reim- und wortschatzbelegen scheint M. nicht zu kennen (s. 11 *alsam* etc.; zudem reimt in Ax *walten* 2×, *behagen* 0×, *viten* 1×!). völlig unzulänglich ist M.s polemik gegen die zwischenstellung von E zwischen A u. W (s. 7 ff): der empfang in Babylon ist in E ausschmückung nach dem der quelle nachgedichteten in A mit unleugbaren wörtlichen anklängen, und dass es E 2443 unorganisch ist, wenn bei der contrastierung des kalten und des warmen zulaufs einer idealbadeeinrichtung letzterem der zusatz gegeben wird: 'als ob er lau gewärmt war' (< A 9843), wird wol außer M. niemand bestreiten; ebenso wenig besagt

die willkürliche herausgreifung einzelner sprachlicher erscheinungen (s. 47 f). — Da M. nicht weifs, dass *wuot* praet. zu *waten*, stellt er es (s. 43) stets zu *wüeten* (*Candacis wüetet den tou!*); da er nicht weifs, dass *lide* alter pl. des m., behauptet er (s. 35), ich hätte die einzigen belege für *-e* im pl. n. übersehen, da er nicht weifs, dass auch das adv. stets *state* heifst, behauptet er (s. 42), ich hätte die unsichere natur des darauf reimenden *hate* verschwiegen (n.b. wenn ich auf s. 260 a. 4 auf die unsicherheit des *hêt* in E hinweise, hab ich es 'nicht mitgeteilt' — übrigens ist bei einem dichter, der *e : ê* reimt, sg. *hêt* nie sicher, erst recht nicht in W: *Nazarêt*); da er W 7877 *von wem ... mère* 'von wem sonst noch' nicht versteht, setzt er gegen den sinn *mære* (: *êre*) an, um so wie in A auch für W einen reim von *ê : æ* zu erhalten; da er *nemen ... in* E 4887 (die hs. differenciert wie stets *in : yn* pron.) nicht versteht, bestreitet er (s. 21) meine zahl für adv. *in*; da er nicht weifs, wann im mhd. (zumal bei U) der conj. stehn kann, bestreitet er (s. 41) schlankweg meine angaben und setzt für A 14 ind. *sie sîn* an, während tatsächlich nur 3023 u. 15 622 sichere ind. sind (entspr. für W, wo allenfalls 2710 zweifelhaft ist). was sollen, wenn ich erwähne dass für ind. 'wir sind' in A stets eine form, in W aber 3 gebraucht werden, die beiden belege von *sie wesen*, von denen das eine bestimmt, das andere (15 719, vgl. Behaghel Synt. III § 1307 IIIa, mit deutlich beabsichtigtem moduswechsel wie 8377. 8401) wahrscheinlich conj. ist? nur der mechanischen zählerei M.s kann es 'auffallend' sein, dass *sie sint* A 27×, E 3× (rein rechnerisch wären 5 zu erwarten!), W 31× (11 ist druckf.) reimt, wo doch *kint*, das in A 21×, in W 28× reimwort ist, in E inhaltlich keine rolle spielen kann, während in W die verlorenen kinder mit im mittelpunct stehn. ebenso kann es nur M. auffallen, dass dat. *mannen* in E 5×, A 2×, W 1× reimt: dat. pl. von *man* im reim A 3×, davon 2× flect., W 3×, davon 1× fl., E 8×, davon 5× fl., wovon jedoch 3 ausschliesslich durchs metrum beweisbar sind (: *dan(nen)*); durchs metrum beweisbare *mannen* kennt auch A sonst noch (vgl. bes. 19 273; daher 'u.ö.' Unters. s. 101); dass der pl. von *man* überhaupt in E (55×) viel häufiger ist als in A (61×) u. W (35×), ist naturgemäfs bestimmt durch die vorlage (*sine man* oft an gleicher stelle wie in Ernst B, wo pl. *man* 85× im reim, davon 9 *mannen*). da M. nicht sieht (s. 36), dass auch in E das flexionslose subst. part. begegnet (3760 *Ernst der wol gefieret : gezieret*; die ergänzung des in der lässigen hs. fehlenden *der* ist unbedingt sicher, da ein nomen proprium mit nachgest. adj. attr. ohne art. unmöglich), wirft er mir vor, eine mir bekannte differenz verschwiegen zu haben. um einen unterschied zwischen E u. U zu construieren, werden (s. 22 u. 36) die neutralen *-lich(e) : rîch(e)* im E als zweisilb., bei U als einsilb. (mit der hs.) gerechnet, während doch die beweisbaren eins. *lich* u. *rîch* in E (2×) denen in A (8×) an umfang genau entsprechen



(dagegen im W 7× so häufig als in A). die contrastierung bez. flect. und unfl. *stat* (s. 33 f) ist ein trugschluss: der fl. dat. ist in E wie im 10. buch des A (Ax) u. in W auf das attributlose *ze (an der) stete* eingeschränkt; hierfür in Ax neben 4 fl. noch 3 unfl., in W (wie in E) nur noch fl. (2×, nicht 6). ebensowenig lässt sich aus den formen von *erde* und *hant* (mir sind leider für die sw. bzw. fl. form in A die belege für Ax untergelaufen) ein gegensatz herleiten: in E steht neben 3 *erden* (811. 4059. 4771) der neutrale reim 1835 *daz man yn uff der erde(n) hat ymmer lieb und werde(n)*; da der flexionswechsel so im E wie bei U sonst nicht begegnet, ist hier wol das adv. gemeint (vgl. DWb. 6, 906 u.); fl. sg. *hende*, das in E fehlt (übrigens gewis nicht von den sonstigen fl. i-st. bei U u. E zu trennen, im gegensatz zur pluraldifferenz *henden* : *handen* (s. 46 f)), weist auch A im 8., 9. und 1. drittel des 10. buches (inhaltl. einschnitt bei 23681; 6000 verse) nicht auf, wol aber in sehr gleichmäßiger verteilung 8 gen. dat. *hant* (allenfalls also 'rückfall in der technik' des E). das zweifellose praet. *soltet* A 20811 (s. 46) ist durchaus von dem *ir solt* W 2592 zu trennen, da U irrealis *solde (sölde?)* nur auf entspr. *wolde* reimt, so dass man hier nach E 3607/9 das praes. erwartet und die deutung daher offen bleibt (Unters. s. 120. 126); zu *ir sult* A 5221 vgl. Toischers durch die unsicherheit des umlauts von *u* gerechtfertigte schreibung. dass in E der reimtyp *ër* (s. 20) schwach (1×, vgl. Unters. s. 56 f) und conj. *sî* (M. s. 41) (*sie sîn* Ax auch nur 2×) nicht belegt ist, wird den nicht wunder nehmen, der beobachtet, wie beides in A zurückweicht: im 5.—9. buch (8000 vv.) 27 *ër*, 13 *sî*, dagegen im 10. buch (7000 vv.) nur noch 10 *ër* und 5 *sî*; und dazu vgl., dass der typ *ër* in A 65×, in W nur 5×, *ërben* u. *iuwe(n)* je A 35×, W 3×, *iht* : *ieht* A 21×, W 1×, *inge(n)* A 47×, W 4×, *eip* A 29×, W 0×, *ielt* A 27×, W 0× und dass *bî* in A 62×, in Ax aber nur 5× (ganz entspr. in E 4×), in W wider 12×, *fri* A 37×, Ax 5×, E 2×, W 4× begegnet und dass Hartmann im Iw. (8000 vv.) *ër* 29×, im aHeinr. (1500 vv.) gar nicht, der Stricker im Dan. (8500 vv.) 22×, in v. 1—7000 des Karl (bearbeitung älteren textes wie E!) nur 5× verwertet; diese typen sind also vom wechselnden sprachstoff abhängig. dankenswert ist M.s hinweis, dass mir die 3 *gezalt* des W entgangen sind, wodurch Unters. s. 127 z. 13 in fortfall kommt, und dass (durch ein ärgerliches versehen bei der drucklegung) die contr. *slahen* U.s unerwähnt geblieben sind; sie sind aber doch nicht von den ja auch in E belegten contractionen nach kürze zu trennen; zudem stehn in Ax von 9 gesamtbelegen für *slahen* (21588. 22140. 22550. 22588. 22763. 23270. 24904. 25473. 26117) 3 contr. (1 uncontr.) im reim; in E finden sich 2 *slahen*, darf man da wirklich eine contr. form im reim erwarten? betreffs der sonstigen in E fehlenden dialektformen U.s vgl.: in Ax *hō(ch)*, *hōhe* 7×

(sonstige formen 3×) im vers, kein *hō* im reim trotz 38 -*ô* und 7 *hōch*; *hæhste(n)* 11× im vers, 1 *hæsten* im reim, in E *hō(ch)*, *hōhe* 2× (sonstige formen 7×) im vers, kein *hō* im reim bei 31 -*ô*, 2 *hōch*; *hæhste(n)* 6× im vers, keins im reim; formen von *bevelhen* in Ax 4×, in E 6× im vers, keine im reim; sind das wirklich differenzen in der technik? Ax 6 *gi(be)t* im vers, dementsprechend 4 *gīt* im reim; in E wird *gibet* nicht benötigt und steht nirgends im vers; muss man es da im reim erwarten? (vgl. im reim A 9 *pfliget*, kein *pflīt*, W 1 *pflīt*, Str. Karl 1 bis 7000 5 *gīt*, Dan. 0, Am. 1). zur aufzählung der in E fehlenden dialektischen reimtypen wie *or* : *ôr* vgl. nur die in W fehlenden *ir* : *ier* A 19×, E 2×, *os* : *ôs* A 9×, E 1×, *ahen* : *âhen* A 8×, wie überhaupt der zunächst vielleicht frappierenden absenzliste M.s (von den obigen modificationen abgesehen ist auch *û* : *uo* zu streichen, s. Unters. s. 77, *hôr*, *hoeste(n)* sind doppelt gezählt) bei anwendung von M.s princip ganz entsprechende für W wie für Ax zur seite zu stellen sind. die mechanische bausch- und bogenzählung ganz ungleichwertiger erscheinungen ohne jede rücksicht auf sprachstoff und auf entwicklung bzw. schwankungen von U.s reimsprache macht den dichter zu einer reimmaschine. das fehlen einer reihe entweder in A ganz sporadischer oder in Ax einen wandel durchmachender erscheinungen kann schlechterdings nicht als beweis gegen die identität geltend gemacht werden. ein dichter der eine reimbearbeitung eines älteren dt. textes vornimmt, steht nicht nur unter dem einfluss des sprachstoffes seiner vorlage, sondern er wird auch seine eigene reimsprache einer bewusteren controlle unterziehen und daher leicht manches was er sonst zulässt, meiden. von diesem gesichtspunct aus geht die übereinstimmung erstaunlich weit. anderseits reicht angesichts des wol erklärbaren, aber nicht als notwendig erweisbaren ausbleibens einzelner eigenheiten U.s die reimsprache, wie ich Unters. s. 125 betonte, nicht aus, einen identitätsbeweis zu erbringen, 'so groß die verwandtschaft auch ist' (M. s. 48); dieser ist vielmehr nur möglich auf grund der beobachtung, dass E in sprache, metrik und stil eine sehr weitgehende mittelstellung zwischen A und W einnimmt, die durch die versparallelen bestätigt wird.

Berlin.

Hans-Friedrich Rosenfeld.

**Carl von Kraus**, Über einige meisterlieder der Kolmarer handschrift. [SB. der Bayer. ak. der wiss., philos.-philol. und histor. kl., jahrg. 1929, heft 4.] — geh. 2 m.

CvKraus versucht seine kunst, mhd. texte bis ins letzte aufzuhellen, die sich an Reimars liedern so glänzend bewährte, dieses mal an einigen meisterliedern der Kolmarer handschrift, die in eingehender weise den bau der vom dichter verwerteten strophe erörtern. die arbeit setzt also den weg fort, den die abhandlung 'Die metrischen regeln bei Heinrich von Hesler und Nikolaus von Jeroschin' in der Festschrift für MHJellinek ein-

schlug. der verf. greift nr 33 in Frauenlobs 'goldenem ton' und nrr 82. 84 u. 85 in Regenbogens 'langem ton' heraus und deutet alle stellen die in der spitzfindigen sprache und dem krausen stil dieser gattung die metrische technik zergliedern, in scharfsinnigster und meistens unmittelbar einleuchtender weise, indem er zugleich dem verderbten texte durch ausgezeichnete besserungen aufhilft: vgl. z.b. 84, 50 *die zier der quaderante* und 85, 42 *der quaderante rîche zier*. besserungsvorschläge zu nr 31 und 32 s. s. 10 anm. 2.

Nr 33 erläutert genau die stellung der kleb- und der endreime im 'goldenen ton'. die merkervorschrift IV 8 ff, zur controlle die reimzeilen des abgesangs und der stollen paarweise zusammenzuschreiben, erklärt in überraschender weise die sonderbare zeilenabfolge in den bruchstücken E der Virginal.

Nr 82 zerlegt die strophe des 'langen tons' in 6 teile und stellt die silbenzahl jeder stollenzeile, sodann summarisch die der folgenden zeilengruppen fest. nr 84 enthält ein rätsel, in dem diese 6 teile so angeordnet gedacht sind, dass sie ein abbild des kreuzes mit dem daran festgenagelten Christus ergeben. nr 85 liefert die auflösung dieses carmen figuratum.

Die abhandlung führt aber zuletzt über die geistreiche deutung meistersingerischer künstelei hinaus zu beobachtungen von grundsätzlichem werte. den ausdruck *verborgen rîme* 82, 17 bezieht der verf. zweifellos mit recht auf die reimresponionen, die der dichter also mit vollem bewusstsein gebraucht. auch die waisen werden gerne mit einem reim derselben strophe oder anderer desselben liedes gebunden, was an den parallelen brauch Reimars oder Neidharts gemahnt. so werden wir CvKraus gerne zugeben, 'dass die künstelei der meistersinger noch manches licht auf die kunst der minnesinger werfen kann'.

Zum schlusse möchte ich von druckversehen einige richtigstellen, die das verständnis des lesers stören: s. 13 ist in 82 III nach 16 *nû hort, ir herren, überal* eine zeile ausgefallen: *swer mirz ûz rîhet, der ist nîht ein tôr*. — s. 15 werden die 2 löcher im querbalken des kreuzes versehentlich mit 14 h (links) und 23 h (rechts) angegeben: richtig steht s. 19 oben 13 g und 22 g. — s. 20 unten lis statt III 4 ... III 8 umgekehrt 8 ... 4.

S. 5 z. 16 scheint mir *den drîzehend* unhaltbar; ich denke an *drîzehen* (mit K) und halte *den* vorher für irrig. — s. 13 ist zu VI 28 silben (*ân zwô drizic*) nachzutragen. — s. 18 hat vKr. in 84 II 10 gegen die hs. und Bartsch mit rücksicht auf z. 9 *der solt ir underscheiden mich den gen. der frûhte und ouch des holzes hergestellt*; zu 9 ist aber m.e. auch schon 8 zu construieren und daher zu lesen *des holzes und der gnâden rîchen spise*; der eingang wurde nach z. 13 *daz holz und ouch* geändert.

Wien.

Edmund Wiessner.

Die rede von den 15 graden. rheinische gottesfreunde-mystik (!).  
 von dr **J. B. Schoemann S. J.** [= Germanische studien heft 80].  
 Berlin, Ebering 1930. 97 ss. 8.

Dass die Lilie (hg. von PWüst 1909) und die rede von den Fünfzehn Graden den gleichen verfasser haben, war seit langem angenommen, doch musste eine tiefere begründung bisher ausstehn, da von den Fünfzehn Graden nur Dolfels auszüge aus der Prager hs. (P) in der Germ. 6, 144 zur verfügung standen. John Meier hatte vor jahren abschrift von P genommen, diese ausgeliehen, ohne sie später zurückzuerhalten. auf eine zweite Berliner (B) hs. aus der bibliothek des frhrn v. Arnswaldt konnte ich gelegentlich aufmerksam machen. Schoemann hat nun noch eine hs. aus dem Haag (H) und eine hs. im besitz des vor kurzem verstorbenen prof. Schleussner (S) ermittelt. eine ausgabe haben wir von Jos. Quint zu erwarten. von den vier hss. kommt P der urschrift am nächsten. über anlage und inhalt beider gedichte wird sorgfältig berichtet und wahrscheinlich gemacht, dass für die FG. zwei fassungen in frage kommen, eine kürzere, vielleicht für schwestern bestimmte, aus der S ein auszug wäre, während PBH eine zweite, erweiterte fassung vertreten. als vorlage für die lilienallegorie wird die dem h. Bernhard fälschlich zugeschriebene Vitis mystica erwiesen und durch zahlreiche parallelen veranschaulicht; daneben aber stehn mehrere stellen wo beide texte von einander abweichen, und einschübe die gelegentlich wol des h. Bernhard predigten verwenden, was weiter zu verfolgen sein wird. schon die Vitis spricht vom zusammenziehen und vereinfachen der gedanken zum zweck leichteren verstehns bei den virgines. der deutsche bearbeiter gieng darin noch weiter und schrieb wol für weltleute, nicht für nonnen, wie ich früher mit Wüst angenommen hatte (s. 39 anm.). die FG. — auch sie benutzen gelegentlich die Vitis mystica (s. 49) — folgen dem Hohenliede bis cap. 2, 7; es klingen fast auf jeder seite gedanken aus Bernhards berühmten homilien über das Hohe lied an, freilich ohne dass der aufstieg der seele auf fünfzehn stufen sich dort fände; die 15 gradualpsalmen (119 [120] bis 133 [134]) kommen nicht in betracht. welchen Hohelied-commentar der deutsche dichter benutzt hat, muss, wo so mancher dieser commentare noch in unsern bibliotheken ruht, zunächst eine offene frage bleiben. die fünfzehn stufen finden sich in der gleichen reihenfolge auch in Brun vSchonebecks Hohenliede 12 120 ff, wie Sch. s. 43 zeigt, doch besteht keine nähere beziehung zwischen beiden. eine gemeinsame, von jedem selbständig benutzte lat. quelle ist anzunehmen. gedankengänge Bernhards und seiner schule lassen sich auch hier verfolgen (s. 50 ff). anklänge an ältere und gleichzeitige dichtung (s. 54 ff) sind kaum wahrnehmbar; gewisse übereinstimmungen finden ihre erklärung in der geistesverwandschaft ihrer verfasser, sind gemeingut der prediger und geistlichen



dichter. — Über die abfassungszeit beider werke giengen die ansichten früher auseinander: wir dürfen sie jetzt mit bestimmtheit in die zweite hälfte des 13 jh.s setzen, weniger wegen der in der reimprosa geübten technik, wol aber wegen des inhalts: die wertung des mystischen erlebnisses, des beginnens, des gottesfreundschaftsbegriffes, des herz-Jesugedankens, auch kunst- und rechtsgeschichtliche erwägungen sprechen dafür; von der speculativen Eckhartmystik blieb der verf. noch unberührt. als heimat ist der Niederrhein, vielleicht Köln anzunehmen: P war im 15 jh. in rheinischem besitz, BH weisen in die Niederlande; diese aber standen gerade mit Köln im 13/14 jh. in regem verkehr. der abschnitt über den verf. als schriftsteller und stilisten (s. 66 ff) ist vortrefflich gelungen: am h. Bernhard, der seinen zeitgenossen als glänzender stilist galt, hatte er ein vorzügliches litterarisches vorbild. Sch. hat die stilformen des dichters, der vielleicht ein prämonstratenser war, nach dem *delectare, docere, movere* der alten rhetorik geordnet und an geschickt ausgewählten beispielen veranschaulicht. er ist aber auch in seiner charakteristik — seine theologische schulung liefs ihn dafür als besonders befähigt erscheinen — dem menschen gerecht geworden und bringt ihn uns nahe als eine lebendige persönlichkeit, eine persönlichkeit von hohem schwung und tiefem gemüt; der mystischen gedankenwelt in den FG. schenkt Sch. besondere beachtung und stellt sie als affective mystik der speculativen meister Eckharts gegenüber. — Beiträge zur mystikersprache im anschluss an Grete Lüers buch über MvMagdeburg beschliessen die nach allen seiten hin fördernde, auch vier schriftproben bietende studie. möchte nun aber auch die verheissene ausgabe des FG. durch JQuint uns nicht zu lange vorenthalten bleiben! — Gelegentliche druckfehler wird der leser leicht bessern: s. 3 die sowol in L als in P belegte form *gelichsemere* (*hypocrites*) bleibt doch sehr auffallend. — s. 5 die hs. P gehörte einst den schwestern in der klause zu Kamp, gegenüber Boppard: ich habe Niederd. Jahrb. 37 (1911), 21 weitere hss.-bestände aus gleichem besitz verzeichnet; s. noch Wackernagel Kirchenlied II 656 nr 847.

Halle.

Ph. Strauch.

Höfische kultur von Hans Naumann und Günther Müller [Vierteljahrsschr. f. literaturwissensch. u. geistesgesch. buchreihe bd 17]. Halle, Niemeyer 1929. VI u. 158 ss.

Ritterliche standescultur um 1200 und höfische cultur der barockzeit werden in diesem buche (das aus Davoser hochschulvorträgen hervorgegangen ist) nebeneinander gestellt, ohne billige parallelensucht, ja ohne pointierte herausstellung auch der schlagenden analogieen. nur die aufgabe die sich beide teile stellen, ist die gleiche: die darstellung soll nicht eigentlich culturgeschichtlich sein, sie hat es nicht mit den höfen als solchen zu tun, die heimstätten der hier geschilderten cultur waren; was

erfasst und klar gemacht werden soll, das sind nicht historische verhältnisse, sondern anschauungen, geistige triebkräfte und wer-tungen, die auf höfischem hintergrund und durch die allgemeine annahme eines aristokratischen lebens- und kunstideals eintreten musten. die letzte frage gilt beiderseits der auswirkung in der schönen litteratur.

Die position der beiden vff. ist dabei etwas ungleich; höfische cultur der Stauferzeit, das ist eine gemeingültige, ja fast abgegriffene vorstellung, und so konnte es sich nur um noch-malige, sehr sorgfältige beackerung eines vieldurchpflügten gebietes handeln. Naumann schildert denn auch seine 'klassische' periode mit ruhiger abklärung und in einem darstellungsstil, der selbst in neuen schlagworten und behauptungen klassische *mâze* anstrebt. Günther Müller steht offenbar unter dem starken gefühl, dass er für den von ihm vertretenen gedanken erst werben müsse, er ist sich bewusst neuland zu erschliessen, und er tut es mit weitem ausholen, großer geste, starkem gelehrtem aufgebot auch in eigenrichtigen neuformulierungen, sodass man hier von einer art barocker stilgebung reden könnte. beiden teilen kann man also nachrühmen, dass sie ihrer aufgabe gleich stilvoll gerecht werden, und beiden verdanken wir gleich erfreulichen gewinn.

Die cultur der Stauferzeit ist höfisch, der begriff 'höfischkeit' erschließt sinn und grund ihrer weltanschauung und ihres formwillens in leben und dichtung. es ist Naumann gelungen, von diesem gesichtspunct aus ein gesamtbild von starker eindringlichkeit zu entwerfen, dessen idealistische einseitigkeit nicht seine schuld ist. auf wolgebahnten pfaden beginnend — die darlegung des ritterlichen tugendsystems bekennt sich wie selbstverständlich zu Ehrismann — vermeidet die untersuchung in dem abschnitt über die höfische liebe neuere irrwege (namentlich dort wo sie scharf scheidet zwischen liebesdichtung und minnesang) und schreitet vor zu einer allseitigen und lichtvollen darstellung von minnelehre und minneleben, wie wir sie noch nicht besitzen; die geschmackvolle discretion dieses abschnittes nimmt auch dem seitenblick auf die antike knabenliebe alles verletzende. — Nur an einer stelle erschwert sich Naumann für mein empfinden die einsicht in das werden des minnesangs, in seiner wunderlichen einreihung des Kürenbergers, der als erste reactionerscheinung gegen die überreibungen des sich eben ausbildenden frauen-dienstes gewertet wird.

Sein eigenstes sucht der vf. im dritten abschnitt zu geben. höfischkeit, so formuliert N. hier, ist in erster linie form, und er sieht deren übermächtige wirkung darin begründet, dass dem menschen jener zeiten noch nicht die rationale trennung von form und inhalt aufgegangen ist, sondern die form noch eine art von magischer bedeutung hatte, die gerade erst begann sich zum symbolwert abzuschwächen. der gedanke ist fruchtbar deshalb weil er viele culturelle und künstlerische erscheinungen des mittel-

alters vor dem uns vielleicht naheliegenden vorwurf der schnöden maskerade und hohl gewordenen convention sicherstellen kann. er wäre nach dieser richtung hin sicherlich noch des ausbaus fähig, während mir manche anwendungsmöglichkeiten, die N. hier selbst noch andeutet, weniger einleuchten. ich kann nicht finden, dass durch seine these entscheidend neues zum verständnis der menschen des Iwein und des Parcival gewonnen ist (s. s. 39/41). Laudines bruch mit dem gatten, der den letzten zeitpunct des schwer abgerungenen urlaubs freventlich überschreitet, entspringt nicht der halbkindlichen argumentation des noch formgebundenen menschen ('wer die form—pünctlichkeit nicht hat, hat auch nicht den inhalt—treue') sondern absolut zeitloser frauenpsychologie. auch die übertreibung des glaubens an die formmagie mach ich nicht mit: ein mehrstrophiges lied hat nach N. genügenden zusammenhalt dadurch dass eben alle strophen dieselbe form aufweisen, nach einem zusammenhängenden gedankengang braucht daneben nicht gesucht zu werden (s. 36). *'Mîne zît, hân ich die verlorn, daz ist mir leit'*, müste dann mancher interpret Morungens, Reimars und Walthers klagen!

In dem abschnitt über höfische religion kann N. manche früher von ihm erarbeitete erkenntnis verwerten, das beste sagt er aber dort wo er von der religiosität der höfischen dichter den blick hinüberlenkt zu der religiösen bildenden kunst. verdunkelnden modernen (oder bis vor kurzem modern gewesenen) einschnürungen zum trotz wird betont, dass die kunst der Naumburger und Bamberger plastiker im höchsten grade höfisch und, an dem landläufigen zerrbild gemessen, völlig ungotisch ist. es ist sicher zufall, muss aber doch zu denken geben, wenn man GMüller ein paar dutzend seiten später ganz genau entsprechende kritik an dem schiefen barockbegriff von heute üben sieht: die barocklitteratur ist ihm höchstens auf kurze strecken wirklich 'barock' (s. 103 f).

Der schlussabschnitt gilt der dichtung. er überrascht durch eine originelle gruppierung der 2. hälfte des 12 jhs: hie Welf, hie Waibling! der eigentlich höfischen poesie, die erst um 1200 zu der poesie schlechtthin wird, stellt N. eine altmodische, vorhöfische schicht gegenüber, deren abweichende haltung sich durch ihre beziehung zum Welfenhof erklärt. sicher waren die Staufer der modernen dichterischen richtung wolgesinnt und die vertreter des litterarischen fortschritts haben sich um sie geschart. bestand und chronologie der welfischen gruppe aber baut sich auf jüngste litterarhistorische hypothesen auf, deren tragkraft nicht unbedingt verlässlich ist. sie steht und fällt mit der neuen datierung des Rolandsliedes und mit Panzers theorie über die entstehung des Rother. diese rückständige welfische litteratur soll aber nicht nur die folie für die staufische hochblüte bilden; der wissende leser erkennt hier leicht eine neue phase in N.s unermüdlichem kampf gegen den spielmann. nicht nur ist der vf. des Rother

kein spielmann, auch sein stil ist nicht spielmännisch, sondern eben 'welfisch'. aber seine nächsten stilistischen verwanten heißen nun einmal nicht Rolandslied und Ernst, sondern Salman, Orendel usw., und man beseitigt diese stilverwantschaft nicht, indem man an ihr vorbeisieht. ich fürchte, es ist hier wider ein fehlschuss auf Naumanns erbfeind abgegeben worden. aber das verschlägt nicht viel, er hat mit seiner schönen abhandlung über die höfische cultur oft genug ins schwarze getroffen.

Ist auch Günther Müller von der spielmannsfeindschaft angesteckt? er sagt s. 92, um 1200 gebe es 'nur kleriker und ritter als kulturfaktoren'. nun sind culturfactoren und litteraturträger ja nicht schlechthin identisch, aber der verdacht mangelnder gerechtigkeit gegen den litterarischen dritten stand jener zeit erhebt sich auch hier.

Nun, das wesentliche ist wie Müller seine eigene periode ansieht, und da ist er sicher auf der rechten spur. er möchte nicht dem leser suggerieren, die barockcultur sei höfisch gewesen, oder auch nur, sie habe ihr wertvollstes und eigentliches dasein in höfischer sphäre geführt. was er überzeugend darlegt ist vielmehr nur das eine: gewisse stileigentümlichkeiten, die am barock schon früher aufgefallen sind, und die man als heroisch repräsentativ bezeichnete, wol auch gebläht, bombastisch, opernhaft oder wie sonst gescholten hat, sind genetisch betrachtet höfische züge. die buntheit des litterarhistorisch-culturellen gesamtbildes des 17 jh.s kommt bei M. völlig zu ihrem recht, die starke rolle des bürgerlichen elements übersieht er nicht. aber er steckt innerhalb dieses gesamtgebietes eine höfische sphäre ab, und es gelingt ihm, herkunft, werden und geltungsbereich der darin herrschenden tendenzen zur klarheit zu bringen.

Sein verfahren ist zunächst deductiv; er geht aus von Opitzens tragödiendefinition und zeigt, dass das tragische für das 17 jh. nur im bereich social sehr hochgestellter personen denkbar war. die tragödie ist also eine höfische gattung gewesen, nicht in dem engen sinn dass sie nur auf höfischem boden gedieh, sondern in einem viel weiteren: sie ist in ihren grundvoraussetzungen höfisch empfunden. ähnliches gilt vom heroischen gedicht und vom grofsen staatsroman. M.s nächste frage ist: wie erklärt sich aus dem Deutschland des 16 jh.s, dessen cultur und dichtung zunächst so unhöfisch wie möglich ist, das 'unentrinnbare heraufziehen der höfischen idee in den culturführenden schichten' (s. 116)? — die er ja nach s. 91 nicht mehr in den städtischen schulmeistern und pastoren verkörpert sehen kann. mit recht lehnt er eine rein 'geistesgeschichtliche' erklärung dieses vielverschlungenen werdens ab; das politische und wirtschaftliche übergewicht der habsburgischen länder ist ihm vielmehr das ausschlaggebende. hier wird auch zugestanden, dass diese art höflichkeit importiert, im letzten grunde undeutsch ist — was schon bei der starken abwehr des verdachts französischer einflüsse



s. 95 ff stärker zu unterstreichen gewesen wäre. die ganze anti-reformatorische cultursphäre der Habsburger ist welschen, letztlich spanischen ursprungs und also, trotz M.s protest, doch eine folge deutscher ausländerei. denn er stellt ja selbst richtig fest: der einfluss dieser gewaltigen prunkvollen repräsentationsentfaltung ist so grofs gewesen, dass auch die bürgerlichen culturformen der barockzeit vielfach als gesunkenes spanisches hofceremoniell zu gelten haben, was dann auch seine nutzanwendung auf die poesie findet. an zwei sehr guten beispielen zeigt M. im einzelnen, wie sich in geschmack und sittenlehre die abwendung vom deutschbürgerlichen ideal zur spanischen grandeza des äufseren auftretens und des poetischen stils vollzogen hat: an dem siegeszug der Amadisromane und an der starken einwirkung des Guevara.

Die noch folgenden abschnitte nähern sich am meisten der betrachtungsart Naumanns an und werfen auf sie auch einen gelegentlichen seitenblick, ohne aber in eine vergleichende wertung der malichen *máze* und des barocken stoicismus, der 'weitaufgeschlossenen duldsamkeit' des 13 jh.s und ihres widerspiels im 17 einzutreten, was auch leicht zu schiefeiten geführt hätte. wie im ersten teil werden die leitideen Gott, tugend, eros untersucht und ihre specifisch höfische abwandlung aufgezeigt. auch hier macht ein kapitel 'dichtung' den schluss, das aber die erwartungen nicht ganz erfüllt. es lenkt in die bahnen des ersten kapitels zurück und bietet aus den 'grofsgattungen' des jh.s, staatsdrama und staatsroman, einige minder landläufige beispiele für ausgesprochen höfische haltung und stilform.

Dafür ist dieser abschnitt reich an allgemeinen bemerkungen. besonders eifrig ist M. bestrebt, die litteratur die ihn hier interessiert, der subjectiv ästhetisierenden beurteilung zu entrücken und rein objective mafsstäbe für sie zu erzwingen. seine dreiteilung: Gebrauchslitteratur, Repräsentationslitteratur, Expressionslitteratur (s. 137) ist eine der glücklichsten prägungen die ihm gelungen sind, und kann der betrachtung auch anderer epochen zugute kommen. aber auch dieses eifrige verstehnswollen sollte seine vernünftige grenze finden, und es scheint mir übertrieben, der abfälligen kritik auch vor den letzten werken der gewerbsmäfsigen gebrauchslitteratur ehrfürchtiges schweigen zu gebieten (s. 138). darf die betrachtung des 'wortkunst'werkes die grenze gegen das handwerk oder auch nur kunstgewerbe nicht ziehen?

Im übrigen bekenne ich gerne, dass ich mich der abhandlung M.s gegenüber vorzugsweise lernend verhalten habe. das doppelwerk zweier so gewiegter kenner ihrer epochen bedürfte eigentlich zweier recensenten. aber wie Naumann dem litteraturhistoriker des ma.s, so hat Müller sicher auch dem specialisten des barock viele neue gesichtspuncte und reichen stoff zum nachdenken gegeben.

Tübingen.

Hermann Schneider.

**Hans von Müller**, Zehn generationen deutscher dichter und denker. Berlin, Frankfurter verlagsanstalt 1928. 138 ss. 8°. — 3,50 m.

Hans von Müller legt hier als ergebnis langjähriger bemühungen und erfahrungen eine liste vor, in der er 1539 deutsche denker und dichter der letzten 332 jahre in zehn generationen einteilt und diese nach bedarf noch einmal in gruppen zu 7—8 und diese wiederum in teilgruppen zu 3—4 jahrgängen ordnet. man konnte die gruppierung auch anders vornehmen. M. hat es selbst schon anders probiert, die jetzige fassung ist das letzte ergebnis seiner versuche.

Die geschichtsphilosophischen voraussetzungen sind nicht grundsätzlich herausgearbeitet. zu grunde ligt hier nicht allein die seit jeher geläufige, z.b. von Dilthey erneut zu bewusstsein gebrachte und in die geschichtschreibung eingeführte einsicht, dass das auftreten neuer ideen oder lebensstimmungen stofsweise erfolgt, indem plötzlich eine enge gruppe oder auch eine breite schicht junger menschen von ihnen erfasst wird, wie wir es in der frühromantik, dem jungen Deutschland, dem naturalismus sehen, sondern darüber hinaus die vorstellung, dass solche neuen bewegungen erstens mit periodischer regelmässigkeit auftreten und zweitens wirklich ausnahmslos alle angehörigen der gleichen geburtsjahrgänge erfassen. jenes ist eine allgemein anerkannte und praktisch ständig angewandte einsicht, die beiden letzteren behauptungen bedürfen erst noch der prüfung. es handelt sich dabei nämlich einmal um das problem der geschichtlichen periodik, die frage, ob sich im auftreten der generationsstöße eine chronologische gesetzmässigkeit aufweisen lasse. Scherer hat sie bekanntlich bejaht und seiner litteraturgeschichte eine grofsartige rhythmik von 'blüte' und 'verfall' zu grunde gelegt. aber seine hypothese hat gewisse ethische und ästhetische wertungen zur voraussetzung, die wir heute nicht mehr ohne weiteres aufrecht erhalten. wenn man nach einer wissenschaftlichen begründung für eine solche periodik suchte, konnte sie nur in dem biologischen wechsel von vättern und söhnen gefunden werden. Ottokar Lorenz hat damit seinerzeit seine generationenlehre gestützt. ihm schliesst sich M. in der praxis an. aber meines wissens hat die biologie für diese hypothesen noch keinerlei exacte grundlagen geliefert. dazu müsten erst zwei dinge unter beweis gestellt werden: erstens dass die generationsspanne wirklich in allen zeiten bei allen völkern und in allen socialen schichten constant ist, wogegen starke zweifel möglich sind, und zweitens müste erklärt werden, warum sie (bei M.) ausgerechnet 33 jahre im durchschnitt ausmachen soll. man muss sich klar machen, dass bei einem anderen ansatz (etwa 32 jahre) sich im lauf von zehn generationen die grenze schon um 10 jahre verschieben, die zusammensetzung sich also völlig ändern würde. der verfasser

wird darauf allerdings antworten, er habe seine gruppen empirisch gebildet nach objectiv vorhandenen zusammenhängen, ihre wissenschaftliche erklärung müsse er dem biologen und dem geschichtsphilosophen überlassen. aber praktisch zeigen ja seine eigenen früheren versuche, dass empirisch sehr wol auch andere gruppierungen möglich und einleuchtend sind. die gefahr der willkür ist also keineswegs ausgeschaltet.

Denn es ist nicht so dass die gruppen nicht restlos überzeugen. M. versucht zwar in einleitenden bemerkungen jedesmal die gemeinsamen generationsmerkmale herauszuarbeiten, aber das gelingt schon kaum in den an sich schon schärfer articulierten jahrzehnten zwischen sturm und drang und romantik, später hat es meist bei der charakteristik einiger namhafter vertreter sein bewenden. am ende gibt es so viele ausnahmen: epigonen, vorläufer und aufsenseiter, dass als charakteristische generationsvertreter nicht mehr viele übrig bleiben. in der tat, was sollen — ich greife willkürlich heraus — schriftsteller wie Hamann, Sophie La Roche, Hafner, Nicolai, Sonnenfels, Wieland, Ulrich Bräker, Willamov, Pfeffer, Gerstenberg, Thümmel, die M. in eine gruppe einreihet, über das allgemeinste hinaus gemeinsam haben?

Will man auf den begriff der generation in der geschichtsschreibung nicht völlig verzichten, so muss man meines erachtens eine wesentliche einschränkung vornehmen. das princip erweist seine fruchtbarkeit erst wenn man es von der chronologischen starrheit befreit. man kann nicht einfach sozusagen mit dem lineal einen querschnitt ziehen und alle angehörigen des gleichen jahrgangs auf die gleiche linie stellen. vielmehr wird man, besonders in den älteren zeiten, den zusammenhang des geburtsjahres durch andere zusammenhänge durchkreuzt, ja aufgehoben finden. geistige und künstlerische bewegungen entstehn nur selten an allen orten gleichzeitig, sondern fast stets an einer bestimmten stelle, und bewegen sich von dort aus weiter in der horizontale als landschaftliche ausbreitung, in der verticale als sociales 'absinken'. bis die bewegung in die entfernteste provinz in die unterste schicht gedrungen ist, braucht sie zeit: jahre, jahrzehnte. der jahrgang der in der mitte eines historischen kraftfeldes ligt, ist also dem jahrgang an dessen rande stets um eine grössere spanne, sagen wir einmal zehn jahre, voraus. dann entspricht ihm geistig also nicht der chronologisch gleichzeitig, sondern der zehn jahre später geborene jahrgang an der peripherie. natürlich vollzieht sich das in der wirklichkeit nicht so schematisch, sondern wesentlich verwickelter, aber vorgänge wie das vordringen der Berliner aufklärung nach Wien mögen vielleicht verständlich machen was gemeint ist, wenn wir den unterschied zwischen chronologischer und geistiger generation betonen. die geltung der generationseinheit ist also beschränkt durch die anderen

wirkenden einheiten wie landschaftlicher culturkreis, gesellschaftsschicht, weltanschauung, kunstgattung u.a.

Diesen wirkungen nachzugehen und damit zu experimentieren, dafür sollte man M.s tabellen auswerten. daneben müssen ihnen noch einige kleinere verdienste zuerkannt werden: man hat hier ein zuverlässiges lexicon der geburts- und todesjahre der neueren deutschen schriftsteller und zweitens ein sehr brauchbares einstweiliges register zu Goedekes grundriss. vielleicht werden auch manche M.s vorschlag aufgreifen, ihre bibliothek nach geburtsjahren zu ordnen.

Berlin.

Richard Alewyn.

Probleme der deutschen barockliteratur von **Karl Viëtor**. [Von deutscher Poeterey bd 3]. Leipzig, J. J. Weber 1928. 93 ss. 8°. — brosch. 6 m.

Dies wertvolle und anregende buch ist die erweiterung und vertiefung eines aufsatzes, der bereits im 14. jahrgang der Germanisch-Romanischen Monatsschrift, 1926, s. 145 ff u.d.t. 'Vom stil und geist der deutschen barockdichtung' erschienen ist. die vorgetragenen gedanken sind also an sich nicht neu. trotzdem ist es höchst verdienstvoll, dass der verfasser sie in ihrer jetzigen gestalt nochmals vorlegt. denn es handelt sich hier um die in unserer zeit immer mehr durchdringende vollkommen neue auffassung des barockproblems. wie schon die fassung des titels andeutet, will das buch den ganzen stoff nicht abschliessend behandeln, sondern es will den weg aufzeigen auf dem die forschung weiterzugehen hat. demgemäfs beschränkt es sich auf einige besonders hervorstechende erscheinungen, die in vier verhältnismäfsig selbständigen kapiteln und einem anhang abgehandelt werden.

Das 1. kapitel 'Über den stil der deutschen barockdichtung' ist im wesentlichen eine auseinandersetzung mit Fritz Strichs richtungsgebender untersuchung über den lyrischen stil im 17 jh. (Abhandlungen z. dtschn literaturgesch. Franz Muncker dargebracht, 1916), wobei V. bei aller anerkennung der bedeutung dieses aufsatzes doch vielfach zu andern resultaten kommt. so weist er z.b. nach, dass die worthäufung, die Strich als ein hauptcharacteristicum des dichterischen barockstils bezeichnet, durchaus nicht dem barock eigentümlich ist, sondern schon viel früher vorkommt. im zweiten kapitel 'Entwicklungsstufen der deutschen barockdichtung', unternimmt es der verfasser — wiederum gegen Strich, der die barockdichtung allzusehr als einheitliche erscheinung auffasst —, die unterschiede der einzelerscheinungen festzustellen, ehe das gemeinsame gestaltungsprincip erfasst werden kann. die barockdichtung ist gesellschaftsdichtung und daher ihrem wesen nach rational und conventionell (der letzte ausläufer dieser dichtungsart ist die anakreontik!), daneben



aber entsteht innerhalb der barocken formenwelt eine ganz anders geartete, nach subjectivem seelenausdruck strebende irrationale dichtung. die rationale richtung führt zur aufklärung, die irrationale ist der mutterboden auf dem später die romantik erwachsen ist.

Das hauptkapitel des buches, dem umfang und inhalt nach, ist das dritte, 'Mystik und litteratur'. Jakob Boehmes bedeutung für die schlesischen dichter, die zum kreise der mystik in beziehung stehn, wird — teilweise im gegensatz zu Nadler — aufgedeckt und abgegrenzt. besonders Gryphius wird eingehend behandelt und die mystische grundstimmung seiner lyrik trotz aller zur schau getragenen kirchlichen orthodoxie betont. im gegensatz zu dieser vorpietistischen barocken mystik, deren subjectiver erlebnisinhalt im pathos seine ausdrucksform findet, steht der intellectuelle barocke gesellschaftsmensch, dessen typus Harsdörffer ist. hier liegen die anfänge der aufklärung. bemerkenswert ist bei den vertretern dieser art des barock die neigung zu einem irenischen synkretismus und zu religiöser toleranz. der verfasser weist in diesem zusammenhang auf die bedeutung des religiösen erbauungsbuches für das geistige leben des 17 jhs hin — ein bisher noch wenig bearbeitetes, außerordentlich fruchtbares feld — und bemerkt, dass gerade die protestanten des deutschen barock die erbauungsbücher aus allen religiösen lagern kannten, benutzten und übersetzten. als apostel der toleranz erscheint in diesem zusammenhang Zesen, dessen Adriatische Rosemund mit ihrer behandlung des mischehenproblems und der darstellung der tragischen folgen religiöser unduldsamkeit hier noch hätte erwähnt werden können. eine weitere bemerkenswerte erscheinung ist die barocke naturphilosophie, die in dem Paracelsusjünger Paul Fleming besonders deutlich zum ausdruck kommt. die dritte phase des barock ist neben der mystischen und gesellschaftlichen die galante dichtung, die in Hofmannswaldau ihren hauptvertreter hat, und deren formverwandschaft mit der mystischen erotik nicht zu verkennen ist.

Das 4. kapitel beschäftigt sich mit dem lange verschütteten problem der sprachgesellschaften. der verfasser rechnet energisch mit Ludwig Keller ab, der in den sprachgesellschaften freimaurerische geheimbünde witterte (verschiedentlich in den Monatsheften der Comeniusgesellschaft und anderswo), betont dann aber, dass die bedeutung dieser gesellschaften allerdings über den engeren litterarisch-sprachlichen zweck hinausgeht. in den sprachgesellschaften zeigen sich die anfänge eines sittlich aufgefassten neuzeitlichen nationalgefühls, das die glaubensgegensätze überbrücken soll. allerdings ist dieses gefühl durchaus auf protestantischer grundlage erwachsen. kurz hingewiesen wird hierbei auf den inneren zusammenhang der sprachgesellschaften mit den gedankengängen des Comenius.

In dem anhang über den nationalstil polemisiert der ver-  
fasser nochmals gegen Fritz Strich, der in allzu constructiver  
weise die barocken elemente in der frühgermanischen kunst wie  
in der romantik als specifisch germanisch bezeichnet, diesen  
'nationalen' stil dem klassischen gegenüberstellt und aus der  
spannung die in dieser polarität ligt, alles geschichtliche leben  
des deutschen geistes erklärt. diese gegenüberstellung hält einer  
unbefangenen betrachtung der erscheinungen nicht stand. nur  
durch die vergleichung entwicklungsgeschichtlich 'gleichzeitiger'  
epochen des abendländischen culturkreises wird es möglich sein,  
die dem deutschen geiste eigentümlichen elemente aufzudecken.  
der verfasser zeigt zum schluss in kurzer andeutung, wie diese  
grundsätze zur aufhellung der stilgeschichte des deutschen barock  
anzuwenden sind. das resultat wird dann sein, dass das spe-  
cifisch deutsche element nicht an eine bestimmte künstlerische  
gestaltungsart gebunden ist, sondern sich überall und zu allen  
zeiten zeigen kann:

Königsberg i. Pr.

C. Diesch.

**Rudolf Unger**, Gesammelte studien, bd I u. II ['Neue for-  
schung', hrsg. von Hans Hecht, Friedrich Neumann, Rudolf Unger  
I. II]. Berlin, Junker & Dünhaupt 1929. 231 u. 238 ss. 8°.   
pro band brosch. 12 m., geb. 14 m.; zus. bezogen 22 resp. 26 m.

Die sammlung von Ungers aufsätzen ist ein geradezu klas-  
sisches buch geworden, das vielleicht das wichtigste zeugnis dar-  
stellt für die umorientierung der deutschen litteraturgeschichte  
von einer philologisch-positivistischen betrachtung zu einer geistes-  
wissenschaftlichen. die gründlichkeit und besonnenheit in der an-  
lage der untersuchungen, die ausdauer, mit der die probleme immer  
wider aufgegriffen werden, und die kraft zur erschließung wesent-  
licher fragerichtungen bestimmen das niveau jedes aufsatzes.

U. legt zwei bände vor und hat in dem einen die 'Aufsätze  
zur prinzipienlehre der litteraturgeschichte' gesammelt, in dem  
anderen die 'zur litteratur- und geistesgeschichte'. es wird da-  
durch sichtbar, wie gleichgewichtig methodische besinnung und  
praktische arbeit bei ihm neben einander hergehen und sich  
gegenseitig befruchten. betrachten wir zunächst die methodischen  
arbeiten.

Ihr durchgehendes thema ergibt sich durch die orientierung  
an Dilthey und dessen interpretation der dichtung als lebens-  
deutung. U.s verdienst ist es, Diltheys geisteswissenschaftliche  
arbeiten für die litteraturgeschichte fruchtbar gemacht zu haben.  
und zwar dadurch, dass er nicht einfach eine vorgebildete ar-  
beitsweise übernahm, sondern eine specifisch litteraturwissenschaft-  
liche fragestellung auszuarbeiten suchte, die Diltheys intentionen  
zugleich aufnahm und umwandelte. es ist besonders reizvoll zu  
verfolgen, wie im laufe der jahre immer entschiedener der neue

zielpunkt herausgestellt und schliesslich in der forderung einer 'litteraturgeschichte als problemgeschichte' am eindeutigsten gefasst wird. der so benannte aufsatz ist denn auch der gipfel des ersten bandes. zu ihm führen untersuchungen hin, die einmal klarheit über die eigenen forschungsabsichten und ferner die auseinandersetzung mit der arbeitsrichtung Scherers und seiner schule suchen<sup>1</sup>. mit einer heute schon historisch bedeutsamen eindeutigkeit wird betont, dass die 'philologistische methode' allen tieferen und schwierigeren problemen der litteraturwissenschaft gegenüber versagt hat (s. 5. 44). die eigene position der geistesgeschichtlichen betrachtung sucht U. zu gewinnen durch das zurückgreifen auf die tradition der litteraturwissenschaft selber und durch das ernstnehmen jener ahnenreihe, die von Herder und Hegel bis zu Dilthey reicht. die frage nach dem sinngelt der dichtung wird wider aufgenommen und in ihrer wissenschaftlichen berechtigung gegenüber der causal-erklärenden betrachtungsweise sichergestellt. indem die gehaltsinterpretation als wesentliche aufgabe hervortritt, ergibt sich die frage, wie die dichtungsgeschichte zur philosophieggeschichte steht. der aufsatz über 'Weltanschauung und dichtung' sucht das problem zu klären durch eine darlegung der Diltheyschen anschauungen. der poet ist 'ein seher, der den sinn des lebens in concreten gestalten erfasst'. die dichtung kann im gegensatz zur philosophie die 'bedeutsamkeit sehen lassen, ohne sie direct auszusprechen' (s. 72). von dieser entscheidenden einsicht aus gelangt U. zur forderung der problemgeschichte. die dichtung als lebensdeutung verlangt von der litteraturgeschichte noch etwas anderes als 'psychologie und ästhetik' (s. 151). es geht in der dichtung um die 'zunächst noch ganz unspecialisierten und unreflectierten probleme des lebens selbst', wie liebe, tod, naturgefühl usw., und so hat die litteraturwissenschaft von hier aus die aufgabe, eine 'phänomenologie der lebensprobleme' zu entwickeln (s. 154). durch diesen begriff des lebensproblems gewinnt U. die möglichkeit, in einer der dichtung angemessenen sphäre zu bleiben. es handelt sich für ihn primär nicht um eine geschichte der gedanken, ideen, vorstellungen und weltanschauungssysteme, sondern um die elementaren lebenserfahrungen, die in der dichterischen gestaltung greifbar geworden sind und die in der geschichtlichen mannigfaltigkeit ihre vielseitigkeit auslegen. diese von U. immer festgehaltene einsicht, dass es sich bei den fragen nach dem gelt der dichtung nicht um 'blofs theoretische probleme' handelt, sondern dass sie sich an 'das innere leben in seiner totalität' wenden (s. 216 f), macht seine untersuchungen so fruchtbar und zeichnet ihn vor anderen geisteswissenschaftlern aus. die litteraturwissenschaft erhält bei ihm schliesslich einen

<sup>1</sup> vgl. den wenig bekannten aufsatz 'Vom werden und wesen der neueren deutschen literaturwissenschaft'.

ganz weiten horizont: es geht um 'eine phänomenologische analyse des sinnes und der sozusagen lebensimmanenten problematik des menschlichen daseins als solchen' (s. 219). anders gewendet, ist damit das tiefste anliegen aller dichtung, die darstellung des menschen in seiner welt, zugleich zum inhalt der litteraturwissenschaftlichen arbeit geworden.

Wenn durch die forderung der problemgeschichte auch von vornherein die besondere erscheinungsform des dichterischen gehalts herausgehoben wird, so bemüht sich Unger doch zugleich, den gestaltungsfragen ihren principiellen platz anzuweisen. schon früh verlangt er eine 'organische verbindung und vermittlung' von geistesgeschichtlicher und künstlerischer würdigung (s. 48). er sucht im anschluss an Dilthey und Nohl der verflechtung von stil- und weltanschauungstypen nachzugehn (s. 74), oder auch eine beziehung herzustellen zwischen gattungsformen und lebensproblemen (s. 222). durchweg beherrscht die betrachtung der grundsatz, dass 'sinngelt und gestaltungsform der dichtung tiefsten grundes aus derselben wurzel erwachsen' (s. 221). aber es bleiben doch manche fragen offen, wobei es scheint, als ob U.s position weitergreifende möglichkeiten in sich berge. gerade jener satz, dass der dichter 'den sinn des lebens in concreten gestalten erfasst', kann zu fruchtbaren consequenzen führen: einmal legt er nahe, die lebensprobleme wirklich aus der besonderen art ihrer gestaltung heraus zu interpretieren und nicht nur auf die ausdrücklichen formulierungen des dichters zurückzugreifen. andererseits taucht mit diesem satz die frage auf, ob der stil der dichtung nicht gerade fassbar wird, indem nicht nur nach dem inhaltlichen der lebensprobleme, sondern auch nach dem 'wie' ihres hervortretens gefragt wird. von den lebensproblemen aus muss sich so eine möglichkeit der litterarischen stilbetrachtung ergeben, die im eigensten bereich der dichtung bleibt, deren individuelle form zu umgrenzen und damit auch der gattungsästhetik und eigentlichen poetik einen unterbau zu schaffen vermag, sodass auch in dieser richtung die anregungen U.s noch nicht erschöpft zu sein scheinen.

Im zweiten band zeigt sich, wie die forderung der problemgeschichte praktisch fruchtbar wird. sie verbindet sich mit teils biographisch-psychologischer, teils ästhetischer, teils allgemein geistesgeschichtlicher darstellung und ist so in beziehung gesetzt sowol zu lebensgefühl und weltansicht bestimmter menschen und epochen, wie zum stil einzelner dichtungen. der aufsatz über das Kantwort: 'der bestirnte himmel über mir' macht gut deutlich, inwiefern auch das philosophische schrifttum selber in den bereich der litteraturwissenschaft fällt. die wandlungen in der verwendung eines bildes werden zum prototyp der wandlungen des lebensgefühls einer ganzen epoche (s. 61 f). das lebensgefühl erscheint als der untergrund, aus dem dichtung und sprachliche gestaltung hervowachsen.



Der inhalt wol eigentlich all dieser aufsätze wird bestimmt durch die frage, in welcher weise sich die 'christlich-religiösen denk- und anschauungsformen' mit dem modernen 'innerweltlichen lebensgefühl' verschmolzen haben (s. 14). indem U. dieses kernproblem aufgreift und es von der lebendigen eigenkraft des religiös-christlichen gehaltes aus zu klären sucht, gewinnt er eine neue position gegenüber den geläufigen darstellungen des 18 jh.s, etwa von Hettner und Haym. es ist dringend zu wünschen, dass U. dazu gelangt, das bisher in einzeluntersuchungen herausgestellte in einer umfassenden gesamt-darstellung zu erproben und etwa im sinne jener bedeutenden abhandlung über das deutsche ideendrama: 'Von Nathan zu Faust' geistigen gehalt und künstlerische form der 'deutschen bewegung' zu durchleuchten. — Mit dem grundproblem sind die einzelfragen aufs engste verwoben. durch eine reihe von untersuchungen geht das für das christentum entscheidende problem des todes als leitendes thema hindurch; es wird in seinem verhältnis zum palingenesie-gedanken des 18 jh.s und zum unsterblichkeitsglauben, z.b. Kants verfolgt. zugleich ergibt sich damit die möglichkeit, an einem bestimmten problem die wandlungen des lebensgefühls von der transcendenz zur immanenz innerhalb der dafür wichtigen epochen zu verfolgen. insofern richten sich die untersuchungen auf den geschichtlichen zusammenhang, der vom pietismus und der empfindsamkeit zum sturm und drang und weiter zur romantik führt und den U. schon früher als irrationalistische bewegung charakterisiert hat (vgl. s. 18. 30. 110). selbst die beiden gestalten aus dem 19 jh., die so eindringliche und umfassende einzelwürdigungen erhalten, Kierkegaard und C. F. Meyer, rücken in diesen problemkreis: Kierkegaard als der nachfahre Hamanns und der gröste repräsentant der theologia crucis im 19 jh.; C. F. Meyer als der dichter historischer tragik, in dem der dualismus des humanistisch-ästhetischen und des reformatorisch-ethischen princips herrscht. so schliessen sich die einzelaufsätze zu einem einheitlichen gesamtwerk zusammen.

Zum schluss sei noch auf die schöne drucktechnische einrichtung der bände hingewiesen und der wunsch ausgesprochen, dass der junge germanistische verlag die nötige unterstützung finde, um die mit U.s werk eingeschlagene richtung weiter verfolgen zu können.

Hamburg.

Paul Böckmann.

#### LITTERATURNOTIZEN.

E. Espérandieu, *Inscriptions latines de la Gaule (Narbonnaise)* I. II. Paris, Leroux 1929. 224 ss. gr. 8<sup>o</sup>. — Der band des *Corpus inscriptionum latinarum* der die inschriften der Gallia Narbonensis enthält, ist 1888 er-

schiene. der zuwachs der seitdem verflossenen vierzig jahre wurde an verschiedenen stellen veröffentlicht. in den vorliegenden zwei heften hat ihn E. Espérandieu nun zu bequemer benutzung zusammengestellt und durch indices (s. 203—24) leichter zugänglich gemacht. nur wenige noch nicht veröffentlichte inschriften konnten hinzugefügt werden, und die eingestreuten berichtigungen zum XII band des Corpus machen auf vollständigkeit keinen anspruch. die 669 nummern der sammlung bieten den lesern dieser zeitschrift natürlicherweise nur sehr wenig. da aber eine anzeige an dieser stelle gewünscht wird, ligt es nahe, auf einige namen hinzuweisen, die germanisch klingen oder doch an germanisches anklingen. gilt das vielleicht von den *Ald[e]me[hen]ses*, die neben *Uroicis* in nr 87 genannt werden? wahrscheinlich gehören sie doch zu den *matrae* oder *matronae*, die ja, neben den zahlreicheren keltischen, zuweilen auch germanische beinamen haben. gilt es allenfalls auch von der *Segomanna* der inschrift 393, in der man eine verwante gottheit sehen möchte, obgleich auch hier die bezeichnung als *matrona* fehlt, die ja auch die einzahl kaum erwarten lässt. *Segomonus* findet man bei Holder als beinamen des Mars nachgewiesen.

Unter den personennamen möcht ich aus der großen zahl der unrömischen, natürlich meist keltischen, am ersten die folgenden herausheben: *Ananthailda* (297, christlich), *Anseb?]*ertus (303, gleichfalls christlich), *Ermianus* (188, beiname eines *Marius*), *Glismoda* (604, christlich), *Segomarus* (461, beiname eines freigelassenen), *Touto* (150).

**F. Koepp.**

Trondhjems bynavn av **Didrik Arup Seip**, utgitt av Trondhjemsforeningen. Trondhjem 1930. X u. 165 ss. 8<sup>o</sup>. — Die puristische tendenz der norwegischen landsmaalanhänger, die danisierten Ortsnamen Norwegens zu entfernen und sie durch reinnorwegische namen zu ersetzen, hat in den letzten jahren zu einem hitzigen streit betreffs des namens Trondhjem geführt. während die umtaufe der landeshauptstadt auch vom sprachlichen und historischen standpunkt berechtigt schien, lag bei dem neuen derartigen versuch die schwierigkeit vor, mit sicherheit den ältesten norwegischen namen der heute Trondhjem heissenden stadt festzustellen. die anhänger des namens Nidaros, an ihrer spitze die gelehrten Oluf Kolsrud und Gustav Indrebö, fanden ihren ernstesten gegner in dem professor für riksmal, D. A. Seip, dessen maßvolle und kluge haltung in allen fragen des norwegischen sprachstreites bekannt ist. in zwei noch nicht in jeder beziehung überzeugenden aufsätzen wante sich S. 1929 in der zeitschrift *Maal og Minne* gegen die bestrebungen der landsmaalpartei, und jetzt, so zu sagen im letzten augenblick, erscheint aus seiner feder die genaueste untersuchung die bisher zu dieser streitfrage veröffentlicht wurde.

Der akribie und dem scharfsinn Seips ist es voll gelungen

nachzuweisen, dass die änderung des namens Trondhjem vom historischen standpunkt unberechtigt ist. nach mühsamer untersuchung des gesamten, sehr umfangreichen und weitverzweigten belegmaterials, bei dessen zusammenstellung ihm zahlreiche hilfskräfte zur verfügung standen, kommt S. zu folgendem zwingenden ergebnis:

In der zweiten hälfte des 11 jh.s hiefs die in der landschaft *Þronðheimr* gelegene stadt aller wahrscheinlichkeit nach *Þronðheimkaupangr*. das ergibt sich aus dem von Skalden genannten namen *Kaupangr* und aus dem von Adam von Bremen latinierten *Trudemnis*. beide glieder des namens konnten für sich gebraucht werden und erscheinen wechselnd im 12 jh. bei ausländischen verfassern, in kirchlichen documenten und in heimischen quellen. da landschaft und stadt den gleichen namen *Þronðheimr* trugen, konnte eine zweideutigkeit entstehen, weshalb wol der landschaftsname *Þronðheimr* durch den ursprünglich rein juristischen sinn enthaltenden namen *Trøndelag* teilweise ersetzt sein dürfte. der name *Nidaros* erscheint mit sicherheit erst im jahre 1172, in enger verbindung mit der gründung des erzbistums und dem bau der domkirche. alle nordischen quellen die ihren ursprung in der zeit vor 1170 haben, kennen nur die namen *Þronðheimr* und *Kaupangr*. besonders aufschlussreich ist die untersuchung der sagas; z.b. fehlt in *Morkinskinna* (13 jh.) der name *Nidaros* an allen stellen die auf *Hryggjarstykki* (12 jh.) zurückgehn, wogegen in den übrigen partien die namen *Nidaros* und *Þronðheimr* wechselnd auftreten. den kirchlichen charakter des namens *Nidaros* zeigen ganz deutlich die isl. annalen und die norw. diplome des 14 jh.s. in kirchlichem zusammenhange wird hier *Nidaros*, in anderem sehr häufig *Þronðheimr* gebraucht. im 15 jh. schliesslich tritt *Nidaros* zu gunsten von *Trondhjem* ausnahmslos zurück.

Während diese historische abhandlung Seips zu einem sehr klaren und einwandfreien ergebnis führt, gelangt die folgende sprachliche untersuchung nur bis an die grenzen der wahrscheinlichkeit. S. macht es nämlich wahrscheinlich, dass der name *Trondhjem* auf *Þronðheimr* mit rein norwegischer lautentwicklung zurückgeht, da hier eine 'segmentation' (nach Georges Millardet), d.h. die entstehung eines *j* aus palataler *n*-verbindung vorliegen könnte. um hier zu einem bündigen resultat zu gelangen, ist eine sehr genaue untersuchung der norwegischen palatalisation, wie sie trotz vielfacher behandlung noch nicht vorliegt, erforderlich. S.s behandlung dieser frage führt ein gutes stück vorwärts, und ist in ihrer art vorbildlich. dass das zweite compositionsglied von *Trondhjem* rein norwegisch ist, ist also noch nicht bewiesen, doch lässt sich dieser schönheitsfehler leicht durch änderung in 'Trondheim' beheben, und damit hätte Norwegen seinen ältesten und zugleich gut norwegisch klingenden namen.

Man darf auf die aufnahme dieser wertvollen untersuchung in Norwegen und die sich etwa daraus ergebenden praktischen consequenzen gespannt sein.

Berlin-Charlottenburg.

**Konstantin Reichardt.**

**F. Wagner**, professeur honoraire de l'Athénée Royal de Charleroi: *Les poèmes héroïques de l'Edda et la saga des Völsungs*. traduction française précédée d'une étude sur les poèmes scandinaves dans leurs rapports avec la saga en prose et l'épopée des Nibelungen et accompagnée de notices explicatives. Paris, Ernest Leroux 1929. 276 ss. 8<sup>o</sup>. 40 fr. — Schon seit jahrzehnten bemüht sich der belgische gelehrte, dessen namen wir auf dem titelblatt dieses buches wider begegnen, die alt-nordische litteratur dem französisch sprechenden publicum zugänglich zu machen. während er früher seine tätigkeit der prosalitteratur gewidmet hat — vgl. zu seiner übersetzung der Egilssaga Anz. XLVI 67f — hat er jetzt die schwierige aufgabe vollbracht, einen teil der Eddalieder ins französische zu übertragen. gleichzeitig hat er durch einbeziehung der Völsungasaga und durch eine ausführliche einföhrung in den gegenstand das verständnis bei seinen lesern — hoffen wir — wesentlich erleichtert. das französische ist ja eine für die widergabe fremder lyrik recht ungeeignete sprache. der verfasser hat eine art von prosapoem geschaffen, und es scheint ihm dabei öfters gelungen zu sein, stimmung und rhytmus der originale zu wahren. ein bestimmtes urteil über den dichterischen wert seiner leistung muss jedoch seinen landsleuten (resp. den Franzosen) überlassen bleiben. die einleitung, die sich mit mehreren fragen der Eddadichtung und der heldensage befasst, macht keinen anspruch etwas neues zu bieten, erfüllt aber gut ihren zweck, den anfänger zu orientieren und kann auch von dem specialisten ohne schaden studiert werden. hier und da könnte man etwas bemängeln. die litteraturangaben lassen bisweilen wichtige moderne abhandlungen vermissen, während viel gänzlich veraltetes, ja sogar, von anfang an wertloses erwähnung findet. Björn Magnússon Olsen war nicht, wie der verf. s. 25 irrtümlicherweise behauptet, ein vertreter der ansicht von der westlichen herkunft der Eddalieder, sondern vielmehr der hauptverfechter der isländischen these, die dann weiter von Mogk und dem beim verf. nicht genannten Heusler verteidigt wurde. dem vertreter der norwegischen abstammung hätte verf. auch Sievers und Paasche an die seite stellen können. man bekommt nun leicht den eindruck, dass die begründer der westlichen hypothese in majorität sind, was ja gänzlich falsch wäre. irreföhrend in anderem sinne ist es, wenn der verf. s. 31 unter den dichtern die die Nibelungensage in der neuzeit poetisch behandelt haben, C. S. Lénström, eine ausgesprochene nullität der schwedischen litteraturgeschichte, mit einer erwähnung beehrt. doch das sind kleinigkeiten, und es ist zu



hoffen, dass der verfasser mit seinen bemühungen, die altnordische cultur und litteratur in den romanischen ländern besser bekannt zu machen, guten erfolg habe.

Tübingen.

\* Per Wieselgren.

**Konrad Burdach**, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. zweite berichtigte ausgabe mit ergänzenden aufsätzen über die altdutsche lyrik. Halle, Niemeyer 1928. VIII u. 440 ss. geh. 14 m., geb. 16 m. — Historisch geworden und doch lebendig geblieben, so tritt dieses buch nach annähernd 50 jahren wider vor uns. geht man es von neuem durch, so staunt man, wie wenig vor ihm für Walther getan war (mit welch vertrockneten redensarten und philisterhaften begriffen der älteren forschung muss sich das erste kapitel noch herumschlagen!), wieviel heute selbstverständlicher gemeinbesitz aus ihm stammt, wie gering die zahl der nicht mehr haltbaren sätze ist, der partien also wo von einem veralten gesprochen werden kann, und wie sehr wir im grunde heute noch, wenn wir über Walthers innere entwicklung und über den werdegang des älteren minnesangs untersuchungen anstellen, mit der ausführung und ausfüllung von Burdachs skizze beschäftigt sind. die treffsicheren kennzeichnungen der dichter von MFr. werden in der neuausgabe erwünscht ergänzt durch Burdachs zahlreiche artikel in der ADB., und auch sonst haben so ziemlich alle seine aufsätze und recensionen aus dem gebiet der mhd. lyrik aufnahme gefunden. sie liegen allesamt weit zurück, und man erkennt mit bedauern, wie lange wir hier der belehrung durch Burdach haben entraten müssen. dass er in diesen 25 jahren emsig weiter gebaut und uns noch viel zu sagen hat, zeigen ein paar körner, die er aus seinem verborgenen reichthum ganz gelegentlich ausstreut. so die vorher ungedruckten excursen: über die Reichsinsignien (als ergänzung seiner deutung der *cirken* und *armen künige*), der erstaunliche perspectiven in verschiedene nachbargebiete eröffnet, und über den speer des Longinus, den Burdach bei Walther 125,8 erwähnt findet und von dessen bedeutung für malische religiosität und litteratur wir eine dämmernde ahnung erhalten. so erweckt das buch, das scheinbar nur älteres der jüngeren generation zu erneutem studium nahebringt, in erster linie unser starkes verlangen nach dem neuen das wir von Burdach noch erwarten: möge uns der zweite band seines Walther endlich beschert werden und nach ihm die neue ausdeutung des gralsgeheimnisses, deren wege und ziele jetzt etwas mehr aus dem bisherigen halbdunkel herausgetreten sind. altchristliche formen und symbole, durch ein arabisches medium hindurchgegangen — mit dieser doppelformel (s. namentlich s. 352) ist sicher die rechte spur gefunden.

Tübingen.

Hermann Schneider.

Das Fortleben des Kudrunepos von **Martha Kübel** [Von deutscher Poeterey, forschungen und darstellungen aus dem gesamtgebiete der deutschen philologie, hrsg. von H. A. Korff, Hans Naumann, Friedrich Neumann und Karl Viëtor, bd 5]. Leipzig, J. J. Weber 1929. VI u. 78 ss. geb. 4,60 m. — Die Gottscheer balladen von der Meererin sind von der gruppe der Südeligedichte völlig loszutrennen und gehn unmittelbar auf das Kudrunepos zurück. diese anschauung hab ich schon vor sechs jahren ausgesprochen, aber, wie ich aus der vorliegenden abhandlung s. 2 f ersehe, nicht mit völliger deutlichkeit und ohnehin nur als gefühlsmässige vermutung. es freut mich, sie jetzt durch sorgfältige untersuchung und aus sicherem stilgefühl heraus zur gewisheit erhoben zu sehen. zwei beweisgründe haben durchschlagskraft: erstens rückt die gruppe der Meererinballaden von dem Südelitypus durch das fehlen des dort beherrschenden brudermotivs ab, und zweitens zeigt sie wörtliche anklänge an das epos — man muss die Kudrun da und dort förmlich als commentar neben das Gottscheer lied legen. — Weiter findet die vf. spuren des Kudrunepos in Mecklenburger märchen, die nach ihrer überlieferung freilich wenig wert beanspruchen dürfen, in dem märchen vom 'treuen Johannes' und in der Gottscheer Krämerballade. sie gibt selbst zu, dass ihre ergebnisse hier minder sicher sind, aber der weg zur untersuchung über solche nachwirkung des epos ist nun einmal frei, und es lockt ihn weiter zu gehn; beim 'treuen Johannes' bin ich am skeptischsten. der gewinn der schönen studie aus Naumanns schule ist doppelt; erstens erkennt man mit genugtuung, dass das eigenartigste und unheroischste aller heldenepen, dem zu seiner zeit der litterarische erfolg versagt war, seinen poetischen reichthum doch nicht erst dem 19 jh. offenbart hat. zweitens wird man nun den mut haben dürfen, der geschichte der deutschen heldendichtung ein anhangskapitel beizufügen: nicht nur im norden, auch in Deutschland führte der weg vom buchepos oder von der episode des buchepos zur ballade (und von dort zum märchen?) wir können jetzt mit gröfserer sicherheit an die seite der Meererin die ballade vom Jäger aus Griechenland (aus Wolfdietrich) und vielleicht auch ein deutsches original der slavischen Waltherballade stellen, die die vorlage zu den polnischen chronikenberichten gebildet hat.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Studien zur althochdeutschen Benediktinerregel von **Ursula Daab** [Hermaca 24]. Halle, Niemeyer 1929. 93 ss. 8°. — Nach Steinmeyer Die kleineren ahd. sprachdenkmäler s. 284 f stammt der deutsche text der Benediktinerregel B von mehreren schreibern, ihre vorlage war die von zwei schreibern genommene abschrift des originals, das einen anderen lateinischen text hatte als B. Daab untersucht im 1. teile die einordnung des B-textes in die hss.-klasse der lat. regel, im 2. die art

der ahd. interlinearversionen, abgekürzte wortformen, verbale constructionen, doppelglossierungen in den Lucasglossen, alem. psalmen, Murbacher hymnen, auch das bair. Carmen ad deum wird einbezogen, weil es aus Reichenau stamme; dem widerspricht der gänzlich bair. sprachbestand aus dem anfang des 9 j.h.s, die bair. abschriften fränk. und alem. texte, Monseer bruchstücke, Freisinger Otfrid, Wiener Notker liefen für das Carmen eine andere sprachform erwarten, wenn es auf eine alem. vorlage zurückginge. alle sollen Reichenauer arbeiten sein; wie aber die sprachlichen besonderheiten in lauten und formen zu erklären sind, ist nicht gezeigt, auch nicht im 3. teil, der das verhältnis von B zu den regelglossen behandelt, ihre abhängigkeit von Rb und vom Keronischen glossar; dies wörterbuch soll B, sollen die regelglossen benützt haben. die übereinstimmenden glossierungen, es sind auffallende darunter, können für B Rb meist nur den gleichen sprachkreis bezeugen; wie wenig kann doch z.b. *pertulit-fardulta* Rb, *pertulerunt-fardoletum* B, *prona sunt-framhaldiu sint* Rb, *promus-framhalde* B, *vagantes-muazzonte* Rb, *vacat-muazzot* B, *calamos-rorriun* Rb, *calanum-rorriun* B, *o mucro-uolago uuafane* Rb, *o-uuelago* B für ein ausschreiben aus der gleichen quelle beweisen. die urheber der deutschen texte waren doch Deutsche, die das latein zeitgemäß recht und schlecht verstanden, nicht schüler die auf das lat.-deutsche wörterbuch angewiesen waren, in manchen fällen werden sie sich daraus ja rat geholt haben. der verfasserin ergibt sich, dass die entstehung von B in Reichenau gesichert ist; angenommen hat dies schon Steumeyer aao. s. 287 und 289. die arbeit ist klar und sorgfältig gegliedert, sie kann der weiteren beschäftigung mit B von nutzen sein.

**J. Schatz.**

Jahresberichte für deutsche geschichte 3. jahrgang 1927, unt. redaktioneller mitarbeit von staatsarchivrat dr Victor Löwe herausgegeben von Albert Brackmann und Fritz Hartung. Leipzig, K. F. Kochler 1929. XIV u. 800 ss. 8°. 40 m., hlw. 46 m. — Die neuen 'Jahresberichte für deutsche geschichte' stehn jetzt im 3. jahrgang; sie sind an stelle der 'Jber. der deutschen geschichte' getreten, die ihrerseits ein notersatz für die der kriegsnot erlegenen 'Jber. der geschichtswissenschaft' waren. die energie und werbungskraft der neuen leitung hat sich von vorn herein gezeigt und bewährt sich in dem vorliegenden bande von neuem; obendrein bezeugen die herausgeber im vorwort, dass ihnen die derzeit noch bestehenden mängel wohl bekannt sind und versprechen für deren baldige beseitigung zu sorgen. die reichere gliederung der geschichte des auslands-deutschums nehmen wir mit dank hin; das in aussicht gestellte referat über zeitungsgeschichte wird sich nur bescheiden einfügen dürfen, wenn sich nicht allerlei ähnlich berechnigte wünsche vordrängen sollen. dass die münzgeschichte endlich zu ihrem rechte kommt und gleich einen bestberufenen bearbeiter (frh'n v.

Schrötter) gefunden hat, begrüße ich besonders freudig: die historiker haben sich lange zeit um diese früher vielleicht überschätzte, aber doch in der sich mehr und mehr vollziehenden umgestaltung zur geldgeschichte doppelt wichtige 'hilfsdisciplin' viel zu wenig gekümmert. mit vollem recht werden litteraturgeschichte, musikgeschichte, geschichte der bildenden künste nach wie vor fern gehalten, aber da ist ein referat 'Mittelatein' (§ 10), das von K. Strecker erstattet zu sehen gewis jedem eine freude sein wird — nur werden hier allerlei werke der schönen litteratur berücksichtigt, wofür doch, wenn sie in deutscher sprache verfasst wären, kein platz ist: der widerspruch zeigt sich besonders grell etwa bei den nrr 461 u. 469, wo es sich um bearbeitung resp. nachahmung deutscher werke handelt. nachdem gleichzeitig im 'Jahresbericht üb. die erscheinungen auf d. gebiet d. germanischen philologie' ein sehr ausführliches referat über Mittelatein (von H. Walther) erschienen ist, drängt sich die frage auf, ob die redaction des geschichtlichen jahresberichts herrn prof. Strecker nicht von dieser arbeit entlasten und für sich raum sparen kann. nur aus diesem grunde bring ich die sache zur sprache. bei den grenz- und hilfswissenschaften scheint mir viel darauf anzukommen, dass der bearbeiter den richtigen tact für eine auswahl dessen trifft was eben in diesen Jahresbericht gehört. das ist z.b. bei dem § 11 von K. Wagner, 'Deutsche sprachgeschichte u. rassenkunde' recht wol der fall — aber gleich bei dem folgenden § 12 J. Klapper, 'Historische volkskunde' erscheint die auswahl aus dem freilich gewaltigen stoff willkürlich und zufällig — und obendrein fragt man sich: warum 'volkskunde' und nicht auch 'mythologie' oder 'deutsches heidentum'?! ich will damit beileibe nicht die herausgeber zu einer erweiterung ihres programms und damit zwangsweise des umfangs der Jahresberichte drängen — ich möchte ihnen im gegenteil empfehlen, umschau zu halten, wo für die grenz- und hilfswissenschaften regelmässige und gute referate anderwärts erscheinen, auf die sie ihre leser hinweisen können. denn bücher wie dieses sind nun doch einmal nicht zum lesen, sondern zum nachschlagen (und allenfalls zum überlesen) bestimmt. E. S.

Xenia Pragensia Ernesto Kraus septuagenario et Josepho Janko sexagenario ab amicis collegis discipulis oblata. Pragae, sumptibus societatis neophilologorum apud societatem mathematicorum et physicorum 1929. VI u. 471 ss. 8<sup>o</sup>. — Dem schriftstellerisch überaus regsamen und als lehrer und nationaler streiter vielseitig wirkenden litterarhistoriker Arnašt Kraus und seinem um 10 jahre jüngeren amtsgenossen an der čechischen universität, dem sprachwissenschaftler Joseph Janko, dessen einfluss naturgemäfs nur einen engern kreis umfasst, haben collegen und schüler diese umfangreiche und gehaltvolle festschrift gewidmet, auf die ich um so lieber hinweise, als ihr rahmen sowol wie die weit überwiegende zahl der 24 beiträge



in deutscher sprache gehalten sind, neben der nur das englische (5 mal) und das französische (1 mal) zu begründeter geltung kommen. umrahmt wird das ganze durch eine 'einführung' (s. III—VI), welche wesen und wirksamkeit der gefeierten würdigt, und eine bibliographie (s. 459—471) ihres schaffens. die wissenschaftlichen aufsätze, von sehr verschiedenem umfang (und natürlich auch wert), zerfallen bei loser gliederung in drei gruppen. die erste bringt nach einem artikel über 'Goethe und Bratranek' (Jan Krejčí) und einer skizzenartigen studie 'Zur niederländischen und deutschen sagenepik des mittelalters' (Fr. Kalda) hauptsächlich aufsätze zur modernen deutschen literaturgeschichte: Ebner-Eschenbach, Spitteler, Jac. Wassermann, George-kreis. — Zur zweiten abteilung, welche in sechs nummern deutsch-öechische litteraturbeziehungen behandelt, leitet über Vojtěch Jirátk mit der umfangreichen abhandlung 'Slavisches in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1739—1790' (s. 121 bis 181), die in erschöpfenden und kritisch gewürdigten auszügen bis auf die schwelle führt, wo die auseinandersetzung der aufklärung mit dem geiste Herders auf dem gebiete der geschichtswissenschaft einsetzt. — In der dann folgenden reihe (s. 182 bis 338, dazu noch s. 446—458 als nachtrag) ist der letzte aufsatz, Karel Polák 'Heine und die öechische dichtung' (s. 280 bis 338), für uns am ehesten anziehend. — Die schlussabteilung (s. 339—445) wird durch eine unglückliche miscelle eröffnet, die für das got. *ddj* analogieen in der modernen spanischen aussprache nachweisen soll — im wortanlaut! (man fühlt sich gereizt zu dem ausruf: 'tja!'). im übrigen kommen, den interessieren und dem ausgedehnten arbeitsgebiet der jubilare entsprechend, hier auch niederländisch, englisch und skandinavisch zur geltung und wird der phonetik reichlich ihr recht. von allgemeinerem interesse ist der beitrage von Otakar Vočadlo 'Jespersen and Comenius' (s. 417—431). **E. S.**

Der totenglaube in der geschichte des germanischen strafrechts von Rudolf His [Schriften der Gesellschaft zur förderung der westfälischen Wilhelms-universität zu Münster b. 9]. Münster i. W., Aschendorff 1929. 24 ss. 8°. 0,75 m. — Diese rectoratsrede des geschichtschreibers des alt-deutschen strafrechts ist in wirklichkeit eine kleine monographie aus dem grenzgebiete zwischen rechtsgeschichte und religionsgeschichte, satz für satz belegt aus den quellen und der litteratur, die der verf. weit über das germanische hinaus beherrscht und vergleichend heranzieht. sie zerfällt in drei teile: ausflüsse der angst vor dem toten (abwehrmaßnahmen), der tote als verbrecher (gerichtliche bestrafung des toten), der tote als opfer eines verbrechens (klagrecht und recht des toten). unbezeugt hab ich nur die angabe s. 15 gefunden: das bahrrecht sei in der dichtung seit der mitte des 12. jh.s bezeugt — ich kenne aus Deutschland kein derartiges zeugnis aus der zeit vor 1200. **E. S.**

**S. Reinach**, *Amalthée. mélanges d'archéologie et d'histoire* tome II. ouvrage illustré de 51 gravures. Paris, Ernest Leroux 1930. 502 ss. 8°. — Der uns zugegangene stattliche sammelband mit 28 gr. teils früher gedruckten, aber dann hier leicht revidierten abhandlungen bezeugt aufs neue die höchst vielseitige und gründliche gelehrsamkeit Salomon Reinachs und bietet für jeden historisch interessierten philologen lehrreiches, wenn auch nur gelegentlich die grenzen unseres faches gestreift werden und die notorische unfreundlichkeit des verfassers gegenüber der deutschen wissenschaft nirgends gedämpft erscheint. eine geradezu spannende lecture gewährt XV: 'Un homme à projets du Bas-Empire', wo die geschichte eines seit 1551 verschwundenen, aber in abschriften ausreichend erhaltenen codex Spirensis und aus ihr speciell das büchlein eines anonymus 'De rebus bellicis' behandelt und s. 270—281 wider abgedruckt wird. im übrigen heb ich als besonders lesenswert heraus: I 'Un mythe de sacrifice'; die von Pausanias berichtete liebesgeschichte von Melanippus und Komeithô ('Rappe und Füchsen') wird auf einen theriomorphen opfercult aus vorarischer zeit zurückgeführt; III 'Casques mycéniens et illyriens', hier wiederholt R. in bei ihm doppelt erfreulicher weise sein bewunderndes urteil über die prophetische kraft von AMilchhöfers Anfängen der kunst in Griechenland (1883); V: über eine classe theophorer eigennamen der Griechen und ihre beziehungen zum nahen orient; VII: 'Les communiqués de César' (auch für den germanisten wichtig); XII u. XIII: über den austausch zwischen dem arabischen kameel und dem nordafrikanischen pferd, wo freilich die annahme einer züchtung des letztern aus zebroiden, gänzlich unabhängig von dem asiatischen wildpferd, den widerspruch der rassenforscher erregen dürfte; XVI 'Le souper chez la sorcière'; XVII u. XVIII: älteste historische zeugnisse für das christentum; XIX 'Les Francs et la Bretagne armoricaine'; XXII: der process der Jeanne d'Arc, auf grund neuer publicationen; XXIII 'L'énigme de Siger', wichtig für die Dante-forschung; XXV 'Leonard ou Lucas?', die geschichte der Berliner Flora-büste; XXVI 'Jactus lapilli'; von einer gelehrten plauderei ausgehend (die allein der titel ankündigt) gelangt R. zu wichtigen musealen feststellungen. **E. S.**

*Monumenta Germaniae historica. Scriptores rerum germanicarum nova series* tom. VI u. VII.

VI. Die Chronik der grafen von der Mark von Levold von Northof hrsg. von **Fritz Zschoeck**. Berlin, Weidmann 1929. XLVII u. 146 ss. 8°. — 12 m.

VII. Das Geschichtswerk des Otto Morena und seiner fortsetzer über die taten Friedrichs I in der Lombardei neu herausgegeben von **Ferdinand Gueterbock**. ebda 1930. XLV u. 245 ss. — 18 m.

Diese beiden publicationen der neuen octav-reihe stehn zu

dem großen Monumenten-werk in recht verschiedenem verhältnis: die eine bringt ein geschichtsbuch das man im gewohnten rahmen kaum erwarten dürfte, die andere die totale erneuerung einer quellenpublication aus SS. XVII (1861/63), bei der man sich bisher unbedenklich beruhigt hatte, da sie von einem so ausgezeichneten gelehrten wie Philipp Jaffé herrührte.

Um gleich die letztere abzutun, die uns germanisten weniger angeht, so hat Ferdinand Gueterbock das dreiteilige Loddeser geschichtswerk des Otto Morena, seines sohnes Acerbus Morena und eines ungenannten fortsetzers, welches die taten Friedrich Barbarossas in Oberitalien während der jahre 1161 bis 1168 behandelt und eine ausgezeichnete quelle für diese bedeutsame zeit darstellt, auf eine ganz neue und nun erst vollkommen zuverlässige basis gestellt. Jaffé hatte die originale fassung L mit der fälschenden bearbeitung M zu einem einheitlichen text verschmolzen, der obendrein im hauptteil auf M, nur in der schlusspartie auf L gegründet war; so war er zu einem teilweise recht umfangreichen und gleichwol wenig durchsichtigen apparat gezwungen. G. gibt den text von M vollständig in kleinerem satz unter dem L-text, mit sperrdruck der abweichungen, und kann so die varianten auf ein minimum einschränken. die ausgabe macht in begründung und ausführung einen ausgezeichneten eindruck. auch das glossar ist erfreulicherweise besonders sorgfältig gearbeitet.

Die märkische chronik des Levold von Northof war man bisher gezwungen, in der ganz dilettantischen ausgabe von Tross (1859) zu benutzen, und dabei ist es sowol durch die persönlichkeit des verfassers wie durch seine stellung am eingang der historiographie des deutschen territorialfürstentums ein werk, um das Westfalen von vielen deutschen landschaften beneidet wird. L. v. N., ritterlicher abkunft und auf der Erfurter hochschule (so darf man sie schon damals nennen) gebildet, hat sein langes leben (1279 bis — wahrscheinlich — 1359), geteilt zwischen Lüttich und der westfälischen heimat, aber immer im dienste der grafen von der Mark (der Lütticher bischöfe und der regierenden herren) hingebracht und in annalenform die geschichte der hervorragenden männer dieses hauses, ihrer familie und ihres landes nach dem vorbild und unter benutzung der damals blühenden Lütticher geschichtsschreibung verfasst, in einem latein dessen wortgebrauch deutlich die französische gewöhnung verrät. mannestreue, heimatliebe, ernste, auch ein freies wort nicht scheuende sorge für herschaft und land machen ihn zu einer höchst sympathischen erscheinung. der herausgeber Fritz Zschaeck hat die lebensdaten und die anderweitige — übrigens wenig bedeutende — litterarische tätigkeit Levolds (über den es schon eine ganze litteratur gibt) sowie ihre quellen sorgfältig überprüft und die reiche überlieferung seines haupt-

werks kritisch gesichtet, aus der zum glück eine handschrift von bester autorität, jetzt in der bibliothek des earl of Leicester in Holkham Hall, hervorragt. so ist er in der glücklichen lage eines herausgebers der zum ersten mal einen zuverlässigen text bieten kann. auf die sachlichen anmerkungen hat er eine erfolgreiche mühe verwendet, auch das wort- und sachverzeichnis ist umsichtig und zuverlässig, nur war s. 142 statt '*flagellati*' einzustellen *flagellatores*. — Im anhang s. 108—115 ist eine gründungssage der abtei Altenburg abgedruckt, die man früher wol auch als werk Levolds (der sie ausschreibt) angesehen hat: sie ist aber mit sicherheit mehr als ein jahrhundert älter. darin werden zwei ministerialen des grafen Adolf von Altena (rectius Berg) auf einer reise nach Frankreich, bei der sie unvermutet dessen bruder graf Everard als schweinehirten auf einem kloster-gute (in freiwilliger bufse) widerfinden, von einem '*histrio*' begleitet (112, 20 ff), der zugleich den dolmetscher abgibt. E. S.

**Matthias Lexers** Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. 19., überarbeitete auflage. Leipzig, Hirzel 1930. 343 ss. 8°. 10 m., gzlw. 11,50 m. — Der '*kleine Lexen*' hätte gewis schon lange einer gründlichen revision bedurft, umsomehr als sein grofser bruder uns keine hoffnung auf fortentwicklung oder erneuerung bietet. einen gewissen ersatz für den '*grofsen Lexen*' werden wir aber in absehbarer zeit durch ein Mittelhochdeutsches wörterbuch erhalten, zu dessen ausarbeitung sich drei schüler Roethes, Erich Henschel, Richard Kienast und Ulrich Pretzel vereinigt haben und das wider in dem klassischen wörterbuchverlag von S. Hirzel erscheinen soll. auf dringenden wunsch des verlegers haben sich die beiden erstgenannten entschlossen, auch die fürsorge für das verwaiste Taschenwörterbuch zu übernehmen, und sie haben ihre sache so brav gemacht, dass sie es kaum nötig gehabt hätten, ihre namen von dem titelblatte fernzuhalten, obwol ich sehr wol versteh, dass sie selbst auf diese in kurzer frist zu leistende notstandsarbeit nicht mit voller befriedigung zurückblicken. der Lexersche text ist von manchen unsauberkeiten und überflüssigkeiten befreit, und er hat eine reiche vermehrung erfahren namentlich durch ausbeutung der den Deutschen Texten der Berliner Akademie angeschlossenen glossare: dadurch ist das Taschenwörterbuch jetzt in ganz anderem mafse als früher zugleich eine (vorläufige) ergänzung des Handwörterbuches geworden, und es ist also in der gegenwärtigen situation nicht nur ein studentenbuch, sondern für jeden von uns wertvoll. durch den sparsamen dreispaltigen satz in scharfen und zierlichen typen (der der officin von Aug. Pries zur ehre gereicht) war es möglich, das werk auf dem bisherigen raum zu halten und es den jüngern unserer wissenschaft zu einem mäßigen preise darzubieten.

Dass ich mir schon beim ersten blättern allerlei notizen



gemacht habe, die zumeist alte fehler Lexers — sowol in der wortform wie in der bedeutungsansetzung — betreffen, soll meinen dank nicht mindern, den ich vielmehr dadurch betätigen werde, dass ich alle mir im laufe der zeit begegnenden anstöße den herren bearbeitern selbst direct mitteile. es kommt wol auch vor dass sich solche rügen häufen, wie s. 86. 87, wo die zweite bedeutung von *her-gråve* auf einem dictat OSchades, die trennung eines *hër-gesinde* von *her-gesinde* auf einer willkür MRiegers beruht und schliesslich der alte (von Lachmann gestützte) fehler *herinc* für *hærine* widerkehrt.

E. S.

Lausitzer gotische baukunst und ihre steinmetzzeichen von **Martin Jäkel**. mit zahlreichen skizzen und grundrissen [Oberlausitzer Heimatstudien 5. heft]. Reichenau i. Sa., Oberlausitzer Heimatzeitung (Alwin Marx) 1925. 100 ss. 8°. 3 m. — Das büchlein gibt einen guten überblick über die geschichte der Lausitzer gotik und ihre bedeutendsten schöpfungen: in Bautzen, Görlitz, Zittau (Oybin), Kamenz usw., aus den besten quellen geschöpft und im ganzen gewis zuverlässig, wenn auch einzelne irrtümer mit unterlaufen (s. 12 'Franziskaner' in Chorin statt Cisterzienser). das eigentliche arbeitsgebiet des verf.s und den hauptinhalt seiner schrift aber stellen die steinmetzzeichen dar, und mir wenigstens will es scheinen, als ob seit der grosen publication von Rziha (1881) nicht viele specialarbeiten auf diesem gebiete so hübsche ergebnisse gebracht hätten wie diejenige Jäkels, der die erscheinung bis zu ihrem verschwinden im zeitalter des barock, über 1750 hinaus verfolgt. ich hebe hervor den schönen Görlitzer fund (1908) einer 'steinmetzenliste' aus der zeit der vollendung der Peterskirche (1481 bis 1497), taf. V, dessen auslegung (s. 9 ff) ich natürlich nicht controlieren kann, und den mir durchaus einleuchtenden versuch, aus derartigen urkunden eine 'Parlersippe' auf dem Oybin nachzuweisen (s. 33 ff).

E. S.

Studien zu Heinrich von Beringens Schachgedicht von **M. D. I. Lloyd** [Germanische Studien h. 83]. Berlin, Ebering 1930. 48 ss. 8°. — PZimmermann konnte für seine dissertation (1875) wie weiterhin für die ausgabe des Schachgedichts (1883) nur das eine Stuttgart-Comburger ms. (S) benutzen. neuerdings sind nun in einer längst bekannten und von Baechtold (1873) wie von Pribsch (1901) ausführlich beschriebenen sammelh. des Brit. Museums (derselben aus der soeben Carr das gedicht 'Von unsers herren liden' ediert hat) umfangreiche auszüge daraus: 5990 vv., mehr als die hälfte des gedichtes, festgestellt worden, die man deshalb bisher nicht erkannt hat, weil bei der im übrigen recht sorglosen auswahl dieser erzählenden und didaktischen stücke alle beziehungen auf das schachspiel weggeblieben waren. der auswertung dieses fundes ist das vorliegende schriftchen in erster linie gewidmet:

die Londoner hs. (L) bietet nicht nur die ausfüllung einer großen lücke, sondern auch darüber hinaus viele wertvolle lesarten, und es stellt sich, was ich für das wertvollste ergebnis halte, heraus, dass das werk eine ziemlich weite verbreitung gefunden haben muss (s. das stemma s. 19). den verfasser glaubt Ll. in dem Augsburger domherrn Heinrich von Beringen aufweisen zu können, der 1282 zuerst urkundlich auftaucht und 1320 gestorben ist; ich sehe vorläufig nichts was dagegen spräche. über die von Zimmermann im anhang s. ausgabe s. 356—362 wider abgedruckten gedichte 'des von Beringen' lehnt der verf. s. 36 n. 2 eine äusserung ab — übrigens muss der vers 10707 unbedingt gelesen werden, wie es auch die hs. nahelegt: *genánt von Bér(e)ngen Heinrich.* E. S.

Das eindringen der hochdeutschen schriftsprache in Lüneburg, von **Hans Teske.** Halle, Niemeyer 1927. XV u. 176 ss. 8<sup>0</sup>. — Da es mir leider an zeit gebricht, dieser tüchtigen arbeit eine ausführliche besprechung zu widmen, wie sie sie wol verdient hätte, soll ihr wenigstens ein nachdrücklicher hinweis nicht vorenthalten bleiben: denn Teskes buch tritt aus der schon recht stattlichen reihe ähnlicher schriften durch grundlegung und zielsetzung bemerkenswert heraus. eröffnet wird es durch eine 'vorgeschichte' (s. 4—33), in der die zum verständnis unbedingt notwendigen geschichtlichen voraussetzungen dargelegt und demnächst die sprachlichen wandlungen bis zum ende des 15 jh.s verfolgt werden. die culturellen umstände, die politischen grundlagen, die maßgebenden instanzen und personen behält der verf. auch weiterhin stets im auge, nicht nur in den einleitenden abschnitten des hauptteils (s. 34—72), sondern durchgehend auch in den folgenden capiteln, welche das 1531 resp. 1534 bewusst einsetzende vordringen des hochdeutschen bis zu seinem völligen sieg in der verwaltungssprache und kanzlei, in gericht, kirche und schule, anhangsweise auch noch im buchdruck und in inschriften behandeln (s. 73—151). niemals zuvor sind die beiden erscheinungsformen dieses processes: die verschlechterung des niederdeutschen in lautstand und wortschatz und das sprungweise auftreten des hochdeutschen so klar betont worden. das letzte nd. gesangbuch der berühmten Sternschen druckerei rührt aus d. j. 1654 her. 'reformation und buchdruck können in Lüneburg nicht als kräfte des sprachlichen fortschritts angesehen werden'. 'die sprache des rechtes geht voran'. eben unter diesem gesichtspunct ist ein irrthum verwunderlich der dem verfasser s. 112 passiert ist: im j. 1402 beschließt der rat, wo das *sassesche lantrecht* die auskunft versagte, 'da solle man sich halten an dat *Keyßerrecht* — das ist der Schwabenspiegel! und nicht 'das römische recht', wie T. interpretiert. — Im übrigen ist das ganze buch sauber gearbeitet und mit 'inhalt', tabellen, wortverzeichnis und sachregister vortrefflich ausgerüstet. E. S.

**Die Heine-sammlung Straufs**, ein verzeichnis von **Ernst Elster**. privatdruck, zu beziehen durch N. G. Elwert in Marburg. 1929. 80 ss. gr. 8°. 10 m. — Es handelt sich bei dieser sammlung in der hauptsache um jenen teil von Heines nachlass, der (nach ausscheidung der 'Memoiren') für eine veröffentlichung unwerthbar schien und so als schenkung von frau Mathilde in die hände des Pariser anwalts Henri Julia gelangt ist. von dessen wittwe hat Elster in recht umständlichen verhandlungen nach und nach den ganzen bestand für seinen freund Hans Meyer, den inhaber des Bibliographischen instituts, erhandelt. dieser hat dann nach dem kriege die bibliothek Heines an die Landes- u. Stadtbibliothek Düsseldorf abgetreten, 'die nahezu ungekürzte menge der eigenen niederschriften Heines und sämtliche niederschriften seiner schreiber und helfer' aber geschlossen an die Marburger bankiers Straufs verkauft, die sie ihrerseits dem berufensten, eben Ernst Elster, für die neubearbeitung seiner grossen Heine-ausgabe (bd 1—4, 1925) zu freier verfügung gestellt und obendrein für wertvolle neuerwerbungen sorge getragen haben: so eine eigenhändige abschrift der 'Loreley', deren facsimile neben der totenmaske des dichters eine zierde des vorbildlich gearbeiteten inventars bildet. **E. S.**

**Deutsche literatur in entwicklungsreihen. reihe Politische dichtung** hrsg. v. Robert F. Arnold. bd 1: **Vor dem untergang des alten Reichs 1756—1795** hrsg. v. **Emil Horner**. Leipzig, Phil. Reclam jun. 1930. 282 ss. 8°. 7 m., lwd 8,50, hldr 15 m. — Von dem grossen reihenwerke, das bisher nur zwei bände herausgebracht hatte, erscheint hier der dritte band: in einem neuen verlag, und wir wünschen, dass sich der hochfliegende optimismus des unternehmers Kindermann doch noch bewähren möge, wenn es auch ohne abstriche von dem ursprünglichen plan der 250 bände kaum gehn wird. sieben bände politischer dichtung seit 1756?! von einem volke das — bis heute, Gott seis geklagt! — so wenig politisch ist wie das deutsche! es überkommt mich ein leiser schauer, wenn ich an jenes corpus von 'säculardichtungen' denke, mit dem uns ao 1900 Aug. Sauer beschenkt hat. und das vorwort Arnolds, der auch im wachzetteln von dem 'ungeheuern stoff' redet, vermag mir sowenig wie der inhalt des vorliegenden bandes diese sorge zu nehmen. er beginnt mit einer kriegerrischen ode Ewald Christian v. Kleists und schliesst mit einem 'Friedenssegen' von Johann Heinrich Voss. ausser den uns wolbekannten gedichten von Klopstock, Gleim, Ramler, Stolberg, Haschka, Schubart usw. bringt er allerlei verstecktes, wenn auch darunter kaum etwas wertvolles. dass die Österreicher mit besonderer aufmerksamkeit bedacht sind und ausserdem viele anonyme zeitgedichte aufnahme gefunden haben, wollen wir gewis nicht schelten — aber freilich die bezeichnung 'volkslied' trifft auch für die im volkston, d.h.

wie es jene zeit verstand, vulgär und trivial gehaltenen stücke dieser art nur zum kleinem teile zu. der herausgeber H. hat dem spröden und disparaten stoff viel liebe zugewandt, und es ist zu hoffen, dass die historiker und alle freunde der deutschen geschichte ihm die mühe der sichtung und commentierung danken werden, denn sie finden hier auf bequiemem raume zeitdocumente vereinigt, die immerhin eine nicht wertlose ergänzung der historischen berichte geben.

Reihe Barock: Barockdrama 5 bde hrsg. v. W. Flemming. Das schlesische kunstdrama hrsg. v. Willi Flemming. 1930. 332 ss. preis wie oben. — Ich schliesse die anzeige des in rascher folge erschienenen ersten bandes einer weitem reihe an. prof. Flemming, dessen specialgebiet das drama des 17 jhs ist, hat darin eine auswahl getroffen, die ausschnitte aus Opitzens 'Trojanerinnen' und vollständig von AGryphius 'Cardenio und Celinde' sowie den 'Papinianus', von Lohenstein die 'Sophonisbe' umfasst. vielleicht hätte mancher statt der 'Trojanerinnen' von 1625 lieber die 'Antigone' von 1636 (und zwar vollständig!) genommen, nachdem dies stück Opitzens neuerdings durch die vortreffliche erstlingschrift von Ralewyn (1926) in ganz neue beleuchtung gerückt ist. den abdruck der texte hat sich F. sehr leicht gemacht. es erweckt schon einen übeln eindruck dass so durchsichtige alte druckfehler wie Troj. 509 '*Sieg*' st. *Steg* erst in den anmerkungen berichtet werden. schlimmer sind aber fälle wie die folgenden. in diesen 'Anmerkungen', die für Gryphius einfach aus Palm mit recht ungeschickten kürzungen wiederholt werden, heisst es Card. I 17 *glantzen* = glänzenden — in F.s text steht aber *gantzen*, also der fehler von BC, den Palm gemieden hatte! Card. II 255. 56 war zunächst *greiffen* (st. *griffen*), dann aber *Sege* (st. *Sorge*) zu lesen: die anmerkung setzt wider die richtige lesart *Sege* voraus und erläutert dies! der leser muss in diesen beiden fällen (es sind nicht die einzigen) glauben, er habe es im text mit einem druckfehler zu tun, was auch nicht schön wäre — aber die sache ligt viel ärgerlicher: die anmerkungen sind nach dem texte von Palm redigiert! — Soph. II 40 anm. '*und wohl druckfehler für 'nun' wie 1708*' — das richtige *nun* steht aber im text. um es gerade heraus zu sagen: der vielgescholtene Palm erweist sich als weit zuverlässiger als diese nach schlecht gewählter und uncontrollierter vorlage veranstalteten neudrucke. — F. legt offenbar besondern wert auf seine 'Einführung' s. 5—54, und diese mag recht wol ihren zweck erfüllen, bietet auch einige neue Gesichtspunkte aus des verfassers eigenen studien. aber zunächst müssen wir doch von einer sammelpublication wie dieser saubere und zuverlässige texte verlangen!

Inzwischen sind in rascher und bunter folge drei [vier] weitere bände erschienen, alles 1930 und zum gleichen preise: zunächst von der reihe 'Politische dichtung' bd 5: Die dichtung



der ersten deutschen revolution 1848 — 1849<sup>1</sup> hrsg. v. **Elfriede Underberg** 325 ss.: eine verständig ausgewählte und geschickt gruppierte sammlung von poetischen zeitdocumenten, welche zum mindesten die rhetorik jener jahre und ihre satirische spannung auf einer bemerkenswerten höhe zeigen. immerhin wirken die proben von GSchwetschkes 'Novae epistolae obscurorum virorum' als ein erquickendes labsal. dass bei der chronologischen ordnung das bild des stärksten unter den eigentlichen revolutionsdichtern, Freiligraths, vorläufig nicht zu seinem rechte kommt, weil eben 'Ça ira' und anderes bedeutsame vorausliegen, ist nicht zu ändern. die anmerkungen sind etwas ungleichmäfsig: sie fliefsen da reichlicher wo die herausgeberin vorarbeit fand, lassen aber manche heute schwer verständliche anspielung unerklärt. alles in allem aber doch ein band der der sammlung ehre macht. — Einer besonders empfänglichen aufnahme darf auf grund ihres programms die reihe 'Deutsche selbstzeugnisse' (9 bde) sicher sein, deren erster band jetzt vorliegt: Die entwicklung der deutschen selbstzeugnisse von **Marianne Beyer-Frölich** 276 ss. wir erhalten also hier zunächst eine stofflich nahezu erschöpfende übersicht alles dessen was sich im weitesten sinne unter 'autobiographisch' einbegreifen lässt: zu den deutschen 'selbstzeugnissen' treten die fremden, von der antike ab, soweit sie für die 'entwicklung' bei uns in betracht kommen. ich gesteh zunächst, dass mir in dieser mit namen und daten vollgepfropften revue keine irgendwie bedenkliche lücke aufgefallen ist; unter den texten hoff ich später der Ernestine Voss zu begegnen, die hier übersehen scheint. welche schwierigkeiten dies gebiet einer zusammenfassenden darstellung bietet, das seh ich an dem langsam wachsenden, aber schon jetzt so reife früchte tragenden lebenswerk meines collegen Misch. von frau dr Beyer-Frölich wird man nicht erwarten, dass sie den gegenstand im rahmen dieser einleitung, deren aufbau und ausführung wolerrwogen, wenn auch nicht frei von widerholungen und widersprüchen des ausdrucks ist, bewältigt habe. aber freilich: wir hätten ihr gern einen guten teil der einzelangaben geschenkt, wenn das gebotene dafür im einzelnen sauberer gehalten wäre. in einem buche wie diesem darf es nicht passieren, dass 'Dichtung und Wahrheit' als ein werk 'vom ende des 18. jahrhunderts' (s. 244) bezeichnet wird; auch druckfehler wie s. 220, wo Matthissons schrift 'alle culturergebnisse des 19. jh.s ausbreitet', sind fatal, und höchst ärgerlich sind die vielen anstöße in den namen, die z.tl in dem sehr lässig gearbeiteten

<sup>1</sup> warum der ersten? gebührt etwa dem elenden zusammenbruch den wir im november 1918 erlebt haben, der titel einer zweiten? auf keinen fall wird sich je ein mensch finden der die dichtung dieser 'revolution' zusammenstellt — es müste denn ein grimmiger satiriker sein.

register widerkehren: wie 'Boldenseles' st. Boldensele, 'Calvacanti' st. Cavalcanti, 'Hayn' für (Rudolf) Haym, 'Othlo' f. Otloh; gehäuft in 'Elfen v. Wolfenhagen' d.i. der verfasser der Limburger chronik: Tilemann Elhen (Ehlen) von Wolfhagen, dem s. 64 eine chronik von Lüneburg zugeschrieben wird! auch verstöße gegen die deutsche sprache sind nicht ganz selten, zu meist in der art des schlechten zeitungsdeutsch, wie etwa s. 251 'K. B. . . in sämtlichen seiner untersuchungen'. — [correctur-zusatz: inzwischen ist — leider abermals außerhalb der reihe — der bd 6 dieser serie erschienen: Selbstzeugnisse aus dem dreißigjährigen kriege und dem barock, 331 ss.] — Wenig zu sagen ist über Romantik bd 14, der als erster dieser reihe erscheint: Märchen I bd hrsg. v. **Andreas Müller** 328 ss. er bringt die beiden plattdeutschen märchen von Ph. O. Runge, den von Steig widerentdeckten 'Königssohn' der Bettine, acht ausgewählte stücke aus den KHM. der brüder Grimm, zwei kurze märchen und dazu 'Gockel und Hinkel' und das 'Rheinmärchen' von Clemens Brentano; zum schluss Fouqués 'Undine'. die knappe einleitung (s. 5—12) begreift schon den inhalt eines zweiten märchenbandes mit. die Anmerkungen enthalten wichtige an gaben zur textgeschichte, und ihre lectüre muss deshalb besonders empfohlen werden. vielleicht hätte der herausgeber gut getan, einiges davon, z.b. den anteil Jacobs und Wilhelms an den ursprünglichen KHM., in die einleitung zu übernehmen.

Schließlich darf eines nicht verschwiegen werden: die vor stellung von besonderer billigkeit, die wir seit unsern schüler tagen dankbar mit dem namen Reclam verbunden haben, trifft hier nicht zu. fast den ganzen inhalt des letztbesprochenen bandes (und mehr) könnte man sich in hübschen einzelausgaben für dasselbe geld zusammenkaufen — bei Phil. Reclam jun. **E. S.**

### MISCELLEN.

*HERRIZ?* (ROTHER 2160). Damit Rother unbemerkt zur königstochter gelangen kann, tummeln sich seine getreuen mit möglichst großem lärm im kampfspiel auf dem hofe und lenken so die aufmerksamkeit der merker ab v. 2157 ff:

*Widolt mit der stangen  
vor dar scrickande  
in allen den gebere(n)  
alser 'herriz' ware.*

*herriz* wird als *heriz* (mhd. *hirz*, nhd. *hirsch*) erklärt. Jan de Vries hält den vergleich des Widolt mit dem 'friedfertigen' tier für unmöglich und schlägt in der anm. zu der stelle vor *alser ein bere ware* zu lesen. graphisch ist die verderbnis von *ein bere* zu *herriz* nicht recht glaublich: Jan de Vries hat sich wol an 1651 erinnert: *der* (Widolt) *begunde bremen alse ein berrc.*

wenn der dichter nur an die grofsen springe (*scrickande*) dachte, könnte man den an sich auffallenden vergleich hinnehmen, nicht aber beim sing. das fehlen des bestimmten oder unbestimmten artikels. die vergleiche sind im Rother spärlich und schlicht, aber eine fügung wie die hier angenommene findet sich nicht: *gebunden alse ein lewe* 754; *schone also ein gras* 1856; *die sclouc her alse en donir san* 2734; *also ein stop daz da hine weite* 2738 (vgl. Rol. 2347); *daz he alse ein vur bran* 3498; *als ein bernen-der iachant* 4606; *wir zebrachin in alse ein hon* 4908 (vgl. Rol. 3791); *so das gesterne tuot von deme himele* 72; *so daz golt von der siden* 74; plur.: *als iz himelbliche werin* 3536; *als iz sterren waren* 4942. wol kann man sagen: *als ez liecht tac ware* 4950, aber an unserer stelle muss *als ez* (<ein oder en>) *herriz ware* verlangt werden. das wort hirsch kommt noch einmal vor: *herze unde hinden* 226. aus der schreibweise der Heidelberger hs. kann *herriz* ganz anders erklärt werden. über die prothese von *h* s. Frings-Kuhnt einl. § 46. *z* kann *ch* vertreten, aao. § 42, 1, § 40, 4 e. wir erhalten also die form *errich*, die einem mhd. *irrec* entsprechen würde (vgl. besonders 4596 *aleiz* für *alzieh*). das seltene mhd. *irrec* (Lexer I 1451) hat den sinn von zweifelnd, unsicher, das rechte verfehlend, für den Rother aber darf man von der alten bedeutung von as. *irri*, ags. *eorre*, mnd. *erre* 'zornig, kampfwild' ausgehn. mnd. *errich* verzeichnet Schiller-Lübbers 1, 727<sup>b</sup> in der bedeutung 'streitend, zwistig', und *irrig*, 'zornig, böse' belegt das DWb. 4, 2. 2171. der sinn 'zornig' passt im Rother 2160 trefflich in den zusammenhang, denn das ganze gebaren der helden auf dem Poderamushofe ist schauspiel und verstellung. wenn an anderen stellen *zurnich* gebraucht wird (325. 2698), so kann doch hier ein idiotismus erhalten sein.

Bonn.

R. Meissner.

SERMONES NULLI PARCENTES. Der text der mit dieser selbstbezeichnung überlieferten rhythmischen satiren auf alle stände, welche Karajan Zs. 2, 15—45 der in der gleichen (jetzt verlorenen) hs. enthaltenen deutschen bearbeitung, dem von ihm so benannten 'Buch der Rügen' vorangestellt hat, ist im allgem. gut und zuverlässig überliefert; immerhin enthält er ein paar fehler, und ein paar weitere dürfte der herausgeber verschuldet haben. dahin rechne ich in erster linie die bekannte falsche auflösung des hsl. *qm* durch *quum* statt durch *quoniam* (zweisilbig!), womit die verse 186. 213. 389. 1051 metrisch resp. rhythmisch gestört sind. für *quum* schreibt unser ms. in der regel *cum* (v. 4. 7. 18 usw.) und vielleicht war dies in der vorlage die einzige form. — dann ist zweimal der vers entstellt durch *nam*: 559. 659, wofür dann Karajan beidemal das sonst nicht vorkommende *namque* eingesetzt hat — es muss vielmehr das synonymon *enim* gewählt werden. — 362 und ebenso 398 stand sicher in der vorlage, vielleicht aber in der hs. selbst

*clares*, dessen auflösung als *seculares* selbstverständlich ist. — v. 363 l. *usurarii ementes*, das *hi* ist zu streichen — v. 592 l. *nisi possim emendare* — vv. 635. 36 muss doch wol die symmetrie hergestellt werden, am besten durch *dubitantis informator nutantisque sustentator*. — v. 857 l. *nequam diu quod vivetis* st. *nequaquam*, vgl. 925 — v. 990 l. *(et) foedissimos foetores* — schliesslich der schlussvers 1088: *(ut in vitae meae via) vitare possim saligia*; so steht in der hs., und damit können wir uns wol abfinden: *saligium* ist nach Ducange-Favre VII 282<sup>c</sup> wie das anscheinend weit häufigere *salagium* ebda 278<sup>bc</sup> ein salzzoll, dann wol auch eine zollstätte: 'dass wir auf unserem lebenswege die gefährlichen zollstätten vermeiden', d.h. wo wir den 'sünden-zoll' bezahlen müssen. Karajans änderung *sacrilegia* liefse sich allenfalls graphisch rechtfertigen, zerstört aber den vers und fällt aus der vorstellung *in vitae meae via*, deren conception nach meinem gefühl der ausgangspunct des vierzeilers ist. E. S.

#### BERICHTIGUNGEN ZU HÜBNER, DIE LAGE DES DEUTSCHEN WÖRTERBUCHES.

Rosenhagen schreibt mir dass die tabelle II (s. 90) eine lücke enthalte: er habe auch 1924 eine lieferung herausgebracht; danach erscheint sein anteil in einem wesentlich günstigeren lichte. eine nachprüfung der tabellen, die ich nach dieser erfahrung vornehmen liefs, ergab leider noch eine reihe von unstimmigkeiten, an denen z.tl meine unterlagen schuld sind, z.tl auch eigene sorglosigkeit. vBahder hat auch 1918 eine lieferung erscheinen lassen, seine vorletzte lieferung gehört nicht ins jahr 1920, sondern 1921. die lieferungen Meissners und Leopolds vom jahre 1911 sind nach 1912 zu rücken. in tabelle I ist fürs jahr 1906 die Heynes mitarbeitern zugewiesene lieferung besser in die obere columnne zu rücken: sie trägt noch Heynes namen auf dem titelblatt. Wunderlich hat 1901 und 1902 je eine lieferung erscheinen lassen, nicht 2 im jahre 1902. so wie nunmehr die tabellen verbessert sind, stellt sich das erscheinen der lieferungen auf grund ihrer eigenen jahreszahlen dar; das Kaysersche bücherverzeichnis führt stellenweise ebenso irre wie die Akademieberichte. den aufsatz selber berühren die verbesserungen nur an einer stelle: s. 73 z. 17 v.u. ist nicht '12' sondern 13 lieferungen zu lesen. A. H.

Die dritte auflage des etymologischen gotischen Wörterbuchs von Sigmund Feist ist in ausarbeitung. der verfasser bittet alle fachgenossen, ihm etwaige wünsche wegen der neugestaltung und in der vorigen auflage entdeckte fehler und auslassungen freundlichst übermitteln zu wollen. er wird alle anregungen gern berücksichtigen und erfüllbare wünsche zu verwerten suchen. adresse: Berlin N 54, Weinbergsweg 13.



## PERSONALNOTIZEN.

Am 16. märz verschied zu Überlingen der langjährige herausgeber der Anglia prof. EUGEN EINENKEL.

Am 21. april erlag PAUL HERRMANN in Torgau 65 jährig einem langwierigen leiden: der verdiente commentator des Saxo Grammaticus und ausgezeichnete Islandkenner, ein schüler Jul. Hofforys.

Am 22. juni starb 83 jährig der grofse kenner des nordgermanischen rechts und nach Jacob Grimm erste meister auf dem gebiete der rechtsaltertümer KARL VON AMIRA in München.

Zu ende juni ward aus Amerika der tod KUNO FRANCES gemeldet (geb. 1855), des schöpfers und leiters des Germanischen Museums an der Harvard universität, an der er 46 jahre gewirkt hat.

An die stelle des von seinen vorlesungen entbundenen ord. professors der neuern litteraturgeschichte dr Jul. Schwering in Münster wurde, nachdem prof. ERNST BEUTLER dem Goethe-museum treu geblieben war und einen lehrauftrag an der Frankfurter universität erhalten hatte, prof. GÜNTHER MÜLLER von der universität Freiburg in der Schweiz berufen.

An der deutschen universität Prag wurde der bisherige privatdocent dr ERNST SCHWARZ zum ao. professor der altdeutschen sprache u. litteratur befördert.

Zu nichtbeamteten ao. professoren wurden ernannt HEINRICH HEMPEL in Bonn, FRIEDRICH MAURER in Gießen, LUISE BERTHOLD in Marburg: sämtlich für deutsche philologie; FRIEDRICH SCHÖNEMANN in Berlin: für cultur und litteraturgeschichte Nordamerikas.

## EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) eingesandten bücher (nicht ausschnitte oder kleinere sonderabzüge), mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das buch angefordert haben.

Vom 1 märz bis zum 15 juli 1930 sind eingegangen (einschließlich einiger an prof. Schröder persönlich gesandter werke):

**F. Altwater**, Wesen und form der deutschen dorfgeschichte im 19 jahrhundert [Germanische Studien h. 88]. Berlin, Ebering 1930. 204 ss. 8°.

**S. Agrell**, Rökstenens chiffergator och andra runologiska problem. Lund, Gleerup 1930. 120 ss. 8°.

**G. Baesecke**, Der deutsche Abrogans u. die herkunft des deutschen schrifttums. m. 18 tafeln. Halle, Niemeyer 1930. XII u. 171 ss. gr. 8°. — geh. 36 m., geb. 40 m.

- R. Beitzl**, Goethes bild der landschaft. untersuchungen z. landschaftsdarstellung in Goethes kunstprosa. Berlin, W. de Gruyter & co. 1929. XI u. 245 ss. 8°.
- K. Bertsche**, Neun neue predigten von Abraham a Sancta Clara, aus der Wiener hs. cod. 11571 [Neudrucke nrr 278—281]. Halle, Niemeyer 1930. XX u. 178 ss. 8°. — 4 m.
- A. Besenbeck**, Kunstanschauung und kunstlehre A. W. Schlegels [Germanische studien h. 87]. Berlin, Ebering 1930. 95 ss. 8°. — 4 m.
- W. Böhm**, Hölderlin. 2. bd. Halle, Niemeyer 1930. VIII u. 830 ss. 8°. — 34 m., geb. 37 m.
- H. Bröker**, Zu den lautverhältnissen der Lancashire-dialekte. auf grund von lautplatten aus den englischen gefangenenlagern. Berlin, Mayer & Müller 1930. 54 ss. 8°.
- Maud Bübring**, Zur vorgeschichte der mittelniederländischen epik. eine vergleichende untersuchung der kampfformeln. Bonn, K. Schröder 1930. 231 ss. 8°.
- K. Burdach**, Wissenschaftsgeschichtliche eindrücke eines alten germanisten. festgabe zum 250jährigen jubiläum der Weidmannschen buchhandlung (1. april 1930). Berlin, Weidmann 1930. 55 ss. 8°.
- Carmina Burana** unt. benutzung d. vorarbeiten W. Meyers kritisch herausgegeben von **A. Hilka** u. **O. Schumann**. I bd: Text I Die moralisch-satirischen dichtungen m. 5 farbentafeln. II bd: Kommentar. Einleitung (die handschrift der Carmina Burana). die moralisch-satirischen dichtungen. Heidelberg, C. Winter 1930. XVI u. 112 ss., 96\* ss. u. 120 ss. 8°.
- Meta Corssen**, Kleist und Shakespeare [Forschungen zur neuern literaturgeschichte LXI]. Weimar, Al. Duncker 1930. 208 ss. — 10 m.
- Ingerid Dal**, Ursprung u. verwendung der altnord. expletivpartikel *of, um*. Oslo, Dybwad in komm. 1930. 91 ss. 8°.
- M. Dazzi**, Il Mussato storico. nel VI centenario della morte di Albertino Mussato. Venezia, a spese della R. Deputazione 1930. 119 ss. 8°.
- Joh. Hartliebs** übersetzung des Dialogus miraculorum von Caesarius v. Heisterbach aus der einzigen Londoner handschrift hrsg. von **Karl Drescher**. m. zwei tafeln in lichtdruck [Deutsche Texte des Mittelalters bd XXXIII]. Berlin, Weidmann 1929. XXIII u. 475 ss. 8°. — 30 m.
- H. Epstein**, Die metaphysizierung in der literarwissenschaftlichen begriffsbildung und ihre folgen [Germanische studien h. 73]. Berlin, Ebering 1929. 69 ss. 8°. — 2,80 m.
- Festschrift der 57. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Salzburg** vom 25. bis 29. september 1929 gewidmet. Baden b. Wien, Rohrer 1929. 214 ss. 8°. — Aus dem bunten inhalt des bandes heb ich als uns näher angehend heraus: **M. H. Jellinek**, Momentane u. durative adjectiva (s. 61—63); **Fr. Wild**, Das wahsinnsmotiv in der englischen romantischen dichtung (s. 84—104); **Norb. Jokl**, Balkangermanisches und germanisches im albanischen (s. 105—137); **E. Oberhammer**, Der name 'Austria' (s. 152—157). lesenswert ist auch der aufsatz des präsidenten und herausgebers **Rich. Meister**, Der name der philosophischen facultät (s. 35—60).
- Kl. Freiburg-Rüter**, Der literarische kritiker Karl Gutzkow [Form u. Geist h. 15]. Leipzig, Eichblatt 1930. 200 ss. 8°. — 8,60 m.

Zwei urschriften der 'Imitatio Christi' in mittelniederdeutschen übersetzungen hrsg. v. **P. Hagen** [Deutsche texte des mittelalters bd XXXIV]. Berlin, Weidmann 1930. XXVIII u. 95 ss. 8° u. 2 tafeln. — 10 m.

Hamburg und Island 930—1930. festgabe der Hamburger Staats- u. universitätsbibliothek zur jahrtausendfeier des isländischen allthings. Hamburg, Staats- u. universitätsbibliothek 1930. 60 ss. 8°. — 2 m.

**Leiv Heggstad**, Gammalnorsk Ordbog med nynorsk tyding. Oslo, det Norske samlaget 1930. XII u. 837 ss. 8°.

**H. Heiss**, Die romantik in den romanischen ländern. vortrag [Freiburger Wissenschaftl. gesellschaft h. 18]. Freiburg i. B., Speyer & Kaerner 1930. 24 ss. 8°.

**E. Hellquist**, Det svenska ordförrådets ålder och ursprung II. s. 477 bis 982. Lund, Gleerup 1930. — 7,50 kr.

**Halldor Hermannsson**, The book of the Icelanders (Islendingabók) by Ari Thorgilsson [Islandica vol. XX]. Ithaca N.-Y., University library 1930. VI u. 89 ss. 8°. — 2 doll.

Deutsche Island-Forschung. I bd: Kultur hrsg. v. W. H. Vogt. Breslau, Hirt 1930. 392 ss. 8. — 15 m.

**W. Jockisch**, Andr. Gryphius u. das literarische barock [Germanische studien h. 89]. Berlin, Ebering 1930. 87 ss. 8°. — 3,80 m.

Vom mittelalter zur reformation ... hrsg. v. K. Burdach VI bd Schriften Johannis von Neumarkt hrsg. unt. mitwirkung K. Burdachs von **J. Klapper**. I teil: Buch der liebkosung, übersetzg des pseudoaugustin Liber soliloquiorum animae ad Deum. Berlin, Weidmann 1930. 209 ss. 8°.

**H. v. Kleinmayr**, Welt- u. kunstanschauung des Jungen Deutschland. studien z. geistesgeschichte des XIX jahrhunderts. Wien, Österreich. bundesverlag 1930. 328 ss. 8°. — 13,30 m.

**Fr. von Klocke**, Zur familiengeschichte Wolframs v. Eschenbach u. s. geschlechtes [Flugschriften für familiengeschichte h. 12]. Leipzig, Zentralstelle f. dtische personen- u. familiengeschichte e. v. 1930. 24 ss. 8°.

**Anna Köhn**, Das weibliche schönheitsideal in der ritterlichen dichtung [Form u. Geist h. 14]. Leipzig, Eichblatt 1930. 116 ss. 8°. — 5,60 m.

**H. Langenbucher**, Das gesicht des deutschen minnesangs u. seine wandlungen. Heidelberg, Winter 1930. 95 ss. 8°. — 5,50 m.

Lessing und Hamburg. festgabe zur zweihundertjahrfeier der geburt des dichters dargebracht von der Hamburger Staats- und universitätsbibliothek. mit 4 tafeln. Hamburg 1929. 99 ss. 8°. — 2 m.

**K. Maurer**, Die deutsche sprache. eine bedeutungslehre. St. Gallen, Fehr 1930. VIII u. 152 ss. 8°. — 3,20 m.

Daniel von Czepko Geistliche schriften hrsg. v. **W. Milch** [Einzelschriften z. schlesischen geschichte IV bd]. Breslau, Priebatsch 1930. XLIV u. 408 ss. 8°. — 16 m.

**J. Müller**, Das Jesuitendrama in den ländern deutscher zunge. 2 bde. Augsburg, Filser 1930. VII u. 98 ss., 150 ss. u. 10 tafeln 8°. — 12 m., geb. 15 m.

**Katrien van Munster**, Die junge Ida gräfin Hahn-Hahn. Graz, H. Stiasny söhne 1929. 214 ss. 8°.

**R. Newald**, Die Wiener Meerfahrt [Germanische bibliothek 30 bd]. Heidelberg, Winter 1930. 27 ss. — 1,20 m.

- M. Olsen**, Stedsnavn og gudeminner i Land, med 1 kart. Oslo, Dybwad in comm. 95 ss. 8°. — 5 kr.
- Hartmann von Aue** Der arme Heinrich hrsg. von **Hermann Paul**. 7 aufl. bes. v. **Albert Leitzmann** [Altdeutsche Textbibliothek nr 3]. Halle, Niemeyer 1930. XII u. 40 ss. 8. 1 m. — Die neuauflage ist nach den gleichen grundsätzen und unter denselben umständen fürsorglich zu stande gekommen wie die des Gregorius; der besondern aufmerksamkeit sei der versuch einer reconstruction der vv. 1375—77 durch L. Wolff empfohlen. da der 'geradezu jämmerliche zustand der überlieferung' s. VII f in den stärksten ausdrücken gekennzeichnet wird, muss es doppelt unbegreiflich erscheinen, wenn man einen solchen text noch weiterhin zur einföhrung ins mhd. benutzt, statt sich auf die behandlung eben der überlieferung im seminar zu beschränken — wofür dann freilich nur Gierachs ausgabe in betracht kommt.
- Thomas Murners Deutsche schriften**. bd VI. VII. VIII. Kleine schriften 1. 2. 3 hrsg. v. **W. Pfeiffer-Belli**. Berlin, W. de Gruyter & co, 1927/28. VIII u. 200, 174, 192 ss. 8°.
- E. Rooth**, Nordfriesische streifzüge. laut- und wortgeographische studien m. e. excurs über den process des i-umlauts der velarvocale im germanischen [= Lunds universitäts årsskrift n. f. afd. 1 bd 25 nr 6]. Lund, Gleerup u. Leipzig, Harrassowitz [1930]. 155 ss. u. 4 karten 8°.
- H. Rupprich**, Willibald Pirckheimer und die erste reise Dürers nach Italien. Wien, A. Schroll & co. 1930. 137 ss. u. 14 tafeln gr. 8°. — geh. 22 m., geb. 24 m.
- F. Saran**, Das übersetzen aus dem mittelhochdeutschen. eine anleitung für studierende, lehrer und zum selbstunterricht [Handbücherei f. d. deutschen unterricht hrsg. v. F. Saran. Deutschkunde I reihe bd 7]. Halle, Niemeyer 1930. VIII u. 296 ss. 8°. — 6 m.
- J. Schatz**, Sprache und wortschatz der gedichte Oswalds von Wolkenstein [Ak. d. wiss. in Wien, philos.-hist. kl. Denkschr. 69. band, 2. abhdlg]. Wien u. Leipzig, Hölder—Pichler—Tempsky 1930. 116 ss. gr. 4°.
- G. Scherer**, Zur geographie und chronologie des angelsächsischen wortschatzes im anschluss an bischof Wærferths übersetzung der Dialoge Gregors. diss. Leipzig, Mayer & Müller 1928. 61 ss. 8°.
- J. Schreger**, Die psychologische motivierung in Arnims dramen. Halle, Niemeyer 1929. VI u. 115 ss. 8°. — 5,60 m.
- Rob. S. Scott**, The Thumb of Knowledge in legends of Finn, Sigurd, and Taliesin. studies in celtic and french literature. Publications of the Institute of french studies New York 1930. XX u. 296 ss. 8°.
- Clara Sieper**, Der historische roman u. die historische novelle bei Raabe u. Fontane [Forschungen zur neuern literaturgeschichte LXII]. Weimar, Al. Duncker 1930. 88 ss. 8°. — 5 m.
- Singen und der Hegau** [Badische Heimat, Zeitschr. f. volkskunde, ländl. wohlfahrtspflege, heimat u. denkmalschutz, 17. jahrgang, jahresheft 1930] im auftr. d. landesvereins Badische Heimat hrsg. v. H. E. Busse. Karlsruhe, Braun. 150 ss. 8°. — So wenig anmutend die junge stadt Singen ist, die landschaft, der Hegau ist von hohem reiz und überreich an culturgeschichtlichen denkmälern und erinnerungen. das beweist mehr noch als der manigfaltige text die fülle der illustrationen, unter denen die gegenüberstellung älterer und neuerer burgenbilder mit flugzeugaufnahmen besonderes interesse erregt. ein buch nicht nur für die freunde der heimat, sondern für alle die die geschichte der deutschen landschaft angeht.



- S. Singer**, Die mittelalterliche literatur der deutschen Schweiz [Die Schweiz im deutschen geistesleben bd 26. 27]. Frauenfeld-Leipzig, Huber [1930]. 208 ss. kl. 8°.
- Studies in honor of Hermann Collitz, presented by a group of his pupils and friends on the occasion of his 75<sup>th</sup> birth day febr. 4, 1930. Baltimore, John Hopkins press 1930. XII u. 331 ss.
- P. Thorsen**, Ryfylke-målet. eit umrit av ljod gg formlæra [Norske Målfore XI]. Oslo, Olaf Norli i komm. 1930. 40 ss. 8°.
- Des Minnesangs Frühling m. bezeichnung der abweichungen von Lachmann u. Haupt und unter beifügung ihrer anmerkungen neu herausgegeben von **Fr. Vogt**, 5. auflage. Leipzig, S. Hirzel 1930. XVI u. 468 ss. 8°. 7,50 m., gzlwd 9 m. — Diese 'auflage', die erste nach Vogts tode, ist abermals ein nachdruck (von Ullmann in Zwickau); klar und sauber in der erscheinung, dazu in solidem einband, recht preiswert. bedauerlich ist dass auch das druckfehlerverzeichnis wiederholt werden musste, sodass sich die von Vogt selbst angemarkten fehler schon durch drei auflagen hindurchziehen. — Wer schafft uns nun die erneuerung?!
- A. Volhard**, F. M. Klingers philosophische romane. der einzelne und die gesellschaft. Halle, Niemeyer 1930. XV u. 158 ss. — 7,50 m.
- E. Vollert**, Die Weidmannsche buchhandlung in Berlin 1680—1930. Berlin, Weidmann 1930. VI u. 142 ss. 8°.
- 250 jahre Weidmannsche buchhandlung m. beiträgen von E. Fraenkel, A. Heusler, F. Jacoby, L. Mader, O. Regenbogen, U. v. Wilamowitz-Moellendorff [beilage zu h. 4 der Monatsschrift f. höhere schulen 1930]. 55 ss. gr. 8°.
- J. Weisweiler**, Bufse. bedeutungsgeschichtliche beiträge zur kultur- und geistesgeschichte. Halle, Niemeyer 1930. 216 ss. 8°. — 16 m.
- W. Wenzel**, Wortatlas des kreises Wetzlar und der umliegenden gebiete [Dialektgeographie hrsg. v. F. Wrede heft XXVIII]. Marburg, Elwert 1930. 144 ss. 8° text und atlas mit 104 karten. — 12,50 m. (im abonn. 10 m.).
- W. Wissmann**, Nomina postverbalia in den altgerman. sprachen nebst e. voruntersuchung über deverbative ön-verba. diss. Berlin (teildruck). Göttingen 1930. 62 ss. 8°.
- Helen Woodruff**, The illustrated manuscripts of Prudentius. Cambridge, Harvard university press (London, Humphrey Milford) 1930. 49 ss. 142 ill. lex. 8°. — 8,6 sh.
- A. J. Fr. Ziegelschmid**, Zur entwicklung der perfectumschreibung im deutschen. Baltimore, Waverley press 1930. 75 ss. 8°.
- Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc herausgegeben von **W. Ziesemer** m. 13 tafeln [Schriften der Königsberger gelehrten gesellschaft sonderreihe bd 1]. Halle, Niemeyer 1930. VIII u. 415 ss. 8°.
- H. Zwerina**, Neuenglisch o gesprochen wie u. ein beitrage zur englischen lautgeschichte. Leipzig, Mayer & Müller 1930. 87 ss. 8°.
- Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen werke: **Daab** (s. 149), **Lexer** (s. 155), **Meier** (s. 126), **Reinach** (s. 153) und Deutsche literatur (s. 158).

# ANZEIGER

FÜR

## DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLIX, 4. december 1930

---

Frühneuhochdeutsche grammatik. von Virgil Moser.  
I. band: Lautlehre. 1. hälfte: Orthographie, betonung, stamm-  
silbenvokale [Germanische bibliothek. begründet von W. Streit-  
berg †. I. abt. I. reihe. 17]. Heidelberg, Winter 1929. XLV  
u. 215 ss. 8°. — 10 m., geb. 12 m.

Moser hat eine reihe von wertvollen untersuchungen über die älteren deutschen drucksprachen veröffentlicht und ist somit wol vorbereitet an die zusammenfassende darstellung des älteren nhd. gegangen. was der vorliegende band bietet, sagt der titel; hervorgehoben sei, dass der abschnitt über orthographie sehr reichhaltig ist und dass M. nach kräften bemüht war, in das graphische chaos der zeit ordnung zu bringen. der zweite band soll den rest der lautlehre und ein wort- und sachregister enthalten, außerdem mehrere anhänge: 'eine übersicht über die hauptsächlichsten lautunterschiede der einzelnen schriftdialekte, eine zusammenstellung der hauptschriftsteller mit bio- und bibliographischen angaben und der wichtigsten druckorte nebst druckern'; der dritte band wird die flexionslehre behandeln.

Das material mit dem der bau der grammatik aufgeführt wird, ist von verschiedener tragfähigkeit. sobald der buchdruck einsetzt, bewegt sich M. auf seinem eigensten arbeitsgebiet; er fasst nicht nur zusammen, sondern bereichert unsere kenntnisse in erwünschter weise. ungünstiger war er für die ältere zeit gestellt. er sah sich genötigt, vielfach auf Weinholds arbeiten zu verweisen. von diesen sagt er, dass sie nur mit kritik zu verwerten seien. das ist richtig. aber diese kritik ist eine Sisyphusarbeit, denn eigentlich müste jeder beleg nachgeprüft werden. es ist begreiflich dass M. dies nicht tun konnte. ich gebe ein beispiel. s. 172 wird gesagt, dass bairisch in der höheren städtischen mundart *ai* seit dem 12 jh. als überoffenes *ā* gesprochen wurde; 'durch reime ist dies *a* seit dem 14 jh. erwiesen (*entweich : sprach*)'. hier ist zunächst 'reime' als gattungsbezeichnender plural zu verstehn; es handelt sich nur um den einen als beispiel angeführten reim, der von Weinhold Bair. gramm. § 39 und Mhd. gramm. § 123 mit berufung auf Lieders. 53, 23 für den Teichner behauptet wurde. nun hat Zwierzina Zs. 44, 387 n. 2 darauf hingewiesen, dass *sprach* an der stelle unsinnig ist: 'für *sprach* ist sicher *streich* (resp. *straich*) zu lesen, eine conjectur in bezug auf die mir nicht bang ist, dass sie

auch hs.lich bestätigt wird'. tatsächlich lautet der vers im cod. Vind. 2848 fol. 254<sup>a</sup>: *Da der per gein im her streich.* — Bei dieser gelegenheit möchte ich bemerken, dass in Bayern in der 1. hälfte des 17 jh.s *a* als lautwert des alten diphthongs (für die höhere sprache) bezeugt ist: Sumaran Thesaurus fundamentalis quinque linguarum (1626) s. 96 schreibt für *ei* (= mhd. *i*) die aussprache *ai* vor, für *ai* die aussprache *a* (*wase, wanen*; jedoch in *waiden* solle man das *i* hören lassen).

Im übrigen möchte ich auf einzelheiten nicht eingehn, wohl aber einige wünsche äußern, die sich noch erfüllen lassen. möge es dem verf. gefallen, im zusammenhange über einige puncte zu sprechen die er in einzelfällen berührt.

Zunächst über die beeinflussung einer schrift- oder druckvarietät durch andere. hier fände z.b. eine stelle Mosers wichtige und zutreffende erörterung über das stufenweise eindringen der nhd. schriftsprache in die alemannischen drucke (PBBeitr. 45, 183 ff). auch seine ausführungen über Luthers stellung in der entwicklung der gemeinsprache (PBBeitr. 47, 397 f) wären hier zu widerholen.

Dann wäre erwünscht eine erörterung der schillernden ausdrücke 'schriftsprache' und 'mundart'<sup>1</sup>.

Der hauptgegenstand des buches ist ja wol die sichtbare (geschriebene oder gedruckte) sprache sowie die art wie diese sichtbare sprache hörbar gemacht, also gelesen, ausgesprochen wurde. ein mittel zur feststellung der aussprache ist die heranziehung der sogenannten mundarten, d.h. der heutigen, nicht litterarischen, local gebundenen sprechformen. denn zwischen ihnen und der sprache die einen sichtbaren niederschlag gefunden hat, besteht ein irgendwie beschaffener historischer zusammenhang. welcher art dieser zusammenhang ist, lässt sich auf keine einfache formel bringen. es kann z.b. sein dass eine

<sup>1</sup> Frings hat im Teuthonista 3, 199 die sehr berechtigte forderung nach eindeutiger festlegung der begriffe 'literatursprache, schriftsprache, kultursprache, hochsprache, kunstsprache, herrnsprache, sprache der oberschicht, gemeinsprache, einheitssprache, verkehrsprache, umgangssprache' erhoben. wenn sich namentlich an das wort 'schriftsprache' unklarheiten heften, so beruht dies auf der vermengung mehrerer Gesichtspuncte, denen verschiedene alternativen zugeordnet sind. 1. medium der mitteilung: schrift—rede, 2. inhalt. mit heranbringung des wertmoments: objectiv höhere—objectiv niedere sprache. 3. träger der mitteilung. axiologisch: subjectiv höhere—subjectiv niedere sprache. 4. geltungsbereich: gemeinsprache—ortsprache. — scharfe und treffende unterscheidungen bei Noreen Vårt språk. — Es ist ein übelstand, dass wir nicht wie die Skandinavier 'reichssprache' sagen können. auch Adelungs 'nationalsprache' hätte keine aussicht durchzudringen. 'gemeinschafts-sprache' ist minder glücklich, weil der ausdruck κατ' ἐξοχήν verstanden werden muss; dem begriffe nach ist z.b. auch das 'honoratiorenschwäbisch', das den württembergischen localmundarten gegenübersteht, eine gemeinsprache.

mundartliche lautung die voraussetzung einer ausspracheform ist, ohne dass sie mit ihr identisch wäre. Wolfgang Lazius nennt als österreichische entprechung von 'amita' *Maumb*. der dialektforscher kann daraus mit sicherheit schliessen, dass schon zur zeit des Lazius in der groben Wiener mundart *boum* und *muome* reimwörter mit dem vocal *a* waren. aber es ist nicht wahrscheinlich dass Lazius selbst *mam* sprach, denn der gelehrte mann wuste wol, dass aufserhalb Österreichs die schreibung *maumb* anders gelesen werden muste. er hat vermutlich *mam* falsch verhochdeutscht, also auch, wenn er fein sprechen wollte, *baum* und nicht *bam* gesagt. dass er zwischen den schreibungen *gaumen* und *gamen* schwankt, steht dem nicht entgegen. über derartige probleme wäre also im zusammenhang zu sprechen.

Es sollte auch gesagt werden, was es bedeutet wenn einem dialektgebiet  $x$  ein lautwandel  $\xi$  zugeschrieben wird. s. 118 heisst es: 'bair. ging  $\ddot{e}$  schon an der wende des 12/13 jh.s aufser vor  $l$  und  $r$  (teilweise auch nichtverschobenem [westgerm.]  $\chi$  und  $k\chi$ )  $> e$  über'. das ist unrichtig wenn gemeint ist, dass der lautwandel auf dem ganzen gebiet des bairischen eintrat; es ist richtig wenn nur gesagt sein soll, dass auf bairischem gebiet in einem gewissen umfang der lautwandel nachweisbar ist. die zeitliche fixierung beruht natürlich auf Zwierzinas reimuntersuchungen. da müste nun Zwierzinas warnung (Die neueren sprachen, 6. beiheft, 140) vor misdeutung seiner mhd. studien eingeschränkt werden: seine regeln seien als dort in geltung zu betrachten wo sie belegt wurden.

Es würde mich freuen wenn Moser meinen anregungen nachgehn wollte. in einem der noch ausstehnden bände wird sich ja wol platz dafür finden.

Wien.

M. H. Jellinek.

Anmerkungen zu den kinder- und hausmärchen der brüder Grimm, neu bearbeitet von J. Bolte u. G. Polívka unt. mitwirkung v. E. Kutzer u. B. Heller. IV bd (Zur geschichte der märchen I—VIII). Leipzig, Dieterich 1930. VI u. 487 ss. gr. 8°.

Das gewaltige werk von Bolte und Polívka, das als eine erneuerung auf breitester grundlage an die stelle des Grimmschen anmerkungsbandes tritt, findet im 4. bande eine würdige fortsetzung. wie in den drei ersten bänden, die mit ihren nachweisungen für die wissenschaftliche beschäftigung mit den Grimmschen märchen eine fast unerschöpfliche fundgrube bilden, wird auch hier wider aus umfassender überschau der reichthum der märchenwelt in erstaunlicher fülle vor uns ausgebreitet. dabei wird die aufgabe unverändert festgehalten, der forschung durch übersichtliche bereitstellung aller grundlagen zu dienen. in weiterer anlehnung an den Grimmschen aufriss erhalten wir hier eine geschichtliche übersicht über auftreten und buchmäsig



erfassbaren bestand der märchen in dem durch vielfache culturströmungen zusammenhängenden kreise, dessen band Abend- und Morgenland bis zu Indien einschließlichsch umschlingt.

Aus dem umstand dass das werk sich an die Grimmschen märchen anschließt, ergibt sich, dass man nicht versuchen konnte, den begriff des märchens hier etwas schärfer einzuengen und die darstellung nur auf die märchen in dem strengen uns geläufigen sinne einzuschränken. wie die brüder Grimm (zumal im anfang ihrer sammeltätigkeit) u.a. einzelne geschichten die wir als sagen fassen müssen, tierfabeln, reine schwankerzählungen und erbauliche exempel unter die dichterischen wundererzählungen aufgenommen haben, so greift auch hier das auge immer wider in die nachbarbezirke über, um auch solche stücke in den größeren rahmen einzuordnen. stellenweise ergibt sich daraus eine gewisse lockering, durch welche die festen linien zu verfließen drohen, insbesondere in den abschnitten von culturen in denen die eigentlichen märchen schwach entwickelt sind. die unsicherheit der grenzziehung folgt z.tl jedoch auch aus der fraglichkeit des märchenbegriffs an sich, der in unserm abendländischen sinne nur bedingte gültigkeit besitzt und nicht bei allen völkern durchzuführen ist. äußerlich gleichartige erzählungen können bei uns und anderwärts ganz verschiedene bedeutung haben. Elisabeth Kutzer hebt in dem abschnitt über das indische märchen die sonderbedingungen hervor, die für ihr gebiet bestehen, und weist nachdrücklich darauf hin, dass das wichtigste kennzeichen des märchenhaften in unserer auffassung dort nicht für die abgrenzung in frage kommen kann: wenn wir das wesensbestimmende merkmal der gattung darin sehen, dass die wirklichen möglichkeiten anerkanntermaßen aufgehoben werden, um auf solche weise, durch das wunder also, der phantasie ein ins wunschhafte aufsteigendes geschehen vorzumalen (außer dem überfliegen der naturgesetze sollte man auch das hinausheilen über die psychologischen denkbarkheiten etwa in den phantastischen kundgebungen der könige als wunderbar gelten lassen), so ist das wunder in diesem sinn in Indien nicht vorhanden. all das was für unsere auffassung wunderbar ist, bleibt für indische weltanschauung innerhalb der tatsächlichen möglichkeiten (so wie bei uns in den mythischen volkssagen) und findet sich darum fast in allen teilen der indischen litteratur. es ist ja lange festgestellt, dass das wunder unserer märchen (von einigen kunstmärchen abgesehen) keineswegs als willkürliche erfindung einer zügellos schweifenden phantasie gelten darf, sondern dass es eine fortsetzung und fortbildung mythischer erlebensmöglichkeiten darstellt, an die man einstmals wenigstens im ursprungsland des motivs geglaubt hat; diese noch immer fühlbare anknüpfung an einstige glaubensvorstellungen trägt zweifellos auch heute noch wesentlich zu der

eigenartigen wirkung unserer volksmärchen bei. so wird man denn das märchen als unwirklichkeitserzählung in unserm sinne entstehungsgeschichtlich als vergleichsweise jung betrachten müssen, und verhältnisse wie die indischen, in denen unsere wesensbestimmung unzutreffend ist, als älter. dennoch glaub ich nicht, dass wir den unterschied von märchen und sage, so wie Ranke ihn aus den deutschen bedingungen heraus erkannt hat, aufzugeben hätten, d.h. den auch von Bolte anerkannten unterschied von geschichten die das gepräge dichterischer erfindung tragen, und solchen die nur als wahrheitsberichte gelten wollen. fraglos und unbezweifelt ist es, dass es überall mythische sagen gegeben hat und gibt, d.h. erzählungen die nur von einem wirklichen geschehnis kunde geben wollen, in dem sich dem menschen verstandesmäsig unbegreifbare geheime kräfte und zusammenhänge gezeigt haben. ebenso kommt es mir aber auch undenkbar vor, wenn ich mir ohne kenntnis primitiver völker ein urteil erlauben darf, dass es bei irgendeinem volk an erzählungen fehlen sollte, die zur unterhaltung erfunden werden und dem bedürfnis nach dichterisch erfreulichem ausgang rechnung tragen, und da ist es bei dem erzähler einer geistesstufe, für die das mythische im leben noch eine wesentliche rolle spielt, ja fast selbstverständlich, dass er dabei auch zu den mythischen erlebensmöglichkeiten greift, die in seiner welt als etwas gewöhnliches oder vielleicht als etwas seltenes und seltsames, aber doch wirklich vorhandenes gelten. so scheint mir das nebeneinander von erzählungen mit mythischem gehalt, die sich als wahrheitsberichte, und die sich als dichtung zeigen, oder die gewachsen und geschaffen sind, d.h. also von gattungen, die unserer sage und unserm märchen zu vergleichen sind, von selbst aus allgültigen menschlichen bedürfnissen auf alter geistesstufe hervorzugehn. aus der natur der sache folgt es, dass die phantasieentsprungenen kunstwerke durch verbindung von verschiedenen motiven umfangreicher werden als die sagen, die gemeinhin nur von einem einzigen ereignis kunde geben, dass also die gattungen als lange und als kurze geschichten nebeneinander treten. ihr wesensunterschied wird auch dadurch nicht aufgehoben, dass die erdichtungen mitunter glauben finden können. das ist ein schicksal das die dichtung immer wider, z.b. noch bei den grofsen werken der hochmittelalterlichen blütezeit und weit darüber hinaus, erfährt; so lange die mythischen motive noch dem glauben angehören, ist es leicht möglich, dass man das erdichtete trotz mythischem gehalt als wahrheit nimmt. sobald aber der glaube schwindet oder die erzählung zu einem volke wandert das auf höherer geistesstufe steht, muss der charakter der mit mythischem gefüllten dichtungen sich wandeln. es werden daraus wundererzählungen von unmöglichkeitscharakter, und damit müssen auch die entwicklungsbedingungen sich wandeln; wenn das ge-

schehen der erzählten handlung aus dem bereich des glaubbaren losgelöst ist, wenn die erzählung uns in eine welt von übernatürlichen möglichkeiten führt, so kann man das wunderhafte weiter steigern und in der richtung, welche die übernommenen motive zeigen, weiter ins unwürkliche von phantastischem charakter führen. über die würklichkeit erhebt sich nun die märchenwelt. denkbar ist es dass bei den Germanen die märchenfülle jüngerer zeiten erst durch eine zuwanderung entstanden ist, bei welcher die erzählungen sofort als unmöglichkeitsdichtung aufgefasst wurden, und dass das märchen in unserm sinn überhaupt im wesentlichen abendländisch ist; wie es nach E. Kutzer im indischen nicht vorhanden war, fehlte es vermutlich vielen völkern. dieser umstand, dass unser märchenbegriff nur beschränkte gültigkeit besitzt, dass erzählungen die man stofflich zusammenstellen muss, unter ganz verschiedenen bedingungen stehn können, ist natürlich ein groses hindernis für die vergleichende märchenübersicht und trägt zu der unsicherheit bei, die sich mehrfach bei der feststellung der zu behandelnden erzählungsgattung zeigt, obwol eine inhaltsreiche einleitung von Bolte alle äusseren kennzeichen des märchens klar unreifest.

Wie die verantwortung für das ganze hat Bolte auch weitaus den grösten teil von der arbeit dieses bandes selbst getragen. die beiden ersten abschnitte hat er schon 1920 und 1921 in den *Folklore Fellows Communications* 36 und 39 veröffentlicht. im ersten handelt er über namen und merkmale des märchens und holt dabei kraft seiner weiten übersicht in reicher, aber doch nicht uferloser, vielmehr überall wol abgedämmter fülle von allen seiten die belege für die verschiedenen formcharacteristica. dennoch wird sich die forschung hiermit naturgemäfs noch nicht zufrieden geben, sondern wird hier überall wertvolle anregung finden, um zu verfolgen, wie weit die einzelzüge der gesamtbeschreibung für die verschiedenen unterkreise geltung haben. werden innerlich recht verschiedenartige erzählungsgattungen hier unter einen hauptbegriff vereinigt (z.b. wundergeschichten, die den tüchtigen durch gefahren und verfolgung zum höchsten glück gelangen lassen, schwank- und lügenmärchen, tiergeschichten und dergl. mehr), so wird man nach den bezeichnenden sonderformen fragen müssen. werden treu aufgenommene volksmärchen und litterarisch durchgeformte hier durcheinander aufgerufen, je nach ihrer zeugnissfähigkeit, so wird man das litterarische von dem volkstümlichen zu trennen suchen. neuere betrachtung hat uns schon gezeigt, wie weit der innere stil der Grimmschen märchen sich trotz stofflicher treue und trotz anlehnung an volkstümliche ausdrucksformen von der erzählform des echten volksmärchens entfernt hat (ich möchte hier hinweisen auf das hübsche buch von Fr. Heyden *Volksmärchen und volksmärchenerzähler*, Hamburg 1922, in der

Stapelschen sammlung Unser volkstum, dem die veröffentlichung der urfassung allerdings noch nicht zugute kommen konnte). man wird endlich auch den unterschieden zwischen verschiedenen völkern weiter nachgehn, wozu hier anregende ansätze gegeben sind; solcher vergleich, der nach dem besonderen sucht, verspricht n. m. m. guten ertrag, und es wäre wünschenswert, dass sich die volkskunde mehr von der feststellung des allgültigen, die (entgegen oft ausgesprochener umgekehrter meinung) naturgemäfs den anfang bilden muste, zur ermittlung der feineren nationalen sonderheiten auf dem wege der vergleichung wendete.

Der 2. abschnitt sammelt in zeitlicher anordnung sämtliche zeugnisse zur geschichte der märchen in Europa, eine reihe von 204 nummern, worunter viele doppelnummern sind, da verschiedene äufserungen desselben schriftstellers nur einfach gezählt sind. freilich muss dafür anderseits bei manchen zeugnissen naturgemäfs der zweifel möglich bleiben, ob sie wirklich auf die besondere gattung des märchens zu beziehen sind. wenn es auch gut ist, dass Bolte sich hier nicht zu ängstlich auf das völlig sichere beschränkt hat, so entbehrt doch einiges entschieden der berechtigung; insbesondere scheinen einige mhd. stellen nur darum aufgenommen, weil das wort *mære*, *merlin* verwendet ist.

In den folgenden drei abschnitten behandelt Bolte mit gewohnter sorgfalt und in bester übersichtlichkeit die märchen im altertum, im mittelalter und im 16—18 jh. bei den wichtigen gröfseren werken erhalten wir zu den allgemeinen angaben auch überblicke über den märchenbestand im einzelnen. man wird es mit dank begrüfsen, dass B. auch den auszug der brüder Grimm aus dem Pentamerone wider aufgenommen hat. da auch alle bibliographischen angaben die man wünschen kann, und dazu zahlreiche nachweise zu einzelnen märchen gegeben werden, erhält man hier ein treffliches hilfsmittel, das man immer gern benutzen wird. die unentbehrliche übersicht über das indische märchen vermittelt in entsprechender weise der schöne Beitrag von E. Kutzer. das hebräische schrifttum, ein schwieriges gebiet, das sich übrigens für die märchen im strengen sinn auffällig unergiebig zeigt, findet von Bernhard Heller gründliche behandlung, desgleichen das arabische; in diesen teilen wird die unsicherheit in der abgrenzung des märchens, wie mir scheint, am empfindlichsten.

Im letzten abschnitt gibt wider Bolte ausführliche und willkommene darlegungen und nachweise über die sammlung der brüder Grimm, wobei mancherlei eigene nachforschungen herausblicken. er schildert die entstehungsgeschichte und handelt lebensvoll und reich über die erzähler denen die brüder ihre märchen danken, und die sonstigen quellen, dazu über den anteil Jacobs, die stilistische ausformung und die möglichkeiten einer gliederung nach innerlich zusammengehörigen gruppen, und gibt



weiter eine bibliographie der Grimmschen märchen und nachweise über ihre einwirkung auf kunst und dichtung.

Ein 5. band soll mit der übersicht über die sammeltätigkeit und forschungsarbeit, die seit dem 19 jh. in den verschiedenen ländern eingesetzt hat, und mit einem sachregister als abschluss folgen. schon jetzt aber hat der mann der uns in unermüdlicher arbeitskraft ein so unschätzbares und nach seinesgleichen suchendes werk geschenkt hat, sich hierdurch wie durch so vieles andere dauernden anspruch auf den aufrichtigen dank der volkskundler erworben.

Göttingen.

Ludwig Wolff.

**VI. Orza,** Wortvariationen in den handschriften Parzivals (sic!). Chisinău, Tipografia Eparhială — 'Cartea Românească' 1927. XIX u. 121 ss. 8°.

Von den verschiedenen möglichkeiten einen reichen variantenapparat, namentlich den des Parz., fruchtbar zu verwerten (mit hinsicht auf sprache, mundart, schwund- und ersatzwörter, metrik, änderung des geschmacks) wurden bereits einige von Pabel<sup>1</sup>, AVorkampff-Laue<sup>2</sup>, EStadler<sup>3</sup>, WKupferschmid<sup>4</sup>, JPrestel<sup>5</sup>, AWitte<sup>6</sup>, FSchnelbögl<sup>7</sup> behandelt; einen fortschritt bedeuten nur die vier letzten, da sie ein eng begrenztes material erschöpfend bearbeiten. der umfang der untersuchung ist zwar bei Stadler wesentlich größer, aber die ergebnisse sind weniger scharf: St. hat den zufällig aus der reihe der \*G-handschriften herausgehobenen codex mixtus G als typus von \*G aufgefasst, statt die in verschiedenen stufen sich allmählich entwickelnde \*G-tendenz der nach dem muster Hartmanns vorzunehmenden glättung der Wolframschen ausdrucksweise zu untersuchen.

Orza geht über St. dadurch hinaus dass er neben dem (in der ausgabe von 1872 benutzten) Lachmannschen variantenapparat auch die gedruckten fragmente heranzieht, wie dies schon Abel und Vorkampff-Laue getan hatten. in der einleitung verzeichnet O. diese handschriftlichen zeugen, doch bedient er sich für die <sup>1</sup>D-hss. der allgemein gebräuchlichen Martinschen sigel, während er für die <sup>2</sup>G-hss. eine neue bezeichnung (G mit einem zahlenexponent) einführt. in dieser tabelle ist zu berichtigen: G ist egm. 19 (nicht 194); G<sup>k</sup> egm. 18 (nicht 19); das Görlicher fragm. G<sup>o</sup> ist Zs. f. d. phil. 11 (nicht Zs. f. d. alt. 11) abgedruckt, G<sup>q</sup> Germ. 30 (nicht 40). da der umfang der fragm. nicht angegeben ist, wird ihre identifizierung sehr erschwert, be-

<sup>1</sup> Veraltende bestandteile des mhd. wortschatzes. diss. Erlangen 1902. <sup>2</sup> Zum leben und vergehen einiger mhd. wörter. diss. Halle 1906. <sup>3</sup> Über das verhältnis der hss. D und G von Wolframs Parz. Straßburg 1906. <sup>4</sup> Über den wortschatz der Berner Parz.-hs. Bern 1923 (= Sprache u. dichtung, heft 27). <sup>5</sup> Beobachtungen zum wortersatz im mhd. Beitr. 52, s. 313—344. <sup>6</sup> Die Parz.-hs. D. Münchener diss. Beitr. 51, s. 307—382. <sup>7</sup> Die Heidelberger Parz.-hs. G<sup>z</sup>. Beitr. 54, s. 1—64.

sonders aber dadurch dass O. nie erwähnt, ob es sich um vollständige hss. oder um fragmente handelt. häufig citiert O. den bilderatlas von Könnecke, dagegen nie die schrifttafeln von Petzet-Glauning.

Im hauptteil werden die (nach wortgruppen geordneten) varianten behandelt. wenn Stadler aus ihnen zu einer zwar verschwommenen, aber in den hauptzügen nicht falschen erkenntnis eines gegensatzes der hss.-klassen kommen konnte, und Prestel aus einem andern, reicherem material lehrreiche aufschlüsse über die schwund- und ersatzwörter zu geben vermochte, so dass wir also durch die klare zielsetzung in beiden fällen gute resultate erhalten, gehn bei O. zwei principien nebeneinander her: aus mundartlichen gründen veranlasste laa. stehn unter den ersatzwörtern oder zwischen andern aus dem persönlichen geschmack eines schreibers entsprungenen varianten, kurz die wenigen ergebnisse, die O. nicht nur aus wichtigen, sondern auch aus neutralen laa. zu gewinnen strebt und die er nicht einmal zusammenzufassen versucht, zerflattern. überhaupt verliert man jedes zutrauen zu der verlässlichkeit des verf.s, wenn man, ganz abgesehen von den immerhin entschuldbaren undeutschen wendungen und den trotz dem druckfehlerverzeichnis stehn gebliebenen falschen citaten, fehlern und versehen, deren zahl über das maß des entschuldbaren hinausgeht, fast auf jeder seite unbewiesenen oder nicht durch belege gestützten behauptungen begegnet.

Freilich sind diese dinge als einzelne nicht so gravierend, dass sich die anführung und besserung jedes falles lohnte; aber die grofse zahl dieser fälle würkt peinlich. schwerer jedoch fällt die ganze anlage des buches ins gewicht: der verf. bleibt bei der constatierung lückenhafter tatsachen, die also keine gesetzmäßigkeit erkennen lassen, stehn, und muss daher meist die erklärung schuldig bleiben. wenn diese (jetzt verfrühte) arbeit auf grund des gesamten materials noch einmal gemacht wird, wird sie verdienstvoll sein. zu dieser beherrschung des ganzen stoffes gehört auch eine kenntnis der verwandtschaftsverhältnisse der hss.: ohne diese würde man z.b. nicht verstehen, warum 377, 25 für *zogen* die alem. hss. *trechen* G, *treken* G<sup>m</sup> (bair. mit alem. vorlage) und G<sup>n</sup> G<sup>r</sup>, ferner die G<sup>m</sup> nahestehnde md. hs. G<sup>n</sup>, *strechen* G<sup>r</sup> (1451 in Straßburg geschrieben), und G<sup>z</sup> *schrechen* bieten; die erklärung ergibt sich von selbst aus der betrachtung der einzelnen hss.-schichten: das nd. *trecken* hat sich aus der eine frühe \*G-schicht repräsentierenden bair., aber nach einer md. vorlage copierten hs. G<sup>z</sup> in die nächsten schichten verbreitet und wurde dort z.tl. unverstanden übernommen, z.tl. von den späten hss. G<sup>r</sup> G<sup>z</sup> geändert.

Eine durcharbeitung des ganzen materials würde reiche belege liefern: 1) für lautliche veränderungen in der mhd. periode, z. b. *tw>qu* : *twâl* 15, 6] *qual* o G<sup>r</sup>, *quol* n; 31, 8 *qual* G<sup>r</sup>, G<sup>z</sup>, *quale* G<sup>r</sup>. in G<sup>n</sup> die normalform *iequeder*. — Etwa ab 420 erscheint

in  $G^r$  stets *zwingen*, vorher nur *twingen*. —  $G^r$  bietet anfangs fast nur *ausz* für *sus*, später *als*. — *dus* für *sus* ist in  $G^v$  und  $G^o$  als normalform belegt<sup>1</sup>. — In  $G^o$  erscheint ab 112 das präf. *er-* meist als *vr-* (*vrkant*, *vrshoz*). — Vor derselben stelle verwendet  $G^o$  häufig *denkein*, darnach fast nie. — Bis 115 heisst es in  $G^o$  stets *kein*, darnach nur *ichein*. —  $G^z$  gebraucht meist *solich*, nur um 180 *sömlich*. — *Gawan* ist in  $G^z$  vor 409 die normalform, dann *Gawin*. — Die conjunctivischen formen an stelle des indicativs (wie *brahten* 25, 19; *læt* 32, 19 usw.) finden sich meist nur in D. —

2) für schwund- und ersatzwörter; z.b. 13, 8 *lôse*] *bose* no  $G^o$ , *Böser*  $G^v$ . — 18, 20 *zogeten*] *cohin*  $G^v$ , *zeigeten* n, *zöigeten* o. — 19, 10 *untür*] *wundir*  $G^v$ . — 19, 16 *mære* (adj.)] *gewere*  $G^r$   $G^o$   $G^v$ , *herre* n, *here* o. — 22, 17 *künne*] *lânne*  $G^v$ , *kint*  $G^o$   $G^v$ , *kone* o, *kunigk*  $G^r$ , *art*  $G^r$ , *früht*  $G^o$   $G^v$ . — 36, 22 *gezimieret*] *geformieret* no  $G^v$ . — 55, 17 *biutel*] *sekel*  $G^o$ . — 134, 4 *kouf*] *wehser*  $G^v$ , *wehssel* n. — *ellen* wird häufig auch von früheren hss. ersetzt: 41, 5 *für ellen*] *von schulden*  $G^o$   $G^v$ , *nun allen*  $G^v$ , *für alle*  $G^o$  u. so öfter; in  $G^r$  ist *ellen* consequent durch *eren* verdrängt. — Ungemein häufig ist der ersatz für ritterliche mode- wörter und fachausdrücke.

3) für die vertrautheit der schreiber mit dem stil Wolframs: z.b. 233, 4 *ir munt nâch fivers râte schein*] *ir munt als ein rubin shain*  $G^m$ ; vgl. ferner die ganz im stil Wolframs gehaltenen plusverse in  $G^o$   $G^v$   $G^v$  zur vermeidung der assonanz (Textgesch. I 1, s. 65) usw.

4) für das streben nach reimreinheit; die vielen Wolframschen assonanzen werden von den schreibern meist in reine reime umgedichtet (das Gegenteil kommt nur selten vor, und dann meist bei der überhaupt recht eigenartigen hs.  $G^m$ ). charakteristisch erscheint mir der fall 531, 1. 2. *Dem pfârde was der rücke junc wær drîf ergangen dâ sin sprunc*, wo  $G^f$   $G^m$   $G^v$   $G^o$   $G^z$   $G^o$   $G^r$   $G^o$   $G^v$   $G^z$  entgegen ihrer sonstigen tendenz die assonanz *crump*: *sprunc* bieten; diese assonanz kann wie die vielen andern Wolframs eigentum sein, zumal auch die überlieferung von D hier nicht in ordnung ist: *chrump unde iunch*: *sprunch*; der schreiber von D, der hier einen den vers überladenden zusatz ganz von der sonstigen art seines landsmannes  $G^z$  macht, wollte die assonanz genau so vermeiden wie  $G^k$ , die schreibt: *Do was daz pfârdelein so chranch. Daz er drîf nîht en spranch*. die assonanz ist hier sicher das ursprüngliche; es handelt sich nicht um ein junges pferd, sondern um einen alten gaul, durch dessen besitz der knappe und dann Gawan lächerlich gemacht werden, vgl. 520, 8. 9 *daz von leme an allen vieren hanc | ez strûchte dicke ûf d' erde*; das kann doch nicht auf ein junges pferd gehn<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> s. vKraus DGedichte s. 247 (zu v. 25).

<sup>2</sup> auch Bartsch (4. aufl.), Martin und Leitzmann haben die assonanz belassen.

**Sprache und wortschatz der gedichte Oswalds von Wolkenstein** von **Josef Schatz** [Ak. d. wiss. in Wien, philos.-hist. kl. Denkschriften 69. bd, 2. abhandlung]. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky 1930. 116 ss. gr. 8°.

Ein buch wie dieses, wenn auch vielleicht etwas anders, haben wir seit 25 jahren von dem herausgeber des Oswald vWolkenstein erwartet: wie bestimmt man darauf rechnete, zeigt das zögernde einsetzen einer wissenschaftlichen beschäftigung mit dem dichter, das man aus dem noch immer recht mageren litteraturverzeichnis s. 5<sup>b</sup> n. 1 ansehen kann. wenn ich daraus die schrift von WMarold, Kommentar zu den liedern Oswalds von Wolkenstein (teildruck), Gött. diss. 1927, besonders hervorhebe, geschieht es um darauf hinzuweisen, dass für die gründliche und umfangreiche, und dabei immer noch der ergänzung fähige und bedürftige arbeit dieses schülers von Roethe leider vorläufig keine aussicht besteht, in vollem umfang gedruckt zu werden. mir selbst hat Marolds doctorpromotion und demnächst mein vorletztes seminarsemester veranlassung gegeben, mich erneut dem dichter zuzuwenden, für den ich eine alte liebe hegte.

Die abhandlung von Schatz zerfällt in zwei hauptteile: 'Zur grammatik' (s. 6—46) und 'Glossar' (s. 47—111) mit anhängen: 'Personennamen' (s. 111—114) und 'Ortsnamen' (s. 114 bis 116). vorausgeht eine rechtfertigung des verfahrens das Sch. bei seiner ausgabe (2. verbess. Aufl. Gött. 1904) eingeschlagen hat (zugrundelegung von A mit vorsichtiger ausgleichung der orthographie der sieben schreiber): besonders auch gegenüber der recension von RWustmann Anz. xxxi 129 ff. die grammatische resp. orthographische description ist in der soliden und saubern weise ausgeführt die wir von Schatz gewohnt sind, und es wäre töricht diesem specialkenner gegenüber federlesen zu spielen. eher könnte dazu schon der anhang 'Zum versbau' reizen, der allerlei (mehr als die 'grammatik') kleine beiträge zur textkritik enthält. da es sich aber auch dabei fast durchweg nur um correcturen der schreibung handelt, wodurch die verse lesbarer werden, beschränke ich mich darauf, 59, 26 (vgl. s. 40<sup>b</sup>) statt *schön Els und Älle gant 'den zelt'* zu empfehlen *gant enzelt*. ich bedaure übrigens, dass Sch. nicht daran gedacht hat, die zerstreuten vorschläge zur besserung des textes am schlusse in ein register zusammenzufassen.

In dem bei knapper, oft allzu knapper fassung doch recht umfangreichen glossar offenbart sich der erstaunliche wortreichtum des dichters, der neben dieser rein lexikalischen sehr wol noch eine bearbeitung unter anderm gesichtspunct verträge. wer zum ersten mal an die lectüre OvW.s herantritt, empfindet seine wortfülle wahrhaft beklemmend, und darum werden alle künftigen leser sich Sch. dankbar verpflichtet fühlen, der uns da wo Oswald direct aus der mundart schöpft, ein sicherer führer ist.



aber ich bin längst zu der einsicht gelangt, dass uns hier auch der beste kenner des tirolischen idiotikons, und selbst wenn er noch einen gewährsmann aus dem 15 jh. zur seite hätte, nicht über alle schwierigkeiten des wortgebrauchs hinweghelfen kann. denn Oswald selbst ist, was ich bei Sch. nirgends ausgesprochen finde, ein eigenmächtiger und nicht eben sehr verantwortungsvoller wortwalter! er ist es mehr, und in anderer art, als vor ihm der verfasser des jüngern Titurel und Frauenlob, er erinnert gelegentlich fast an Fischart und Jean Paul, die großen humoristen: denn er will durchaus als humorist verstanden werden. er schafft nicht nur neue formen und ableitungen, er wandelt und verdreht auch, mit und ohne anlass des reims, die bedeutung. und ganz übermütig springt er mit den personenamen um: gleichgiltig ob es sich dabei um die prinzeßinnen des Heidelberger hofes oder um die heiligen des kalenders handelt. kurz, es ist für die wortinterpretation neben dem halbverrückten Frauenlob der schwierigste dichter unseres mittellalters, und das wird er bleiben, auch nach und trotz dem glossarium von Schatz, das mir persönlich über die eigentlichen woträtsel nur in einigen wenigen fällen hinweggeholfen hat. aber hier auf einzelheiten einzugehn, empfiehlt sich um so weniger, als ich die hoffnung auf abschluss und drucklegung des Maroldschen commentars noch nicht ganz aufgebe. immerhin darf ich nicht verhehlen, dass sich bei Sch. vereinzelt merkwürdigkeiten finden wie diese: 115,12 soll *ain staine leber* nach dem glossar 'eine steinerne leber' sein — es handelt sich aber um das bekannte gewicht 'stein': ein viertelcentner!

Dagegen benutz ich den raum, um hier einige ergänzungen zu den beiden namenregistern zu geben. Sch. hat sie leider ganz äußerlich lexikographisch gefasst und demgemäß in Personennamen und Ortsnamen getrennt, wobei denn unter den erstern eine ganze reihe von personen fehlen die man unter den ortsnamen suchen muss, und dann oft auch von hier aus erst findet wenn man alle stellen nachschlägt. ich gebe nur ein beispiel dafür: 100, 53 *Mein herr von Köln und der von Perg, zwen fürsten suess*, d.i. erzbischof Dietrich, graf v. Mörs und herzog Adolf von Jülich und Berg: unter den Personennamen fehlen beide, bei den Ortsnamen ist kein hinweis auf den erstern gegeben: bei '*Perg, der von P.*' heisst es nur 'Berge (!) am Niederrhein'. auf der Romfahrt k. Siegismunds (1432) befragt der dichter 115,15 einen angehörigen der kanzlei nach dem preis der hechte: *Gülcher, mach kunt, was galt ain pfunt?* Sch. macht aus diesem schreiber, den er als '*Gülcher*' in die personennamen einreicht, den 'herrn von Jülich': das wäre also der oben genannte herzog Adolf, der bei den ortsnamen unter '*Perg*' figuriert?! — der unter P resp. B verzeichnete Schwabe *Plank* kehrt unter S: '*Swab, ain alter Swab gehaissen Plank*' 109, 61 wider mit dem

zusatz 'er war nach v. 69 am Rhein zu hause'. man stutzt, denn zu Oswalds zeit verstand man unter 'Schwaben' bereits ein engeres gebiet, das kaum irgendwo den Rhein berührte, und die familie Planck, von der hier ein früher und eben kein angenehmer spross erscheint, ist in der tat eine echtschwäbische. schlägt man nun aber v. 69 nach, so trifft man auf eine redensart (*und ob er noch den Rein verswelt*), die ebensogut auf einen Tiroler oder meinewegen auch einen Binnendeutschen angewandt werden konnte.

Unter den Ortsnamen bleibt unerklärt *Eiffenlant* (Livland) und *Eiffenstrant*: dies ist dasselbe was im Glossar einfach als *strant* (107, 8) erscheint und dort als 'Ostsee' falsch gedeutet wird: es ist, wie man aus der Livländ. reimchronik u. sonst ersehen kann, die Kurische Nehrung. — *Ibernia* 107, 5 ist natürlich = *Hibernia* Irland, wo der dichter 1417 (109, 5) gewelt hatte, nicht 'Iberien', wofür Oswald *Ispania* (und die einzelbezeichnungen der herrschaftsgebiete) braucht; das gelehrte *Iberia* ist ihm schwerlich übbl. bekannt gewesen. — sonderbar: '*Montserra* ... die wallfahrt Montserra (!) in Spanien'. — 'die schmale insel' *Nyo* 64, 82 mit vierhundert schönen frauen ohne männer hat mit 'Nyon am Genfersee' nichts zu tun: es ist das alte <sup>9</sup>los, jetzt Nios südlich von Paros und Naxos, dessen männliche bevölkerung auch heute noch den grösten teil des jahres draussen auf see ist. — in nr 61, wo von den stätten des vergnügens in Konstanz (z. zeit des concils) die rede ist, bedeutet *die Katze* v. 28 kein 'wirtshaus', sondern ein geschlechterzunfthaus, und zwar das alte dieses namens, denn das neue, Katzgasse 3, wurde erst 1424 bezogen (Konstanzer Häuserbuch II 455 ff). übergangen ist im ortsnamenverzeichnis und bleibt infolgedessen (ebenso wie bei BWeber) unerklärt ebenda v. 6 *Münsterling*, das natürlich Münsterlingen ist, wie 60, 3 *Überling*: Überlingen. es handelt sich wol kaum um die herberge, die dies eine wegstunde östlich von Konstanz am seeufer gelegene frauenkloster in der stadt unterhielt (Häuserbuch II 256), sondern um das kloster selbst, über das ich meinem frühern collegen prof. K. Beyerle, dem mitverfasser des Konstanzer Häuserbuchs, nähere angaben und hinweise verdanke (vgl. JRahn Kunstdenkmäler des kt. Thurgau [1899] 290 ff; K. Kuhn Thurgovia sacra III [1883] 251—317): es stand um die zeit des concils ständisch hoch und hatte als kanonissenstift meisterinnen aus dem landadel und dem besten städtischen patriciat, worauf sich die verse beziehen: *Inwendig, auss und überal, zu Münsterling und anderswa, regniert dein* [Konstanz] *adelicher schal*. — man könnte geneigt sein, auch das '*wunnikliche paradís*', das der dichter zu Konstanz gefunden zu haben erklärt (61, 1), für ein bestimmtes haus zu halten, aber Paradies, das ein anderwärts oft widerkehrender hausname ist, hab ich gerade in Konstanz als solchen nicht gefunden.

Göttingen.

Edward Schröder.

Hofmann von Hofmannswaldau. studien zur erkenntnis deutscher barockdichtung von **Rudolf Ibel** [Germanische studien 59]. Berlin, Ebering 1928. 207 ss. 8°.

Anlässlich der anzeige von Lindqvists Grob-ausgabe hat Alewyn an dieser stelle (Anz. XLVIII 133) auf die dringlichkeit der forderung hingewiesen, 'dass eine so liebevolle hingabe auch einmal den grosen dichtern des jahrhunderts, den Opitz, Zesen, Rist, Harsdörffer, Klaj, Hofmannswaldau, Lohenstein zuteil werden möge'. für Hofmannswaldau tut die vorliegende arbeit einen beträchtlichen schritt zur erfüllung dieser forderung. wol werden die biographischen und textgeschichtlichen fragen nur beiläufig verhandelt; aber für das verständnis der dichterischen eigenart sind über die bisherige forschung hinaus gute und klare ergebnisse gewonnen. vor allem zeigt Ibel im einzelnen, inwiefern Hofmannswaldau mit seiner zwanglos vollendeten verskunst den Opitzschen liedtypus zur höchsten reife bringt. das II. kapitel 'Form', in dem das geschieht, bildet mit seinen vielseitigen und eindringenden beobachtungen zur bauweise der barockzeitlichen lyrik Deutschlands überhaupt den schwerpunct des buches. hier sind die erträge der arbeiten Mannheimers, Strichs, Viëtors u.aa. klug zusammengenommen und zur ausgangsebene gemacht für neue vorstöße. ausgezeichnet etwa der aufweis von wesentlichen formunterschieden innerhalb der barockbewegung durch vergleichende analyse dreier, in stoff und aufbau verwanter sonette von Opitz, Zesen und Hofmannswaldau. der umfängliche abschnitt über das sonett gehört überhaupt zum besten was in neuerer zeit zur einsicht in dichtformen des 17 jhs beigebracht ist. was ich hier vermisste, ist eine berücksichtigung des auch sonst zu wenig beachteten D. Schirmer, dessen außerordentliche Marnia-sonette es doch fraglich machen, ob man mit Ibel in Hofmannswaldau den 'vollendetsten sonett-dichter des 17 jahrhunderts' sehen darf. sehr gut ist die leichtigkeit, die gleichmäfsigkeit im stilistischen aufbau, die atmosphäre geruhiger gleichgültigkeit erfasst und dem 'barock der inneren schwere' gegenübergestellt, wie es bei Gryphius erscheint. zweifel erheben sich wider wenn I. Hofmannswaldaus 'barock der äufseren form' mit dem ausdruck hochbarock bezeichnen möchte. was er damit meint spricht er an zahlreichen stellen aus: Hofmannswaldau bringt das renaissancebestreben klarer dichterischer formgebung und den barockgeistigen überschwang zur synthese; 'er ist der typische spätling eines zeitalters, der die bestimmende vielfalt seiner zeit auf seine galant-formale weise noch einmal zusammenfasst'. aber lässt sich der dichter, der um 1660 blüht, wirklich als 'spätling' bezeichnen? und sind die züge des beherrschten, leichten, gleichgültigen denn bestimmungen des 'hochbarock' im üblichen sinne? mir scheint dass I. die folgerungen aus seinen eigenen beobachtungen nicht richtig gezogen hat. in wahrheit

ist Hofmannswaldaus 'barock' mehr als die 'anakreontik' der jahrhundertmitte ein barockzeitlicher vorklang von rokokotönen. was ihn vor allem davon unterscheidet, ist nicht sowol der innere stilwille als die geistige intensität des formulierens und zusammenspannens, die absolutheit der sinnlichen reize und des vergänglichkeits-schauers, wie sie dem absolutistischen zeitalter eignet. und das hat I. nicht deutlich genug gesehen, so richtig er auch rationalismus und sinnlichkeit als grundbestände dieser dichtung angibt. er sieht sie, trotz seinen ausführungen über die gesellschaftsdichtung, doch allzu sehr individualpsychologisch getragen. er erkennt dass hier kein seelenausdruck vorliegt, aber er rügt das, statt zu beachten, wie hier grundgegebenheiten eines zeitbewusstseins von einem humanistischen sprechkünstler zu überpersönlich belangvoller formulierung kommen. die frivolität und schlüpfrigkeit, die ja zutage liegen, sie haben hier nicht die unbekümmerte heiterkeit der 'göttin Freude', sondern haben den eigentümlich metaphysisch-psychologischen tiefgang der von Suarez beherrschten zeitspanne. und jene von I. beobachtete gleichgültigkeit ist die eines stoisch-cartesianischen auges, das ungerührt die aufbrüche der wirklichkeit in glanz, verführung und untergang feststellt, das aber die so durchleuchteten gegebenheiten dem intellect des ich zum frivolen spiel mit dem ebenso belanglosen du anheimgibt. ich sehe in I.s darlegungen über Hofmannswaldaus sensualismus einen begrüßenswerten fortschritt über die einschlägigen ausführungen meiner liedgeschichte hinaus, zweifle aber nicht, dass die rechte einordnung dieses sensualismus doch noch nicht gelungen ist. dass dieser dichter, individuell stark sensualistisch bestimmt, in seiner zeit zu dichtenformen metaphysischer frivolität kommt, birgt reiche möglichkeiten litterarhistorischer erkenntnis. aber I. hat dies bereich nicht gesehen. beweis genug wäre seine interpretation des sonetts: *'Es wird der bleiche Tod mit seiner kalten Hand'* (Neukirchsche sammlung I, 2. aufl., 14), von dem gesagt wird: 'der echt barocke gedanke der vergänglichkeit aller schönheit, das gegenspiel zum preis der vollkommenheit, erscheint seiner ganzen furchtbarkeit entkleidet im gewande einer etwas prunkenden eleganz. das vergänglichkeitsmotiv hat dann gerade noch die kraft, zur geistreichen spitze gegen die unbarmherzigkeit der dame verwendet zu werden' (s. 56). schon allein solche 'verwendung' hätte auf das unerhörte schärfer aufhorchen lassen müssen, dass die werbung — denn das ist, was I. geistreiche spitze nennt — hier aufruht auf der beschwörung eines bildes der umworbenen unter der hand des todes; einer beschwörung von magischer kraft, muss hinzugefügt werden, die mit ihrer beherrschtheit selbst eine scene wie die des Gryphschen Cardenio mit dem Olympia-gepenst unter sich lässt. magisch auch mit der durchleuchtung aller gegenwärtigen reize der umworbenen vom unentrinnbaren



verfall her. und daraufhin die schamlose abbiegung ins unglaubhafte, die zugleich huldigt, fleht und spottet: *'Dein Hertze kan allein zu aller Zeit bestehen, Dieweil es die Natur aus Diamant gemacht'*. was dabei metaphysische frivolität zu nennen wäre, tritt vielleicht noch deutlicher hervor durch den vergleich mit Th. Manns durchleuchtung des Aïda-schlusses im grammophonkapitel des 'Zauberberg'. dort ist davon die rede, dass 'die reale und sachliche seite der dinge ... vor dem idealismus des herzens überhaupt nicht in betracht kam, vom geiste der schönheit und der musik aufs triumphalste in den schatten gestellt wurde'. auch hier ein abschwung von 'der gemeinen grässlichkeit der wirklichen dinge: zwei lebendig begrabene würden, die lungen voll grubengas ... an hungerkrämpfen verenden, und dann würde an ihren körpern die verwesung ihr unaussprechliches werk tun, bis zwei gerippe unterm gewölbe lagerten, deren jedem es völlig gleichgiltig und unempfindlich sein würde, ob es allein oder zu zweien lagerte'. die durchführung des vergleichs im einzelnen wäre lohnend. hier sei nur darauf hingewiesen, dass Th. Mann jenes gegeneinander als spannung zwischen sensualistischer wirklichkeit und ästhetisch-empfindungsvollem illusionismus deutet und mit abrückender ironie ausspricht. Hoffmannswaldau dagegen, der die 'grässlichkeit der wirklichen dinge' in concreter veranschaulichung gestaltet — hat Ibel den vers *'Der Schultern warmer Schnee wird werden kalter Sand'*, in dem statisches bild und dynamischer zwang eins werden, wirklich gelesen? —, H. nutzt sie, bei vollem wissen um ihre allgemeine verbindlichkeit, zu einem schwung aus dem allgemeinen menschengesetz in das unverpflichtende liebespiel, zu einer vieldeutigen verneigung. solcher art, die hier nur an einem geeigneten einzelfall verdeutlicht wurde, wird I.s untersuchungsergebnis nicht gerecht, das die verschiedenen andeutungen über die barocksynthese durch H. nun abwandelt zur behauptung einer scheinsynthese: 'in wirklichkeit handelt es sich nur um die leeren schemen ehemaliger lebendiger formen; das leben, das sich einmal hinter diesen formen verbarg und nach ausdruck rang, ist ausgefallen; als unlebendige zeichen haben sie sich bei H. versammelt, der aus ihnen dann in formaler synthese seine dichtung aufbaute' (s. 184). nicht nur den ansatz einer synthese halt ich für verfehlt — H. schließt gewis nicht zusammen, sondern bildet eine ganz beschränkte möglichkeit zur vollendung aus —, sondern jeden satz, jede dieser aufstellungen. es fehlte offenbar eine gesamtanschauung des zeitalters, wie schon einige wunderliche äufserungen über den barockroman verraten. dies fehlen hat die abschließende deutung und einordnung verhindert, nicht aber sehr zahlreiche feine, treffende, förderliche beobachtungen kleineren und gröfseren umfangs. durch diese bringt das buch I.s der barockforschung erfreulichen gewinn.

Günther Müller.

Der stil in den lyrischen und didaktischen gedichten  
 Friedrich von Hagedorns. ein beitrage zur stilgeschichte  
 der aufklärungszeit von **Karl Epting** [= Tübinger Germanistische  
 arbeiten, hrsg. v. H. Schneider, 9. bd]. Stuttgart, Kohlhammer  
 1929. 154 ss. 8°.

Eine im ganzen ausgezeichnete leistung, mit allen vorzügen der Tübinger schule, im ansatz wie in der durchführung gleichmäÙig sicher und streng, die andacht zum kleinen mit dem willen und vermögen zu neuer gesamtansicht verbindend, die ergebnisse in fortschreitender erhellung der gesamtansicht durch die einzelbeobachtungen und umgekehrt begründend. das Hagedornsche weltbild des 'rationalistischen classicismus' in seinen ansichten vom menschen, von liebe, natur und kunst wird hier zum ersten mal als einheit gefasst und ausgebreitet; im hauptteil sind die formqualitäten der didaktischen und lyrischen gedichte (nach innerer form und sprachstil) aus jenem zwangsläufig herauswachsend entwickelt. die durchgehende richtung 'vom gegenständlichen zum begrifflichen' spricht sich aus in der symmetrie des gedanklichen ausdrucks, in der zweiheit entsprechender glieder: im synonymen parallelismus, in der antithese, im dialog, in der zweigliedrigen formel des nomens, im zweiteiligen compositum, im copulativen satz und im alexandriner, in der symmetrie des strophenbaus und der strophenteilung (metrum und reim). überall das bestreben, 'die sache selbst', d.h. den begriffsgehalt zu vermitteln, und daher der verzicht auf poetische 'täuschung': fehlen der tropischen wendungen, bestimmender charakter des epithetons, klarheit des gedankens im einfachsten satzbau, armut und eintönigkeit im wortschatz, überhaupt materiale entwertung des einzelnen wortes im ablauf der 'glatten fügung'. das wort hat ausschließliche die function des zeichens für das gemeinte. problematisch, dem ref. unbegreiflich bleibt nur im abschnitt 'Das ornament' die behauptung vom ornamentcharakter der mythologischen namen, der liebhaber- und mädchenennamen, bestimmter vogel- und blumennamen. das seien ornamente, 'denn (?) ihnen entspricht kein anschauungsgehalt', das fertige zeichen wird spielend wiederholt. wieso wären die stereotyp widerholten abstracta nicht auch 'ornamental' d.h. in diesem sinne?

Für die auffassung Hagedorns im geschichtlichen zusammenhang ist die abgrenzung nach der anakreontik zu besonders bedeutsam, in bezug auf die formellen kriterien unmittelbar überzeugend. man hat die entwicklung von ihm zu Gleim, Götz usw. als entwicklung vom classicismus zum rococo in stilistischen und metrischen dingen so klar bisher nicht gesehen. nur gerade das dem verf. wesentlichste ist für den ref. bestenfalls eine ungesicherte behauptung: dass die erotischen lyrica, grundsätzlich und wesentlich unterschieden von den späteren anakreonticis, dem persönlichen erlebnis entsprungen, im anstoÙ, im anlass individuell erlebt seien; in der gestaltung allerdings habe der

wille zur objectivierung das persönliche gefühl auf 'das allen geläufige normalmafs und zur darstellung in allgemeinen formen' zurückgeführt. das heifst doch zugestanden, aus dem fertigen gedicht sei der erlebnischarakter nicht zu erfahren. die analyse der liebesgedichte (s. 59) verzichtet entsprechend danach zu fragen. es bleiben nur die anmerkungsweise (s. 138) angehängten biographischen notizen vom 'zusammenhang zwischen erlebnis und dichtung' bei Hagedorn im gegensatz zu den anakreontikern, solche die den hang zu geselligen freuden 'edendo, bibendo redendo' bezeugen. diese zeugnisse sind aber an sich sehr dürftig und zudem berühren sie das erotische gebiet gar nicht. für den charakter der dichtung selber ergibt sich daraus noch nichts, auch nicht für den verf. er hätte, statt die Hagedornsche liebeslyrik trotzdem als 'erlebnisdichtung' so nachdrücklich über die anakreontische zu erheben (s. 58), den abstand zur anakreontik nicht dermaßen übertreiben dürfen und es deutlicher aussprechen müssen, dass sich im besten fall bei Hagedorn und den späteren gegenüberstehn: das gedicht dem das erleben vorausgieng, ohne ins gedicht erhoben zu werden, und das gedicht das aus der combination überlieferter motive vom spielenden intellect 'verfertigt' wird. in diesem fall bleibt also der unterschied in der privaten sphäre, die litterarisch-dichterische wird noch nicht berührt.

Das verzeichnis benutzter litteratur lässt für die kunst-theoretischen fragen die verwertung des älteren, materialreichen werkes von FBraitmaier, vor allem von ABäumlers überragender Geschichte der ästhetik des XVIII. jahrhundert bis Kant vermissen, hinter der HvSteins Entstehung der neueren ästhetik als eine geschichtlich gewordene grofse leistung endgültig zurückbleibt.

Göttingen.

Kurt May.

Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. gesammelt und erläutert durch **Josef Körner**. 1. teil: Die texte (mit 11 abbildungen und einer schriftprobe). 2. teil: Die erläuterungen. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-verlag o. j. [1930]. XI u. 651. XV u. 449 ss. 8°.

Seiner 1926 erschienenen sammlung der 'Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel' (vgl. m. besprechung Anz. XLVIII 133 ff)<sup>1</sup> lässt Körner nunmehr das dort in aussicht gestellte seitenstück aus der correspondenz Wilhelm Schlegels

<sup>1</sup> Auf anregung prof. Körners trag ich zu dieser recension gerne nach, dass die von mir angemerkten kleinen unstimmigkeiten des commentars jener sammlung fast sämtlich schon in dem etwas versteckten 'Fehler-verzeichnis' (s. VII) berichtet waren. ferner gebührt der ruhm, den grundsatz wirklich eingehnder briefcommentierung in die Schlegelforschung — und damit, soviel ich sehe, in die romantikforschung überhaupt — eingeführt zu haben, keinem andern als Erich Schmidt, dessen neuausgabe von Carolinens briefen 1913 herauskam, noch vor meiner eignen kleinen edition der Schlegelbriefe an Paulus, die ihrerseits Erich Schmidt dankbar verpflichtet ist (vgl. DLD. 146, XXIV).

folgen: in wesentlich derselben einrichtung und derselben wissenschaftlich strengen art der bearbeitung, aber — dank der unterstützung durch die notgemeinschaft der deutschen wissenschaft — in noch stattlicherem umfang und, erfreulicherweise, auch in besserer buchtechnischer ausstattung. der erste band enthält, mit einschluss der 'Nachträge', annähernd vierundeinhalb hundert briefe von und an W. Schlegel (darunter eine anzahl in französischer sprache): sämtlich bisher ungedruckt und nach den originalen oder zuverlässigen collationen buchstabengetreu widergegeben, wobei es Körners vieljähriger unermüdlicher spürtätigkeit gelang, die schätze des Dresdner Schlegel-nachlasses durch zahlreiche funde in bibliotheken und archiven des in- und auslandes in weitem mafe zu ergänzen. eine ergiebigste auferdeutsche fundgrube freilich, die nachlasspapiere der frau von Staël auf schloss Coppet 'mit rund dritthalb tausend briefen an AWSchlegel, die fast sämtliche lücken der Dresdner correspondenzen ausfüllen', hat sich ihm erst in letzter stunde vor beendigung der drucklegung des vorliegenden werkes erschlossen (einleitung zum 2. bande s. VII anm.) und soll in einer künftigen veröffentlichung wissenschaftlich ausgebeutet werden.

Auch abgesehen hiervon aber stellen die jetzt mitgeteilten hunderte von briefen in mehr als einer hinsicht nur eine auswahl aus der masse der Schlegelschen correspondenz dar. einmal insofern alles schon gedruckte beiseite geblieben ist: also, um nur das allerwichtigste zu nennen: die briefwechsel mit Goethe und Schiller, die Körner selbst, auf grund der vorarbeiten Wienekes, 1926 ediert hat (vgl. Anz. XLXVIII 136), mit WvHumboldt (ed. Leitzmann 1908), Lassen (ed. Kirfel 1914), den Heidelberger verlegern Mohr und Zimmer bzw. Winter (ed. Jenisch 1922), Novalis (ed. Samuel 1929), Schelling (Plitt), Schleiermacher (Jonas-Dilthey u. Euphorion bd 21), Caroline (Erich Schmidt), Bürger (Strodtmann), Friedrich Tieck (Holtei u. Hildebrandt) u.aa. die correspondenz Ludwig Tiecks mit beiden Schlegels sowie die briefe der familie von Knorring an WSchlegel sollen in sonderpublicationen anderer herausgeber erscheinen. dass einzelne an entlegenerer stelle veröffentlichte stücke nicht wider zum abdruck gekommen sind — wie es doch in Körners sammlung der correspondenz Friedrich Schlegels geschah — erklärt sich wol aus der strengte des einmal aufgestellten princips und vielleicht auch aus praktischen gründen der raumbeschränkung, darf aber angesichts der weiten verstreutheit des betreffenden materials immerhin bedauert werden. dagegen wird man es billigen, dass auch aus dem ungedruckten, um die ausgabe überhaupt zu ermöglichen, nur eine 'verhältnismäfsig karge' und doch nicht zu ängstliche auswahl geboten wird, unter verzicht auf die lediglich für die geschichte der indologie bedeutsame reine fachgelehrsamkeit der Bonner spätzeit.



Da nun auch noch die bei weitem wichtigste briefreihe WSchlegels, die vertrauten briefe an seinen bruder fehlen, die besonders für die entwicklungsjahre des menschen und schriftstellers sicherlich unersetzliche aufschlüsse bieten würden, jedoch von Dorothea Schlegel auf wunsch des schreibers nach Friedrichs tode vernichtet worden sind, kann die gegenwärtige sammlung, trotz ihrem umfang, den charakter einer nachlese nicht ganz verleugnen: allerdings einer noch viel reicheren und vielseitigeren als der Friedrich und Dorothea gewidmete briefband. wider bietet der herausgeber sein material in chronologisch-biographischer anordnung nach den großen lebensperioden seines helden. ein erster abschnitt ('Kosmopolit der kunst und poesie') umfasst die frühzeit, aber mit einschluss der Jena-Berliner frühromantikjahre (1786—1804). aus ihr sind die briefwechsel mit Schlegels altem lehrer Heyne, dann mit Böttiger, Göschen, Gottlieb Hufeland, Reichardt, Gries, Fouqué und in rein menschlicher beziehung Schlegels briefe an Sophie Bernhardi als besonders charakteristisch hervorzuheben. mit der reise nach Coppet in begleitung der frau vStael heben sodann die wanderjahre Schlegels an, zugleich seine lehrjahre als diplomat und sozusagen geschäftsträger des deutschen bzw. romantischen geistes im auslande ('Weltfahrer und patriot', frühjahr 1804—1818). auch der kreis seiner correspondenten weitet sich nun: es mögen die namen des kronprinzen Ludwig von Bayern, des hannöverschen ministers grafen Münster, des historikers Wilken, des verlegers Reimer, der gräfin Luise Voss genannt sein; den vertraulichsten ton stimmen die briefe an die empfindungsvolle Helmina von Chézy an. endlich die Bonner spätzeit (seit 1818), deren grundcharakter als beruhigten, freilich auch resignierten lebensausgang in akademischer vornehmheit und gelehrtem forschungsehrgeiz ('Der deutsche professor') die correspondenzen etwa mit Windischmann, Jacob Grimm, Böckh, FGWelcker, AvHumboldt und die mehr oder minder amtlichen mit Hardenberg, Altenstein, Joh. Schulze, Rehfuës<sup>1</sup> bezeugen. eingeleitet wird diese endepoche vorwiegend sachlich-wissenschaftlicher haltung freilich durch die nur allzu persönliche

<sup>1</sup> dazu auch eine für das preussische cultusministerium verfasste kurze programmatische denkschrift 'Über die Mittel, das Studium der Indischen Sprache und Litteratur in Deutschland gründlich einzuführen' (I 375—77; März 1820), deren für die aufnahme der indischen philologie in den akademischen unterrichtsbetrieb an den deutschen universitäten bahnbrechende grundsätze praktisch zu verwirklichen an erster stelle Schlegel selbst noch vergönnt war, und ein inhaltreicher 'Bericht an das Königl. Curatorium der Universität zu Bonn über meine Arbeiten zur Förderung des Studiums der Alt-Indischen Sprache und Literatur' (II 212—21; april 1829). Schlegels bedeutung und eigenart als indolog im verhältnis zu derjenigen W. v. Humboldts und Bopps hat B. Delbrück in seiner einleitung zu Leitzmanns ausgabe des Briefwechsels A. W. Schlegel—W. v. Humboldt in durchsichtiger prägnanz gekennzeichnet.

scandalaffäre des eheabenteuers mit Sophie Paulus, zu dem hier mehrere neue, peinlich zu lesende briefdocumente vorgelegt werden.

Körners commentierung dieses weitschichtigen, an historischen und persönlichen einzelheiten überreichen materials unter zuweisung an den jeweiligen adressaten im zweiten bande, auf fast 300 enggedruckten seiten, verdient wiederum das höchste lob: sie war in dieser reichhaltigkeit und genauigkeit nur einem so intimen kenner der geschichte und litteratur jener zeit, vor allem aber aller Schlegeliana möglich. hier ist in der tat die feste grundlage für alle weitere biographische und litterarhistorische arbeit an WSchlegel und seinem kreise geschaffen. auch über die handschriftlichen grundlagen und über die fundorte des mitgeteilten wird alles nötige in kürze vermerkt. ein anhang vereinigt zeugnisse über WSchlegels äufere erscheinung und nachweise über seine bildnisse, von denen eine anzahl widergegeben werden, darunter einige bisher unveröffentlichte. sehr dankenswert ist ferner das umfängliche verzeichnis der bisher gedruckten briefe von und an WSchlegel mit nachweis der datierung und der stelle des ersten druckes sowie das von Alfred Rosenbaum mit gewohnter sorgfalt gearbeitete ausführliche personenregister, das sich auch auf den commentar bezieht, der übrigens noch allerlei ungedrucktes material aus dem Schlegel-nachlass im einzelnen verarbeitet.

Darf so der herausgeber, wie willig anerkannt sei, mit berechtigtem stolz auf dieses werk langjährigen fleißes, ergebnisreichen gelehrten entdeckungseifers und -glückes blicken, so vermag ich ihm nicht ganz zu folgen, wenn er im hochgefühl vollendeter starker leistung nun auch seinen helden ins ungemeine präconisiert: 'Hier findet neben und vor dem forscher der litteraturfreund seine freude; denn ein neuer klassischer briefschreiber wird mit diesem buche den Deutschen geschenkt' (I, IX). unsere litteratur ist keineswegs reich genug an 'klassischen' epistolographen, als dass nicht eine solche verheißung interessiert aufhören lassen, freilich auch zu strenger prüfung der neuen entdeckung verpflichten sollte. umso mehr da, wie Körner mit recht bemerkt, Wilhelm Schlegel in der litterarischen beurteilung lange jahrzehnte vor seinem jüngeren, genialeren bruder allzutief in den schatten treten musste. nur hie und da widerfuhr durch unabhängige köpfe, wie etwa durch Schopenhauer (der in diesem falle freilich stark und tendenziös übertreibt) und durch VHehn, seinem kritischen scharfblick, seinen ungewöhnlichen kenntnissen, seiner klaren, ästhetisch durchgebildeten besonnenheit ihr volles recht, bis endlich die jüngste epoche unserer wissenschaft sein historisches verdienst wider unbefangener zu würdigen versuchte. sollten wir aber bezüglich des briefschreibers Schlegel bisher noch immer befangen gewesen sein und nun also erst, angesichts der neu vorgelegten documente, seinen ungewöhnlichen rang anerkennen müssen?

Ich kann mich davon beim besten willen nicht überzeugen. gewis entfaltet sich in diesen briefen und briefchen, wie schon in den bisher bekannten, viel anmutige plauderkunst, vielseitige beweglichkeit, cultur und angeregtheit des geistes, hin und wider auch jener spielende oder scharfe witz, der kritik und satire oder parodie dieses eleganten autors auszeichnet. aber man braucht neben diese hunderte von schreiben doch nur einen einzigen der bedeutenderen briefe von Lessing, Schiller oder auch etwa von Hebbel, Gottfried Keller, Nietzsche — von vertretern also sehr verschiedener richtungen und stile — zu legen, um zu erkennen, wie wahrhaft grofse briefkunst aussieht, und wie dagegen noch so hübsche, aber leichte und nicht selten recht medisante kleinkunst. der brief, als viel unmittelbarer ausdrück der persönlichkeit denn recension oder epigramm, fordert eben in erster linie jenes specifische gewicht, jene echttheit und sicherheit des persönlichen wesens, die nun einmal Schlegel bei all seinen grofsen gaben und leistungen in bedauerlichem mafse abgiengen<sup>1</sup>. Wie Ricarda Huch sagt (Blütezeit der romantik s. 387): bar jeder quellenden naturkraft, war er immer in gefahr zu verwelken. dieser mangel innerlichen quellens und strömens lässt bei der lectüre seiner briefe, so reich an zeit-, litterar-, wissenschaftsgeschichtlichem und psychologischem interesse sie immer sein mögen — und auch die hier neu vorgelegten sind es in hohem mafse — doch nie ein gefühl voller befriedigung aufkommen: sie bereichern im guten falle den geist, die seele bleibt leer.

Doch dieser letzten endes auf subjective gefühlsmomente sich gründende widerspruch gegen eine einzelne persönliche ansicht des herausgebers soll, wie gesagt, keineswegs hindern, die bedeutung seiner wissenschaftlichen leistung in ihrer sachlichen strengen und imposanten gesamtheit dankbar anzuerkennen und der in aussicht gestellten dritten grofsen Schlegel-publication mit hohen erwartungen und guten wünschen entgegenzusehen.

Göttingen.

Rudolf Unger.

Clemens Brentano und Goethe. von Felix Scholz [Palaestra 158]. Leipzig, Mayer & Müller 1928. IX u. 264 ss. 8°.

Gewisse spuren in dieser dissertation lassen vermuten, dass ursprünglich in der tat ein vergleich der beiden dichter beabsichtigt war: ein vergleich der das eigentümliche eines jeden schärfer hervortreten liefse und damit zwei arten dichterischen schaffens verdeutlichte, wie erspriesslich derartiges sein kann, hat z.b. K. Mays abhandlung über 'Weltbild und innere form der klassik und romantik im Wilhelm Meister und Heinrich von

<sup>1</sup> sein verhalten dem jungen Heine, seinem 'verrufenen schützling' gegenüber nennt Körner selbst (II 230) 'feig', wodurch freilich die niedrigkeit von dessen rache nicht entschuldigt wird.

Offerdingen' gezeigt. und es ist vielleicht an der zeit, weltbild und innere form von Goethes und Brentanos lyrik wechselseitig aneinander zu erhellen, nachdem Korff das 'wesen Goethescher gedichte' entscheidend geklärt hat (Jahrb. d. Fr. D. Hochstifts 1927) und auch die lyrische eigenart Brentanos deutlicher geworden ist. aber schon im vorwort biegt Sch. von einer solchen richtung ab zu der bemerkung, 'dass, während den beziehungen der meisten romantiker zu Goethe eingehendere beachtung geschenkt worden ist, der Frankfurter Clemens Brentano, sohn der Maxe und bruder des 'kindes', leer ausgieng'. allerdings wird dann weiter gesprochen von den 'unvergleichlichen einzelnen in ihrem tief verwurzelten wirken, spröden zusammenwirken und unentrinnbaren aufeinanderwirken'. schliesslich wird aber doch darauf hingesteuert, wie sich Brentano 'mit dem grossen, anerkannten, angebeteten, beföhdeten und gefürchteten genius seiner zeit auseinandersetzt'. auch das gewis eine erörternswerte frage, die aber eher zu formulieren wäre 'Brentanos stellung zu Goethe' und die sich in den concreten darlegungen Sch.s sogar verengt auf Brentanos abhängigkeiten von Goethe. sehr gut wird zu eingang des buches darauf hingewiesen, wie fragwürdig es ist, bei Brentano von entwicklung zu sprechen. aber diese feststellung wükt sich nicht recht aus. die gesamtdeutung von Brentanos erscheinung wird wie eine hübsche bemerkung an den anfang gestellt: 'von dem beglückenden und grauenvollen gefühl der isoliertheit seiner subjectiven natur geht er aus, in den peinigenden dictaten seiner subjectiven natur versinkt er wider. was dazwischen ligt, sind die schliesslich mislungenen versuche seines genies, die eigene natur zu bewältigen, sich in die welt einzuschwingen'. das sind immerhin so weittragende behauptungen, dass sie in einer wissenschaftlichen arbeit eine starke begründung finden müsten. im grunde handelt es sich dem verf. dabei wol weniger um eine Brentanodeutung an sich als um eine interpretation der wandlungen in der stellung zu Goethe. die betreffenden teile des buches fassen nämlich allem anschein nach jene wandlungen als etwas eigentlich beschämendes, für das sich aber eine apologie geben lässt. Sch. spricht das auch in einer weise aus die ebenso liebenswürdig wie litteraturwissenschaftlich naiv anmutet: 'Gerade die durch alle stürme bis ans ende gerettete gerechtigkeit gegen Goethe gibt diesem schmerzvollen leben vielleicht den schönsten glanz; sie fordert dazu auf, auch dem glücklosen kämpfer, seinem schicksal und seinem tief innerlichen schaffen gerechtigkeit widerfahren zu lassen'. gerechtigkeit gegen einen grossen, vielleicht den grösten zeitgenossen ist zweifellos ein schöner moralischer zug, aber für die dichterische eigenleistung und den dichtungsgeschichtlichen belang ebenso zweifellos unwichtig. und solchen moralischen zug in unmittelbare beziehung zur forderung wissenschaftlicher sach-



lichkeit zu bringen, das wird denn doch besser unterlassen. es kommt bei dieser ausstellung nicht darauf an, eine verunglückte formulierung aufzuspießen. vielmehr zeigt diese formulierung was das ganze buch kennzeichnet: eine sozusagen heteronome betrachtung von Brentanos leben und schaffen. sie bedingt grenzen und ertrag der arbeit. grenzen auch insofern als sich der verf. sogar das abscheulich verdächtigende Goethewort mittels einer leichten umdeutung zu eigen macht, wo Brentano unter 'alle die von natur verschnittenen' geworfen wird, die 'nachher gern überfromm werden'; eine beschimpfung die ihr ganzes ausmaß erst im weiteren zusammenhang zeigt. denn vorher war davon die rede, dass Brentano nachts zu Sophies fenster emporgestiegen sei, 'um die leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. aber es war und wurde nichts'. worauf da angespielt ist, das dürfte nicht zweifelhaft sein: eine umso schlimmere anspielung, als Brentano mit Sophie drei kinder gehabt hat, die den eltern durch frühen tod entrissen wurden. mit solcher heteronomie der betrachtung mag es auch zusammenhängen, wenn trotz der 'Gründung Prags' behauptet wird, es lasse sich 'eine zunahme an ordnung, an gestaltung in der folge von Brentanos größeren werken nicht feststellen', oder wenn gar die lyrischen erzeugnisse nach der heirat mit Sophie 'ein völliger abfall' genannt werden. damit sind die rund 40 gedichte des Luise Hensel-kreises, die sämtlichen gedichte für Emilie Linder, unter denen sich stärkste lyrische prägungen Brentanos finden, in bausch und bogen abgetan. und sie werden wirklich in der ganzen erörterung 'Goethe und Brentano' überhaupt nicht berücksichtigt.

Wenn man aber über das eigensein der beiden dichter so gut wie nichts erfährt, so ist der ertrag des buches doch nicht gering. er steckt im 3. teil 'Brentanos dichtung in ihrem verhältnis zur Goetheschen'. hier sind Godwi und Meister, Rosenkranzromane und Faust, Aloys und Faust-Iphigenie sowie die lyrik (in den besagten grenzen) derart miteinander verglichen, dass die übernahme Goethescher wendungen, bilder, reimbindungen und motive durch Brentano aufgewiesen wird. diese mühselige untersuchung ist verblüffend ergebnisreich. gerade in der unwahrscheinlich großen zahl der nachklänge ligt ein erdrückender beweis für die unwiderstehliche einwirkung, die Goethes dichterische sprachprägungen auf Brentanos sprachliche formulierfähigkeit gehabt haben; denn eben die masse macht auch solche parallelen die vereinzelt wohl fragwürdig sein könnten, beweiskräftig. damit hat Sch. an einem einzelfall die kaum zu ermessende prägekräft Goethes greifbar gemacht; umso mehr als Brentano mit den Goetheschen prägungen etwas ganz ungoethisches zum ausdruck bringt. und er hat überdies in eine überaus wichtige und bisher doch ganz unzureichend berücksichtigte

schicht der formengeschichte hineingeleuchtet: jenes einfahren von geleisen des dichterischen erlens, auffassens und aussprechens durch den zwingenden sprachgestalter, das mitwelt und nachwelt zugleich befreit und bindet, die formen der kunstwerke umspielt und durchspielt. so ist das buch höchst fruchtbar, auch wenn man die schweren einwände gelten lässt, die hier erhoben wurden. die nächstliegende aufgabe wäre nunmehr eine gleich eingehende untersuchung der Brentanoschen spätyrik.

**Günther Müller.**

**Grillparzer und die Slaven von Gerhart Reekzeh** [Forschungen z. neueren literaturgeschichte bd 59]. Weimar, Duncker 1929. 95 ss. 8°. — 5,40 m.

König Ottokars Glück und Ende — das einzige wirklich grofse Napoleondrama unsres schrifttums! denn während der Varus in Kleists Hermannsschlacht kein kenntlich geprägtes abbild des grofsen gegners ist, bleibt er in Ottokar unverkennbar. das rasche handeln aus dem stegreif, das stofsweis barsche sachhaltige sprechen, das hemmungslose berechnen und benutzen jeder menschenart; dann einzelnes: die schicksalswende durch ehescheidung oder das einschlafen im entscheidenden augenblick — all dies wäre sprechend genug auch ohne G.s unverdrehbare angabe im bruchstück seiner selbstbiographie, er habe, von Napoleon erfüllt, alles von ihm und über ihn gelesen und schliefsslich, da seine auf grofse zeitstrecken verteilten taten sich schwer dramatisch rafften liefsen, zum geschichtlichen gleichnis des Ottokarstoffes gegriffen. R. aber lässt die Napoleon-legende als 'einfache stoffliche anregung' 'gänzlich hinter der eigenfarbe des Ottokarstoffes' verschwinden (s. 38) — sinn der Ottokarfigur sei vielmehr der gegensatz tschechischen und deutschen wesens in ihr, sinn des dramas derselbe vorurteilsvoll in den beiden lagern dargestellte gegensatz. gewis hat ihn G., da er ihn im stoffe vorfand, mit seinem glauben an das herrenrecht der germanischen stämme belebt — als dichter musste er dies, und als dichter wiederum gieng er aus von seinem inneren anteil an einer tragischen gestalt (zunächst einer gegenwärtigen, dann einer geschichtlichen) und nicht von einer tendenz. R. verwechselt den schaffenden antrieb mit den bedingungen des stoffes.

Gibt man nun den gegensatz 'tschechisch-deutsch' als im stoffe liegend und allerdings G.s staatliches denken angehend zu, so bleibt zu prüfen: färbte er wirklich die Deutschen weifs, die Tschechen schwarz? Braun von Olmütz, nächst Ottokar die wichtigste slavische figur, treu, stark, weise, gebändig, wird in der zusammenstellung s. 36 eingestandenermafsen übergangen. wichtiger noch ist dass Ottokar von R. schief gesehen ist. keineswegs gestaltete ihn ablehnung! der tragiker kennt noch

andre malse als gut und böse, und an Ottokar haftet ein dämonischer glanz, so dass Rudolf mit all seiner sittlichen anmut dagegen kaum aufkommt — Ottokar bleibt der held, und das stück heisst mit recht nach ihm! die formel 'tschechischer gewaltherrscher' gegen 'deutsches rechtsgefühl' hat mängel. 'persönliches talent' gegen 'ererbte weihe' träge eher: der noch so grofse selfmademan fällt gegen den rechtmäßigen träger der herschaft — auf dies hin modelte G. seinen stoff und darin sah er gewis auch den vergleichspunct mit der laufbahn des Korsen! Ottokar und kanzler also bringen die unleugbare tatsache, dass der böhmische adel im stück gewissenlos und der deutsche gewissenhaft handelt, um ihr gewicht. und wer sagt denn, dass G. mit diesem stück überhaupt ein staatliches vermächtnis gab? nein, wenn sich schon in des steirischen chronisten worten G.s anhänglichkeit an seine Wiener landschaft unmittelbar äußert — seinen abstand zu zeit und tendenz bestimmt das drama der klassik, als dessen einzig befugten fortsetzer er sich fühlt, und darum ist es unhaltbar, die ganze gestaltschilderung des dramas auf einen, nach R.s schilderung reichlich beschränkten, Slavenhass zurückzuführen.

Gleich starke sittliche gegensätze behandelt 5 jahre später 'Ein treuer Diener seines Herrn' innerhalb eines vorherrschend magyjarischen unkreises und zwar sehr zu ungunsten des deutschen bestandteils. etwa eine verherlichung Ungarns auf kosten der Germanen? nein: G. wählt seine abschnitte der geschichte oder sage nach reiz und eignung des motivs, und es geht nicht an, eine so gegenständliche gestaltenwelt wie die seine glatt als chiffrenschrift persönlich politischer voreingenommenheit abzulesen.

Die 'Libussa' spaltet slavisches wesen in zwei gegensätzlich sinnbildliche gestalten: Primislaus, zu staat und gesellung drängend, ein fortschrittlicher gründer, und Libussa, die seherin, pflanzenhaft in den willens der mächte ergeben und ein reines urleben sowol bewahrend als vorausverkündend. aber um auch diesem stück eine parteinahme zwischen Deutschtum und Slaventum unterzulegen, muss R. in Primislaus den — Deutschen sehen, wodurch der gehalt: die doppelte deutung des Slaventums, verengt und verflacht wird. ganz anderes reizte G. an diesem altböhmischem stoff: dessen legendenhafte eignung zum dichterischen sinnbild! wofür aber? für schaffen und bewahren, womit G. als Österreicher zu gleichen teilen gesegnet war — dies nannte er, es gegeneinander wägend und urmenschliches als echter klassiker versinnlichend, Primislaus und Libussa, und nicht durch ein bekenntnis zu staatlichen tagesfragen, das der 'Libussa' kaum abzudringen ist, geht er über die klassik hinaus, sondern durch lebendigere widergabe des örtlichen geschichtlichen — des 'ambiente'.

Vollends weis ich die gleichung ab 'Kolchier = Slaven'

gegenüber dem culturvolk 'Griechen = Germanen' — der dichter des Goldenen Vlieses ist viel naiver als sein ausleger! er umgab nur die zaubergewaltige übermännin mit dem grauen und den blutriten einer barbareninsel, womit sie der mythos von jeher umgeben hatte, und dachte dabei nicht an 'slavisch-deutsch'! aber ernstlicher prüfung wert ist der gedanke, die 'mulier fortis' überhaupt in G.s werken sei slavischer herkunft — ein gedanke den R. als kenner der slavischen schrifttümer zu belegen weifs.

Der wert der arbeit ligt in teil I, der G.s unmittelbare äufserungen zur Slavenfrage zusammenstellt. demnach hat G. in manchem eingelenkt, ohne freilich das grundsätzliche aufzugeben. die Tschechen, gegen die er als hauslehrer in Mähren eine 'physische antipathie' fasst, lernt er als wirklichkeit, als macht anerkennen, obschon sie ihm nur ein volksthum, keine nation bleiben, einen dialekt, keine sprache schreiben, und cultur haben nur sofern sie sich anpassend sich verleugnen. von den Südslaven sah und weifs er wenig, und wenn er die Polen als 'edle toren' und heroisch leidende von seinem Slavenhass ausnimmt, so ists weil sie Österreich kaum stören und Russland bekämpfen, diese von G. zwar als geisel mancher europäischen überhebung begriffene, aber (ich möchte sagen, mit dem instinct Napoleons und Goethes) leidenschaftlich abgelehnte macht. merkwürdigerweise stellt er den Slaven, von denen er gelehrtenhaft nur den gesamtbegriff fasst, die herrschaft über Europa in aussicht, nachdem alle culturen erschöpft sind — dass er sie aber culturell in ewigkeit auf borg leben lässt und blind ist für ihre sendung, den entgötterten erdteil religiös zu erneuern, dies bleibt seine habsburgisch-aufgeklärte beschränktheit!

Slavisches in G.s werken, hie und da ein hauch davon in seiner menschlichen art: dies macht uns G.s stellvertretendes deutschösterreichisches dichtertum nur vollständiger! aber wenn der gegensatz deutsch-slavisch person und werk enträtseln soll, ist es benommenheit des vf.s von seiner formel! entscheidende aussagen G.s werden weggeschoben — er hat die hier vertretene auffassung des 'Ottokar' läppisches misverstehn gescholten. psychologie ist für vieles gut: so 'reagiert' denn dies stück die in einer 'unlustbetonten' hauslehrerzeit aufgespeicherten antipathieen einfach ab (s. 72), und schliesslich hasst G.s oberbewusstsein die Slaven darum weil er im unterbewusstsein slavisch ist! die neigung zum vegetativen, organischen (gegensatz: das 'denkerisch-unsinnliche'), die s. 92 als slavisch-östlicher zug G.s angesprochen wird, teilt er mit dem gewis nicht slavischen Goethe. das subjective und objective in G.s ablehnung der Slaven: deutsch-österreichische nationalinstincte und übernationale staatsidee, ist für R. beschränkt und verjährt — dies ist seine petitio principii! als ob die geschichte inzwischen die reife der Slaven zu eigener geistiger volkheit erwiesen hätte! sie hat es nicht —



eher hat sie die hochachtung vor der bindegewalt der alten monarchie gesteigert! und blofs weil R. uns die erlösung durch die Slaven verordnet hat, muss G. 100 seiten lang die rolle eines humanistischen aufklärers spielen, der sich immer wider mit 'blinder weglegung' (s. 7) zu helfen sucht!

Obschon ein gewisser glaube an wert und rang des Germanentums eine stille voraussetzung unsrer wissenschaft ist, rügt man wenn sie völkischer zwecksetzung hörig wird. das umgekehrte jedoch: dass ein dichter von so erwiesenem schöpfer-tum und staatlichem scharfsinn wie G. derart verkleinert wird zur verherrlichung der Slaven und ihrer sehr unerwiesenen europäischen sendung, ist grotesk! eine sachlicher geführte untersuchung wird als ergebnis aufstellen: G. durch den gang der geschichte nicht widerlegt, sondern bestätigt.

Stuttgart-Cannstatt.

Max Kommerell.

Jean Pauls 'Wuz'. ein beitrage zur literarhistorischen würdigung des dichters von **Helmut Küpper** [Hermæa XXII]. Halle, Niemeyer 1928. 86 ss. 8°. — 3 m.

Küpper skizziert zunächst die entwicklung der deutschen idylle im 18 jahrhundert, beginnend mit Gottscheds protest gegen die höfische schäferdichtung der Franzosen, von EvKleist und SGessner über maler Müller bis zu Voss und Goethe. lose stoffliche verwantschaft mit Müllers Pfälzer idyllen (die schulmeisterfigur) und entfernte ähnlichkeit in der stimmung bei Voss (das geistige nestmachen) genügen nicht, um den 'Wuz' befriedigend in diese entwicklung einzuordnen. das neue ist dass Jean Paul nicht typisierte, also idealisierte menschen und lebensformen schildern will, sondern einen menschen 'von äufserster singularität', der als solcher allerdings ausdruck des göttlichen ist wie alles individuelle. — Hier wäre zu erinnern dass Jean Paul ja auch die geschichte 'eine art idylle' genannt hat, vielleicht nicht nur aus dem grunde den verf. s. 37 angibt (s.u.), sondern wol auch in dem bewusstsein, dass sich die erzählung mit ihrer energischen centrierung um ein individuum von abenteuerlicher einmaligkeit, von der wesensart der herkömmlichen idylle entfernt. — Es wird sodann sorgsam gezeigt, wie durch die elemente der erzählung — landschafts-, personen- und milieuschilderung — in ihrer ausrichtung auf den 'helden' und durch den charakter von Wuz selbst das idyllische zumeist erreicht, selten überschritten wird. die verwertung autobiographischer züge aus der kindheit erleichtern dem dichter diese absicht. eine erweiterung der idyllischen gattung bringt Jean Paul dadurch dass er durch den erzähler der geschichte zugleich auch ein urteil über dies leben im kleinen bringt, dem leser also kritische distanz verschafft. daher: 'eine art von idylle'. der vergleich zwischen 'Wuz' und

JPUzens 'Versuch über die Kunst stets fröhlich zu seyn', den K. im anschluss an eine notiz seines lehrers FJSchneider (Zs. für dt. philologie 52 [1927] 405 f) vornimmt, bringt fördernde einsichten. wenn er Rousseaus lösung der glückseligkeitsfrage zur schärferen erfassung der Jean Paulschen lösung heranzieht, ist ihm zuzustimmen. der annahme dass eine 'zwar respectvolle, jedoch nicht ironiefreie auseinandersetzung' mit Rousseau vorliege, kann man sich nicht ganz versagen. — Hat sich Jean Paul auch von dem rationalismus entfernt, so sind doch noch überbleibsel davon in seinem hang zur satire zu bemerken. die satirischen abirrungen stören sogar gelegentlich den charakter des idylls. sie unterscheiden sich aber von den stofflich verwanten auslassungen Rabeners und der moralischen wochenschriften, insofern sie zumeist nicht directer besserung und belehrung dienen wollen, sondern in erster linie gebraucht werden zur milieuschilderung des helden. immerhin bemerkt man an den satirischen einfällen, an dem gelegentlichen aufschwung des gemüts ins kosmische wie an den gedanken die die letzten fragen des seins betreffen, dass es dem dichter nicht leicht fällt, im bezirk der conflictlosen, beschränkten glückseligkeit zu verharren.

Bis hierher ist die abhandlung klar, übersichtlich und zumeist überzeugend. das was verf. im letzten kapitel über Jean Pauls humor im vergleich zu dem Hippels und Sternes sagt, ist leider z.tl nebelhaft, sodass ich ihm nicht folgen kann. gewis, mit dem 'Wuz' beginnt ein neuer abschnitt im gesamtwerk Jean Pauls, insofern er mit ihm die vorwiegend satirische dichtung verlässt und der gefühlsmäßigen sich zuwendet. was aber K. unter humor und komik versteht, muss man mehr erraten. wenn er etwa schreibt, dass Wuz und Onkel Toby von ihren dichtern mit den kräften und säften ihres volkstums gesättigt seien, dass sie sich darum zu vollen menschenbildern abrundeten und dass sie darum (!) auch zugleich zu sichtbaren trägern eines übernationalen, universell-geistigen: des humors würden (s. 76), so scheinen mir das formulierungen zu sein, die nicht zur klärung beitragen. — Im ganzen ist diese arbeit über die kleine, aber wichtige erzählung eine erfreuliche bereicherung unserer in den letzten jahren an umfang und intensität zunehmenden Jean Paulforschung.

Breslau.

Hans Ahrbeck.

Ideen und probleme in Adalbert Stifters dichtungen von **Otto Pouzar** [= Prager Deutsche studien, 43. heft]. Reichenberg i. B., Franz Kraus 1928. X u. 138 ss. 8°.

Nachdem Stifter von JNadler mit Karl Postl und J. Ph. Fallmerayer zu einer charakteristischen gruppe von dichtern des

bairisch-österreichischen raumes zusammengefasst wurde, die sich durch die fähigkeit, das volk als ganzheit zu sehen, auszeichnen ('Witiko'? Preufs. jahrb. 1922), nachdem GMüller ihn als dichter der spätromantik vom catholicismus her zu verstehn suchte (Stifter, der dichter der spätromantik. Jahrb. d. Verbandes d. vereine kathol. akademiker. 1924), unternimmt es P., seine geistige gestaltung von der klassik und der romantik aus zu erfassen. der verf. ist orientiert an Ungers zielsetzung für die litterarhistorie: 'herausarbeitung des sinngelhaltes der dichtungen' und ausgestattet mit Strichs begriflichem rüstzeug (Deutsche klassik und romantik). er verfolgt die dichterische production Stifters in ihrer zeitlichen folge und kommt dabei zu diesen ergebnissen: Stifter begann als nachzügler der romantik. in den 'Studien' finden wir das romantische erlebnis der menschen (fleisch und geist als ewige disharmonie), der natur (in ihrer unberührt-heit: das verlorene paradies), der zeit (als übergang und untergang), der geschichte (als unendliche verkettung wirrer zufälle), den diesseitspessimismus, weltflucht, die sehnsucht ins unendliche, die verehrung mittelalterlicher kunst. doch schon von anfang an ligt hiermit im kampf die klassische weltanschauung, die dann allmählich das übergewicht bekommt, das ideal der selbstbegrenzung, der entsagung, des tüchtigen, das nächste schaffenden menschen, der allseitig entwickelten persönlichkeith, die hochschätzung der nachkommenschaft, durch die die unendliche weiterbildung des menschengeschlechts verbürgt wird (Herder), die hochschätzung der den menschen dienstbar gemachten natur. verf. untersucht behutsam, wie dies oder jenes element in den einzelnen novellen auftaucht.

Während also in den 'Studien' die welt der romantik überwunden wird, ist in den 'Bunten Steinen' der gegenstand von vorn herein klassisch: der einfache, edle mensch (s. 67). hinzu kommt das durch das jahr 1848 geweckte sociale interesse, das in klassischer fragestellung auf das ewige, gesetzliche der menschlichen vergesellschaftung gerichtet ist, auf das problem des ausgleichs zwischen dem ichtrieb und dutrieb. durch das gleichgewicht beider, durch das gleichgewicht zwischen dem einzelnen und der gesamtheit ist die gesunde entwicklung gesichert. da wo romantische menschen erscheinen, werden sie bedauert, ironisiert, abgelehnt. novellen die in der ersten fassung romantisierten, sind nach möglichkeit ins klassische umgebogen und vertieft.

Das klassisch-optimistische weltbild zeigt sich aufs deutlichste im 'Nachsommer': 'Goethe bestimmt seine (Stifters) kunstanschauung, seinen stil, er gibt ihm den gedanken der einheit von wissen und kunst, dazu die schätzung der landwirtschaft als einer ewigen, einfach menschlichen tätigkeit; ihm folgt er sogar auf das gebiet der mineralogie und geologie, gegen welche

sich Herder 'immer spöttisch erwies'. . . aber mit Herder drängt er über einen blofs persönlichen sinn des lebens hinaus und findet das höchste ziel in der fortschreitenden bildung der menschen im ablauf der geschichte zu höchster humanität, an die wider Goethe nicht recht glaubte. darum steht noch über kunst und wissenschaft und persönlicher bildung die liebe der ehedem und ihr tiefster sinn, das kind . . .' (s. 111). und so führt ihn der weg in den vier folgenden novellen über die um das individuum gelegten kreise der familie, der sippe zur völkergeschichte im 'Witiko', auch hier in der kunstauffassung Goethes stehend, auch hier in der schule Herders, der ihn die völker als ganzes sehen lehrte, in deren entwicklung gesetzlichkeit, notwendigkeit sich offenbart. Stifter ist somit nach P.s meinung in die reihe der dichter einzuordnen, die wie er von der romantik zur klassik gelangten: Grillparzer, Platen und Mörike.

Ohne frage ist diese erstlingsarbeit eine fleissige und tüchtige leistung. zum erstenmal seit längerer zeit liegen hier in die tiefe gehende analysen der gesamten dichtung Stifters vor. nicht jede zwar hat mich völlig überzeugt (etwa 'Abdias'). aber über einzelheiten der auslegung soll nicht gestritten werden. ein andres ist wichtiger. die energische blickrichtung auf die Weimarer klassik hat einen vorzug: zu den einwirkungen Goethes und besonders Herders wird gutes material beigebracht; es wird ferner eine continuierliche linie in der entfaltung der gedankenwelt Stifters von den ersten novellen bis zum 'Witiko' hin deutlich. dieselbe blickrichtung hat einen nachteil: bedeutsames, nämlich seine landschaftliche gebundenheit und der catholicismus des Benedictinerzöglings, verschwindet zu sehr aus dem gesichtskreis, wenn es auch nicht völlig vernachlässigt wird. ich glaube, dass man bei einem zukünftigen umfassenden Stifterbild den anregungen die in GMüllers hinweis auf Stifters catholicismus liegen, stärker nachgehen, sie überprüfen und fruchtbar machen muss.

Breslau.

Hans Ahrbeck.

# LITTERATURNOTIZEN.

Willibald-Alexis-bund. 1. Jahresbericht 1925/26. — 2. Jahresbericht 1927. im auftrage des vorstandes hrg. v. Max Ewert u. Felix Hasselberg. Berlin, Rembrandt-verlag 1927 u. 1928. 16 ss. u. 32 ss. 8°. — Der Alexisbund, 1925 in Berlin gegründet, hat es sich zur aufgabe gestellt, neben volkstümlicher werbung für den dichter die vorarbeiten für eine biographie und eine kritische gesamtausgabe zu leisten, die durchforschung seiner werke weiterzuführen und die untersuchungen auch auf zeitlich, räumlich oder sachlich ihm nahe-



stehende dichter auszudehnen. das 1. heft berichtet lediglich über den inhalt der von dem bund veranstalteten vorträge. das 2. heft enthält bereits drei originalaufsätze, und zwar eine studie über W. Haerings mutter von Max Ewert, beiträge zur entstehungsgeschichte der Hosen des herrn von Bredow von Felix Hasselberg, schliesslich litterarhistorisches und folkloristisches material zu einigen gedichten Fontanes und zu dessen 'Wanderungen' von Hermann Kügler.

Die bemühungen um Alexis sind zu begrüßen. ein blick in die 35 seiten umfassende Alexis-bibliographie von ARosenbaum im IX. bd von Goedekes Grundriss zeigt, dass hier noch wertvoller stoff zugänglich gemacht und durchforscht werden muss. zu wünschen ist, dass sich die gesellschaft auch um litterarhistorische arbeiten bemüht im sinne etwa von Korffs Heidelberger dissertation (Scott und Alexis, 1907).

Hans Ahrbeck.

Studies in honor of Hermann Collitz... presented by a group of his pupils and friends on the occasion of his seventy-fifth birthday febr. 4. 1930. Baltimore, the Johns Hopkins press 1930. XII u. 331 ss. 8<sup>o</sup>. — Die lange liste der tabula gratulatoria beweist welches ansehen und welche beliebt-heit sich unser landsmann während seiner vierzigjährigen wirk-samkeit auf amerikanischem boden erworben hat, und nicht minder bezeugt die zahl (30) und die vielseitigkeit der beiträge den umfang seiner wissenschaftlichen beziehungen. Deutschland ist dabei durch einen aufsatz von Sievers Zur Duenosinschrift (s. 48 ff) vertreten, der weit über die deutung des vielbehandelten kleinen denkmals hinaus anregungen zur italischen sprach-geschichte, auch solche von grundsätzlicher bedeutung bietet. im übrigen kommen altgermanisch, gotisch, skandinavisch, angel-sächsisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch, neuhochdeutsch zu ihrem rechte, auch die neuere deutsche litteratur geht nicht ganz leer aus. natürlich sind, wie meist bei solchen sammelschriften größern umfangs, viele 'chips from the workshop' darunter. her-vorzuheben wären etwa die gotica von Sehrt (s. 95 ff) und AMSturtevant (s. 101 ff), die aufsätze von SHCross über skandinavisch-polnische beziehungen (s. 114 ff), EEEricson üb. swā in ags. negativsätzen (s. 159 ff), TStarck üb. den wort-schatz des ahd. Tatian u. die übersetzerfrage (s. 190 ff), und JLKellogg üb. die mhd. gekürzten präterita gie, vie, lie (s. 212—243): der umfangreichste beitrage, auf den ich hier auch um deswillen nachdrücklich hinweise, weil damit die wenigbeach-teten anregungen des jubilars Mod. lang. notes 32 (1917), 207 ff. 449 ff weitergeführt werden. von den miscellen nenn ich JLCampion zum Moriz von Craon (s. 203 ff) und JGoebel zu Minnesangs frühling (s. 207 ff), wo freilich beidemale die späne vorwiegen.

E. S.

Handschriftenverzeichnis der Kärntner bibliotheken bd I: Klagenfurt, Maria Saal, Friesach, bearbeitet von **Hermann Menhardt**. Wien, Österreich. staatsdruckerei 1927. XX u. 353 ss. hoch 4<sup>0</sup>. — Mit diesem bande eröffnet die general-direction der Nationalbibliothek in Wien ein von dem vorstand ihrer handschriftenabteilung O. Smital geleitetes großzügiges unternehmen: 'Handschriftenverzeichnisse österreichischer bibliotheken', dem wir von ganzem herzen ein besseres schicksal wünschen, als es dem ähnlich geplanten preussischen vor einem menschenalter beschieden gewesen ist, das bekanntlich mit den von Wilhelm Meyer hergestellten drei bänden 'Göttingen' sein ende fand — weil es Althoff zu kostspielig wurde, und wol auch zu langsam von der stelle rückte. den bearbeiter dieses ersten, dem andanken Jos. Seemüllers gewidmeten bandes, Hermann Menhardt, kennen unsere leser zur genüge: sein finderglück ist kein zufälliges, denn es ist aus der ungemeinen akribie erwachsen, die er schon in den für die Deutsche kommission bei der Preussischen akademie d. wiss. hergestellten handschriftenbeschreibungen betätigt hat und nun hier in einer sehr umfangreichen, mühseligen und zunächst keineswegs lohnend erscheinenden arbeit glänzend bewährt. denn freilich wer sich etwa aus der erinnerung an die in Klagenfurt aufbewahrte Milstätter hs. und an die bruchstücke von Maria Saal, sowie neuerdings aus den rasch folgenden kleinen funden Menhardts (Nibelungenlied, H. Ernst, Lanzelet) die vorstellung von einem altdeutschen reichthum der kärntnerischen bibliotheken gebildet hat, der wird hier einigermaßen enttäuscht werden: abgesehen etwa von dem einen und dem andern neuzeitlichen codex mit aufzeichnungen von geistlichen spielen, volksliedern u.ä. enthält der ganze band nichts was für den deutschen philologen neu und heute von interesse wäre. dazu sind die nicht eben zahlreichen altdeutschen handschriften durchweg nur ganz kurz abgetan, weil M. hier ja auf seine bei der Deutschen kommission in Berlin ruhenden beschreibungen hinweisen konnte. — Die bunte mannigfaltigkeit der siglen, der herkunft, des inhalts und der namen wird in 9 anhängen (s. 291 ff) und 7 registern (s. 309 ff) erschlossen und übersichtlich gemacht. in diesen concordanzen und tabellen, sachlichen und alphabetischen indices steckt eine ganz gewaltige arbeit, die ich bei immer wiederholtem nachschlagen sehr sauber und zuverlässig befunden habe. nur um zu zeigen, dass ich wirklich den band benutzt habe, notier ich ein paar kleine mängel die mir aufgestossen sind. unter den verfassern fehlt s. 333<sup>b</sup> David v. Augsburg: pap. hs. 110 *David Augustanus*, Prefectus religiosorum (s. 145). im herkunftsregister ist s. 317<sup>b</sup> st. 'Liebenberg' (ebenso im text s. 213 unter 6/26) Liemberg (so auch im 'Postlexikon!') zu lesen. bei den ortsnamen treffen wir

s. 351 'Lübeck' an: die betr. schlesische urkunde pap. 132 (s. 153) spricht aber von *Lubucensis dioec.* — d.i. Lebus.

Wir dürfen die Nationalbibliothek und wir dürfen unsere wissenschaft dazu beglückwünschen, dass sie Menhardt für die, wie jeder benutzer ihrer schätze weiß, dringend notwendige neukatalogisierung der Wiener deutschen handschriften gewonnen hat.

E. S.

Die Prophetenübersetzung des Claus Cranc herausgegeben von **Walther Ziesemer**. m. 14 tafeln [Schriften der Königsberger Gelehrten gesellschaft, sonderreihe bd 1]. Halle, Niemeyer 1930. VIII u. 415 ss. 8°. 20 m. — Die um 1350 von dem minoritencustos Claus Cranc für den obersten marschall des Deutschen Ordens Sigfrid von Dahenfeld angefertigte vortreffliche übersetzung der grofsen und kleinen propheten ist das umfangreichste denkmal der deutschordensprosa, die mit ihr wolverheissend die bisherigen gereimten paraphrasen biblischer bücher ablösen zu wollen scheint. dass der übersetzer mit der strophischen vorrede (die hier das aufklärende akrostichon einschliesst) noch an die tradition der bibeldichtungen anknüpfe (Ziesemer s. IV f), ist freilich eine falsche vorstellung: solche gereimten vorsprüche waren in der didaktischen und juristischen prosa alter und neuer brauch, wie der Lucidarius, der Sachsen-spiegel und das Würzburger Buch von guter speise bezeugen. erhalten ist das werk Claus Crancs in der stattlichen und vornehmen perg.-hs. A 191 des Königsberger staatsarchivs, wo ihm sehr früh der gereimte 'Hiob' und die prosaische Apostelgeschichte (wol aus der gleichen schreibstube) angebunden sind. es handelt sich höchst wahrscheinlich um das original, d.h. um die reinschrift, und ich versteh nicht recht, warum Z. für deren entstehung den weiten zeitraum '1360—1390' ansetzt. ist er etwa auch des naiven glaubens, auf den man so oft besonders bei jugendlichen herausgebern stöfst, ein 'original' müsse fehlerfrei sein? — Für textkritik gab es mithin sogut wie gar keine arbeit, es musste nur auf die fehler des alten schreibers und des neuen setzers geachtet werden, und dafür haben vier geschulte philologenaugen gesorgt. die nicht unbeträchtliche ausbeute für das wörterbuch verzeichnet ein sauberes glossar (s. 376—414), in dem gelegentlich wol die ansetzung etwas vorsichtiger sein dürfte: für *vort* (vadum) ist das fem. durch Jer. 51, 32 nicht gesichert: Hesler braucht das masc. auch entgeist Z. ein paar-mal, wo er neben das latein. wort des originals eine eigene umschreibung setzt: am schlimmsten bei *ebsch-krut*, -*struch* 'hedera', also *ebig*, wo er einfügt 'eibenstrauch'! es finden sich eine ganze menge 'neuhochdeutscher wörter', für die hier die ersten belege erscheinen, z.b. 'abwendig machen', 'dienstbote', 'entheiligen', 'gleichseitig', 'grundstein', 'hallenkirche', 'hartherzig', 'schreibweise' 'wirbelwind', die zahlreichen verbalcomposita mit 'weg-' usw.

Die vorrede Z.s ist etwas mager ausgefallen — gewöhnlich hat man heute über das entgegengesetzte übel zu klagen. dass für die beschreibung der hs. (und auch unseres anteils!) einfach auf Karstens 'Hiob' verwiesen wird, ist nicht in ordnung: so bleibt uns Z. bez. der einstellung der illustrationen die notwendigsten angaben schuldig. die in der vorrede zur ostdeutschen Apostelgeschichte (vgl. Anz. XLVII 69) gebotene annahme, Claus [Cranc] sei in den 1330er jahren mehrfach als minoritencustos nachweisbar, muss Z. jetzt zurücknehmen; sein damals gegebenes versprechen, er werde bei der ausgabe der Propheten auf die frage der autorschaft der Apostelgeschichte zurückkommen, hat er vorerst nicht eingelöst. **E. S.**

Neun neue predigten von Abraham a Sancta Clara, aus der Wiener hs. cod. 11571 m. 2 hs.proben hrsg. v. **Karl Bertsche** [Neudrucke nrr 278—281]. Halle, Niemeyer 1930. XX u. 178 ss. 8°. 4 m. — Der herausgeber dieser inedita ist durch seine bibliographie der frühdrucke und durch zahlreiche publicationen und erneuerungen von werken Abrahams a Sancta Clara, gedruckten und ungedruckten, als kenner des grossen predigers und zeitschilderers bekannt. er hat sich nunmehr auch in seine schrift eingelesen — die beigegebenen proben aus jugend und alter beweisen, dass das keine ganz einfache sache ist, und so bleibt denn auch mancher zweifel zurück. im ganzen dürfen wir aber die neuste veröffentlichung B.s, obwohl er sichtlich kein philologe ist, mit dank entgegennehmen, und wir wollen uns nicht daran stossen, dass sie in den 'Neudrucken' erscheint, wo sie eigentlich nicht hingehört. B. ist glücklich, als erster originalhss. Abrahams aufgefunden zu haben und daraus edieren zu können, und er hat aus dem cod. vind. 11571 neun stücke ausgewählt, die auch unter den nachgelassenen schriften nicht zum druck gelangt und von verschiedener art, doch alle interessant und charakteristisch sind: ich hebe nr 6 über die hl. Astutia besonders hervor, aber auch die frühe himmelfahrtspredigt nr 1 hat eigene vorzüge. hat man sich erst an die groteske orthographie soweit gewöhnt, dass man hinter ihr geradezu den sprechenden hört, dann ist die lecture erst recht reizvoll. — Auf den abdruck der texte folgen s. 142—158 sehr notwendige bemerkungen zum textabdruck (wobei leider wider, allem editionsbrauch entgegen, in der hs. getilgtes mit <>, vom herausgeber zugesetztes dagegen mit [] eingeklammert wird), und dann s. 159—178 sachliche anmerkungen und quellenachweise. hier hätte manches wegbleiben können, vor allem die sprachlichen bemerkungen, die z.tl von der art sind wie zu 10, 4: 'Kästlein (*kestle*) ist noch weiter verkleinert zu Kästelein (*kestele*), eine erscheinung die auch jetzt noch in meiner heimat (Oberbaden) vorkommt'. ich weifs wirklich nicht was sich B. dabei gedacht hat. — Raum hätte auch beim textabdruck gespart werden



können: wollte B. auf die zeilenzahlen am rande nicht verzichten, so hätte das doch nicht dazu führen dürfen, dass die schriftcolumnne gegenüber dem normalmafs der Neudrucke (etwa in Scholtes ausgabe der Courasche) noch um weitere 6 buchstaben verengt wurde. die preisansetzung des verlegers will ich gewis nicht zu hoch finden, aber die herausgeber sollten darauf bedacht nehmen, dass sie diese hefte, die doch eigentlich in die hände der studenten kommen sollen, nicht ihrerseits unnötig verteuern.

E. S.

Deutsches recht im spiegel deutscher sprichwörter. ein lese- und lernbuch für das deutsche volk von **Leonhard Winkler**. Leipzig, Quelle & Meyer 1927. XII u. 272 ss. 8<sup>o</sup>. lbd 8 m. — Die s.z. aus zwei preisgekrönten arbeiten unter mitwirkung von JCBluntschli und KMAurer zusammengeschmelzte sammlung der 'Deutschen Rechtssprichwörter' von EGraf und MDietherr (1864) ist, wie ich getrost behaupten darf, eines der wenigst gelesenen bücher unserer wissenschaftlichen litteratur — die sog. 'zweite ausgabe' (1869) ist nur eben eine titelaufgabe, die das werk vor der maculatur retten sollte. der gegenstand hat diese gleichgültigkeit gewis nicht verschuldet: hat doch das werk des Helmstädter juristen JFEisenhart, 'Grundsätze der deutschen rechte in sprichwörtern' von 1759—1823 drei auflagen erlebt; so kann ich denn den grund nur in dem überreichtum erblicken, und darin dass kein versuch gemacht ward, den begriff und bereich des rechtssprichworts abzugrenzen. das werk von Graff und Dietherr enthält (wie übrigens auch der alte Eisenhart-Otto) sehr viele sätze die keine rechtssprichwörter sind, auch dann nicht wenn sie einen juristischen ausdruck enthalten oder ein rechtsgeschäft erwähnen — ja es bringt nicht wenige redensarten die übh. nicht unter den begriff des sprichworts fallen. die einige jahre vorher (1858) erschienene gleichbetitelte sammlung von JEHillebrand ist gewis weniger reichhaltig, aber dafür strenger in der auswahl. ein versuch chronologischer schichtung ist bisher von keiner seite gemacht worden.

Der verfasser des vorliegenden buches, oberlandesgerichtsrat in Karlsruhe und ein mann von starkem deutschem empfinden, will keineswegs einen ersatz für die ältern werke liefern, er versucht auch nicht eigentlich das interesse für die rechtssprichwörter zu erneuern, sondern er will sich dieser in einer zweckbewusten und dabei tactvollen auswahl bedienen, um als jurist zur seele des volkes vorzudringen, interesse für das deutsche recht zu wecken und so die wachsende abneigung gegen die juristerei durch ein einführendes verständnis der rechtssatzungen zu bekämpfen. das geschieht in drei büchern: 'Recht und gesetz', 'Bürgerliches recht' und 'Öffentliches recht', unter beständiger rücksichtnahme auf die modernen gesetzbücher Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Winklers buch will gelesen werden:

es ist ohne allen wissenschaftlichen apparat und ohne typographische hervorhebung der sprichwörter im text; dafür wird das nachschlagen durch ein ausführliches verzeichnis der rechts-sprichwörter (s. 231—265) und ein knappes sachregister (s. 266 bis 272) ermöglicht. wir haben ein liebenswürdiges, ernsthaftes und sittlich tüchtiges buch vor uns, an dem man wegen kleinigkeiten nicht mäkeln mag. die entgleisung die ihm s. 32 passiert ist, wird der verf. wol schon selbst ärgerlich empfunden haben.

E. S.

Der wortschatz des österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuches von **Eberhard frh. v. Künsberg** [Beiträge zum internationalen privatrecht und zur privatrechtsangleichung hrsg. v. M. Gutzwiller 3]. Heidelberg, Winter 1930. 30 ss. 8<sup>0</sup>. — Das 1811 herausgekommene ABGB., für das es ein lexikon sämtlicher worte von I. Wildner edlen von Maithstein (1843) gibt, ist s.z. sprachlich sorgfältigst überprüft worden, u.a. von JvSonnenfels. es weist bei sehr viel geringerem umfang einen reichern wortschatz als unser BGB. auf, und da es auch sonst ein werk ist, in dem man volkstümliche klarheit mit schönheit zu verbinden bestrebt war, so lohnte es sich wohl, jenen auf wert und eigenart zu prüfen, wie es hier durch vK. geschieht. auffallend gering ist dabei das 'heimische sprachgut' vertreten; lehrreich erscheint das sprachliche verhältnis zum preufs. Allgem. Landrecht; die fremdwörter erhalten hier und da einen guten ersatz, den man später nicht hätte verschmähen sollen, wie *Wahlvater* usw. des weitem behandelt vK. auch die übersetzungen (unter ihnen eine lateinischen für Galizien) und mit lehrreichen aufschlüssen die tochterrechte, darunter die gesetzbücher mehrerer schweizerischen kantone. ein register über die 'stichwörter' ermöglicht es, diejenigen wörter aufzusuchen, die nicht in den eigentlichen wortlisten enthalten sind. E. S.

Traité sur l'amour de dieu, publié d'après le manuscrit allemand de Bâle par **Jeanne Ancelet-Hustache**. Paris, Honoré Champion 1926. XXV u. 62 ss. gr. 8<sup>0</sup>. — Aus Frankreich sind uns in den letzten jahren wertvolle beiträge zur erforschung der altdutschen mystik gekommen. Vansteenberghes grofse monographie 'Nicolas de Cues' (1920) darf noch heute als die maßgebende darstellung gelten, und während wir noch keins der cusanischen werke in neuhochdeutscher übersetzung haben, bot dieser forscher 1925 eine ausgezeichnete commentierte französische übersetzung des im engeren sinn mystischen tractats 'De visione dei'. die herausgeberin des vorliegenden asketischen tractats stammt aus der schule des dominikaners G. Théry, der mit gediegenen untersuchungen über Ulrich v. Strafsburg, Eckhart, Tauler unsere kenntnis bereichert hat. der handschriftabdruck, den frau A.-H. vorlegt, macht das werk eines schülers des Nikolaus v. Dinkelsbühl bequem zugänglich. diese bereiche-

rung des anschauungsmaterials für das deutschsprachliche geistliche schrifttum zur zeit der reformconcilien, dessen prototyp Joh. Nider O. P. bleiben dürfte, ist dankbar zu begrüßen. daran möchte ich festhalten, obwol inzwischen NPaulus in der Revue des sciences philos. et théol. 1927 s. 447 ff und in der Zs. f. askese und mystik 1928 s. 29 ff darauf hingewiesen hat, dass der tractat um 1500 oft gedruckt worden ist (in Augsburg 1483, 94, 98, 1508, 1518; Lübeck 1497; dann noch Freiburg 1593, 1604 und ohne jahr Esslingen), dass kap. 10—13 und 16 in V. Hasaks buch 'Der christliche glaube des deutschen volkes beim schlusse des mittelalters' (1868) s. 158—168 gedruckt sind nach Augsburg 1494 (ein vergleich zeigt sehr zahlreiche kleinere verschiedenheiten; im ganzen ist der druck etwas knapper und klarer, hat aber im 12. kap. einen umfänglichen satz mehr, doch lässt sich nicht von einer abweichenden fassung der kapitel sprechen), dass endlich allein die Münchner staatsbibliothek 14 weitere handschriften des tractats besitzt. A.-H. denkt an Petrus Reicher von Pirchenwart als möglichen verfasser, ohne die schwäche ihrer gründe zu verkennen. NPaulus möchte Nikolaus Kempf v. Straßburg, über den er auch im Archiv f. elsässische kirchengeschichte 1928 einlässlich handelt, als verfasser wahrscheinlich machen, doch sind auch seine gründe nicht ganz zwingend. wichtig ist sein hinweis auf die hauptquelle, die der herausgeberin entgangen war: 3 lateinische predigten des Nikolaus v. Dinkelsbühl über die liebe Gottes, die durch Wimpfeling 1516 zum druck gebracht wurden. dass im übrigen die citate aus der patristik und scholastik in der ausgabe sorgsam belegt sind, gibt ihr einen besonderen wert. dazu kommt die vortreffliche einleitung mit ihrer übersichtlichen analyse des tractats und seiner einreihung in die lehren von der gottesliebe, deren beide mittelalterlichen hauptrichtungen Rousselot (Beitr. z. gesch. d. philosophie d. ma.s VI 6) grundlegend dargestellt hat. es ergibt sich die bemerkenswerte tatsache, dass der nüchterne asketiker, der den tractat verfasste, der gräco-thomistischen 'conception physique' wol rechnung trägt, im wesentlichen aber der 'conception extatique' zuneigt, die auch die geordnete selbstliebe verbannt. die problemgeschichtliche auswertung des werkes ist aber erst im rahmen einer gesamt-erfassung des Nikolaus v. Dinkelsbühl möglich.

**Günther Müller.**

Friedrich Karl v. Savigny. Professorenjahre in Berlin 1810—1842. mit 317 briefen aus den jahren 1810—1841 und 33 abbildungen. von **Adolf Stoll**. Berlin, Carl Heymann 1929. XII u. 550 ss. 8°. — Das grose Savignywerk Stolls, dessen 1. band hier (Anz. XLVII 54 ff) ausführlich angezeigt worden ist, hat erst mit dem nun vorliegenden 2. band seinen obertitel erhalten: 'F. K. v. S. ein bild seines lebens mit einer sammlung

seiner briefe'. der verdiente verf. hat das erscheinen dieses neuen bandes nicht mehr erlebt, aber sein werk wird vollständig erscheinen können: eine fußnote der einleitung stellt den 3. band, der die ministerzeit und die letzten lebensjahre zur darstellung bringen wird, in sichere aussicht. dass somit der ertrag einer vollen lebensarbeit nicht verlorengehn wird, ist wärmstens zu begrüßen, denn St. hat aller künftigen forschung hier ein unschätzbar reiches und sorgsam commentiertes material bereitgestellt. dass er weder eine durchgeformte biographie in der art Erich Schmidts gibt noch eine gestaltdeutung in der art Gundolfs, wurde schon in der früheren anzeige gesagt. die anlage des 2. bandes unterscheidet sich nicht von der des 1., und sie zeigt auch wider die vorzüge jener: größte sorgfalt in der zusammenstellung der lebensstatsachen, wertvolles briefmaterial und bildbeigaben, die wirklich illustrieren. die würdigung der menschen und begebenheiten in den darstellenden einleitungsabschnitten erfolgt nicht sowol in der form geistesgeschichtlicher einordnung als in der eines persönlichen einfühlens.

Im engeren sinn litterarhistorisch ist der Berliner ordinarius mit seinen briefen nicht gleichermaßen bedeutsam wie der junge Savigny. immerhin finden sich doch noch manche wichtige stellungnahmen zur zeitgenössischen dichtung. so die mit J. Grimm gleichgerichtete kritik an der 1. ausgabe der Goetheschen 'Wanderjahre', die 'das nationale und historische' vermisst, der vergleich Goethes mit W. Scott, bei dem sich nicht minder der historische sinn der restaurationszeit geltend macht, das freundliche urteil über den heftig umstrittenen 'Briefwechsel Goethes mit einem kinde'. ungleich ergiebiger ist aber dieser band für die wissenschaftsgeschichte; für den germanisten namentlich durch den inhaltreichen briefwechsel mit den brüdern Grimm. Savignys zurückhaltende stellungnahme im Göttinger universitätsstreit, in briefen von ende 1837 und anfang 1838 vorgetragen, hat freilich J. Grimm nach dessen eigener äufserung verletzt und offenbar dauernd leise nachgewürkt. als ganzes gewährt der band wertvolle einblicke in culturführende schichten der restaurationszeit und reizt zu stilgeschichtlichen und geistesgeschichtlichen untersuchungen.

**Günther Müller.**

Johann Hartliebs übersetzung des Dialogus miraculorum von Caesarius von Heisterbach. aus der einzigen Londoner handschrift hrsg. von **Karl Drescher**. m. 2 tafeln in lichtdruck [Deutsche texte d. mittelalters hrsg. v. der Preufs. Ak. d. wiss. bd XXXIII]. Berlin, Weidmann 1929. XXIII u. 475 ss. 4<sup>o</sup>. 34 m. — Drescher, der die vollendung dieser ausgabe nicht mehr hat erleben dürfen, hat uns 1924/25 (Euphorion bd 25 u. 26) in eindringlichen untersuchungen ein reich ausgeführtes bild von der persönlichkeit und der schriftstellerischen leistung Johann Hartliebs vorgelegt,



welcher, selbst der hochangesehenen ober-schicht des Münchener bürger-tums angehörig, für ein glied der an die seite des altadels tretenden bürgerlichen geschlechter, den bürgermeister Hans Püterich, um 1460 etwa das werk des cisterziensers aus der ersten hälfte des 13 jhs übersetzt hat. wie die tatsache dieser übersetzung ein bezeichnendes licht auf die geistige lage dieser kreise und die persönlich-keit des übersetzers wirft, so bildet diese übertragung zusammen mit den andern werken Hartliebs wertvollen und nun fast in überreichem umfang dargebotenen stoff für die geschichte der deutschen übersetzungskunst und des deutschen prosastils. obwol sich bei Hartlieb die abhängigkeit der sprachlichen gestaltung von dem charakter seiner jeweiligen vorlage klar genug ausprägt, und er sich auch hier satz für satz so eng an die gedankenfolge und -formung des lateinischen textes anschließt, dass er sogar das *recenter* des 13 jhs als *neulich* beibehält, nimmt er sich doch so viel freiheit, dass seine eigenen ideale stilistischer schönheit überall zur geltung kommen; Dr. hat die kennzeichnenden eigentümlichkeiten, unter denen die paarung von synonymen und die rhythmischen bestrebungen sich dem ohr wohl am kräftigsten aufdrängen, schon im einzelnen ausgiebig vorgeführt. von besonderer bedeutung erscheint die wortbildnerische kraft Hartliebs, die Dr. in seinen untersuchungen beleuchtet hat; ein sehr reich angelegtes wortverzeichnis (44 ss.), das von H. Bork nach den weisungen Burdachs abgeschlossen ist, dient hier dazu, sie unter etwas anderen gesichtspuncten anschaulich zu vergegenwärtigen. freilich wird erst eine spätere zeit mit voller sicherheit ermessen können, wie viel von den worten Hartlieb wirklich selbst geprägt hat.

Auch die einleitung, die sich gröstenteils eng an die unter-suchungen anlehnt, musste nach dem tode des herausgebers von seinen sachwaltern abgerundet werden. mit hülfe Hilkas hat Dr. hier die stellung von Hartliebs vorlage in der Caesarius-überlieferung noch genauer bestimmen können. die unterstützung Burdachs ist auch der textkritik zugute gekommen.

Göttingen.

Ludwig Wolff.

#### OBERNESSER-PREIS DES ELSASS-LOTHRINGEN- INSTITUTS ZU FRANKFURT A. M.

**Aufgabe:** 'Gehalt und gestalt des deutsch- und französischsprachigen Elsass-romans im 19. und 20. jahrhundert'.

Es sind alle inhaltlich suf das Elsass, auf seine geschichte und seine eigenartige culturelle lage bezüglichlichen romane in die untersuchung einzubeziehen. dabei ist die herkunft des verfassers — Elsässer oder nicht-Elsässer — nicht außer acht zu lassen. die wertung soll sich sowol auf die dichterischen und künstlerischen qualitäten wie auch auf die politischen und culturpolitischen tendenzen erstrecken.

## Bedingungen.

Die arbeit kann von älteren studierenden aller deutschen sprachgebiete oder von akademikern die die universität noch nicht länger als 6 semester verlassen haben, eingereicht werden.

Die arbeit muss in gutem deutsch geschrieben sein.

Letzter ablieferungstermin ist der 1. januar 1933. die arbeit ist mit einem kennwort zu versehen. der name und die anschrift des verfassers ist in einem verschlossenen umschlag, der das gleiche kennwort trägt, beizufügen. der preis beträgt m. 600. — Damit geht das recht der veröffentlichung an das Institut über. verzichtet das Institut auf dieses recht, so ist die arbeit bei anderweitiger veröffentlichung als preisarbeit des Instituts zu bezeichnen. die entscheidungen des preisgerichtes sind nicht anfechtbar.

## PERSONALNOTIZEN.

Am 20. august 1929 ist in Amsterdam 66 jährig nach längerem leiden RICHARD CONSTANTIN BOER gestorben, der auf den gebieten der heldensage und der nordischen philologie eine fruchtbare tätigkeit entfaltet hat.

Am 29. august 1930 starb in Berlin im 43. lebensjahre FRIEDRICH KRÜER, einer der tüchtigsten schüler G. Roethes, der mit verheißungsvoller mitarbeit beim Deutschen Wörterbuch eingesetzt hatte.

Am 2. oktober 1930 ist in Göttingen 58 jährig FRIEDRICH LUDWIG gestorben, ein feinsinniger erforscher der mittelalterlichen musik und der beste kenner ihrer überlieferung.

Mit RUDOLF HENNING, der am 17. oktober 1930 78 jährig in Heidelberg verschieden ist, hat unsere wissenschaft einen gelehrten verloren, der sie in seinen jüngern jahren vielseitig anregend mit tüchtigen leistungen gefördert hatte.

Nach dem rücktritt Ferd. Bohnenbergers vom lehramt ist als zweiter ordinarius der deutschen philologie PAUL KLUCKHOHN von Wien nach Tübingen berufen worden. — der ao. prof. dr HELLMUT DE BOOR in Leipzig folgte einem ruf als ordinarius nach Bern, wo Sam. Singer in den ruhestand getreten ist. — in das ordinariat von Victor Michels in Jena ist ALBERT LEITZMANN eingerückt. — der ao. prof. dr GEORG WITKOWSKI in Leipzig wurde zum ordinarius ernannt. — dr WILHELM BÖHM, der biograph Hölderlins, ist honorarprofessor der deutschen litteraturgeschichte an der technischen hochschule Hannover geworden.

Habilitiert haben sich: in Hamburg für deutsche litteraturgeschichte dr PAUL BÜCKMANN; in Frankfurt: für vergleichende idg. sprachwissenschaft dr JOSEF WEISWEILER und für deutsche philologie dr MAX KOMMERELL.

## EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) eingesandten bücher (nicht ausschnitte oder kleinere sonderabzüge), mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das werk zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das werk angefordert haben.

Vom 16 juli bis zum 15 november 1930 sind eingegangen (einschließlich einiger an prof. Schröder persönlich gesandter werke):

**A. Bach**, Die nassauische sprachlandschaft. ein versuch [Rheinisches Archiv 15]. Bonn, Röhrscheid 1930. 57 ss. 8°.

**Jean Pauls** Sämtliche werke. hist. krit. ausgabe I abt. 5. bd Quintus Fixlein. Biographische Belustigungen. Der Jubelseniör hrsg. v. **E. Berend**. Weimar, H. Böhlau nachf. 1930. LII u. 556 ss. 8°.

**J. Blumer**, Sammlung mundartlicher wörter u. redensarten der nordwestböhmisches mundart, bes. von Brüx u. umgebung [Beiträge z. heimatforschung Nordwestböhmens]. Komotau 1929. 98 ss. 4°.

**W. Braune**, Abriss der althochdeutschen grammatik m. berücksichtigung des altsächsischen. 6. aufl. bearb. v. K. Helm. Halle, Niemeyer 1930. 68 ss. 8°. — 2 m.

**H. Butzmann**, Studien zum sprachstil Konrads von Würzburg. Göttinger diss. 1930. 45 ss. 8°.

**J. van Dam**, Historiese taalbeschouwing en modern taalinzicht. rede. Groningen, Wolters 1930. 28 ss. 8°.

**M. Enzinger**, Die deutsche Tiroler literatur bis 1900. ein abriß [Tiroler Heimatbücher bd I]. Wien, schulwiss. verlag Haase 1929. 128 ss. gr. 8°. — 5,25 m.

**Gottscheer volkslieder** m. bildern u. weisen hrsg. m. unterstützung der Deutschen Akademie u. d. Verbandes deutscher vereine f. volkskunde vom Deutschen Volksliedarchiv. bilder von Michael Ruppe. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & co. 1930. 95 ss. kl. 8°. [h. 24 der Landschaftlichen Volkslieder].

**K. H. Halbach**, Gottfried von Straßburg und Konrad von Würzburg. 'klassik' und 'barock' im 13. jahrhundert [Tübinger germanist. arbeiten bd 12]. Stuttgart, Kohlhammer 1930. VII u. 76 ss. — 5 m.

**Th. C. Hall**, The religious background of american culture. Boston, Little, Brown & co. 1930. XIV u. 348 ss. 8°. — gebd. 3 doll.

**G. Höfer**, Die bildung Jakob Ayrsers [= Deutsche Poeterey bd 6]. Leipzig, J. J. Weber 1930. 96 ss. 8°. — 5,80 m.

**H. Hofmeister**, Die Chatten I bd Mattium — die Altenburg bei Niedenstein [Germanische denkmäler der frühzeit hrsg. v. d. Römisch-germanischen kommission des Deutschen archäologischen instituts]. Frankfurt a. M., Jos. Baer & co. 1930. 83 ss., 43 tafeln u. 2 pläne gr. 8°.

**J. Huizinga**, Wege der kulturgeschichte. München, Drei-masken-verlag 1930. 405 ss. 8°.

**Island-ausstellung** Wien 1930 anlässlich der 1000-jahrfeier des isländischen parlamentes. veranstalter: Geograph. gesellschaft in Wien, Nationalbibliothek, Naturhistor. museum, akadem. maler Theo Henning. 5.—31. juli 1930. Terrassensaal der Wiener Hofburg. 48 ss. u. 22 tafeln quer 4°.

**T. E. Karsten**, De första Germanerna [överttryck ur Finskt Museum 1930]. Uppsala, Lundequist. s. 33—63.

**Fr. Kluge**, Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache. 11. aufl. m. unterstützung von Wolfgang Krause

bearbeitet von **Alfred Götze**. 1. liefg. A—brünett. Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter & co. 1930. 80 ss. gr. 8°. — 2 m.

**F. Kohls**, Die orts- und flurnamen des kreises Grimmen (Vorpommern). Greifswald, Bamberg 1930. 187 ss. 8°. 5 m. — Eine gründlich vorbereitete, sauber geordnete und in der etymologie verständig zurückhaltende arbeit.

**C. v. Kraus**, Unsere älteste lyrik. festrede gehalten in d. öff. sitzung der B. akademie der wissenschaften z. feier d. 171. stiftungstages am 14. mai 1930. München, R. Oldenbourg in comm. 1930. 21 ss. 4°.

**W. Krause**, Die kenning als typische stilfigur der germanischen u. keltischen dichtersprache [Schriften d. Königsberger gel. gesellschaft, geisteswiss. klasse, 7 jahr heft 1]. Halle, Niemeyer 1930. 26 ss. gr. 8°.

**Deutsche Literatur**, reihe Reformation bd I: **A. E. Berger**, Grundzüge evangelischer lebensformung nach ausgewählten schriften Martin Luthers. Leipzig, Reclam jun. 1930. 340 ss. 8°. geh. 7,50 m. — Wer sich durch den gespreizten und anspruchsvollen titel nicht beirren lässt, findet hier eine von sicherer hand getroffene auswahl Lutherischer schriften. die umfangreiche einleitung (s. 5—77) zerfällt in einen allgem. teil: 'Die seelische structur des spätmittelalters und ihre umwandlung durch die reformation' und sondereinführungen in die einzelnen schriften. der plan der ganzen reihe, die 6 bände umfassen soll, wird s. 39f entwickelt.

Dasselbe, reihe Aufklärung bd II: Das weltbild der deutschen aufklärung: philosophische grundlagen und literarische auswirkung: Leibniz—Wolff—Gottsched—Brockes—Haller hrsg. v. **F. Brüggemann**. 1930. 328 ss. (vgl. Anz. XLVII 193).

Dasselbe, reihe Politische dichtung bd VI. Dem neuen Reich entgegen 1850—1871 bearb. von **Helene Adolf**. 1930. 314 ss. (vgl. Anz. XLIX 159).

Dasselbe, reihe Romantik bd XV **A. Müller**, Märchen 2 bd. 1930. 317 ss. 8°. — Dieser zweite märchenband (vgl. ob. s. 161) vereinigt in geschickter auswahl und gruppierung Chamisso, E. T. A. Hoffmann, den jüngern Contessa und Eichendorff; die beiden stücke von Hoffmann sind in der ersten fassung gegeben, die besonders beim Goldenen Topf später einschneidende stilistische änderungen erfahren hat; bei Eichendorff wird man es dankbar begrüßen, dass dem Marmorbild vorangestellt ist die s.z. ungedruckt gebliebene Zauberei im Herbste.

**R. Löwe**, Deutsches etymologisches wörterbuch [Sammlung Göschen. h. 64]. 2. umgearb. u. verm. aufl. Berlin, W. de Gruyter & co. 1930. 186 ss. kl. 8°. — 1,80 m.

**Havich der Kellner Sankt Stephans leben** aus der Berliner handschrift hrsg. v. **R. J. McClean**. m. e. tafel in lichtdruck [Deutsche Texte d. Mittelalters bd XXXV]. Berlin, Weidmann 1930. XI u. 82 ss. gr. 8°.

**H. Misko**, Die mundart von Wadettstift im Böhmerwald I: Lautlehre [Beiträge z. kenntnis sudetendeutscher mundarten hrsg. v. E. Gierach 5]. Reichenberg in comm. F. Kraus 1930. 135 ss. gr. 8°.

**J. Petersen**, Fontanes erster Berliner gesellschaftsroman. m. 4 tafeln [sa. a. d. Sitzungsber. d. Preufs. ak. d. wiss. phil.-hist. kl. 1929. XXIV]. Berlin, W. de Gruyter & co. in comm. 1929. 85 ss. gr. 8°.

**Gottfried von Straßburg Tristan und Isold** hrsg. von **Fr. Ranke**. text. Berlin, Weidmann 1930. 246 ss. 8°. 5 m. — der 2. bd mit dem 'ausführlichen rechenschaftsbericht' wird im j. 1931 erscheinen.



- J. Ries**, Was ist ein satz? [Beiträge zur grundlegung der syntax h. III]. Prag, Taussig & Taussig 1930. VIII u. 232 ss. 8°.
- W. G. Rost**, örtlichkeit und schauplatz in Fontanes werken. Berlin, W. de Gruyter & co. 1930. 157 ss. 8°. — 10 m.
- The Azure Flower**. lyrics from the german romantic poets translated by **John Rothensteiner**. privately printed St. Louis 1930. IX u. 149 ss. 8°. — Etwa 140 gedichte von 18 verschiedenen verfassern, von den Schlegels bis auf den dichter von 'Dreizehnlinden'; der begriff der romantik ist also ziemlich weit gefasst. kürzere gedichte werden bevorzugt. die auswahl ist im ganzen zu billigen, die übersetzungen werden nach meinem eindruck der eigenart der dichter nur teilweise gerecht; gescheitert ist rev. R. bei Hölderlin.
- F. J. Schneider**, Halle und die deutsche romantik [Der rote Turm h. 10]. Halle, Gebauer-Schwetschke [1930]. 23 ss. 8°, 0,75 m. — Eine sorgsame revue über die engern und losern beziehungen von einem vollen dutzend romantiker zu Halle und ihrem literarischen niederschlag. im mittelpunct steht während zweier decennien das Reichardtsche haus.
- Schumacher-festschrift**. zum 70. geburtstag Karl Schumachers — 14 oktober 1930 — herausgegeben von der direktion des Römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz. mit 48 tafeln u. 187 textabbildungen. Mainz, L. Wilcken in comm. 1930. 373 ss. gr. 8°.
- G. Siedel**, Theologia Deutsch. m. e. einleitung Über die lehre von der vergottung in der dominikanischen mystik. Gotha, Klotz 1929. VII u. 198 ss. 8°. — 7 m.
- F. W. Strothmann**, Die gerichtsverhandlung als literarisches motiv in der deutschen literatur des späten mittelalters [Deutsche arbeiten der universität Köln hrsg. v. E. Bertram und Fr. v. d. Leyen]. Jena, Diederichs 1930. 75 ss. 8°.
- N. Svanberg**, Studier i språkets teori, kritiska och historiska bidrag. akadem. afhandling. Uppsala, Lundequist 1930. XXIII u. 252 ss. 4°.
- J. de Vries**, De germaansche oudheid. Haarlem, Tjeenk Willink & zoons 1930. XII u. 318 ss. 8°. — 3,90 gld.
- E. Wadstein**, Sveriges namn [ur Fornvännen 1930]. 24 ss. 8°. — *Svea-rike*, ursprgl. auf die an den nördl. Mälarsee grenzenden gegenden beschränkt, bringt W. mit unserm *swinen*, isl. *svia* 'abnehmen', 'durch austrocknung sich einziehen' zusammen und findet die aus dem präsens stammende nasalform in *Svinnegarnsviken* wider, dem namen der bucht die sich gerade in der mitte dieses teils des sees befindet.
- K. Weinhold**, Kleine mittelhochdeutsche grammatik 7. aufl. neu bearb. v. G. Ehrismann. Wien u. Leipzig, Braumüller 1930. 119 ss. 8°. 2,50 m. — Das besonders in Ehrismanns bearbeitung von verdientem erfolg begleitete büchlein ist diesmal durch eine freilich sehr knappe syntax (s. 114—118) ergänzt worden.
- U. Wendland**, Die theoretiker u. theorien der sog. galanten stilepoche u. die deutsche sprache [= Form u. Geist bd 17]. Leipzig, Eichblatt 1930. XXXI u. 234 ss. 8°.
- A. Wolf**, Die germanische sippe BIL. eine entsprechung zu MANA. m. e. anhang: zur gestalt des bilwis. Uppsala, Almqvist & Wiksells 1930. 156 ss. 8°.
- A. Wolf**, Zur entwicklungsgeschichte der lyrik von Novalis. ein stil-kritischer versuch: I. Die jugendgedichte. Uppsala, Lundequist 1928. XI u. 222 ss. 8°.

## REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.

- aberglaube (handwörterbuch) A 91  
 bis 93: begriff 91 f  
 Abraham a S. Clara, neue predigten A 203  
 AvAbschatz, 'Anemon u. Adonis' Absolon 226 f [A 62  
 'Aðalsteinsdrápa'? 122 ff  
 EvAdelnburg 272  
 WAlexis-bund A 199 f  
 Alpengermanen 80 ff  
 Altenburger gründungssage A 155  
 althochdeutsche litteratur, naturalismus u. idealismus A 6 ff  
 Amides = Ems 213  
 Angelus Silesius u. die mlat. hymnik 155—168  
 'Apocalypsis Goliae' A 112 ff: heimat u. verfasser 113 f, textgrundlagen 114, einzelheiten 115, der schluss str. 105 ff: 115  
 'Arnsteiner Marienleich', z. text 96  
 HvAue, stellung d. aHeinrich in d. reihenfolge d. werke 23—40  
 'Austrfararvisur' 87 ff  
 Austri, s. regina A.  
  
*barditus* 197 ff  
 barock: höfische cultur A 135 f; probleme der litteratur A 139 ff: stil 139, mystik 140, sprachgesellschaften 140 f  
 barockdrama, schlesisches A 159  
 Bastarnae 84  
 'Benedictinerregel', ahd. A 149 f  
 HvBeringen, Schachgedicht A 154  
 Wetzels vBernau 227 f  
 Bibel-archiv A 68  
 bibliographie, s. mundartenforschg  
 Biterolf, dichter eines 'Alexander' 228 f  
 Boncompagno, 'Rota Veneris' A 111 f  
 ClBrentano u. Goethe A 190 ff; wert seiner lyrik 192  
 brimsvín A 4  
 Budakeszi, mundart A 66  
 KBurdachs 'Reimar u. Walther' A 148  
  
 Caesars nachrichten u. ihre quellen A 153  
 Caesarius vHeisterbach s. JHartlieb  
 WvChatillon, moralisch-satir. gedichte A 121 ff, die einzelnen dichtungen 123  
 HCluzenere, Marienlegende, datierung 152, polemik gegen Frauenlob 153, textkritik 154  
 'Cliges', s. KFleck, UvTürheim  
 HCollitz A 200  
 Cl. Cranc, prophetenübersetzung NvCues A 205 [A 203  
  
 SDenis, vizepapsttum d. abtes A 56  
 'Deutsches Wörterbuch', gegenwärtige lage und neue organisation d. arbeit A 73—90 (vgl. 163)  
 deutscher orden, verhältnis zu RvEms 225  
 deutschkunde A 51  
 SvDietrichstein, s. 'Teuerdank' dinkel 75 f  
 NvDinkelsbühl A 205 f  
 drama, s. liturg. spiel  
 dramaturgie d. sturms u. drangs A 28 f  
 JvDroste briefw. m. WGrimm A 60  
  
 JEck, deutsche schriften A 62 ff  
 Eckhart, z. hsl. überlieferung 97 ff  
 Edda, zu text u. glossar A 1 ff; Hym. 2 f: A 4; 27, 8: A 4; — in französ. übersetzung A 147  
 ein, das sog. demonstrative im mhd. 1—21  
 Einars 'Velleklá', abfassung 55 ff  
 Ems und Hohenems 211 ff  
 RvEms u. s. litteraturkreis 209 bis 251: name u. familie 209 ff, litterar. gönner u. anreger 216 ff, freunde u. bekannte in d. litterar. welt 226 ff (litterar. verlust? 240 ff) z. relativen chronologie 242 ff, die anordnung der dichterlisten 248 ff, datierung von 'g. Gerhard' u. 'Barlaam' 217 f, 242, von 'Alexander' u. 'Wilhelm' 219 ff; verhältnis zu k. Heinrich VII? 223 f; 'Alexander', überlieferung u. kritik A 14 ff: zur metrik A 17 ff; textkritik A 19 ff  
 'Herzog Ernst D' und Ulrich vEschenbach, reimgebrauch der gleichen A 126 ff  
 UvEschenbach verf. des 'Herzog Ernst D' A 126 ff  
 WvEschenbach, wortvariationen in den hss. des Parzival A 176 ff  
 'Exodus', heimat 74 f

Feists Etymolog. got. wb. A 163  
finnische lehnwörter aus dem germ.  
u. balt. 149 f. 255 f  
KFleck, sein 'Cliges' 250  
SFlorian, s. glossen, psalter  
flugschriften z. ritterschaftsbewe-  
gung 1523 A 64  
fluz, bedeutung 73  
Frauenlob, s. HCluzenere  
Freidank, der name 238 f, todes-  
jahr u. heimat 235 f, verhältnis  
RvEms zu ihm 237; 'Beschei-  
denheit' 48, 19: 80  
*Fridanc, Frigedanc*, s. Freidank  
'Fürwittich', s. Teuerdank  
KvFufsesbrunnen, heimat 174 ff,  
sprache 169 ff

*Gaesati* 83  
gassennamen, s. straßennamen  
geistliches tagelied A 116 ff  
generationen deutscher dichter u.  
denker A 137 ff  
'genie' usw. in d. schriften Fr.  
Schlegels A 57  
Genovefa-legende, älteste texte A 54  
Germanen in den Alpen 80 ff. 147 f  
glossen, s. SFlorian  
Goedekes Grundriss fortgeführt  
A 103 f  
Goethe u. Brentano A 190 ff  
goldring von Pietroassa 49 ff, dazu  
'heilig' 54  
Gotenname u. germ. lautverschie-  
bung 253 ff  
'gotica Veronensia' 207  
gottesliebe, tractat A 205  
'grade, 15', s. Rede  
'Gregorius peccator', textkritik 285 ff  
Grillparzer u. die Slaven A 193 ff:  
'Ottokar' 193, 'Treuer Diener s.  
Herrn', 'Libussa' 'Gold. Vlies'  
194 f; Ottokar = Napoleon 193  
WGrimm briefwechsel m. JvDroste  
A 60  
Grimmsches Wörterbuch, s. Deut-  
sches Wörterbuch  
AGryphius A 159  
*Gūdas*, pl. *Gudaĩ* litauisch 145. 254  
Gustav Adolf in d. litteratur A 56

*haberschrecke* 77  
FvHagedorn, stil A 185 f; s. lyrik  
erlebnisdichtung? 186, kein  
starker abstand von d. ana-  
kreontik 186

handschriften aus Berlin 98. 100.  
105. 106. 107, Frankfurt a. M.  
70, Innsbruck 42. 44. 46, Kärn-  
ten A 201, Klagenfurt 257 ff,  
Kopenhagen 109, München 48,  
Verona 207; zu Eckhart 97 ff,  
zum Parzival A 176 ff, zum  
Teuerdank 177 ff

*Harigasti* 86  
JHartlieb übersetzer d. Caesarius  
von Heisterbach A 207  
*Headobeardan* u. verwante prunk-  
namen 129 ff  
*heilig* 54  
heiligtümer in norweg. ortsnamen  
A 94 ff  
-heim in german. ortsnamen A 96  
KvHeimesfurt 332 f; textkritik:  
'Himmelfahrt Mariae' 273 ff;  
'Urstende' 281 f  
Heine-sammlung Straufs A 158  
kHeinrich VII, verhältnis zu  
RvEms? 224  
BvHerbolzheim 228, bearbeitet den  
pf. Lamprecht? 229  
m. Hesse von Straßburg 232  
PHeyse, novellentechnik A 58 ff  
'histrio' als dolmetscher A 155  
hochzeitsbräuche in Kremnitz A 50  
höfische cultur A 132 ff; der Stau-  
ferzeit 133 ff, der barockzeit  
A 135 ff  
Hoffmannswaldau A 182 ff  
'Hofudlausn' als 'Aðalsteinsdrápa'?  
Hölderlin A 38 ff [122 ff  
Hohenems 212  
GvHohenlohe, edelherr 224  
GvHohenlohe, ritter u. dichter 224.  
232  
BvHorheim, MFr. 113, 17: 197  
hymnik, mittellatein., s. Angelus  
Silesius

inschriften, lateinische der Gallia  
Narbonnensis A 144 f

'Jahresberichte f. dtschegeschichte'  
A 150  
Jahrsdorf s. Johansdorf  
Joh. Janko A 151 f  
Jean Paul, 'Wuz' A 195 f  
'Johannes Baptista', fragmente 262  
AvJohansdorf 272  
'jüng. Judith', heimat 75  
'Kaiserrecht' = Schwabenspiegel  
A 157

Kaisheim, cisterzienserkloster 235  
 'Karl und Elegast' (md.), z. textkritik 208

AvKemenaten 234

NKempf v. Straßburg A 206

gr. KvKirchberg (MSH. I 23 ff),  
 alter 108

Ernst Kraus A 151 f

Kudrunepos fortlebend? A 149

*kv* u. *q* im cod. reg. A 2 f

HvLaber, bruchstücke 44 ff

Lamprechts 'Alexander' von BvHer-  
 boldheim überarbeitet? 229

Lausitzer gotik u. steinmetzzeichen  
 A 156

lautverschiebung, s. Gotenname

WLazius u. die Wiener mundart  
 A 171

HvLeinau 233

Lexers Taschenwörterbuch A 153 f  
 liebe gottes, s. gottesliebe  
 liebesbrief 41

liturg. spiel, ursprung A 52

*ljóðaháttir*, bindung u. trennung  
 A 99 ff

Lüneburg, eindringen der hoch-  
 deutschen schriftsprache A 157

märchen A 171—176: einengung  
 d. begriffs u. sonderbedingungen  
 172 ff; namen u. merkmale 174 f,  
 ältere zeugnisse 175; geschichte  
 vom altertum bis zum 18 jh.  
 175 f; — märchen der romantik  
 A 161

'Maget Krone', alter 48

'Mai und Beaflo', textkritik 283 f;  
 herausgeber? 284

Marienleich, s. Arnsteiner Ml.

k. Maximilian I, s. Teuerdank

'Melanippos u. Komeitho' A 153

'Minnesangs Frühling': s. EvAde-  
 lenburg, BvHorheim, AvJohans-  
 dorf, HvRute, BvSteinach, HvVel-  
 deke

*miskorblind*? A 4

mittellatein, einföhrung durch  
 KStrecker A 105 ff

Montfort, grafen u. dienstmannen  
 212

OMorena u. s. fortsetzer A 154

Moses ausgesetzt an einem 'bache'  
 73 ff

'Vorauer Moses' 32, 13 ff: 73;  
 69, 4: 86

mundart, altbairisch A 171, alte  
 Wiener A 171; von Budakeszi  
 A 66

mundartenforschung u. -dichtung,  
 bibliographie A 55

ThMurner, 'Vier ketzer' A 25 ff,  
 verhältnis z. humanismus A 66 f  
 mystik in d. barockliteratur A 140

naturalismus u. idealismus in d.  
 ahd. litt. A 6 ff

GvNeifen, z. textkritik 128

Nidaros, s. Trondhjøm

LvNordhof A 153 f

Nürnberger hoftag, s. WvdVogel-  
 weide

Oedenburg, deutsches theater A 65  
 österreich. rechtssprache A 205

gr. KvÖttingen 220. 224

Ofen, s. strafsennamen

ortsnamen, norwegische m. bezie-  
 hung auf heiligtümer A 94 ff

MPfinzing, s. 'Teuerdank'

Pietroassa, s. goldring

politische dichtung: 1756—1795  
 A 158, desgl. 1848—1849: A 160

preisausschreiben A 68. 208

prophetenübersetzung, s. Cl. Cranc  
 prunknamen, ethnische 129 ff

psalmenparaphrase, frühmhd. 257 ff  
 psalter v. SFlorian, sprache A 24 f

*q* und *kv* im cod. reg. A 2 f

JvRavensburg 218. 224

rechtssprache, österreich. A 205

rechtssprichwörter A 204

rede, menschliche A 49 f

'Rede von den 15 graden' A 131 f  
*regina Austri* = kgin v. Saba 154 .

PReicher vPirchenwart A 206

'reim', bedeutung u. aufkommen  
 des wortes 263—271

Riga, s. strafsennamen

ritterschaftsbewegung, s. flug-  
 schriften

LvRoeteln 47

Gg Rollenhagen, 'Lazarus' A 61

'Rosengarten' A 9 ff, eine urfassung  
 A 12 f

*Vome Roten zuo dem Rine* 140 ff

'Rother' v. 2160: A 161

'Graf Rudolf', z. quellenfrage 78

HvRute, MFr. 116, 16: 252



sagen, s. schwäbische ss.  
 Savigny als Berliner professor A 206  
 Scheffler, s. Angelus Silesius  
 'schriftsprache' u. verwante ausdrücke A 170; nhd. in Lüneburg  
 Fr. Schlegel, s. 'genie'  
 A W Schlegel, briefe von u. an ihn A 157  
 A 186 ff; neue quellen 188; kein klassiker des briefstils 189 f  
 schwäbische sagen A 53  
 selbstzeugnisse, deutsche A 160  
 'Sermones nulli parentes', z. text A 162  
 Sigvats 'Austrfararvísur' 87 ff  
 Slaven, s. Grillparzer  
 slavische lehnwörter aus dem germ. vor der lautverschiebung? 146  
 spieleute in der litteratur A 134 f  
 sprichwörter, s. rechtssprichwörter  
*stadir* in norweg. Ortsnamen A 97 f  
 Staufferhof und Welfenhof: unterschied in der culturpflege? A 134  
 BvSteinach? MFr. 119, 16: 252  
 steinmetzzeichen d. Lausitz A 156  
 A Stifter, ideen u. probleme A 197 ff, entwicklung vom romantischen zum klassischen 198 f  
 strafrecht u. totenglaube A 152  
 strafsennamen in Ofen A 65, in Riga A 64  
 Strauß, s. Heine-sammlung  
 K Strecker und das mittellatein A 105 ff  
 sturm und drang, dramaturgie A 28 ff  
 sündenklage, s. Upsalaer skl.  
 tagelied, geistliches A 116 ff  
 Teichner: kein reim *entweich*; *sprach*! A 169  
 'Teuerdank', die verschied. fassungen 177—196  
 theater, deutsches in Oedenburg A 65

todesgedanke in d. dtschen dichtung A 31 ff  
 totenglaube im strafrecht A 152  
 MTreitzsaurwein, s. 'Teuerdank'  
 Trondhjem, name von stadt und landschaft A 145 f  
 UvTürheim 230 ff, reihenfolge s. werke 232, der 'Cliges' 250 f

*ufhimel* A 23  
 'Ulinger' 288  
 'Unfallo', s. 'Teuerdank'  
 Rungers geisteswissenschaftliche behandlung der litteraturgeschichte A 141 ff  
 'Upsalaer sündenklage', z. text 22

'Väterbuch', bruchstück 46  
 Vasolt (der kritiker) 228  
 HvVeldeke, z. text s. lieder 127  
*Veneti* 85. 148  
 'Velleklá' 55 ff  
 WvdVogelweide 84, 14: 66 ff  
 AJVollmer bearbeitet 'Mai u. Beaflo' 284

*wazzer* = 'fluss' 73  
 Welfenhof, s. Staufferhof  
 Wildemann, 'Veronica' v. 25, 'Christl. lehre' v. 143 (*Austri*): 154  
 Winsbeke, Winsbekin u. Winsbekenparodie 109 ff  
 KvWinterstetten 224  
 OvWolkenstein, sprache u. wortschatz A 179 ff: personen- u. Ortsnamen 180 f; zu einzelnen stellen: 59, 26: 179; 61, 6 u. 28: 181; 64, 82: 181; 109, 69: 180 f; 115, 12: 180  
 wortgruppenlehre A 47 f  
 wortvariationen, s. WvEschenbach  
 KvWürzburg, fragment d. 'Schwanritters' 70; 'Silvester', s. LvRoe-teln.









